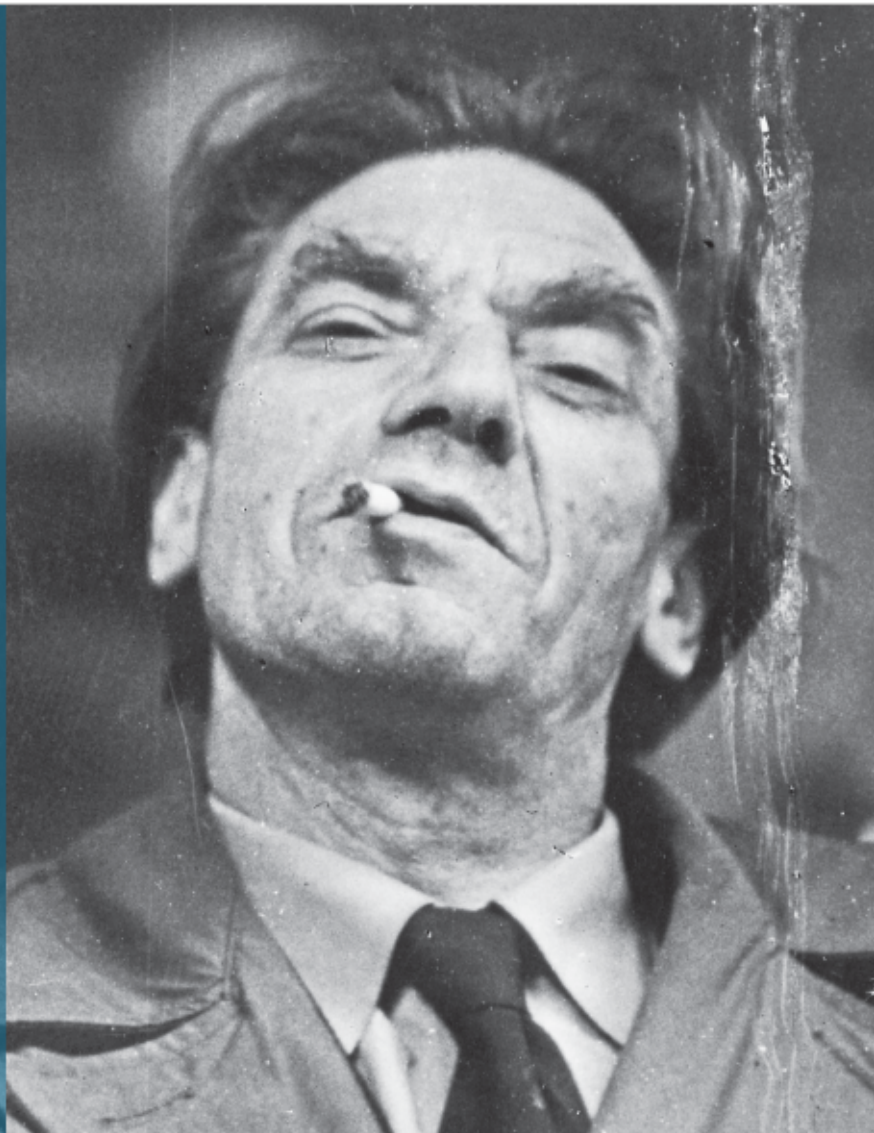


# LUDWIG HOHL – ZUR PHILOSOPHIE DER *NOTIZEN*



Martin Simon Raaflaub

# Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades in Philosophie

Angenommen von der Kultur- und  
Sozialwissenschaftlichen Fakultät der  
Universität Luzern im Jahr 2014

Erstgutachter: Prof. Dr. phil. Rafael Ferber  
Zweitgutachter: Prof. emerit. Dr. Gerhard Seel

Der ZHB zur Publikation übergeben  
im Jahr 2017

urn: nbn:ch:bel-85477

Dieses Werk steht unter einer  
Creative Commons-Lizenz 4.0:  
Eine ausführliche Fassung des  
Lizenzvertrages findet sich hier:



<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Für die Erteilung der Publikationsgenehmigung aller in dieser Arbeit enthaltenen Materialien danke ich der *Ludwig Hohl Stiftung*, der *Stiftung Hanny Fries und Beno Blumenstein*, dem *Schweizerischen Literaturarchiv (SLA)* und dem *Suhrkamp Verlag*. Dem Literaturarchiv danke ich zudem für die Konsultation und Bereitstellung des Materials aus dem Nachlass Hohl.

## Worte des Danks

Ein anonymer Dank geht an unzählige Freunde und Bekannte, die mir bei der Erarbeitung dieser Dissertation die vielfältigsten Dienste geleistet und wertvolle Hinweise gegeben haben.

Besonderer Dank gebührt Herrn Professor RAFAEL FERBER, unter dessen umsichtiger Führung ich während dreier Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Luzern frei forschen durfte. Desgleichen danke ich Herrn Professor GERHARD SEEL, der meine Begeisterung für die akademische Philosophie vor langen Jahren wachgerufen und seither auf seine ganz persönliche Weise immer wieder neu entfacht hat.

Ein namentlicher Dank geht zudem an HUGO SARBACH und MAGNUS WIELAND, die ich als Hohls Nachlassverwalter überaus schätzen gelernt und als Menschen lieb gewonnen habe. Meinen Freunden HUGO und ÄSCHI danke ich speziell für das aufwendige Korrekturlesen dieser Schrift.

Ein besonderer Dank geht auch nach Holland an JATTIE und ANDRIES ENKLAAR, die uns in ihrem Haus in Kampen einen sehr ertragreichen Forschungsaufenthalt und eine unvergessliche Zeit ermöglicht haben.

YVONNE und URS RAAFLAUB sowie "FINELI" und MARTIN ZURSCHMITTEN danke ich für viele ausserordentliche Kinderhütendienste unseres Johann' vor allem während der Abschlussarbeiten an dieser Dissertation. Ohne Euch wäre diese Schrift nie rechtzeitig fertig geworden.

Mein grösster Dank aber geht an Dich, SABINE, die Du mich mit schier unerschöpflichem Verständnis hast arbeiten lassen, indem Du mir tausend Dinge des Alltags abgenommen und zu meinen Gunsten auf so vieles verzichtet hast. Ich werde Dir das nie vergessen. –

EUCH ALLEN HERZLICHEN DANK!

## Inhalt

Vorwort.....	I-V
Kapitel 1: Ludwig Hohls Leben und Werk.....	1
I Ein biographischer Anfang .....	1
Zur Notwendigkeit und Unmöglichkeit einer biographischen Fortsetzung .....	1
Zur Auflösung eines scheinbaren Widerspruchs .....	3
Von der Notwendigkeit einer internen Differenzierung des "Biographischen" .....	5
Zur bedingten Funktion des biographisch-Persönlichen in Hohls Werk.....	6
II Alkohol und Pulverdampf. Zu den Legenden und Klischees .....	9
Erste Korrektur: der Präzisionsschütze.....	11
Zweite, notwendige Korrektur: der "präzise Alkoholiker" .....	14
Der disziplinierte Rebell.....	20
Weiterer Korrekturbedarf: Hunger und Krankheit.....	23
Fazit.....	26
III Zur Zweiteilung des Gesamtwerks.....	27
Mögliche Unterteilungen.....	29
Das Notizenwerk .....	30
Anmerkungen .....	32
Kapitel 2: Ludwig Hohl in wissenschaftlicher Behandlung.....	42
I Zur Vorgeschichte .....	42
Vier literaturwissenschaftliche Studien.....	42
Figuren des Anfangs.....	43
"Ds Schami" .....	43
Professor Alker (1895-1972) .....	43
Wissenschaftliche Besucher in Hohls Keller .....	44
Anmerkungen .....	48
II Ludwig Hohl. Seine Erzählprosa mit einer Einführung in das Gesamtwerk (Kronig, 1969) ..	52
Von einem Primat des Denkens.....	52
Sprache und Denken I: Grenzen literaturwissenschaftlicher Behandlung.....	53
Hohls Bezug zum Leser .....	55
Sprache und Denken II: Probleme philosophisch-wissenschaftlicher Betrachtung.....	56
Anmerkungen .....	58
III Fragment und Weltbild in Ludwig Hohls Notizen (Bänninger, 1973) .....	63
Ein hoher Anspruch.....	63
Das zentrale Stück.....	63
'membra disiecta' .....	63
Keine Aphorismen! .....	64
Ein Prinzip mit drei Stufen .....	65
Ein Eintrag unter vielen .....	65
Eine verborgene Absicht .....	66
Eine verlorene Spur .....	67



Ein entscheidender Zusatz .....	68
Gewisse Bedenken .....	69
Die Sache mit dem Erfolg .....	71
Eine alte Klage.....	72
Echte Probleme .....	72
Schlechte Zahlen .....	73
Der entscheidende Punkt.....	74
Von einem Primat des Subjektiven .....	74
Keine Zugeständnisse! – ? .....	75
Zwei halbe statt einer ganzen Wahrheit.....	76
Geld und Geist .....	77
Zur Rolle des Lesers .....	77
Wer oder was ist ein Apotheker?.....	81
Zum Philosophischen "Gehalt" der Notizen .....	82
Das Verdikt vorweg .....	82
Zur Funktionsweise des Dreistufenprinzips.....	82
Viele Idealismen.....	83
Ein griechischer Begriff.....	85
Sprache und Denken III.....	85
Fazit.....	86
Anmerkungen .....	87
 IV "Möglichkeitswelt" Zu Ludwig Hohls Dichtung und Denkformen (Fuchs, 1973).....	100
Weitreichende Übereinstimmungen .....	100
Eine berechtigte Kritik .....	100
Fuchs' These von Hohls philosophischer Abstammung.....	101
Zur Problematik des Vorgehens.....	101
Das Triumvirat .....	103
Heraklit.....	103
Spinoza.....	104
Goethe .....	105
Hohl gegen Humm: "Stützpunkte", nicht "Vorbilder" .....	107
Ein paar Pfeiler .....	108
Valéry oder ein Nachzügler wird vorgeschoben .....	108
Fazit.....	111
Anmerkungen .....	113
 V "Schwer wie ein weisser Stein", Ludwig Hohls ambivalente Bewältigung der Melancholie" (Haupt, 1996).....	123
Haupts zentrale These.....	123
Erbe der Aufklärung oder Romantik? Keine Alternative .....	124
Von einem Ungleichgewicht in Haupts Melancholie-Ansatz.....	126
Narzissmus, Ichverlust und Melancholie.....	126
Jenseits der Grenzen reiner Sprachstrukturanalysen.....	127
Von einer therapeutischen Funktion des Notizen-Schreibens .....	128
Haupts Eröffnung einer Interpretation der Notizen als philosophische Aphorismen .....	129
Beispielhaftigkeit statt Subjektivität .....	129
Zur Verbindung von Reflexivität und Anschaulichkeit.....	130

Haupts Stellung zur Problematik der Einheit der <i>Notizen</i> .....	132
Anmerkungen .....	135
 Exkurs 1: Zur Einheit und Struktur der <i>Notizen</i> .....	140
I Zur Einheitsfrage .....	140
Ein erster Hinweis.....	141
Weitere Indizien erhärten den Verdacht.....	141
Ein schlagendes Beweisstück taucht auf .....	142
Zum juristischen Kontext.....	145
II Zur Frage der Struktur.....	148
Die Arbitrarität des zeitlichen Rahmens .....	148
Strukturierungsprinzip "Stoffkreise" .....	150
Ein ganz normaler Arbeitstag .....	153
Zur Genealogie der einzelnen Teile .....	154
Teil I .....	155
Teil II.....	155
Teil III .....	155
Teil IV.....	156
Teile V und VI.....	156
Teile VII-XII .....	162
III Das Genom der Notizen .....	162
Gesamtübersicht über das <i>Grundmanuskript</i> .....	163
Von einer versteckten Chronologie .....	165
Zur strukturellen Differenz zwischen frühen und späten Teilen .....	168
Zur Chronologie zunehmender Zeitnot.....	171
Fazit .....	172
Anmerkungen .....	174
 Exkurs 2: Zur Bedeutung von Spinoza .....	187
I Jugendliche Lektüren.....	187
Ein überwiegend biographisches Interesse .....	187
Coronels Biographie.....	188
Windelbands Rede zum 200. Todestag .....	189
Wissenschaftliche Sekundärliteratur.....	190
Paulsens Einführung .....	190
Erdmanns Geschichte der Philosophie.....	191
Fischers Geschichte der Philosophie .....	192
Ein erstes Fazit .....	193
II Spinozas Präsenz während der Schaffenszeit.....	193
Positive Hinweise vor der ersten Lektüre.....	193
Von einer allgemeinen, ungewohnten Zurückhaltung.....	194
Der ungeheure Eindruck der ersten Lektüre.....	197
Zwischen Philosophie, Kunst und Leben: Hohls Interpretation der <i>Ethik</i> .....	199
Wider einen wissenschaftlichen Zugang .....	201
Hinweise auf Spinoza im publizierten Notizenwerk .....	202

Kaum inhaltliche Bezüge .....	202
Einige gewichtige Abweichungen .....	203
Zahlreiche Hinweise auf Spinozas Charakter und Leben .....	205
Zweites Fazit .....	205
Anmerkungen .....	207
 Kapitel 3: Ein ambivalentes Verständnis von "Philosophie" .....	221
Kleine Rekapitulation .....	221
I Der geistige Hoheitsanspruch des Kantonsschülers .....	222
Ein früher Beleg schriftlicher Selbstklärung .....	223
Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung: zwei Mittel .....	227
Produktion und Einsamkeit .....	230
Zur produktiven Seite der Einsamkeit .....	230
Eine lähmende Wirkung der Einsamkeit .....	232
"Wenn nur das Eine bleibt [...]: Das Hohe, das Edle das Schöne!" .....	234
II Zu Hohls Philosophieverständnis in seinen Schulaufsätzen .....	236
Die frühesten Aufsätze .....	238
"Die landschaftliche Schönheit" .....	240
Erste Definition einer philosophischen Abhandlung .....	241
"Philosophie" und "Dichtung": eine vordergründige Abgrenzung .....	242
Wissenschaft und Kunst: die Differenz im Hintergrund .....	243
"Allerlei Käuze" .....	244
Antiker Anklang I: Der Philosoph als Kauz .....	245
Ein früher Versuch einer philosophischen Betrachtung .....	247
Antiker Anklang II: Die philosophische Verachtung der Massen .....	248
Philosophie als Kunst und Wissenschaft .....	250
Von der Einheit der Wahrheit zur Vielfalt der Perspektiven .....	250
"Wonach beurteile ich die Menschen? – Allerlei Menschen" .....	252
Seelengröße gegen Verstandeskraft .....	257
Von "wahrer Philosophie" und philosophischen "Schwätzer" .....	258
Ernsthaftigkeit als Wahrheitskriterium .....	260
Hohls Rückblick auf einem "starken Anfang" im Denken .....	261
III "Philosophie" im Notizenwerk .....	264
Ein positives Verständnis: der Philosoph als Künstler .....	264
"Philosophie" im negativen Sinn: versteckte Attacken auf Kant .....	268
Zwei unterschiedliche Denkart .....	272
Philosophie und Leben: die "ungeheure Veränderung" .....	276
Erste Anzeichen einer Anlehnung an die philosophische Antike .....	277
Bestätigung dieser Hinweise in einer philosophischen Korrespondenz: Hohl und Hans F. Geyer .....	280
Anmerkungen .....	285

Kapitel 4: Zur philosophischen Dimension der <i>Notizen</i> .....	323
I Ein "antiker" Begriff von Philosophie .....	324
Philosophie als 'ethos' statt Moralphilosophie .....	324
Philosophische Selbstsorge .....	325
Zur Gemeinschaft der "antiken" Geister .....	326
Ein befreiendes Befremden .....	327
Ein neues Verständnis von antiker Philosophie .....	328
Exercices spirituels / geistige Übungen .....	329
Philosophie als Meditation und Kommunikation .....	333
Charakteristische Züge einer (antik-)philosophischen Lebensform .....	336
Zu einigen antik-philosophischen Übungsfelder bei Ludwig Hohl .....	338
Selbstaufzeichnungspraxis .....	338
Praemeditatio malorum – affirmatio vitae .....	341
Vom Aufzeichnen der Träume .....	344
II Zur Interpretation der Struktur und Einheit der <i>Notizen</i> vor antik-philosophischem Hintergrund .....	346
Strukturierung durch exercices spirituels / geistige Übungen .....	346
Teile I: "Vom Arbeiten", VIII: "Apotheker", X: "Traum und Träume" und XI: "Vom Tod" .....	346
Teil II: "Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren" .....	346
Teil III: "Reden, Schwatzen, Schweigen" .....	347
Teile IV: "Der Leser" und VI: "Vom Schreiben" .....	347
Teil VII: "Varia" mit "Anhang zu VII. Autobiographisches" und Teil IX: "Literatur" .....	350
Teile V: "Kunst" und XII: "Bild" .....	352
Fazit .....	353
Zur Wechselwirkung zwischen der einheitsstiftenden Funktion des Notizenwerks und seinem Autor .....	354
Wider den Psychologismus: Philosophische Widerlegung des Subjektivismusvorwurfs ...	357
III Zur Interpretation der sprachlichen Form der <i>Notizen</i> vor antik-philosophischem Hintergrund .....	359
Kleine Rekapitulation .....	359
"Ein Aphoristiker ist ein Vogelschütz" .....	360
Frickes Blick auf Hohls <i>Notizen</i> .....	363
Hohls Aufnahme in die Reihe der grossen Aphoristiker .....	364
Eine philosophische Perspektive auf die Klassierung von Hohls Kurzprosa als Aphorismen .....	367
Der hippokratische Aphorismus .....	368
'apophthegmata' .....	368
Philosophie in Briefform .....	369
Fazit .....	373
Anmerkungen .....	375
 Schluss .....	 398
 Literaturverzeichnis .....	 401
 Editorisches Nachwort .....	 408

## Vorwort

Ludwig Hohl ist heute wohl nur noch dem Namen nach als Schriftsteller bekannt. Das war schon zu seinen Lebzeiten nicht anders. Eine breite Leserschaft haben seine Schriften nie gefunden. Mit durchaus nachvollziehbaren Argumenten wurde sogar schon mehrfach zu zeigen versucht, dass sein Misserfolg beim Publikum unausweichlich war, und sich daran auch in Zukunft nichts ändern wird.<sup>1</sup> Solche Spekulationen sollen uns hier zwar nicht weiter bekümmern; mit Sicherheit aber ist es unter diesen Umständen angebracht, dass zu Beginn dieser Arbeit Hohls 'opus et vita' kurz präsentiert werde (KAPITEL 1).

Über Hohls Jugendjahre, seinen Hollandaufenthalt, vor allem aber über die anschliessende Zeit im Genfer "Untergrund" kursieren immer noch die wildesten und irreführendsten Klischees, die – wie ebenfalls schon verschiedentlich bemerkt worden ist – der Rezeption des Hohl'schen Oeuvres bis heute sehr im Wege gestanden haben.<sup>2</sup> Wie wir in der vorliegenden Arbeit sehen werden, ist die hinderliche Funktion der schillernden Legenden vom Bürgerschreck im Kellerloch mit Hinsicht auf einen *philosophischen* Zugang zu seinen *Notizen* besonders virulent. Einen kleinen Beitrag zu ihrer endgültigen Demontage zu leisten, ist darum ein erstes Ziel dieser Dissertation. Dass Ludwig Hohls kauzige Lebensweise endlich im rechten Licht erscheine, ist dabei keineswegs von rein biographischem Interesse. Wenn – wie in Fall von Ludwig Hohl – die weitestgehende Einigkeit darüber besteht, dass sich Leben und Werk eines Autors nicht voneinander trennen lassen, dann kann eine Korrektur falscher Vorstellungen über seine Lebensführung auch für die adäquate (philosophische) *Interpretation* seiner Schriften von entscheidender Bedeutung sein.

Ludwig Hohl, haben wir gesagt, sei den meisten nur als 'enfant terrible' der Deutschschweizer Literatur bekannt; wirkliche Kenntnis seines Werks hätten die Wenigsten.<sup>3</sup> Dass der sagenumwobene und vergleichsweise "berühmte" Autor kaum Leser gefunden hat, stand von Anfang an auch in Zusammenhang mit seinem verlegerischen Missgeschick. Auch daran hat sich bis heute nichts geändert. Ludwig Hohls literarisches Werk, das zur Hauptsache bereits in den 1930er und 40er Jahren entstanden war, mangels Verlag aber lange nicht erscheinen konnte, wurde von Siegfried Unseld zwar persönlich sehr gefördert, nachdem er Hohl 1971 zum Suhrkamp Autor gemacht hatte;<sup>4</sup> bis zu Unselds Tod sind denn auch sämtliche, zu Lebzeiten des Autors veröffentlichte

---

<sup>1</sup> In seiner Besprechung von Ludwig Hohls *Nuancen und Details* (I-II) hat Albin Zollinger bereits 1939 vorausgesagt, dass dieser Schriftsteller, weil er "es dem Leser so wenig wie sich selber leicht [macht], [...] nur wenig dafür wertvolle Leser finden" würde ("Nuancen und Details", in: "Der öffentliche Dienst", Zürich, 23.6.1939). Auch Traugott Vogel sah in Hohls Rezeption schon einen Beweis dafür, dass "eigenwilliges Denken und Sehen mit ihren Ergebnissen – wenn überhaupt beachtet und ernstgenommen – von Lesern, die auf Beruhigung und Bestätigung des Bisherigen aus sind, abgelehnt wird" ("Würde und Unwürde der Armut. Über Ludwig Hohl", in: "Ludwig Hohl", Johannes Beringer (Hg.); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1981, S. 163-185, hier S. 171).

<sup>2</sup> Am deutlichsten hat Sabine Haupt diesen Missstand zuletzt in einem Artikel in der *Neuen Zürcher Zeitung* beklagt ("Leben und Werk als Legende. Vor hundert Jahren wurde der Schriftsteller Ludwig Hohl geboren", 10.4.2010).

<sup>3</sup> Dieser Meinung ist auch Elio Pellin ("Mit dampfendem Leib'. Sportliche Körper bei Ludwig Hohl, Annemarie Schwarzenbach, Walter Kauer und Lorenz Lotmar"; Chronos, Zürich, 2008, S. 27): „Ludwig Hohl (1904-1980) ist in der deutschsprachigen Literatur vor allem eines: der Mythos einer Biographie.“

<sup>4</sup> Wie sehr Unseld Hohls *Notizen* geschätzt hat, weiss Rainer Weiss zu berichten, der unter seiner Leitung u.a. für die Schweizer Autoren bei Suhrkamp zuständig war. Auf entsprechende telefonische Anfrage hin, hat er am 28. Juni 2012 bestätigt, dass Unseld die prestigeträchtige Nummer 1000 der Reihe "Suhrkamp Taschenbuch", die er schliesslich für Hohls *Notizen* vergeben hat, schon längere Zeit für etwas ganz Besonderes reserviert hatte. In Rainier Weiss' Worten ist ihre Vergabe an Hohl darum als eine "symbolische Verneigung vor Hohl" zu werten. In dem schönen Artikel "Und noch eine weitere Menschenseele möchte ich kennen lernen.' Erinnerungen an einige Freunde und an Ludwig Hohl, den ich nie kennen lernte" hat Weiss weitere persönliche Reminiszenzen publiziert (in: "Quarto, Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs", Nr. 36; Raaflaub / Wieland [Hgs.]; Slatkine, Genf, S. 88-91).

Schriften inkl. einiger wichtiger Publikationen aus seinem Nachlass bei Suhrkamp erschienen. Unter neuer Verlagsführung wurden Titel von Ludwig Hohl dann aber nicht mehr neu aufgelegt. Seit geraumer Zeit sind seine Schriften darum auf dem deutschsprachigen Büchermarkt vollständig vergriffen. In einigen, verstaubten Exemplaren geistert Hohl noch in den immer weiter aussterbenden Antiquariaten herum.<sup>5</sup> Auch aus diesem Grund ist die wissenschaftliche Diskussion um Ludwig Hohl in den letzten Jahren fast vollständig versiegt. Was an grösseren, akademischen Studien bis heute vorliegt, sind zur Hauptsache vier literaturwissenschaftliche Dissertationen, die allesamt schon fünfzehn bis über dreissig Jahre zurückdatieren.<sup>6</sup> Aus philosophischer Perspektive werden diese literaturwissenschaftlichen Untersuchungen in der vorliegenden Arbeit eingehend diskutiert und dadurch nachträglich in einen Zusammenhang gebracht, der in ihnen selbst kaum angelegt ist (KAPITEL 2). Einerseits schliesst diese Arbeit also direkt an die bestehende Hohl-Forschung an; andererseits soll die Auseinandersetzung mit Ludwig Hohl durch sie aber in eine *neue* Richtung geführt werden: als Grundlagenarbeit möchte sie zukünftigen Forschenden jeglichen Fachs ein sicheres, philosophisches Fundament für weiterführende Studien liefern.

Wie es ihr Titel schon anzeigt, ist das Ziel der vorliegenden Arbeit also nicht eine umfassende Analyse des philosophischen Inhalts der *Notizen* – vielmehr werden wir nachweisen, dass die Vorstellung eines solchen philosophischen "Inhalts" oder "Gehalts" höchst fragwürdig wenn nicht sogar völlig unpassend ist –, sondern die Eröffnung eines grundlegend neuen *Zugangs* zu diesem Werk. Vorab in zwei Punkten wird sich uns die Notwendigkeit einer geänderten wissenschaftlichen Herangehensweise an die *Notizen* bereits in unseren Betrachtungen zur bisherigen, literaturwissenschaftlichen Hohl-Forschung klar erweisen: der eine betrifft die bisherigen Vorschläge zum Verständnis ihrer eigenwilligen sprachlichen Form, der andere die bislang unbefriedigend ausgefallene Klärung der Problematik ihrer Einheit und Struktur. Der hauptsächliche Anspruch der vorliegenden Dissertation ist also zu zeigen, dass und inwiefern ein adäquater *philosophischer* Zugang zu Ludwig Hohls *Notizen* die bestehende literaturwissenschaftliche Forschung zu korrigieren und zu komplementieren vermag, indem er neuartige Lösungsansätze bereithält für althergebrachte Probleme der Forschung.

Ludwig Hohls Nachlass ist bei diesem Vorhaben von zentraler Bedeutung. Schon im ersten Kapitel bietet er uns die unerlässliche Grundlage für wesentliche biographische Korrekturen; im zweiten Kapitel erlaubt er uns, Positionen der bisherigen Hohl-Forschung zu kritisieren, indem wir sie mit

---

<sup>5</sup> Auf Italienisch, Französisch, Englisch, Spanisch, Bulgarisch, Tschechisch und Türkisch sind viele seiner Werke hingegen weiterhin erhältlich. Ein, nach Möglichkeit fortlaufend aktualisiertes Verzeichnis aller Übersetzungen führt die Ludwig Hohl Stiftung auf ihrer Homepage unter der Rubrik *Werk* ([www.ludwighohl.ch](http://www.ludwighohl.ch)). Die Stiftung hat sich das rasche Erwirken von Neuauflagen und die Erarbeitung einer Gesamtausgabe, in die noch weitere, unveröffentlichte Texte aus Ludwig Hohls Nachlass eingehen sollen, zur dringenden Aufgabe gemacht. Wie man aus der Presse erfährt, ist Suhrkamp allerdings momentan vor allem mit sich selbst beschäftigt, um sein drohendes Aus wegen juristischer Streitigkeiten unter den Verlagsbesitzern abzuwenden. Durch diesen Umstand werden die Verhandlungen gegenwärtig erschwert. Umso erfreulicher ist, dass der Verlag in letzter Minute vor Abgabe dieser Dissertation der Stiftung eine verlässliche Zusage erteilt hat, dass *Nächtlicher Weg, Nuancen und Details, Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren* und *Bergfahrt* bis zur Leipziger Buchmesse 2014 in der "Bibliothek Suhrkamp" wieder verfügbar sein werden.

<sup>6</sup> Wenn Hohls Werk bis heute nur unter literarischer bzw. literaturwissenschaftlicher Perspektive rezipiert und erforscht wurde, dann hat dazu mit Sicherheit auch beigetragen, dass immer wieder vor allem namhafte *Schriftsteller* seinen hohen Rang verbürgt haben: zu seinen grössten Förderern und lautstärksten Verehrern gehörten Albin Zollinger, Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch; weniger bekannt für ihre ebenso hohe Achtung vor Hohls Oeuvre sind Peter Handke, Elias Canetti und George Steiner. Eine Zusammenstellung einschlägiger Würdigungen durch seine Schriftstellerkollegen hat der Verfasser auf der eben schon erwähnten Internetseite unter der Rubrik *Rezeption/Forschung* zusammengestellt und öffentlich zugänglich gemacht. Weitere Stellungnahmen von bekannten Schweizer Autoren wie z.B. Jörg Steiner, Peter Bichsel, Felix Philipp Ingold und Emil Zopfi findet man in einem Hohl gewidmeten Sonderheft der Literaturzeitschrift *Drehpunkt* (Heft Nr. 118; Bussmann / Zingg [Hgs.]; Lenos, Basel, 2004, S. 5-67).



geeignetem Materialien aus dem Nachlass konfrontieren; am deutlichsten werden wohl die beiden Exkurse den unschätzbaren Wert der nachgelassenen Materialien demonstrieren.<sup>7</sup>

Im Kontext der Frage nach der Einheit und Struktur der *Notizen* wird auch das kürzlich aufgetauchte, umfangreiche Hohl-Material im Nachlass von Hanny Fries, Hohls zweiter Ehefrau, von grosser Bedeutung sein (EXKURS 1). Der Fries-Nachlass wird uns nicht nur erlauben, Hohls Rede von der "Einheit" seiner *Notizen* in ihren eigentlichen, *juristischen* Kontext einzubetten, sondern auch viele Typoskripte und Briefe bereithalten, die uns über die noch weitgehend unerforschten, langjährigen Umbauarbeiten an diesem Werk genauestens informieren. Das chronologische *Grundmanuskript* im Nachlass Hohl wird uns viele – aber nicht immer zuverlässige – Hinweise auf den genauen Entstehungszeitpunkt der einzelnen Stücke der *Notizen* liefern und als Grundlage für die graphische Darstellung und Analyse ihres "genetischen Codes" dienen.

Unsere Nachforschungen zur Frage nach der tatsächlichen Bedeutung von Spinoza für Ludwig Hohl (EXKURS 2) werden auch noch einmal exemplarisch vor Augen führen, dass zur Beantwortung vieler Forschungsfragen nicht nur der stets verfängliche Weg der wissenschaftlichen Spekulation offen steht, sondern eine genaue Erforschung des Nachlasses klare Antworten zu liefern vermag. Anhand des *Jugendtagebuchs* und der darin erwähnten jugendlichen Lektüren wird aufgezeigt, welcher Art Ludwig Hohls frühe Begeisterung für diesen Philosophen genau war. Anschliessend wird in bislang meist noch unveröffentlichten Notizen aus dem *Grundmanuskript* gezeigt, dass der dreissigjährige Notizenschreiber in seiner Auseinandersetzung mit Spinoza noch weitestgehend mit dem achtzehnjährigen Kantonsschüler übereinstimmt, als der er, wie er selber sagt, "einen starken Anfang im Denken gemacht" hat (VII,166). Zum ersten Mal werden wir in diesem Exkurs zudem auf die für Hohls Philosophieverständnis so zentrale Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Leben bzw. Kunst stossen.

Ludwig Hohls ambivalentes Philosophieverständnis wird im darauffolgenden Kapitel weiter entfaltet (KAPITEL 3). In seinen bislang unbekannten Schulaufsätzen treten dabei die klaren Parallelen zwischen Hohls frühem "Anfang im Denken" und seinen späteren philosophischen Ansichten noch einmal deutlich hervor. Überall zeigt sich, dass bei Ludwig Hohl ein doppeltes Verständnis von Philosophie vorliegt, dessen *negative*, an Kant und der wissenschaftlichen Philosophie orientierte Seite er selber als "Philosophie" bezeichnet, während sein *positives*, am Leben geschultes und auf seine aktive Gestaltung ausgerichtetes Philosophieverständnis bis heute hinter seiner Rede von "Kunst" und in zahlreichen *unpublizierten* Notizen verborgen *geblieben* ist. Diese fundamentale Doppeldeutigkeit führt dazu, dass wir in Hohls *Notizen* immer wieder lobende Urteile über die Philosophen als die höchsten geistigen Arbeiter und wahrhaften Lebenskünstler neben ihrer verächtlichen Verspottung als leblose Gehirnakrobaten finden (vgl. z.B. XII,84 und II,235).

Dieser scheinbare Widersinn wurde von der bisherigen akademischen Forschung zu wenig beachtet. In der Folge wurde wiederholt ein ihnen äusserliches, unangemessenes Philosophieverständnis an die *Notizen* herangetragen, das an ihrer *tatsächlichen* philosophischen Dimension

---

<sup>7</sup> Zur Zitierweise: Dokumente aus Hohls Nachlass am Schweizerischen Literaturarchiv werden mit der Quellenangabe (SLA) zitiert. Wo dieser Bezeichnung noch genauere Quellenangaben in der Form "E-09-s-6" folgen, entsprechen diese Angaben der Signatur im Nachlassinventar. Wo ohne weitere Präzisierung von einem "Grundmanuskript" die Rede ist, bezieht sich diese durchwegs auf das Grundmanuskript der *Notizen*. Aus dem veröffentlichten Werk *Die Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung* wird durch Angabe des entsprechenden Auszugs mit römischen Ziffern (I-XII) und der jeweiligen Stückzahl in arabischen Zahlen zitiert ("VII,12" bezeichnet also das 12. Stück mit dem Titel "Historiette" im VII. Teil der *Notizen* mit dem Titel "Varia"). Analog wird aus *Nuancen und Details* und *Von den hereinbrechenden Rändern. Nachnotizen* zitiert, wobei in beiden Fällen immer auch der Titel des Werks mit angegeben wird und die römische Ziffer bei den einfach durchnummerierten *Nachnotizen* wegfällt.

abprallen muss.<sup>8</sup> Wenig lässt sich nach 2500 Jahren ihrer Geschichte aber so zweifelsfrei und mit absoluter Sicherheit über "die Philosophie" aussagen, wie, dass ihr Begriff ein vielsinniger sei. Bevor die Frage nach Hohl als Philosoph zu *beantworten* gewesen wäre, hätte sie darum erst richtig *gestellt* werden müssen. In der vorliegenden Arbeit wird dieses Versäumnis durch die Aufdeckung eines in seinen Schriften verborgenen, positiven Philosophieverständnisses nachgeholt.

Folgt man den versteckten Hinweisen auf Ludwig Hohls positiven Philosophiebegriff, wird der Blick dabei immer wieder in die philosophische Antike zurückgeschickt. Seiner eigenen These von der Notwendigkeit einer Wiedergeburt der Philosophie aus ihren antik-lebensphilosophischen Elementen, wie sie vor allem in den sokratischen Philosophenschulen des Hellenismus vorherrschend waren, werden wir im letzten Kapitel folgen (KAPITEL 4). Denker, die Philosophie nicht *nur* und nicht *primär* als theoretischen Diskurs, sondern als "exercices spirituels" (Hadot) praktiziert haben, findet man aber nicht nur in hellenistischer Zeit, sondern über die gesamte Geschichte der abendländischen Philosophie verstreut. Wir werden darum im Zusammenhang mit Hohls Philosophie in den *Notizen* von "antiker" Philosophie in Anführungszeichen sprechen.<sup>9</sup>

In diesem letzten Teil können wir an eine Reihe ausgezeichneter Vorarbeiten u.a. von Pierre Hadot und Christian Moser anschliessen, die uns die passenden Instrumente an die Hand liefern um zu zeigen, dass die vielfältigen Fährten, denen wir im Verlauf unserer Arbeit bis dahin gefolgt sein werden, allesamt in ein *einheitliches* Verständnis von Philosophie zusammenlaufen. Vor dem Hintergrund der philosophischen Selbstsorge eröffnet sich dabei ein neuartiges Verständnis von Hohls Kurzprosa, das auch seine erstaunliche Selbstdokumentierung im Nachlass zu erklären vermag. Von hier aus ergeben sich neue Ansätze zum Verständnis der tatsächlich vorhandenen Einheit und Struktur der *Notizen* sowie ihrer immer wieder beanstandeten, vermeintlich "subjektiven" Tendenz. So erscheint uns schliesslich auch die schon oft bemerkte Wechselwirkung zwischen Hohls Leben und Werk in einem neuen Licht: indem wir Ludwig Hohl auch als *Philosophen* zu begreifen lernen, zeigt sich uns immer deutlicher, dass er auch in der scheinbar so unproduktiven zweiten Hälfte seines Lebens vielleicht nicht *ganz* so ohne "Werk" geblieben ist, wie das einem auf den Schriftsteller fixierten Blick bisher erscheinen musste. Dergestalt wird sich uns erst zum Schluss dieser Arbeit in aller Deutlichkeit erweisen, dass und inwiefern wir uns auch in ihren ersten, biographischen Seiten und allen nachfolgenden Teilen immer schon schrittweise in *einer* Richtung bewegt haben auf unser grosses Ziel zu: einen philosophisch gesicherten Zugang zu finden zu Ludwig Hohls zerklüfteter Notizenwelt.

Bevor wir uns auf diesen Weg machen, sei aber ein Warnschild gut sichtbar an seinen Eingang gestellt (s. die Abbildung auf dieser Seite). Es möge verhindern, dass sich jemand voreilig und unvorbereitet in die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Ludwig Hohls Philosophie der *Notizen*

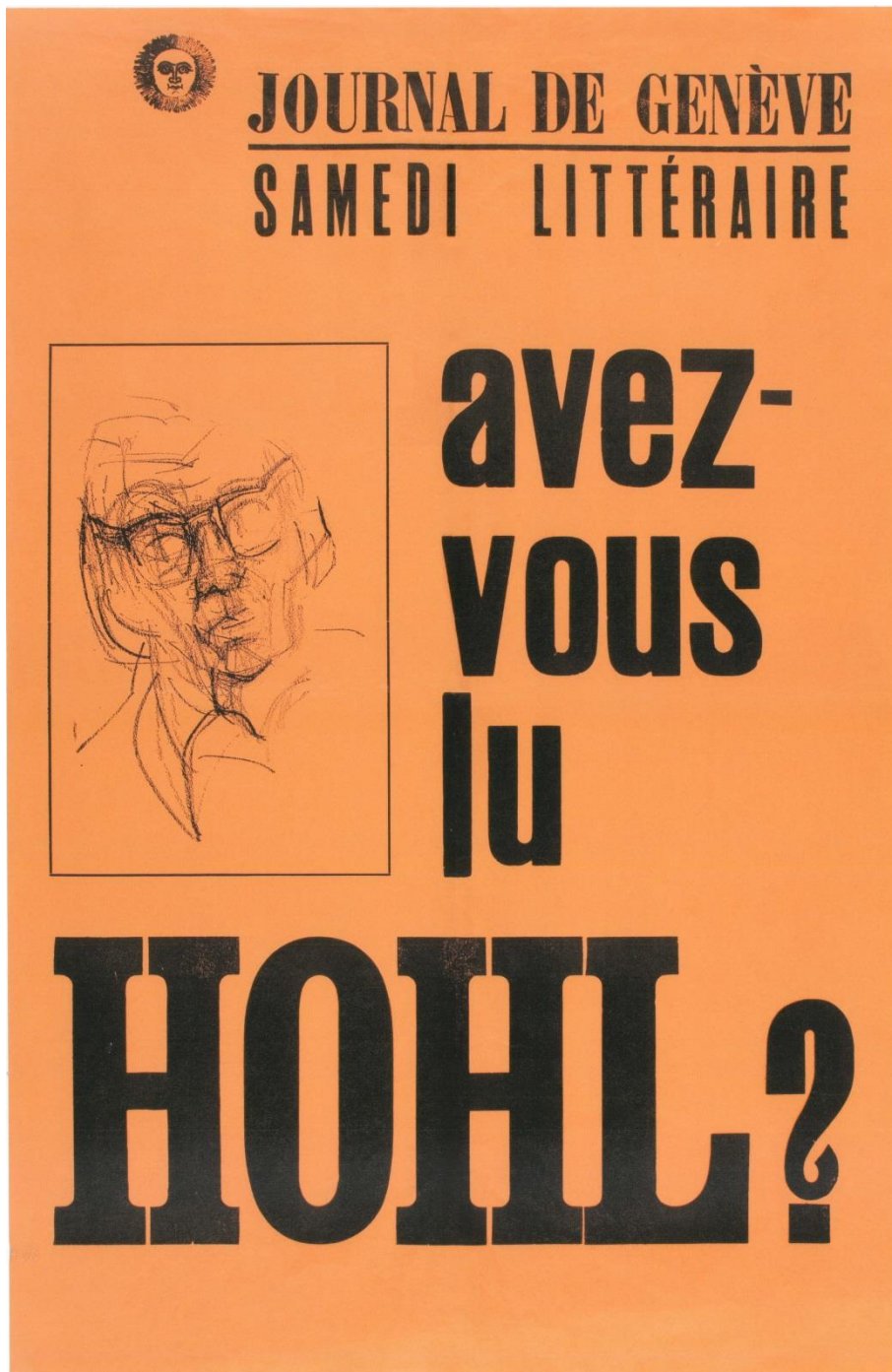
---

<sup>8</sup> Diese Gefahr, an der vor allem die "philosophischen" Versuche der literaturwissenschaftlichen Dissertanden Fuchs und Bänninger gescheitert sind, hat Sabine Haupt bereits richtig erkannt ("Schwer wie ein weisser Stein". Ludwig Hohls ambivalente Bewältigung der Melancholie" (Diss.); Lang, Bern, 1997, S. 299): „Man bezeichnet Hohl als Philosophen oder verkanntes Genie, als erfolglosen Autor oder Epigonen, als grössenwahnsinnigen Elitaristen oder ergreifenden Humanisten ohne dabei jedoch anzugeben, unter welchen perspektivischen Bedingungen er die jeweiligen Kriterien einer Zuweisung überhaupt erfüllt oder erfüllen könnte.“

<sup>9</sup> Mit Bezug auf Hohl lässt sich zeigen, dass ihm gerade diejenigen Denker, die auf seine geistige Entwicklung den stärksten Einfluss ausgeübt haben, allesamt als Vertreter dieses „antiken“ Philosophieverständnisses erschienen sind, das gestaltend in die eigene Lebensführung einzugreifen versucht. Für Montaigne, Goethe und Nietzsche mag uns das unmittelbar einleuchten und haben andere diese Zuordnung auch schon detailliert auseinandergesetzt; im Zusammenhang mit Heraklit ist es gewiss schon weit problematischer, in anachronistischer Weise von sokratischer Philosophie zu sprechen, und bei Spinoza gar scheint diese Möglichkeit überhaupt nicht mehr gegeben. Erstaunlicherweise gilt aber gerade er Ludwig Hohl als das leuchtendste Beispiel für die selbst- und lebensgestaltende Kraft der Philosophie.

hineinstürze. In diesem Sinne empfehle ich allen das doch bedeutende Werk von Ludwig Hohl bestens zur Lektüre – und nur den allerwenigsten meine eigene, bescheidene Schrift.

Bern, im Juli 2013



(SLA, D-02-g-1) Als ich vor wenigen Jahren alte Antiquare in Hohls Wohnquartier in Genf gefragt habe, ob ihnen sein Name noch etwas sage, habe ich sinngemäss dieselbe Antwort erhalten, die, eigener Aussage zufolge, "ds Schami" (s. S. 43f.) schon Ende der 1960er Jahre erhalten hat, als er in einer Brasserie nach ihm fragte: "Mais si je le connais. C'était un terrible, un fou bourré qui se moquait des gens!" – Hohl ist den Quartierbewohnern also nicht als Philosoph oder Dichter, sondern als skurril-anstössiges Stadt-Original in Erinnerung geblieben. Mit dem abgebildeten Plakat (Format A3) hat das *Journal de Genève* die Passanten in der Rhône-Stadt also vergeblich darauf hingewiesen, dass man "das Original" im Original *lesen* muss, um es wirklich zu kennen. Hohl selber sagte es so (VIII,7): „Jedem ist gestattet, mich zu widerlegen; – aber die erste Bedingung, um mich zu widerlegen, ist, zu wissen, was ich gesagt habe.“

# Kapitel 1: Ludwig Hohls Leben und Werk

## I Ein biographischer Anfang

Als Ludwig Hohl am 9. April 1904 am Fusse des Glärnisch geboren wurde, stand die Sonne im Zeichen des Widders genau im Sextil zu Saturn und Pluto, der Mond im Quadrat zu Mars und Merkur im Wassermann. Von diesen Dingen dürfte man im Pfarrhaus zu Netstal allerdings kaum etwas geahnt haben. Pfarrer Arnold Hohl (1868-1960), der frischgebackene Vater, der als einer der ersten autofahrenden Kirchenmänner in die helvetischen Geschichtsbücher eingehen sollte, und dessen Begeisterung für die Mechanik des Verbrennungsmotors Zeit seines Lebens seine Anteilnahme am Seelenheil seiner Schäfchen übertroffen haben soll, weshalb er, wenn man den Familienerzählungen glauben will, lieber Ingenieur geworden wäre wie sein Vater, als Arbeiter im Weinberg des Herrn, dieser technophile Pastor zu Netstal wird wohl einfach froh gewesen sein über die Geburt eines gesunden Stammhalters. Dass sein 'filius' noch vor Erreichen des zwanzigsten Altersjahres den Kontakt zu ihm für immer (fast) vollständig abbrechen und hinfort statt von seinem "Vater" nur noch von "dem bekannten Pfaffen" reden würde, hat der stolze 'pater familias' in dieser glücklichen Stunde gewiss ebenso wenig vorausgeahnt. Wie "die Wege des Herrn", so sind eben auch die Wege der Kinder bisweilen "wunderbar"...

Die junge Frau, die dem Seelenmechaniker an diesem nasskalten Frühlingsmorgen den ersten Spross ihrer Liebe schenkte, als die Glocken am Kirchturm gerade zum elften Mal die halbe Stunde schlugen, hatte mit ledigem Namen Anna Magdalena Zweifel geheissen (1882-1974). Es war noch nicht lange her, da war die Tochter einer traditionsreichen und äusserst vermögenden, lokalen Papierfabrikantenfamilie als 'confirmanda' zum unfreiwilligen Geistlichen in die kirchliche Unterweisung gekommen. Wenig später hat er die hübsche Konfirmandin geheiratet, und nun entschied er, der eigentlich mit erstem Vornamen Jakob hiess, sich aber bei seinem zweiten Taufnamen Arnold nannte, dass sein Erstgeborener nach seinem Vorbild wohl geraten und Arnold Ludwig heissen sollte. Erst siebzehn Jahre später, wenn der Kantonsschüler Arnold Hohl jun. gegen jede heteronome Disziplinierungsinstanz radikal zu opponieren beginnen würde, sollte er diesem Pfaffenstreich ein Ende setzen und die Erinnerung an seinen biologischen Erzeuger aus seinem Rufnamen tilgen. Hinfort wird auch er sich bei seinem zweiten Vornamen nennen, unter dem er später auch seine Bücher veröffentlichen wird: Ludwig Hohl.

Diese und andere Geschichten aus Hohls Kindheits-, Jugend- und frühen Erwachsenenjahren wird man demnächst in einer Biographie von Anna Stüssi nachlesen können. Wir wollen ihr an dieser Stelle nicht weiter vorgreifen und könnten, statt weiterer eigener Ausführungen, den interessierten Leser ganz bequem auf diese, mit Spannung zu erwartende Hohl-Biographie verweisen.<sup>1</sup>

## Zur Notwendigkeit und Unmöglichkeit einer biographischen Fortsetzung

Wenn wir uns mit diesem Hinweis nicht begnügen und in der Folge einige ausgewählte Aspekte seiner Biographie auch unsererseits noch etwas näher beleuchten, dann geschieht das zur Hauptsache aus zwei Gründen: erstens wird Stüssis Biographie Hohls Leben nur zur Hälfte behandeln; mit seiner Rückkehr aus Holland in seinem vierunddreissigsten Altersjahr bricht sie ab.<sup>2</sup> Was Ludwig Hohls Jahre in Genf betrifft (1937-1980), werden die schillernden Legenden um seine sagenhaft antibürgerliche Schriftstellerexistenz somit auch nach ihrer Biographie noch auf unbestimmte Zeit hinaus ohne den dringend angebrachten Widerspruch bleiben. Da nun aber einige der kol-

portierten Klischees vom 'enfant terrible' der Schweizer Literatur dem philosophischen Zugang zu Ludwig Hohl, den wir mit der vorliegenden Arbeit freilegen möchten, sehr im Wege stehen, müssen wir in ausgewählten Aspekten seiner Biographie zumindest die Notwendigkeit und Möglichkeit ihrer faktengestützten Demontage aufzeigen. Es würde sonst wohl der Eindruck entstehen, man könne unsere philosophische Arbeit mit Berufung auf vermeintliche biographische Besonderheiten leicht widerlegen.

Damit kommen wir zum zweiten Grund, der eine punktuell vertiefte Betrachtung biographischer Elemente in unserer philosophischen Auseinandersetzung mit Ludwig Hohl erfordert. Dieser hat mit Hohls eigenwilligem Werkbegriff zu tun, für den man immer wieder gerne sein Diktum "Alles ist Werk" zitiert. Wie so oft, versteht man aber auch diese Formel erst richtig, wenn man sie in ihrem Kontext begreift. Dieser lautet (VII,150):

Ich will nie mehr sagen, dass ich ein Werk fertig habe: *alles ist Werk*.

"Alles": ob ich eine Stelle eines Schriftstellers unterstreiche oder herausschreibe, einen Brief sende, etwas notiere, etwas denke, eine Stellung nehme. [...]

Im ausführlicheren Zitat lassen sich mindestens drei Richtungen erkennen, in denen Hohls Werkverständnis vom konventionellen literarischen Werkbegriff abweicht: zunächst in der Dimension der Zeit. Wer hinfort nie mehr sagen will, dass er "ein Werk fertig habe", erklärt damit die prinzipielle Unabschliessbarkeit zum methodisch-konstitutiven Merkmal jedes weiteren Werks – wobei fraglich bleibt, ob die Rede von weiteren oder vorangehenden "Werken" (im Plural) unter diesen Umständen überhaupt noch angebracht sei. Wir werden diese Frage schon bald noch genauer untersuchen (vgl. S. 27f.). Aber nicht nur die zeitliche Fixierung explodiert in Hohls Werkbegriff; dieser verunmöglicht auch jede Reduzierung eines "Werks" auf ein abgrenzbares, literarisches Genre. Noch deutlicher als in der eben zitierten, publizierten Fassung der Notiz VII,150 kommt das in einem unveröffentlichten Zusatz ihrer ursprünglichen Version im *Grundmanuskript* vom 28. April 1935 zum Vorschein. Dort heisst es nämlich (S. 242f., Hervorhebung i.O.):

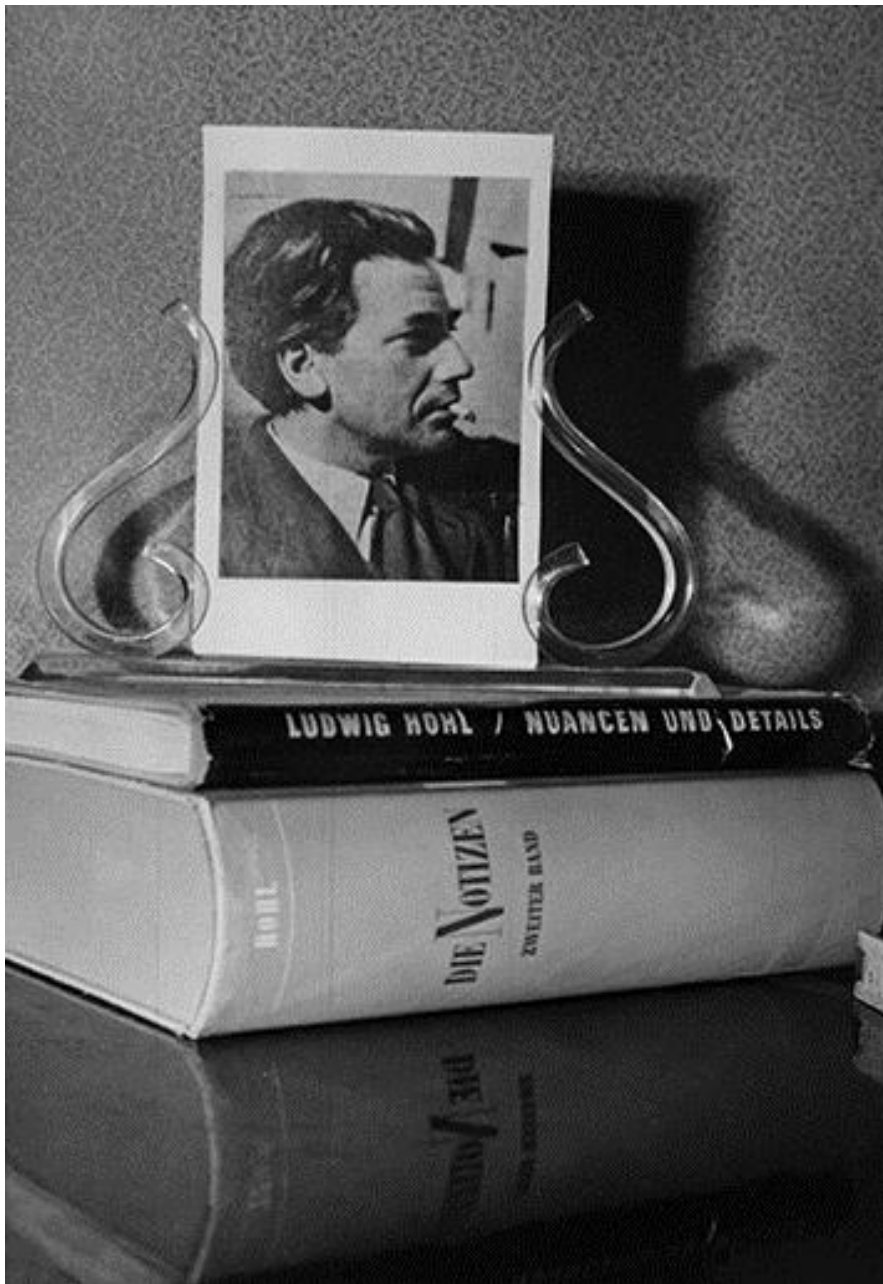
Ich sage nie mehr, dass ich ein Werk fertig habe: alles ist Werk.

[...] "nie mehr": nicht mehr, wenn ich einen Teil der "N.&D." [scil. Nuancen und Details] brochiere, - der doch nur ein Teil ist und fortgesetzt werden, ausserdem verbessert werden muss. Und vielleicht habe ich gerade gegen Ende zu, in dem, was heisst abschliessen, Fehler gemacht. – Oder wenn ich eine Novelle abschliesse, die doch auch nur ein Teil ist und verbessert werden muss; die nur ein Teil ist des Ganzen, Fortfliessenden, wie jeder Gedanke; (und nur rettete ((voll lebendig war)) durch ihre, während ihrer Entstehung.) [...]

Hier werden also nicht bloss Briefe und Alltagsnotizen von Hohl zu genuinen Bestandteilen seines Werks erklärt, auch die einzelnen Novellen und die unterschiedlichen Abteilungen der *Nuancen und Details* verlieren ihre künstliche, rein äusserliche Begrenzung und verschmelzen zu einem einzigen grossen Ganzen, das für immer 'in statu nascendi' bleibt.<sup>3</sup> Auch darauf werden wir zu gegebener Zeit zurückkommen. An dieser Stelle und mit Blick auf Hohls Biographie ist für uns aber vorerst eine andere, dritte Richtung bedeutsam, in welcher der Werkbegriff des Notizenschreibers unsere gängige Vorstellung von einem (literarischen) Werk überschreitet. Wenn Ludwig Hohl nämlich so weit geht, auch seine Unterstreichungen in fremden Texten und jeden privaten Denkkakt zum "Werk" zu erklären – nb. ohne dass dieser notwendigerweise auch in einen Schreibakt münde – und jede seiner persönlichen Stellungnahmen als Teil seines "Werks" begreift, dann schliesst dieses Werkverständnis offenbar überhaupt jede seiner Lebensregungen mit ein. In seinem umfassenden Verständnis reicht Ludwig Hohls "Werk" also weit über seine literarisch fixierten Bestandteile hinaus und mitten in sein Leben hinein. Es ist ein "Lebenswerk" im wörtlichen Sinn: ein Werk,



in dem "Leben" und "Werk" nicht mehr zu unterscheiden sind. Das wird in unserer philosophischen Auseinandersetzung mit Ludwig Hohl stets zu bedenken sein, und darum wird man unsere nachfolgenden Betrachtungen zu Aspekten seiner Biographie auch nicht als blosses Vorspiel oder reine Ausschmückung einer erst nachfolgenden, philosophischen Untersuchung missverstehen: die Dekonstruktion der biographischen Legenden ist ein integraler Bestandteil unserer philosophischen Betrachtung.



(SLA, C-04-f-51) Ludwig Hohl ist selber ein Teil seines Werks.

### **Zur Auflösung eines scheinbaren Widerspruchs**

Was wir eben gesagt haben, scheint in Widerspruch zu stehen zu Ludwig Hohls eigener, wiederholt geäußerten Auffassung von der weitgehenden Bedeutungslosigkeit alles Biographischen für das Verständnis seines Werks. Hören wir dazu in den Anfang eines langen Gesprächs hinein, das



der Dokumentarfilmmacher Alexander J. Seiler mit unserem Autor im Sommer 1978 in dessen Wohnung in Genf geführt hat:<sup>4</sup>

[Seiler]: Ich habe eine gewisse Scheu davor, im Gespräch in Ihre Biographie hinein zu gehen. Als Ihr Leser hat man das Gefühl, dass Sie das Biographische stark ausklammern.

[Hohl]: Ja, das ist sicher. Weil ich es als unwesentlich empfinde. Denn es kommt alles immer wieder, und ein Teil würde ich anders machen, und Teile sind daneben geschossen, wenige Teile, aber die lasse ich. Ich beginne nicht, die *Notizen* zu korrigieren, das ist ja verrücktes Zeug. Die Biographie hat wenig damit zu tun.

Auf den ersten Blick lässt sich die Beteuerung der Belanglosigkeit des Biographischen für die *Notizen*, die ihr Autor hier am Ende seines Lebens expliziert, mit unseren eben vorgetragenen Argumenten für seine Integration in unsere philosophische Auseinandersetzung mit seinem "Lebenswerk" in der Tat kaum vereinbaren. Der Anschein eines Widerspruchs verflüchtigt sich aber, wenn wir genauer betrachten, was Ludwig Hohl hier, an seinem Lebensende, unter dem "Biographischen" versteht. Ein unveröffentlichter Notizzettel aus dem Nachlass gibt den gewünschten Aufschluss (E-06-a-10):

Wieder einer, der "autobiographische Angaben" verlangt!

Kurz und für immer festzulegen (hektographieren):

"Geb[oren]. 9. Apr[il]. 1904 in Netstal, Kanton Glarus, Schweiz. Mein Name ist Hohl. Meine Aufgabe, ihn zu füllen."

Wieder gelesen und richtig – wichtig befunden am 17.1.79 für Photokopie nochmals schreiben mit Füllfeder.

Die Art, in der Hohl hier – sichtlich entnervt – das allgemeine Bedürfnis nach biographischen Daten zu seiner Person quittiert, lässt erkennen, *was* er im Rückblick auf sein Leben als biographisch relevant und mit Hinsicht auf ein Verständnis seines Werk als vollkommen *irrelevant* betrachtet. Wenn wir seine entsprechenden Angaben in solche unterteilen, die etwas beschreiben, was aus einer *heteronomen* Gesetzmässigkeit herrührt – sei diese sozialer oder biologischer Natur – und in solche, die in den Bereich seiner *autonomen* Lebensgestaltung fallen, dann ergibt sich uns folgendes Bild: die Tatsache, dass er geboren wurde, der Ort und Zeitpunkt, an dem das geschah, sowie die patrilineare Vererbung seines Familiennamens – das alles wurde Ludwig Hohl gleichsam von aussen aufgezwungen. Wie er mit dem schönen Wortspiel: "Mein Name ist Hohl. Meine Aufgabe, ihn zu füllen" andeutet, gelten ihm *diese*, rein *äusserlichen* – oder eben "biographischen" – Determinationen als "hohl" und absolut unbedeutend. Relevant scheint ihm indes, was er aus diesen Vorgaben *gemacht* hat, welcher Aufgabe er sich gestellt und wie er sie erfüllt hat.

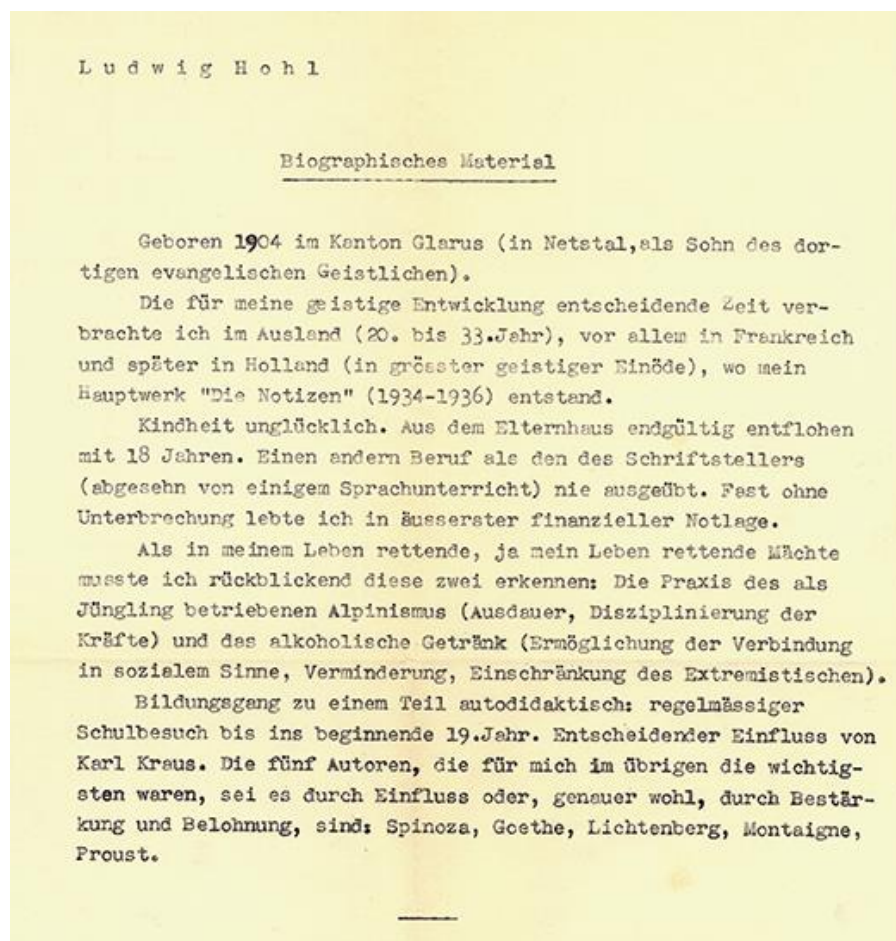
Unsere oben aufgestellte These von der Relevanz biographischer Aspekte für eine philosophische Auseinandersetzung mit dem Hohl'schen Oeuvre lässt sich also aufrechterhalten und anhand der eben zitierten Notiz aus dem Nachlass genauer fassen: was Hohl am Ende seines Lebens an seiner Biographie als nichtssagend abgetan hat, sind die äusserlichen Gegebenheiten, nicht aber seine eigenwillige Lebensweise, mit der er versucht hat, unter den vorgefundenen Bedingungen zu "arbeiten" und dabei die gegebenen Umstände zu verändern oder zumindest auf seine Weise zu bewältigen. Mit etwas anderen Worten, sagt Hohl genau das auch in seinen *Notizen* (I,45):

Dass wir aus dem Leben hinaus in den Tod hinüber nichts mitnehmen können, weiss jeder; aber wer weiss die ebenso große Wahrheit, dass wir auch ins Leben hinein nichts mitgebracht haben von irgendeinem *Wert*? Alles, was irgendeiner mitbringen konnte, waren

Bedingungen: die Werte, wenn er welche haben wollte, musste er von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute, *erzeugen*. [...]<sup>5</sup>

### Von der Notwendigkeit einer internen Differenzierung des "Biographischen"

Einen weiteren Punkt gilt es zu präzisieren, damit unsere Rede von der Bedeutung des Biographischen für eine philosophische Auseinandersetzung mit Ludwig Hohl nicht missverstanden werde: unter dem Vorgefundenen und Gegebenen, das es für ihn als werkenden Denker zu bewältigen galt, sind nicht Hohls *persönliche* biographische Umstände zu verstehen, wie z.B. seine Herkunft aus einem Pfarrhaus, sein angeblicher Bildungskomplex oder irgendwelche Beziehungsprobleme zum anderen Geschlecht. Das Vorgegebene, gegen das Ludwig Hohl aufbegehrt, um sich – auf *unvoreilige* Weise – wieder mit ihm zu versöhnen, wurzelt tiefer und geht über seine psychologische Struktur hinaus: es liegt in der Gebürtlichkeit und Endlichkeit der menschlichen Kreatur, in ihrer universellen Liebesbedürftigkeit genauso wie im 'factum brutum' ihrer, wie auch immer gearteten, kulturellen Prägung; in der 'conditio humana' also, wobei man allenfalls noch einschränkend hinzusetzen müsste 'et confoederationis helveticae in saeculo XX'. Angesichts dieser allgemeinen und unhintergehbaren Bedingungen, unter denen er angetreten ist, hat Ludwig Hohl emphatisch den Anspruch erhoben, sein Leben in *eigener* Verantwortung und nach *eigenem* Fürwahr-Halten selbst zu gestalten. Dabei hat er die Grenzen der menschlichen Möglichkeiten methodisch reflektiert und ausgelotet – bisweilen wohl auch überschritten.<sup>6</sup>



(SLA, C-02-a-1) Autobiographische Notiz von Ludwig Hohl (undatiert)

Hohls Biographie, die zweifellos etwas Forciert-Heroisches hat, interessiert uns hier also nicht weil wir versuchen möchten, seine Persönlichkeit zu analysieren, sondern nur insofern, als sie uns exemplarisch vor Augen führen kann, wie, inwiefern und zu welchem Preis eine rational aufgeklärte Selbst- und Lebensgestaltung unter heteronomen Bedingungen möglich ist. Wir meinen folglich auch nicht, dass die stellare Konstellation seiner Geburtsstunde zur Interpretation seines Werks herangezogen werden müsste, geschweige denn, dass aus dem Rekurs auf irgendwelche tiefenpsychologischen Urerlebnisse ein erhellendes Licht auf sein Werk fallen könnte. Das gerade nicht! Wir argumentieren lediglich dafür, dass sich im *unverstellten* Blick auf Hohls Lebensweise dasjenige widerspiegelt, was das philosophisch Entscheidende an seinem schriftstellerischen Werk ist. Ins rechte Licht gestellt, können einzelne biographische Aspekte zur Veranschaulichung der philosophischen Dimension dieses Werks darum genauso herangezogen werden, wie sich diese letztlich immer erst *im Leben selbst* bewahrheiten muss – im Leben seines Autors genauso wie im Leben seines Lesers.

Die eben getroffene, doppelte Unterscheidung von biographischer Bedeutung und Bedeutungslosigkeit ist so wichtig – und ihre bisherige Missachtung in der Hohl-Forschung hat zu derart schwerwiegenden Fehlinterpretationen geführt –, dass wir sie umgehend an einem Wort von Hohl noch auf andere Weise veranschaulichen möchten. Zunächst seien unsere bisherigen Ausführungen aber mit den Worten von Dominik Jost zusammengefasst, der die philosophische Relevanz des Biographischen bereits ganz in unserem Sinne beschrieben hat ("Ludwig Hohl: Zum 70. Geburtstag", in *Neue Zürcher Zeitung* vom 9.4.1974):

Wer sich in das Verständnis von Hohls Schriften einüben will, wird sich vor Augen halten müssen, dass dieser Schriftsteller nichts anderes als sein Leben in Sprache umsetzt; dieses Leben läuft äusserlich gesehen in völliger Isolierung ab. Unter „sein Leben“ ist selbstverständlich nicht die zufällige biographische Person Ludwig Hohl zu begreifen, sondern das Exemplarische darin. Das Subjekt vertritt Stelle und wird zum Paradigma: die vorerst bloss subjektive Erfahrung des Schriftstellers entgrenzt sich zu exemplarischer Bedeutung, zu objektiver Bedeutsamkeit.

### **Zur bedingten Funktion des biographisch-Persönlichen in Hohls Werk**

Was Jost in obenstehendem Zitat als "zufällige biographische Person" von einem Biographischen von "objektiver Bedeutsamkeit" abgrenzt, hat Ludwig Hohl in einer der letzten Eintragungen im *Grundmanuskript* vom 24.11.1936 das "Biographisch-persönliche" genannt. Dort schreibt er unter dem Titel "Grosse T.-Chr. [scil. Tageschronik], nämlich Jahres-Chronik" (S. 1099):

Aber das eigentliche Vorwort, wenn auch nur in biographisch-persönlicher Art, zu den Notizen wäre von Faust II, Akt I die drittletzte Szene ("Finstere Galerie").

Das ist meine Szene, wenn es sich um eine Gesamtdarstellung der letzten Jahre handelt, vor allen andern. ("Hast du Begriff von Oed und Einsamkeit?")

Bekanntlich hat Ludwig Hohl für die Veröffentlichung der zwei Bänden seiner *Notizen* dann andere Vorworte verfasst. Wenn wir im ersten Satz des Vorworts zum ersten Band aber immer noch von der "grössten geistigen Einöde" lesen, in der das Werk in Holland entstanden sei, so ist darin eine geheime Spur zu ihrem "eigentliche[n] Vorwort" erhalten geblieben.<sup>7</sup>

Führt also vielleicht nicht nur Hohls späte Äusserung vom Unwesentlichen alles Biographischen, die er am Ende seines Lebens seinem Filmporträtisten gegenüber verlauten liess, bei oberflächlicher Betrachtung in die Irre, sondern ist auch noch unsere Behauptung, nur das Biographisch-Persön-

liche sei irrelevant, zu kurz gegriffen? Liest man die Erklärung, die der Notizenschreiber dem autobiographischen Anhang des VII. Teils vorangestellt hat, erkennt man leicht, dass dem nicht so ist. Darin spricht Hohl nämlich davon, dass er die nachfolgenden Stücke "ganz allein um eines bestimmten Dienstes willen, den sie dem übrigen Werk leisten müssen", in die *Notizen* aufgenommen habe. Es lohnt sich, wenn wir diese Erklärung hier etwas ausführlicher zitieren:

Welcher Dienst das ist, geht aus folgendem Satz des geheimen Philosophen Andreas Ronai hervor: "Die meisten Autoren meinen die Allgemeingültigkeit ihrer Sätze und ihres Werks dadurch sichern zu können, dass sie das Geschaffene von allen Fäden befreien, die es mit einem persönlich Erlebten verbinden; Sätze und Werke werden aber dadurch nur abstrakt, nicht allgemeingültig; denn wie sich das Leben in Erkenntnis wandelt, macht das Allgemeingültige aus."

– Du sollst nicht nur die Höhen der Gräte, sondern auch den Wald und die Schluchten sehen, denen sie entsteigen; nicht nur die Melodie hören, sondern auch die trüben Stunden des Hintergrundes, aus denen sie sich löste....

[...] Wenn ein Fragment persönlichen Erlebens in eine solche Distanz gestellt, so gehandelt wird, dass aus ihm ein Blitz – ein Bild, ein Gedanke – brechen kann, und wenn dieses Hervorbrechen gewichtiger geworden ist als das, was sich zugetan hat (so dass man das Letztgenannte auch unbedenklich änderte, indem das Gesehene wichtiger als das Geschehene, das Reale wichtiger als das Wirkliche war), dann ist das Dargestellte objektiviert und kann nicht mehr als autobiographisch betrachtet werden. Und Stücke solcher Art konnte ich daher gemäß ihrer thematischen Zugehörigkeit an den verschiedensten Stellen des Werkes anbringen, ohne die Einheit zu sprengen. – Aber eben aus diesem Grunde: der Absicht, die Einheitlichkeit des Werkes nicht zu gefährden, sah ich mich genötigt, die hier folgenden wirklich autobiographischen Stücke zusammenzufassen und als Anhang zu isolieren.

Es ist bezeichnend, dass Hohl in der Begründung der Relevanz des Biographischen einen "geheimen" *Philosophen* zitiert hat. Die Argumentation selbst läuft offensichtlich darauf hinaus, dass das Biographische – freilich erst in seiner objektivierten Darstellung – allgemeingültig werde, indem es auf exemplarische Weise zeigen soll, "wie sich das Leben in Erkenntnis wandelt". Die Ausführungen, die Hohl im autobiographischen Anhang zum VII. Teil der *Notizen* zur Bedeutung des Biographischen gibt, sind somit eine klare Bestätigung unserer oben aufgestellten These.

Das erklärt allerdings noch nicht, wieso der Notizenschreiber im autobiographischen Anhang doch auch rein biographisch-*persönliche* Stücke wie die Jahres-Chronik von 1936 und andere sogenannte "Tagesklänge" ins veröffentlichte Werk aufgenommen hat. Wer genauer hinschaut, vermag aber auch für diesen Umstand in Hohls Vorbemerkung zum autobiographischen Anhang den entscheidenden Hinweis zu erkennen. Wir sollen, heisst es darin, "nicht nur die Melodie hören, sondern auch die trüben Stunden des Hintergrundes, aus denen sie sich löste." Warum sollen wir das? Und was soll das heissen? – Die einzelnen Töne der Melodie, als welche Ludwig Hohl hier seine *Notizen* bezeichnet, sind offenbar die allgemeingültigen Erkenntnisse, zu denen die einzelnen Stücke dieses Werks als objektivierte Darstellungen eigenen Erlebens sich verbinden. Diese universelle Melodie vermag sich nun aber niemals *vollständig* von ihrer biographisch-persönlichen Herkunft abzulösen. Spuren dieser Herkunft bleiben unweigerlich erhalten. Und wenn in einer Darstellung das Unmögliche doch gelingen würde, das *Dargestellte* bliebe dem persönlichen Erlebnishorizont einer zufälligen, biographischen Person auch dann noch verhaftet.

Im Fall des Notizenschreibers ist dieser Horizont zunächst gegeben durch die Schweiz, Holland, die Welt der Berge und einen ganz spezifischen Moment der Weltgeschichte; dann natürlich weiter durch sein radikales Selbstverständnis als Schriftsteller, durch seine intensiven Lektüren anderer Autoren wie z.B. Goethe und viele andere persönliche Umstände mehr. Ein Leser der *Notizen* könnte nun aber ein junger norddeutscher oder südspanischer Zeitgenosse sein, der die Berge nur von Bildern und die soziale, politische und geistesgeschichtliche Situation in der Schweiz, Paris und Holland zu Ludwig Hohls Zeiten nur noch aus den Geschichtsbüchern kennt; er könnte nicht Schriftsteller, sondern Zimmermann oder Bootsbauer sein, dabei zwar ein Leser, aber nicht von Goethe, sondern von Kerouac und Bukowski, kurzum: ein völlig anderer Mensch. Damit die aus prinzipiellen Gründen niemals vollständig auslöschbaren, persönlichen Spuren von Hohls individuellem geistigem Hintergrund und seiner biographisch-faktischen Erlebniswelt, auf die man in den *Notizen* tatsächlich immer wieder stößt, diesem fernen Leser die Sicht auf die in ihnen enthaltenen, allgemeingültigen Erkenntnisse nicht versperren, damit er diese Spuren also gleichsam zu operationalisieren vermag, schien es dem Notizenschreiber erforderlich, dass er gerade diese, im Grunde völlig bedeutungslosen Spuren in einem gesonderten Anhang offen lege. Paradoxiertweise liegt die Bedeutung der biographisch-persönlichen Ausführungen im autobiographischen Anhang zur Abteilung VII der *Notizen* also gerade in ihrer Bedeutungslosigkeit.<sup>8</sup> Damit ein Leser die Bedeutung alles Biographisch-Persönlichen bewusst negieren kann und sich von ihm nicht abhalten oder in die Irre führen lässt, weist ihn Hohl in einem isolierten Anhang offen darauf hin. *Das ist der Dienst, den dieser Anhang dem übrigen Werk leisten soll. Hohl gibt Autobiographisches, damit auch der letzte Rest davon noch verschwinde.*<sup>9</sup>



(SLA, A-10-a-2) Murmeltier-Aquarell mit dem Zitat aus Goethes *Faust* (II): "Hast Du Begriff von Oed und Einsamkeit?"

Leider ist das Verhältnis zwischen Leben und Werk bis heute vorwiegend umgekehrt gedeutet worden. Während literaturwissenschaftliche Forscher Hohl wiederholt vorgeworfen haben, in seinen *Notizen* nur seine ganz persönlichen Standpunkte vorzutragen, die nur verstehen könne, wer "ein zusätzliches Interesse an seinem individuellen Erfahrungs- und Lebensraum" aufbringe,<sup>10</sup>



haben verschiedene Kommentatoren in der Vergangenheit zu Recht darauf hingewiesen, dass die Gerüchte um Ludwig Hohls skandalumwitterte Schriftstellereexistenz einer breiteren Rezeption und eingehenderen Diskussion seines Werks sehr im Wege gestanden haben. Am pointiertesten hat diesen Umstand Peter Bichsel beklagt (in: Zürcher-Woche/Sonntagsjournal, 3./4. 5. 1969):

Hohl ist nicht einer, der im Keller lebt, sondern einer, der schreibt. Hohl ist nicht einer, über den es viel zu sagen gibt, sondern einer, der etwas zu sagen hat. Hohl als Legende zu verkaufen ist gemein.

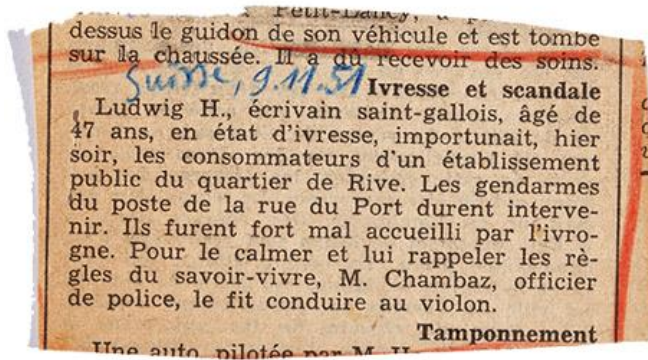
Bichsels Monitum müssen wir allerdings noch hinzufügen, dass es nicht nur "gemein" ist, Hohl als Legende zu verkaufen, sondern einige dieser gut verkäuflichen Legenden in Hinsicht auf einen philosophischen Zugang zu seinem Werk sehr leicht und ebenso gründlich in die Irre führen können. Bevor wir Ansätze zu ihrer Dekonstruktion bieten möchten, müssen wir die schädlichste Klischeevorstellung von Hohls kauziger Lebensweise darum jetzt noch einmal montieren. Diese Legenden sind, vorwegnehmend gesagt, Produkte wilder Übertreibungen wenn nicht sogar arge Verfälschungen; oft genug zeichnen sie von Hohls tatsächlicher Lebensweise gerade ein umgekehrtes Bild. Weil sie aber bis heute kaum bekämpft geschweige denn faktisch widerlegt worden sind, bilden sie, ihrer Unwahrheit zum Trotz, nun gleichsam einen Teil seiner Biographie.

## II Alkohol und Pulverdampf. Zu den Legenden und Klischees

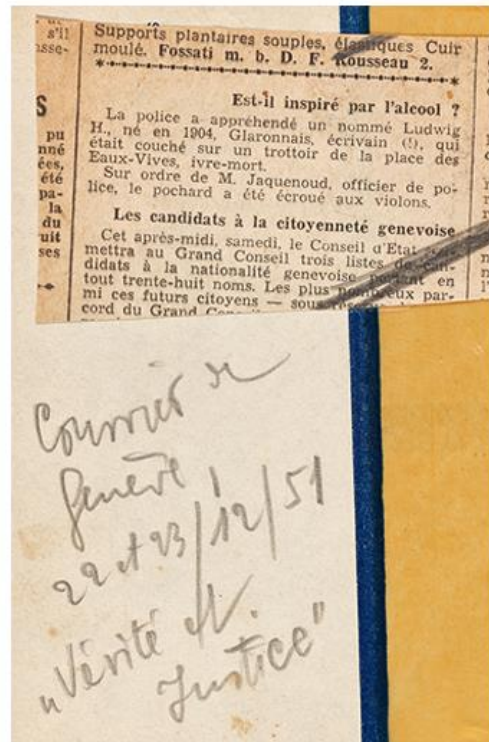
Wenn man sich rein auf die Quantität abstützt, in der Hohl den Alkoholika zugesprochen hat, und die Regelmässigkeit betrachtet, mit der er diesen Konsum aufrecht erhalten hat, so ist das Urteil, Hohl sei ein Alkoholiker gewesen, mit Sicherheit keine Legende, sondern völlig zutreffend. Daran ist nun freilich genauso wenig zu zweifeln wie an der Tatsache, dass heute kein seriöser Fachmann eine Alkoholkrankheit rein anhand der Trinkmenge diagnostizieren würde. Wann genau Ludwig Hohl damit begonnen hat, die soziokulturell üblichen Mengen an Spirituosen und Wein auf alltäglicher Basis massiv zu überschreiten, lässt sich heute wohl nicht mehr feststellen. Fakt ist, dass wir im *Jugendtagebuch* des 18-jährigen davon noch keine Anzeichen finden, der in den posthum herausgegebenen Aufzeichnungen *Aus der Tiefsee. Paris 1926* erscheinende 22-Jährige dem Alkohol dann aber offensichtlich bereits ganz exzessiv zuspricht.<sup>11</sup> An diesem Zuspruch hat sich auch bis kurz vor seinem Tod nichts mehr geändert, was man teilweise auch anhand der Aufnahmen im Filmporträt von Alexander J. Seiler aus dem Jahre 1978 *Ludwig Hohl – Ein Film in Fragmenten* erahnen kann. Aufschlussreicher – oder sagen wir: eindeutiger – sind in dieser Hinsicht aber die Gespräche, die Johannes Beringer in den späten 70er Jahren mit Hohl geführt hat, und von denen Tonbandaufnahmen erst vor kurzer Zeit in den Nachlass gekommen sind. Es gehört darum wohl ins Reich der Wahrheit und nicht nur der Legenden, dass Ludwig Hohls öffentliches Auftreten oftmals von Anzeichen einer gewissen Erheiterung begleitet war, und sein Abgang nicht selten in offenkundiger Trunkenheit erfolgte.<sup>12</sup>

Aber nicht nur bei öffentlichen Vorlesungen pflegte Hohl nie ohne seinen Begleiter aus der Flasche aufzutreten; wie die Abbildungen auf der nächsten Seite bezeugen, führten ihn auch seine abendlichen Besuche von Genfer Kaffeehäusern wegen "ivresse" und "scandale" mitunter direkt ins "violon". Es waren wohl eher diese nächtlichen, man muss schon sagen: "Sauf Touren", welche die Legende vom "Alko-Hohl" begründet haben. Hohls beschwipste öffentliche Auftritte und Skandale boten hierfür die vermeintlich unwiderlegbare Bestätigung. Diese Geschichten, denen man einen wahren Kern nie ganz absprechen möchte, werden in der Erzählung und Wiedererzählung gleich-

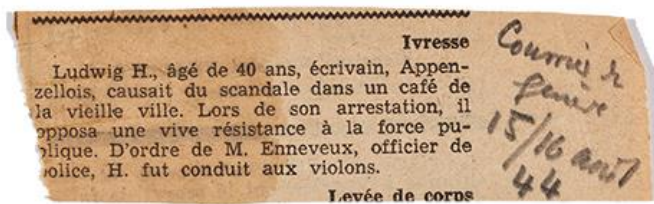




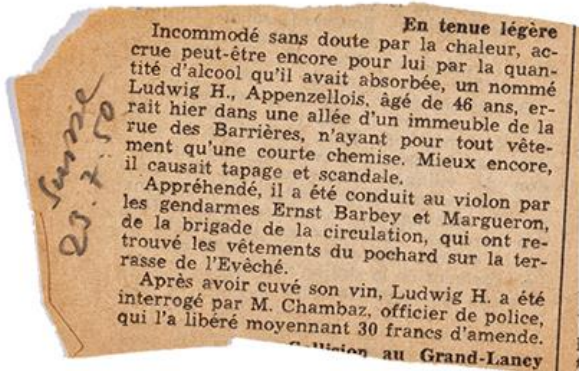
(SLA) Gendarmen lehren einen *Sankt-Gallischen* Schriftsteller namens Ludwig H. "les règles du savoir-vivre"... und führen ihn ab ins Gefängnis (C-02-h-5\_128; gleiche Signatur für alle Bildausschnitte auf dieser Seite).



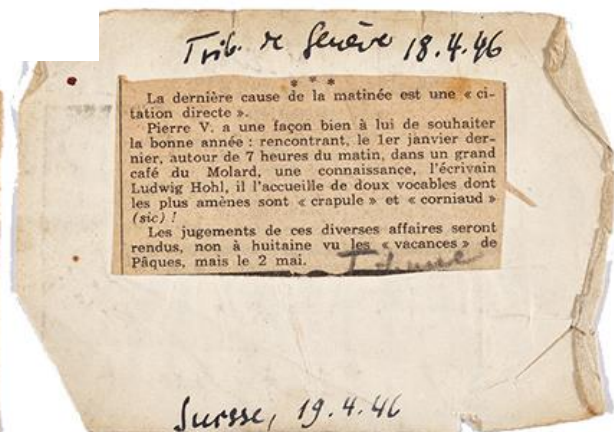
(SLA) "Un nommé Ludwig H" wird als *Glärner* "ivre-mort" ins Gefängnis geworfen. Nicht nur die Ordnungshüter, auch die Presse "fasst" Hohl immer wieder neu...



(SLA) Ein *Appenzeller* Schriftsteller namens Ludwig H. "opposait une vive résistance à la force publique" und wird ins Gefängnis abgeführt.



(SLA) "Un nommé Ludwig H, Apenzellois" irrt umher, verursacht "tapage" und "scandale" und wird ins Gefängnis geworfen.



(SLA) Ludwig Hohl ist "une connaissance"... Seine Freundschaften werden vor Gericht verhandelt.

sam zu Idyllen heldenhafter Antibürgerlichkeit. Als solche entbehren sie manchmal weder aller Schönheit noch jedem Wirklichkeitssinn.<sup>13</sup> Der Alkoholrausch brauchte dabei gar nicht immer eigens erwähnt zu werden, wie folgender Bericht von Friedrich Dürrenmatt von seinem Zusammentreffen mit Ludwig Hohl im Restaurant Kreuz in Ligerz zeigt (in: *Vallon de l'Ermitage*):

Er [scil. Hohl] hatte mir nachts einmal angeläutet, er sei im Gasthof "Kreuz". Ich stieg, da keine Drahtseilbahn mehr fuhr, durch die Weinberge ins Dorf hinunter, fand Hohl im "Kreuz". Doch kaum hatte ich ihn begrüsst, wurden wir von zwei Polizisten verhaftet. Hohl hatte, als er versuchte mich anzurufen, zweimal aus Versehen die Nummer der Polizeistation Twann gewählt und verärgert gesagt, im "Kreuz" in Ligerz sitze ein Mörder; dann erst hatte er meine Nummer zu wählen vermocht. Mit Mühe gelang es mir, die Polizei zu beruhigen, um eine Busse kam ich nicht herum, aber ich war glücklich, endlich mit Hohl zur "Festi" hinaufzusteigen zu dürfen, wo ich mit meiner Familie wohnte. Es war eine helle Vollmondnacht, die Weinberge fast taghell beleuchtet, wenn auch in einem blauweiseren Licht. Ich schritt voran bergauf, der "Festi" entgegen, Hohl wenige Meter hinter mir, ständig mit lauter Stimme rezitierend: "Dass du nicht enden kannst, das macht dich gross." Plötzlich tönte das Goethe-Zitat irgendwie dumpfer. Ich kehrte mich um, Hohl war nicht mehr zu sehen. Ich ging die Weinberge hinunter, schrie: "Ludwig, Ludwig!" Dumpf, wie aus dem Erdinnern tönte es mir entgegen: "Dass du nicht enden kannst, das macht dich gross." Endlich entdeckte ich ihn, er war in ein Senkloch gefallen, und ich hatte Mühe, ihn wieder herauszubringen.

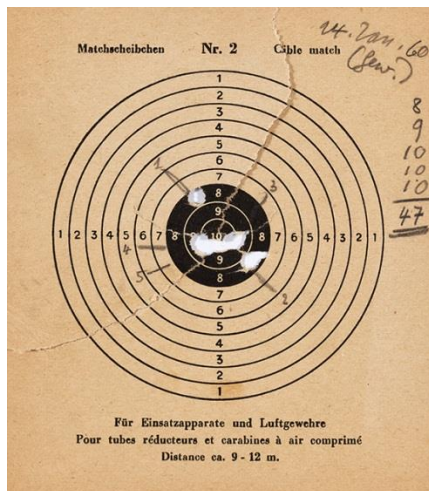
In Dürrenmatts sämtlichen Erinnerungen an seine gemeinsamen Erlebnisse mit Ludwig Hohl liegt in dem Porträt, dass er von seinem Kollegen zeichnet, ein Dunst von Spiritus und exzentrischem Wahn in der Luft. In dieses Bild passt eine weitere Komponente der schillernden Legenden um den Poeten aus dem Kellerloch, die in *Vallon de l'Ermitage* im Zusammenhang mit Hohls unfreiwilliger Internierung in der Heilanstalt Bel-Air erwähnt wird: dessen nächtliche Zielübungen mit Faustfeuerwaffen auf den Lieben-Gott.<sup>14</sup> Das Gerücht geht immer noch um, Hohl habe zu nächtlicher Stunde jeweils nicht nur laute Beschimpfungen gegen unbescholtene Mitbürger fahren lassen, sondern gelegentlich im Delirium auch ganz sprichwörtlich scharf um sich geschossen. Tatsächlich findet sich im Nachlass von Hohl ein 7,5mm Trommelrevolver der Marke "W+F", den Hohls Testamentsvollstecker Hans Stofer zu den Beständen gegeben hat (E-09-r-1).<sup>15</sup> Was allerdings die Gerüchte um wilde Schiessereien des Dichters angeht, so ist das Meiste daran nur Luft. Sie seien darum hier umgehend und als erstes transparent gemacht, damit wir besser sehen, wie sich wirklich mit ihnen verhält.

### **Erste Korrektur: der Präzisionsschütze**

In Hohls Nachlass erhalten geblieben ist nicht nur das erwähnte Schiesseisen, man findet darin auch unzählige sogenannte "Matchescheiben" (vgl. Abbildungen S.12). Die meisten dieser Zielscheiben weisen Einschusslöcher auf, sind datiert und mit dem Namen des Schützen versehen, der die darauf schriftlich addierte Punktzahl erreicht hat.<sup>16</sup> Die Einschussmarken auf den Scheiben sowie zahlreiche, übereinstimmende mündliche Berichte lassen darauf schliessen, dass Hohl im Allgemeinen nicht gemeingefährlich und blind schiesswütig war, sondern regelmässig kontrollierte Zielübungen mit einer Luftpistole ausgeführt hat. Zu diesem Instrument hat er anscheinend nicht nur für sich selbst und zur Prüfung, Steigerung und Demonstration seiner eigenen Treffsicherheit gegriffen, sondern auch manche seiner Kellerbesucher wiederholt zum entsprechenden Tatbeweis aufgefordert, damit er sich ein Bild von *ihrer* Zielsicherheit machen könne, die ihm, wie er zu glauben schien, immer auch ein Abbild von der Trefflichkeit ihrer Gedanken vermitteln würde. Wie



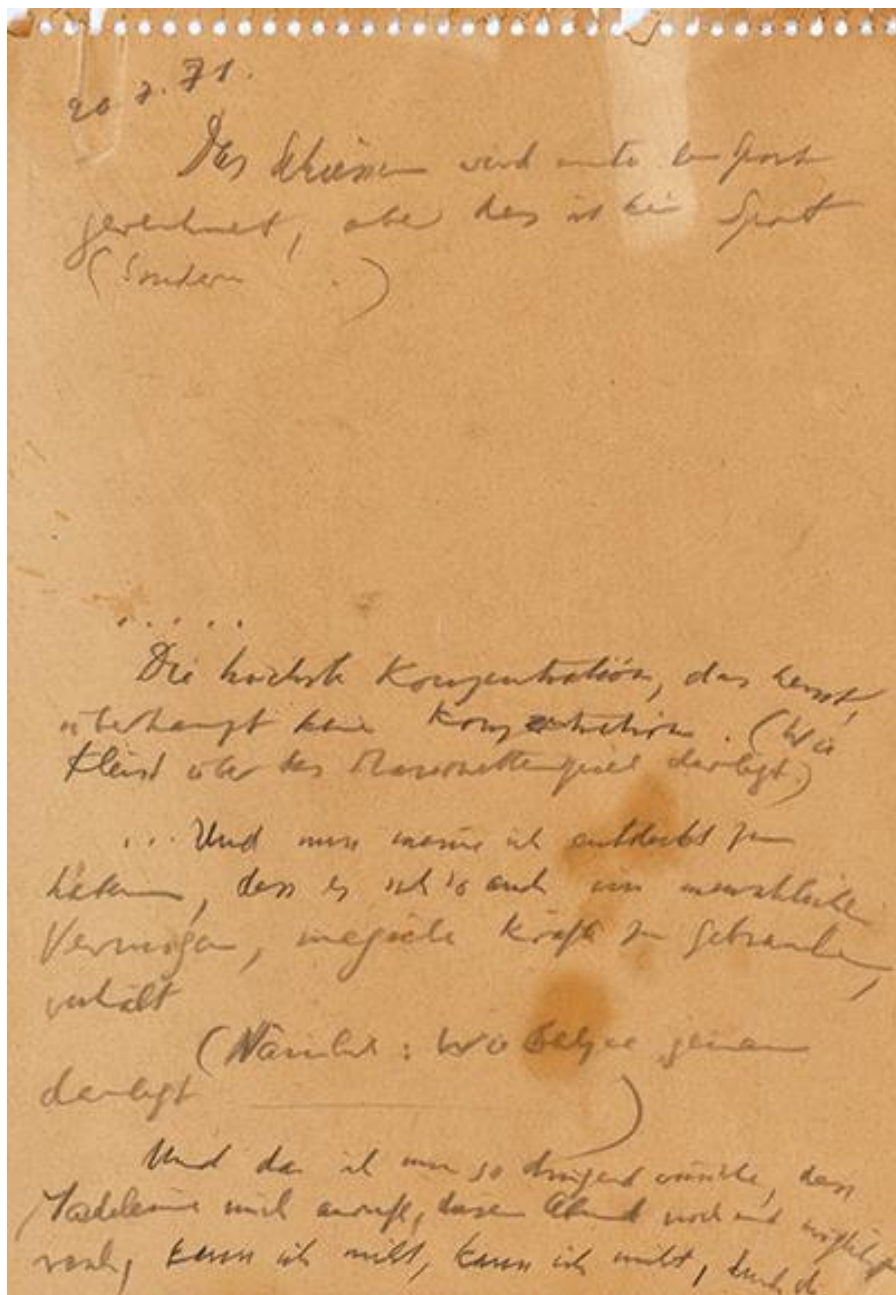
nachgelassene Notizen zum Thema "Scheissen" zeigen, waren aber wohl vor allem auch für ihn selber seine Schiessübungen mit Faustfeuerwaffen eine Art von Meditation und geistiger Übung, die letztlich auf die Kraft des Denkens zielten (vgl. Abbildungen S. 13f.).



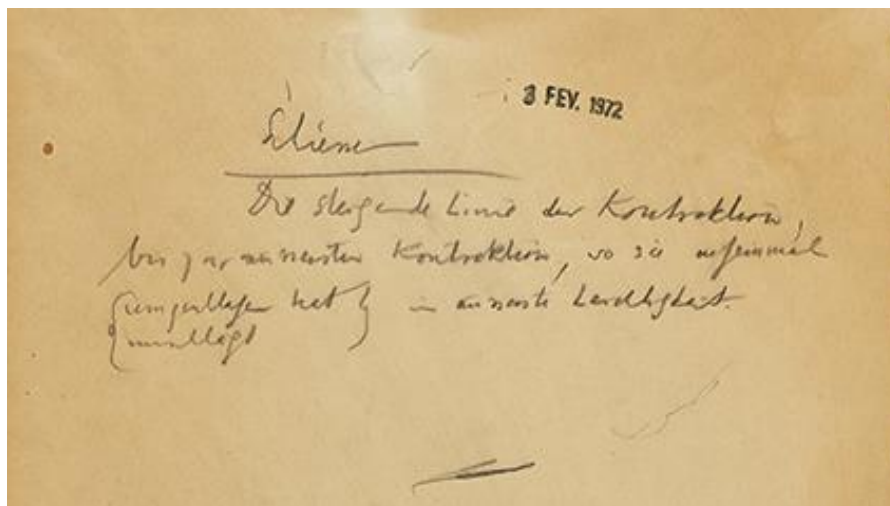
(SLA, C-2-G-2\_127) Kleine Auswahl aus ganzen Stapeln von Matchscheiben mit guten Schussbildern

Der wahre Hintergrund zur Sage vom Revolverhelden in den Strassen von Genf ist also möglicherweise viel weniger spektakulär, als es die nächtlichen Legenden glauben lassen. Er weist eher in Richtung einer (Selbst-)Disziplinierungspraktik, mit der Kunst des Bogenschiessen im Zen-Buddhismus vergleichbar. Eine mönchische Meditationspraktik wollte freilich zum Image vom 'enfant terrible' nicht recht passen, das man sich von Hohl zurechtgelegt hatte. Der rauchende Colt eines

Gottlosen passte viel besser ins Bild des stadtbekannten Säufers und Querulanten, von dem man annehmen musste, dass er in seiner Ausgelassenheit und Zügellosigkeit regelmässig nicht nur sein Bewusstsein, sondern auch die physische Kontrolle über sich verlieren würde. An diesem Image ist aber so ziemlich alles verkehrt. Das gilt es nun noch weiter aufzuzeigen – obschon diese Enthüllung eigentlich die grosse Aufgabe einer Biographie des Dichters und Denkers gewesen wäre –, damit unsere philosophische Interpretation nicht auf steinigem Boden fällt und verkümmert. Es gibt nämlich auch Stimmen, die behaupten, selbst bei den Unmengen an Alkohol, die man Hohl habe zu sich nehmen sehen, hätte er nie sinnlos daherzulallen begonnen, sondern seinen Geist immer hellwach und klar behalten. Ähnliches erzählt man sich auch von einem trinkfesten Philosophen aus der Antike, um den sich ebenfalls die Legenden ranken ...



(SLA, A-1-c-7-d\_11) Nachgelassene Notizen zum Thema "Schiessen"



(SLA, A-1-c-7-d\_11) "Die steigende Linie der Kontraktion, bis zur äussersten Kontraktion, wo sie auf einmal umgeschlagen hat } in äusserste Leichtigkeit."

### Zweite, notwendige Korrektur: der "präzise Alkoholiker"

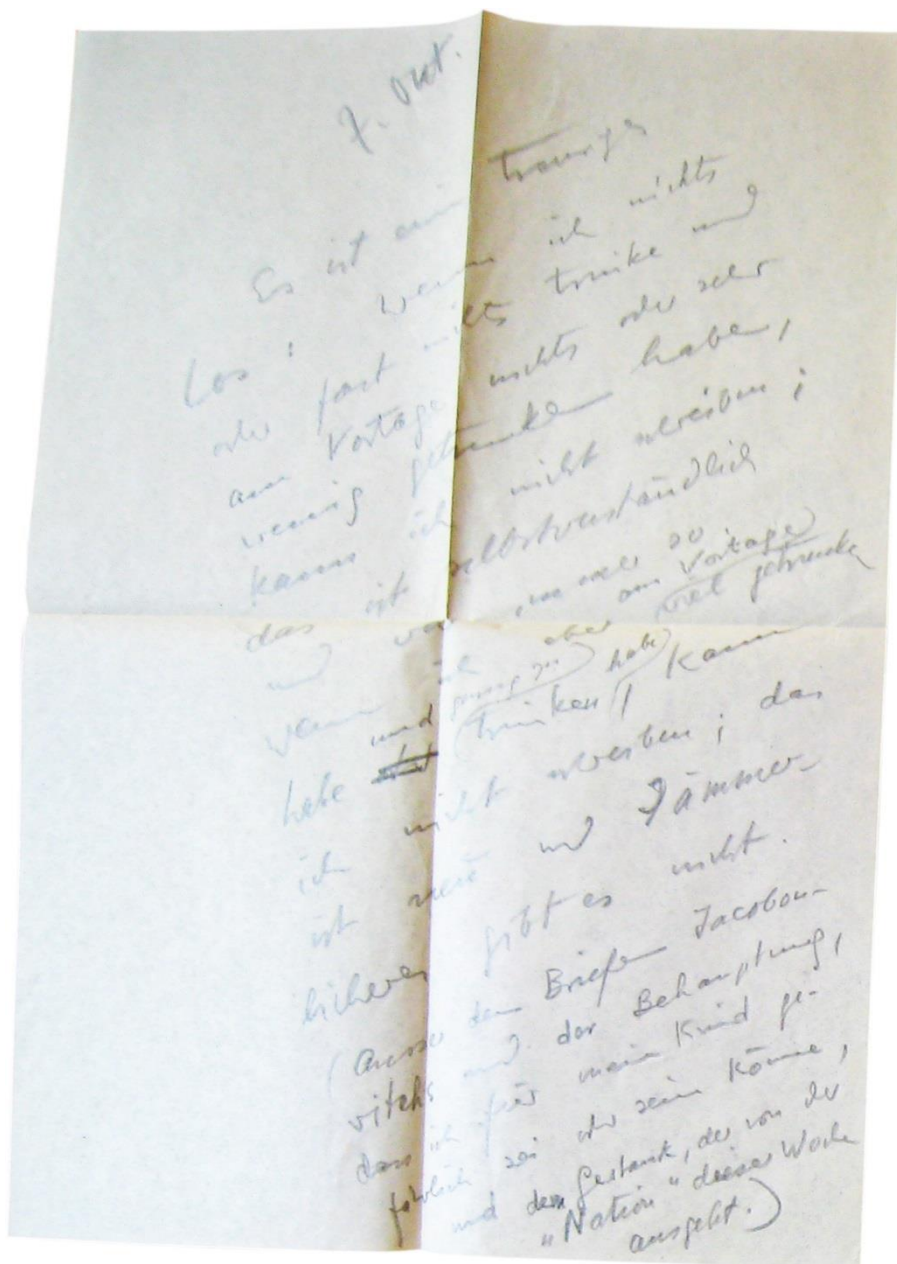
Es wäre naiv behaupten zu wollen, Ludwig Hohl selber – und natürlich auch seine Frauen und Freunde – hätten unter seinem massiven Alkoholkonsum und dessen Begleiterscheinungen nicht auch erheblich gelitten. Die schlimmste Folge seines Trinkens war wohl, dass Hohls dritte Ehe mit Heidi Antoine, der 1949 eine Tochter entsprungen war, in erster Linie daran zerbrochen ist, und ihm dann – als es im Scheidungsprozess zu Streitigkeiten um das Sorgerecht für das gemeinsame Kind kam – vorgehalten wurde, dieses sei bei ihm seines Alkoholismus wegen an Leib und Leben gefährdet.<sup>17</sup> Neben den "fürchterlichen Umstände[n] mit dem Verlag, mit Artemis", die zu langjährigen Gerichtsstreitigkeiten um die Herausgabe des zweiten Bandes der *Notizen* (VII-XII) geführt haben, wird man auch den Verlust seines Kindes zu dem "grössten Schlag von aussen" dazurechnen müssen, den Ludwig Hohl eigener Aussage zufolge anfangs der 50er Jahre erlitten hat.<sup>18</sup>



(HFN) Brief von Hohl an Hanny Fries vom 6. März 1951, der schliesst: "(vénéré par H.[eidi]) sans enfant – LA MORT!"



Aus einem Brief von Hanny Fries an ihre Eltern vom 2. Juni 1946 geht hervor, dass Hohl mindestens einmal auch aktiv versucht hat, seinen übermässigen Alkoholkonsum einzudämmen. In diesem Brief, der darauf schliessen lässt, dass Hannys Eltern und wahrscheinlich auch sie selber wegen Hohls Trinkgewohnheiten in einiger Besorgnis waren, lesen wir (NHF): "Hohl leidet unter depressiven Zuständen (der Härte seiner Eltern wegen etc.) und hat grosse Vorsätze gefasst (ohne dass ich von Eurem Schreiben etwas sagte) in Bezug auf das Trinken. – Ich war diese Tage viel mit netten Leuten zusammen, ein guter 'Kreis' hilft – oder sollte auch Hohl helfen. – Hoffen wir das Beste." Man wird nicht anders können als zu bedauern, dass dieser und allfällige vorangehende oder nachfolgende weitere Versuche zur Mässigung im Trinken offenbar allesamt fehlgeschlagen haben.<sup>19</sup> Sein Alkoholkonsum wird dem Autor und seinem Werk nämlich kaum förderlich gewesen sein. Erstaunlicherweise hat Hohl aber genau das selber behauptet und – zumindest mit Bezug auf sich selbst – die positiven Einflüsse des Alkoholkonsums immer wieder hervorgehoben.<sup>20</sup>



(HFN) Hohls Rede von einem "traurige[n] Los" in Zusammenhang mit seinem Alkoholkonsum und dem Schreiben in einem Brief an Hanny Fries



Dabei waren es vor allem zwei Vorzüge, die Ludwig Hohl an den Auswirkungen der Alkoholika auf sein Schriftstellerleben hervorgehoben und, wie die Abbildung auf Seite 5 zeigt, sogar "als in [s]einem Leben rettende Mächte" beschrieben hat.

Zum einen gab Hohl zu verstehen, dass es ihm immer nur unter Alkoholeinfluss möglich gewesen sei, mit anderen "im sozialen Sinne" in Verbindung zu treten. Dieser erste Effekt stellte sich somit als eine unmittelbare Folge des Trinkens ein und erlaubte ihm gesellig zu sein.<sup>21</sup> Der zweite Gewinn, den Ludwig Hohl aus seinem Alkoholkonsum ziehen zu können glaubte, betrifft seine schriftstellerische Produktion, steht mit dieser aber in einem *indirekteren* Zusammenhang. Hohl hat nämlich mehrmals beteuert, in angetrunkenem Zustand keine Zeile geschrieben zu haben. Wo er es doch versucht habe, sei nichts Zählbares entstanden.<sup>22</sup> Auch darüber hat er Alexander J. Seiler in seinem Filmporträt eine interessante Auskunft erteilt (S. 42ff.):

Ich habe am nächsten Tag die höchste Produktivität erreicht. Nachdem ich betrunken war, nachdem ich vier Stunden geschlafen hatte. Es muss so gewesen sein, eine Einschränkung des Blickfeldes und eine Verdichtung des Horchens... Es muss etwas gewesen sein, das noch aus der Betrunkenheit herstammte, aber ohne das Negative davon. [...] Eine Art Luzidität, die sonst nicht vorhanden war.<sup>23</sup>

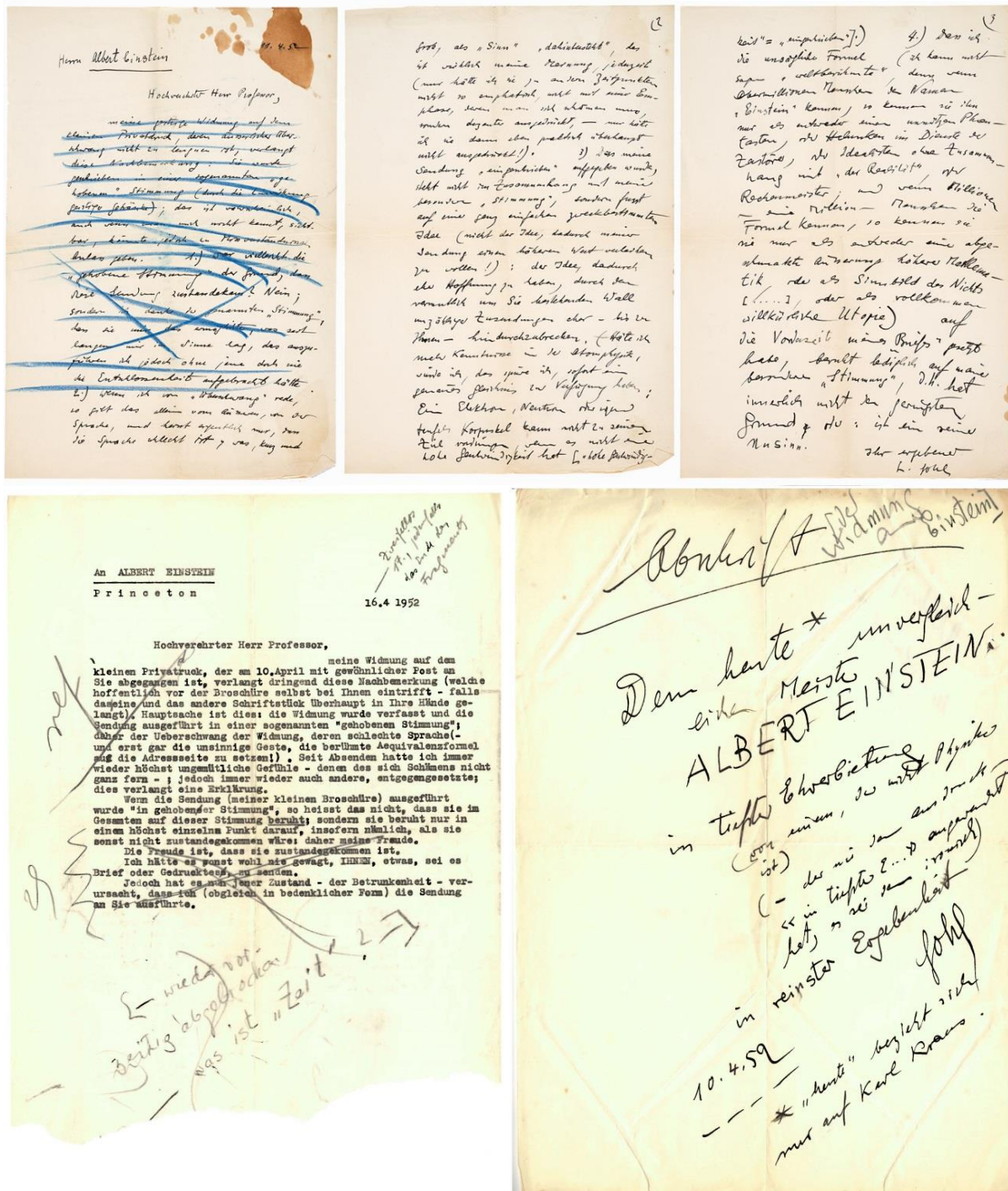
Unser Schriftsteller scheint der Auffassung gewesen zu sein, dass eine gewisse Verlangsamung und Verminderung der Entladung seiner geistigen Energie, wie sie sich am frühen Morgen nach einer vorabendlichen "Erheiterung" bei ihm einzustellen pflegte, seiner schriftstellerischen Arbeit zugutegekommen sei.<sup>24</sup> In den *Notizen* sagt er es in seiner typisch allusiven Weise (VII,127):

*Destillation* oder: Über das Trinken. – Da sitzt der Destillateur bei seinem Korn oder seinen Traubenresten, um einen Geist darauszuziehen. Ich aber destilliere den Alkohol noch einmal, um einen feineren Geist darauszuziehen.

Sowohl beim Verfahren des Destillateurs als auch bei Ludwig Hohls indirekt-produktivem Umgang mit dem Alkohol handelt es sich also letztlich darum, einen Überschuss, das, was zuviel ist, loszuwerden, damit der "Geist" umso klarer hervortrete. Wenn der *Courrier de Genève* darum in seiner Ausgabe vom 22/23. Dezember 1951 unter der Rubrik "Vérité et Justice" einen Arrestbericht zu Ludwig Hohl veröffentlicht und darüber als Titel die rhetorische Frage gestellt hat: "Est-il inspiré par l'alcool?" (vgl. Abbildung S. 10), dann ist diese Frage zu verneinen, wenn mit ihr unterstellt werden soll, Ludwig Hohl habe ein etwaiges Inspirationsdefizit mit "Eau-de-vie" zu kompensieren versucht. Das Gegenteil war vielmehr der Fall: seine in nüchternem Zustand überbordende Inspiration wurde durch die Nachwirkungen des Rausches soweit gebändigt, dass ihm ein produktiver Umgang mit dieser Kraft überhaupt erst möglich wurde.<sup>25</sup>

Damit ist aber erst *ein* Aspekt von Hohls regelmässigem – und, wie sich jetzt schon abzuzeichnen beginnt – durchaus *planmässig* betriebenen Umgang mit 'stimulantia' angezeigt: sein abendliches, methodisches Rauschtrinken, das ihm seiner Meinung nach erst den gesellschaftlichen Umgang ermöglicht, und ihn indirekt, im Zustand fortschreitender Ernüchterung nach einigen Stunden Schlaf, zu einer "Art Luzidität" geführt hat. Daneben war der Alkohol für Ludwig Hohl aber auch noch in anderer Hinsicht für seine Schreibarbeit wichtig, und hier jetzt ganz unmittelbar. Ganz ohne jeden Alkohol, hat er nämlich mehrmals bekannt, konnte Hohl die mühseligen Korrekturarbeiten an seinen Schriften, die er über lange Jahre jeweils an den Nachmittagen auszuführen pflegte, nicht lange durchhalten ohne zu ermatten.<sup>26</sup> Zum Korrigieren pflegte er darum ein arbeitsbegleitendes Trinken von Alkohol, das er selber als eine Art Kraftstoffzufuhr verstanden haben muss. (Hingegen

berichten alle, die Ludwig Hohl näher gekannt und längere Zeit mit ihm verbracht haben, übereinstimmend, dass Hohl nie schon am Morgen zu trinken begonnen habe.)



(SLA, B-01-a-14) Der Beginn eines handschriftlichen Briefentwurfs an Albert Einstein (oben), eine abgebrochene Transkription des Briefs (unten links) sowie eine Abschrift der drunkenen Widmung (unten rechts)

Dass es sich bei diesem zweiten, arbeitsbegleitenden Aspekt seines Alkoholkonsums um eine Abhängigkeit gehandelt hat, die auch Ludwig Hohl selber als einen lästigen Zwang empfunden hat, haben wir bereits aus seinen Ausführungen zum "traurigen Los" des trinkenden Schriftstellers geschlossen, die er am 7. Oktober 1951 an Hanny Fries geschickt hat (vgl. Abbildung S. 15). Einen Monat später klagt er ihr erneut (NHF, Brief vom 13. November 1952): "Et encore et encore je dois

me forcer à boire ce Marc qui le plus souvent m'est odieux." Wenn wir uns im Zusammenhang mit der Frage der Einheit der *Notizen* an späterer Stelle in dieser Arbeit Ludwig Hohls Editionsarbeiten an diesem Werk etwas genauer anschauen werden, werden wir noch weitere Evidenz dafür finden, dass Hohl sein schreibbegleitendes Trinken aus purem Zwang und nicht selten sogar zu seinem ausdrücklichen Verdruss betrieben hat. Wer also hinter der von Hohl selbst erklärten, produktiven Methodik seines Rauschtrinkens bereits eine typische Ausflucht und Selbst**betrug**taktik eines heillosen Alkoholikers vermuten wollte, wird sich durch diese Notwendigkeitserklärung und positive Bewertung eines zwangsmässigen, schreibarbeitbegleitenden, abendlichen Trinkens in seinem Urteil bestätigt fühlen. Wir sind indes nicht dazu berufen, in dieser Sache eine moralische Instanz zu spielen, sondern wollen uns weiterhin an die Fakten halten und dasjenige an ihnen aufzuzeigen versuchen, was sich ohne Zweifel feststellt lässt.<sup>27</sup>

Zu diesen Fakten gehört auch die Tatsache, dass Hohl über seinen Alkoholkonsum – wie über vieles andere in seinem Leben – minutiös Buch geführt hat. Aus seinen Aufzeichnungen wird ersichtlich, dass sein Trinken gleichsam einem festgelegten Takt entsprochen hat. Unter seinen diesbezüglichen Aufzeichnungen finden sich immer wieder Eintragungen wie die folgenden aus dem Jahre 1966, in denen der Zeitpunkt und die Anzahl konsumierter Alkohol-Einheiten genau notiert werden (vgl. Abbildungen S. 19; welches Mass einer Trinkeinheit entspricht, haben wir uns nicht die Mühe gemacht herauszufinden.).

#### 9. Nov.

18h	:	2 (R. [scil. Rhum], resp. Grog)
21.15h	:	2 (Wa [scil. Wasser??].)
21.45h.	:	1
22.30h.	:	1 + 1
23h	:	1
24h	:	1 + 1
1h	:	1 (Whi. [scil. Whisky])
1 1/4h.	:	1

---

12 abends zu müde  
 ==== aber Suppe gek[ocht]. und gegessen.

#### 10. Nov.

Nach Bew. [scil. Bewegung?]

18h.	:	Essen
18.45h.	:	1 (Wa.)
19h.	:	1
19 1/2	:	1
20h.	:	1
20 1/4h.	:	1
20 3/4h.	:	1
21 1/4h.	:	1
21.30h.	:	1 + 1
21.45h	:	1 (Whi.) + 1
22.15	:	1 + 1
ca 2 1/2h:	:	1

---

14 Polizei!





aber ich bin überzeugt, er wäre kein schlechter Arzt geworden, verbunden mit einer Psychologie seiner selbst. Das habe ich eigentlich von ihm gelernt: Man muss sich gut beobachten, und man muss dosieren. [...] Einen solchen Menschen kann man nicht "Alkoholiker" nennen, höchstens einen sehr präzisen Alkoholiker, der seine Bedürfnisse im Griff hat. Mit dem gemeinhin bewusstlosen Trinken hat das nichts zu tun.

Das ausgebreitete Material hat hoffentlich schon zur Genüge gezeigt, dass eine gründliche Revision des gemeinen Bildes von Hohl als ungebändigtem Säufer, das uns einzelne Trink-Eskapaden und Skandalgeschichten übermitteln, nicht nur angebracht, sondern auch leicht möglich ist. Die Korrektur, die aus dieser Dekonstruktion resultieren wird – auch das beginnt sich uns immer deutlicher abzuzeichnen –, wird das gängige Klischee nicht bloss relativieren, sondern zu einer geradezu gegenteiligen Einsicht führen. Die Demontage hier selber noch weiter auszuführen, entspricht nun aber nicht mehr dem Zweck unserer philosophischen Forschung. Stattdessen wollen wir unsere bruchstückhaften Bemerkungen zu Hohls Biographie damit fortsetzen, dass wir auf eine Reihe weiterer Aspekte hinweisen, in denen das herrschende Hohl-Bild ebenfalls einer gründlichen Korrektur bedarf.<sup>28</sup>

### Der disziplinierte Rebell

Zu dem auf Hohl überhaupt nicht zutreffenden, aber hartnäckig sich haltenden Klischee vom Säufer, der sich einfach treiben lässt, und darum unweigerlich mit allen gesellschaftlichen Ordnungsinstitutionen in Konflikt geraten muss, passt die ebenso irrtümliche Meinung, er sei schon als Kantonsschüler wegen mangelnder Disziplin von der Schule geflogen. Wohl hat der Schüler Hohl vom zuständigen Lehrerkonvent ein 'consilium abeundi' erhalten; zu einem eigentlichen Rauswurf kam es aber nicht. Und dieses 'consilium' hatte zudem nur zu einem geringen Teil mit faktischer Gehorsamsverweigerung zu tun. Weit schwerwiegender wog die Besorgnis einiger Eltern, der Hohl könnte auf seine Klassenkameraden einen schädlichen Einfluss haben, indem er sie weiterhin für philosophische Ideen begeistern würde, deren Kenntnis er sich im Rahmen seiner Privatstudien angeeignet hatte, und die so gar nicht zu ihren eigenen Wertvorstellungen passen wollten (namentlich die Philosophie Friedrich Nietzsches). Gerade seine Privatstudien – in seinem *Jugendtagebuch* verwendete Hohl dafür den Ausdruck "Gelehrsamkeitsübungen" – hat er nun aber äusserst diszipliniert betrieben.<sup>29</sup> Es war also nicht mangelnde Disziplin, die den Schüler mit der Bildungsinstitution zunehmend in einen untragbaren Konflikt geführt hat, sondern recht eigentlich gerade das Gegenteil: Hohls penetrantes Insistieren auf einer rigiden *Selbstdisziplinierung*, die er so ernsthaft betrieben hat, dass er sie allen heteronomen Disziplinierungsversuchen kompromisslos vorangestellt hat. Was Ludwig Hohl damals einen weiteren Schulbesuch verunmöglicht hat, war also gerade nicht, dass er sich einfach hätte gehen lassen, sondern, dass er sehr früh einen *eigenen*, festen Kurs eingeschlagen und sehr diszipliniert weiterverfolgt hat.

In diese Richtung weist auch eine unveröffentlichte Notiz aus dem Jahre 1973, in welcher der gealterte Hohl noch einmal auf sein Leben zurückblickt (vgl. Abbildung S. 21). Darin kommt klar zum Ausdruck, dass Ludwig Hohl selber es als eine "Leistung" erachtet hat, die er selbst "vollbracht" hat, und nicht als irgendein Fahrwasser, in das er damals einfach so hineingeraten wäre, dass er sich von den Eltern emanzipierte. Im Zusammenhang mit dem darüberstehenden Heraklit-Fragment wird man Hohls Rede von seiner Emanzipation nicht nur – und nicht einmal primär – als eine Ablösung von seinen leiblichen Erzeugern verstehen dürfen, sondern als eine reflektierte Verweigerungshaltung gegenüber einer blinden Übernahme traditioneller, moralischer Denk- und Lebensweisen, die er in Form willfähriger Schickung in die inhaltliche Begrenzung des Lehrplans und ohnmächtiger Unterordnung unter die pädagogischen Autoritäten der Kantonsschule hätte vollziehen sollen.<sup>30</sup> Dass Hohl zurückblickend seine "grösste denkerische Leistung" in seiner Jugend

verortet und nicht etwa in den Jahren der Entstehung seiner *Notizen*, ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass wir gut daran tun werden, beim Versuch zu verstehen, was "Philosophie" bei ihm bedeute, den Kreis unserer Aufmerksamkeit über sein (selbst-)veröffentlichtes Werk hinaus zu erweitern und auch die erhalten gebliebenen Schriften aus seiner Kantonsschulzeit in dieser Hinsicht noch etwas genauer zu untersuchen (vgl. Kapitel 3).

Nov. 73

Elemente:  
Fankhauser, Anteil nach "leer, öde, winddunkel"  
(des Odeon)

He: "Angst" (und Furcht)

(Ob die als "Hörstags" erklärbar?)

Die große dankende Leistung, die ich vollbracht habe:  
den Ende meine Kindheit, wo ich mich allmählich von  
den Eltern emanzipierte, in jungen Jahren. Ohne aus  
dem Vorbild, ohne eine Bestätigung von aussen!

(SLA, A-08-a-14) Notiz vom November 1973 zur "grösste[n] denkerische[n] Leistung" mit Heraklit-Zitat in griechischen Buchstaben

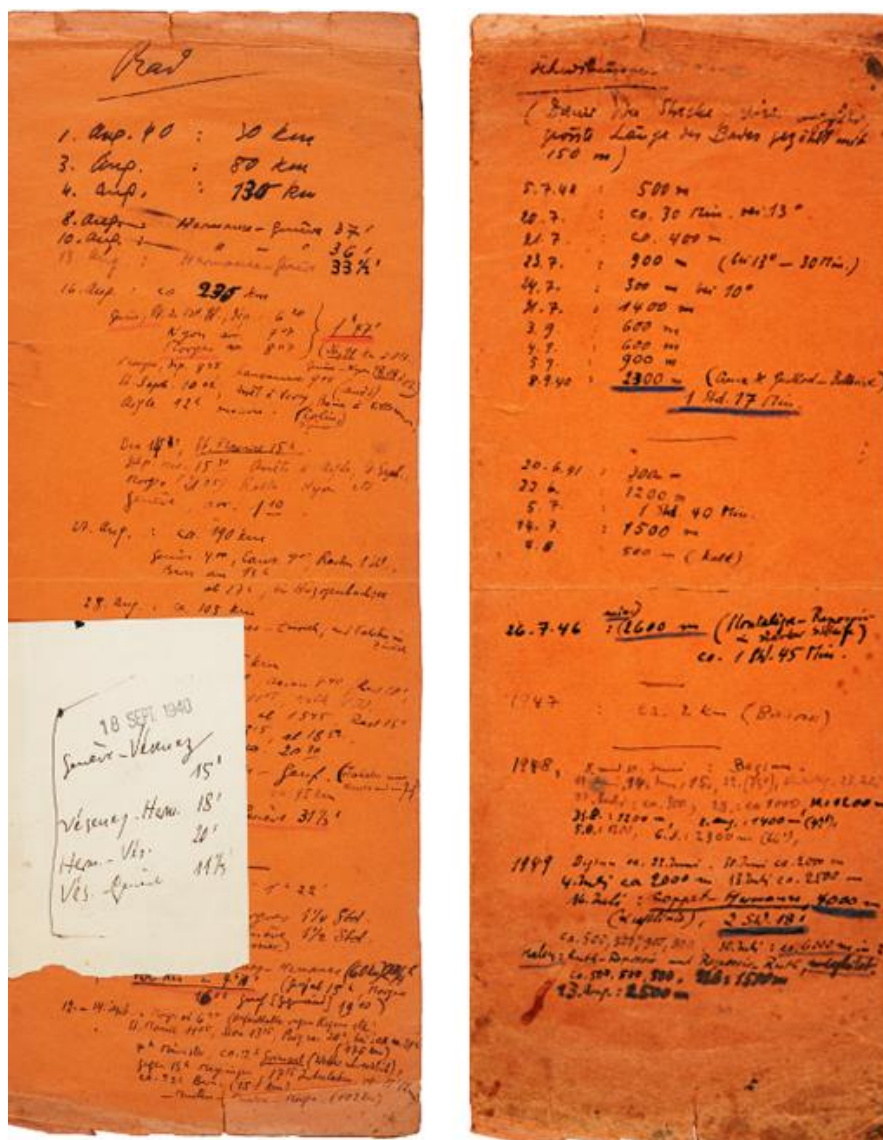
An Anzeichen einer anhaltend hohen Selbstdisziplinierung mangelt es in Hohls Leben auch in späteren Jahren nicht. Eine der zahlreichen Herausforderungen einer Hohl-Biographie wäre, dieses lebenslang anhaltende und äusserst rigide Programm seiner Selbstgestaltung in seinen mannigfaltigen Facetten herauszuarbeiten, in denen es im Laufe seines Lebens Gestalt angenommen hat.<sup>31</sup> Jede dieser Ausprägungen würde auf ihre Weise einen Beitrag dazu leisten, dass die sagenhaften Legenden, die man sich über diesen Aussenseiter erzählt, endlich aufgeklärt würden. Gerade die Aufklärung des Mythos vom neurotischen Rebellen würde dabei zu einer tieferen Einsicht in Ludwig Hohls weitgehend freiwilliges, resp. aus einer philosophisch fundierten Überzeugung heraus vollzogenes Ausscheiden aus der Gesellschaft führen und eine philosophische Programmatik hinter seiner Selbstisolation ans Licht bringen, die über die vermeintliche Neurose eines ausgestossenen Schlechtweggekommenen weit hinausweist.

Hohl lebte nicht das, in den Augen der gutsituierten Bürger oft so poetisch anmutende Leben eines Clochards in einem Keller; sein Dasein glich weit eher dem prosaischen Alltag eines Mönchs in seiner Klausur. Auch seine waghalsigen Bergbesteigungen, legendären Seequerungen und seine weniger bekannten, ungeheuerlichen Fahrradtouren, die heute immer noch von vielen als sportlich



durchaus anerkennungswürdige Leistungen eines verschrobenen Spinners missverstanden werden, aber auch seine weniger spektakuläre, dafür umso ominösere "culture physique", die er sein Leben lang betrieben hat, wären endlich in ein rechtes Licht zu setzen, in dem sie sich als Ertüchtigungen erweisen würden, die primär des *Geistes* und nicht des Körpers wegen angestellt wurden.<sup>32</sup>

All dies vermögen wir hier bloss anzudeuten. Die minutiöse Aufarbeitung solcher biographischer Missverständnisse und ihre überzeugende Richtigstellung wären aber eigentlich unerlässliche Voraussetzungen, damit unsere philosophische Annäherung an Hohl überzeugen kann. Es bleibt zu hoffen, dass nachträgliche Arbeiten unsere Studie bestätigen werden, indem sie diese biographischen Aspekte klären. Auf zwei weitere Missstände, die zwar mit unserer philosophischen Arbeit nur noch in einem indirekten Zusammenhang stehen, aber auch nach Erscheinen der halben Lebensbeschreibung von Anna Stüssi weiterbestehen werden, wollen wir hier zum Abschluss unserer eigenen biographischen Andeutungen noch hinweisen.



(SLA, C-02-g-1) Selbst-Aufzeichnungen von Hohl zum Schwimmen und Radfahren



### Weiterer Korrekturbedarf: Hunger und Krankheit

Man neigt dazu, auch Hohls finanzielle Not zu romantisieren, indem man sie als seine Poesie gleichsam legitimierende Ingredienz eines Dichterdaseins interpretiert. Abgesehen davon, dass viele Schriftstellerbiographien bestätigen, dass Schreibaarbeit nur selten zum Broterwerb ausreicht, hat die Armut, in der Ludwig Hohl (fast) sein ganzes Leben gefristet hat, noch ein ganz anderes Gesicht als jene, den Künstler gleichsam erklärende, finanzielle Einschränkung. Im Fall von Ludwig Hohl war seine Armut nämlich konkret lebensbedrohlich.

Es ist schon länger bekannt und wurde zuletzt durch Hugo Sarbach erneut darauf hingewiesen, dass Hohl in seinen *Journalen* in gewissen, besonders bedrohlichen Momenten, über längere Wochen hinweg seine tägliche Kalorienzufuhr aufgezeichnet hat (in: *Quarto* 36/2013, S. 22). Man hat dieses Phänomen bis heute nicht überzeugend gedeutet, sodass es uns zunächst als weitere Marotte eines Exzentrikers erscheinen muss. Damit sich in Zukunft auch in dieser Hinsicht eine andere "Erklärung" durchzusetzen beginne, sei hier aber darauf hingewiesen, dass in den Augen der Generationen, die in der Schweiz die Weltkriege erlebt haben, eine genaue Buchführung über den eigenen Kalorien-haushalt nicht so abstrus und abwegig erscheinen musste, wie sie uns heute vielleicht erscheinen mag. Während der Weltkriege und im Kontext des Schweizerischen Lebensmittelrationierungsprogramms waren Berechnungen zum minimalen Kalorienbedarf für geistig oder körperlich Arbeitende überhaupt nichts Aussergewöhnliches. In seinem Kindheitstagebuch notiert Ludwig Hohl denn auch am 23. Februar 1917: "Einführung der Reis u[nd]. Zuckerkarte. Per Person von 4 J. an in 1 Monat 400g Reis und 500 g Zucker. Wir erhielten 5 Karten." Einen rechnerischen Umgang mit rationierten Lebensmitteln hat Hohl also bereits als Jüngling kennen gelernt. In den schlimmsten Zeiten, in denen der Schriftsteller später sein ohnehin geringes Sparpotenzial durch Verpfändung seiner Schreibmaschine und seines Fahrrades oder durch den Verzicht auf den Kauf von dringend benötigtem Papier und den Ersatz von Glühbirnen schon ausgereizt hatte, und er also beginnen musste, sich das Essen vom Mund abzusparen, hat er seine Kalorienzufuhr – aber auch seine "Entladungen" – genau überwacht um sicher zu gehen, dass keine bleibenden Schäden aus seiner Mangelernährung resultierten. Genau das befürchtete aber offensichtlich die Sozialarbeiterin der Stadt Genf, Frau Erika Hubacher, die sich regelmässig über sein (Un-)Wohlergehen bei ihm erkundigt hat, und Hanny Fries am 16. August 1954 wie folgt Bericht erstattet:

[...] Liebe Frau Fries! Ich bin in letzter Zeit zu der Einsicht gelangt, dass bei Hohl unbedingt eine durchgreifende Hilfe stattfinden muss, wenn nicht alles zu spät sein soll. Die seit Wochen, Monaten einseitige Milchernährung ist einfach ungenügend. Vor zwei Jahren hat Hohl besser ausgesehen als heute; er hat unbedingt an Gewicht abgenommen. Es ist unvorstellbar, dass sein Organismus noch weitere Monate so aushalten wird, ohne sichtbaren Schaden zu nehmen. Das Schlimmste ist, dass er selbst diese Veränderung subjektiv wahrnimmt. Vielleicht haben schon andere, zu unterschiedlichen Zeiten, ähnliche Befürchtungen ausgesprochen. [...] Der Gedanke, dass einmal zu spät Hilfe eintreten sollte, ist furchtbar. Und ich frage mich, ob es wohl kein Mittel gibt, das Gewissen dieser Verwandtschaft wachzurütteln. Geht es heute doch schon um mehr, als um wohltätige, charitative Zwecke, es wird eher zur medizinischen Notwendigkeit, Hohl eine richtige, regelmässige Ernährung zukommen zu lassen – können doch Versäumnisse in diesem Gebiet – wissen wir, ob es nicht schon zu spät sein könnte? – nie mehr nachgeholt werden. Die Gesundheit Hohls riskiert zusehends unterminiert zu werden.

[...] Ich kann mir Ihre schon überstandenen Kämpfe mit diesen Leuten gut vorstellen. Die Lage von Hohl ist aber in jeder Hinsicht so furchtbar, die Gefahren vom medizinischen Standpunkt aus so gross, so beängstigend, dass es mir irgendwie vorkommt, als ob es um ein letztes Rennen ginge, u. der Entscheid demjenigen der schneller ist, zufällt. [...]

Es ist für mich sehr bedrückend, Ihnen dies alles mitzuteilen, doch es muss unbedingt etwas geschehen. Die Verwandten müssen darüber unterrichtet werden, dass sich der Gesundheitszustand von Hohl rapid verschlechtert u. vom medizinischen Standpunkt aus für ein regelmässiges Essen gesorgt werden muss. (Auf verlangen könnte ihnen ein Arztzeugnis geschickt werden.) Und dies eben bevor es zu spät ist. [...] <sup>33</sup>

Dieses Dokument aus dem Nachlass von Hanny Fries <sup>34</sup> zeigt eindeutig, dass Hohls Armut nichts weniger als inszeniert oder ein willkommenes, weil typisches Ingredienz seines selbstgewählten, vermeintlich bohémehaften Lebensstils war. Ludwig Hohls Armut pittoresk auszumalen, sodass sie zu den ewigen Stigmata der Skurrilität und Exzentrik seines literarischen Werks und den unausrottbaren Legenden um sein antibürgerliches Leben nicht nur gut zu passen beginnt, sondern sie fast schon in logischer Konsequenz begleitet, oder sie auf irgendeine Weise zu romantisieren, wäre – angesichts solcher "Armutszeugnisse" – völlig verfehlt!

Ebenfalls schon länger bekannt, in seinem Ausmass und entsprechenden Einfluss auf sein Leben aber gleichermassen unterschätzt, ist der schlechte Gesundheitszustand, der Ludwig Hohl vor allem in seinen letzten Lebensjahren stark gezeichnet hat. Neben dem Image vom 'enfant terrible' hat sich nämlich vor allem das Gesicht eines nicht nur zurückgezogen lebenden, sondern auch äusserst verbittert wirkenden, alten Mannes in den Köpfen der Leute so nachhaltig festgesetzt, dass es immer wieder und völlig zu Unrecht auch mit dem Autor der *Notizen* in Verbindung gebracht wird. Diese Verbindung ist freilich in mehrfacher Hinsicht falsch.

Zwar lässt sich beim alten Hohl eine gewisse Verbitterung, was seine zwischenzeitliche Hoffnung auf einen günstigeren Verlauf des *äusseren*, weltpolitischen Geschicks der Menschheit nach den "Lehren" von Auschwitz und Hiroshima angeht, durchaus feststellen. So äusserte er sich am Ende seines Lebens z.B. Johannes Beringer gegenüber in einem unveröffentlichten Interview wie folgt (Hohl72, 13'15 Laufzeit): <sup>35</sup>

- Hohl: Die Situation ist so, dass der Titel meines ersten Hauptwerks: "Von der unvoreiligen Versöhnung" zweifelhaft geworden ist, jetzt. Weil [für] das Werk, das in Sicht ist [scil. *Von den hereinbrechenden Rändern?*], gibt es keine Versöhnung mehr.
- Beringer: Ist die "unvoreilige Versöhnung" denn utopisch gemeint gewesen?
- Hohl: Nein. – Nein, das muss man empfinden mit dem ganzen Werk, das positiv... das auf die Welt positiv eingestellt ist. Aber mit aller Kritik dabei. [... weiteres, unverständliches Gemurmel.] Jedoch reicht das nicht mehr.
- Beringer: Was hat sich denn verändert, dass das nicht mehr möglich ist?
- Hohl: Alles hat sich verändert, sehr verändert. Erstens kam die Atombombe hinzu [...] und dann kam die Weiterentwicklung dazu, die Vermehrung aller Mittel und Möglichkeiten. Das Wachstum, das Überwachstum.

Diese Gesprächssequenz klärt zwei Punkte eindeutig: zum einen lässt sie keinen Zweifel daran, dass Hohls philosophisches Programm einer "unvoreiligen Versöhnung", wie er es als ungefähr Dreissigjähriger in Holland entwickelt hat, damals auf eine reale Verwirklichung hin angelegt war. Diesbezüglich sagt Hohl ganz ausdrücklich, dass seine *Notizen* "auf die Welt positiv eingestellt" sind. Zum Zweiten gibt ihr gealterter Autor in dieser Passage aber eben auch zu erkennen, dass er *jetzt* die Möglichkeit einer Versöhnung nicht mehr sehe. Von entscheidender Bedeutung für die richtige Interpretation dieser geänderten Einstellung des Siebzigjährigen ist jedoch, dass man genau beachtet, womit er seine Neueinschätzung hier begründet.

Hohls Begründung lässt erkennen, dass er sich mit seiner Rede von der nicht mehr gegebenen Möglichkeit zur Versöhnung auf den allgemeinen Weltlauf bezieht, auf eine Versöhnung mit der äusseren Welt und ihrer Entwicklung also. (Das gesamte Gespräch wird von Beringer, der damals offensichtlich stark im sozialistischen Denken verhaftet war, immer wieder in die Richtung einer Klärung der Möglichkeiten, Grenzen und geeigneten Mittel für eine positive Gestaltung der globalen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse gelenkt.)<sup>36</sup> Eine "unvoreilige Versöhnung" mit seiner *eigenen* Existenz und ihren unveränderbaren, existenziellen Strukturen wird dadurch aber nicht verunmöglicht. In der Tat unterscheidet Ludwig Hohl in einer unveröffentlichten Notiz vom 20. Juli 1966 denn auch genau diese zwei Bereiche – die Versöhnung mit dem eigenen Schicksal und die Versöhnung mit der Welt –, wobei er noch einmal wiederholt, dass letztere für ihn zwar nicht mehr möglich sei, er die erstere aber weiterhin für möglich und erstrebenswert halte (SLA, A-08-a-14, s. die Abbildung unten):

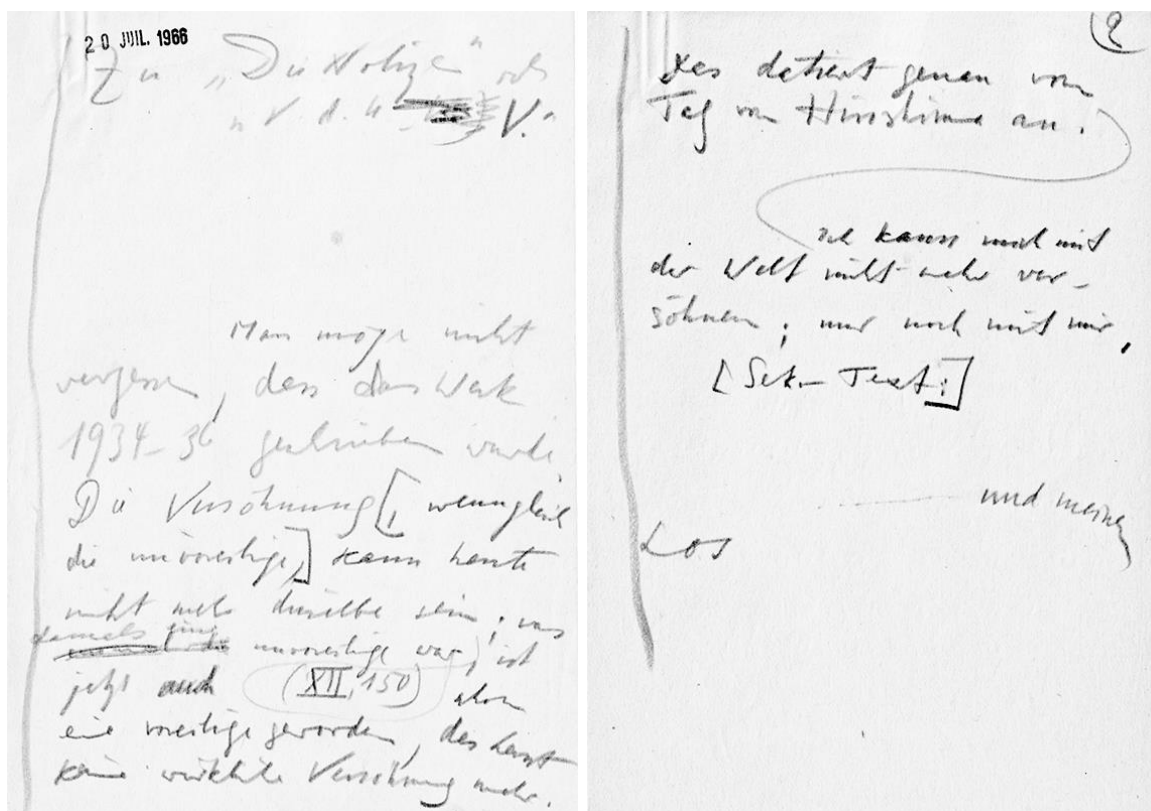
Zu „Die Notizen“ oder „V. d. u. V.“

Man möge nicht vergessen, dass das Werk 1934-36 geschrieben wurde. Die Versöhnung [wenngleich die unvoreilige,] kann heute nicht mehr dieselbe sein; was einmal die [darüber: "damals eine"] unvoreilige war (XII, 150), ist jetzt auch schon eine voreilige geworden, das heisst keine wirkliche Versöhnung mehr.

Das datiert genau vom Tag von Hiroshima an.

Ich kann mich mit der Welt nicht mehr versöhnen; nur noch mit mir,

... und meinem Los.



(SLA) Nachgelassene Notiz vom 20. Juli 1966, in der Hohl über einen Zeitkern seines Programms zur "unvoreiligen Versöhnung" spricht.

Hohls vermeintliche Verbitterung in seinem Alter resultierte also nicht aus einer späten Erkenntnis, die sein frühes, auf die Verwirklichung einer "unvoreiligen Versöhnung" zielendes philosophisches Programm rückwirkend gegen seine damalige Intention als utopisch entlarven würde; vielmehr bezieht sich seine Altersverbitterung lediglich auf *eine* Dimension möglicher Versöhnung – nämlich diejenige mit dem äusseren, weltpolitischen Verlauf.<sup>37</sup> Es ist darum nicht nur in Bezug auf ihren Entstehungszeitpunkt falsch, sondern auch *inhaltlich* grundverkehrt, wenn man Hohls *Notizen* immer wieder als das Werk eines alten, verbitterten Mannes missverstehen will.<sup>38</sup>

In Wahrheit hat Hohls gealtertes Gesicht aber weit weniger die Züge von Verbitterung und Enttäuschung getragen, wie man es immer wieder darzustellen versucht, als vielmehr und vor allem von grossem, physischem Schmerz. Es ist hier nicht der Ort, um Hohls langjährige Krankheitsgeschichte auszubreiten, die seinen eigenen Angaben zufolge im Jahr 1974 endgültig ausgebrochen war, sich aber schon einige Jahre zuvor deutlich abzuzeichnen begonnen hatte.<sup>39</sup> Sie zu schreiben wird einerseits dank der zahlreichen, im Nachlass erhalten gebliebenen, medizinischen Dokumente und andererseits aufgrund von Hohls eigenen, teilweise höchst intimen Selbstbeobachtungen leicht möglich, aber ebenso leicht – bei allzu klinischem Interesse – auch indiskret und peinlich sein. Fakt ist, dass Hohls Bein an einer Gefässverengung allmählich abgestorben und ihm also am lebendigen Leib verfault ist. Menschen, die ihn gepflegt haben, sprechen noch heute von einem modrigen Gestank, der sich in seiner Wohnung ausgebreitet habe, wenn das Bein, das darum zum Schluss vakuumverpackt werden musste, einmal offen lag. Den Ärzten zufolge hätte dieses Bein amputiert werden müssen und wenig später wohl auch das andere, wenn Ludwig Hohl noch ein paar Jahre länger hätte leben wollen. Das wollte er unter diesen Umständen aber offenbar nicht. Er hat einen langen und äusserst qualvollen Lebensabschluss seiner Verstümmelung vorgezogen. Dieses grosse Leiden ist zum Schluss auch an Hohls Charakter und seinem Denken nicht spurlos vorübergegangen und hat damit seine These von der Wechselwirkung zwischen Körper und Geist ein letztes Mal in seinem eigenen Leben bestätigt.<sup>40</sup> Man wird darum nicht vorschnell und auf höchst widerwärtig herablassende Weise die teilweise müde und abgespannt wirkende Körpersprache wie zur Widerlegung seines Lebens und seines Werks dem Mann als Verbitterung auslegen dürfen, nur weil er sein schreckliches Leiden vor den meisten verborgen hielt.<sup>41</sup>

## Fazit

Abschliessend und bevor wir uns einer, sich rein zu unseren Forschungszwecken aufdrängenden, analytischen Unterteilung der Schriften von Ludwig Hohl zuwenden wollen, seien hier die wichtigsten Einsichten und Resultate aus unserer bisherigen Betrachtung zusammengefasst. Wir haben gesehen, dass es handfeste Anhaltspunkte dafür gibt, dass sich das Biographische für eine philosophische Auseinandersetzung mit Hohls Werk als nicht ganz so unbedeutend erweisen könnte, wie der gealterte Schriftsteller das selber gelegentlich behauptet hat. Gleichzeitig haben wir gezeigt, wie dieses "Biographische" zu fassen ist, damit es philosophisch bedeutsam sein kann.

Dabei haben wir einerseits festgestellt, dass Ludwig Hohl "Biographisch-Persönliches" nur soweit in sein Werk einfließen lässt, als es für seinen Leser zur Operationalisierung der prinzipiell nicht komplett auslöschbaren Spuren erforderlich ist, welche die spezifischen äusseren Lebensumstände des Autors darin hinterlassen haben. Gerade in seinen autobiographischen Angaben lässt sich also Hohls Bestreben erkennen, als bürgerliches Individuum – oder eben anti-bürgerliches, das gilt hier gleichviel resp. wenig – mit seinen individuellen Umständen und privaten Eigenarten ganz aus dem Werk zu verschwinden, damit an seiner Stelle ein *exemplarischer* Autor erscheine, dessen Stelle auch sein Leser leicht einnehmen können soll.

Entsprechend haben wir unser eigenes, biographisches Interesse dahingehend eingeschränkt, dass Hohls psychologische Besonderheiten und äusserlich vorgefundenen Lebensumstände für uns genauso bedeutungslos bleiben, wie er sich das gewünscht hat, und wir im Rahmen unserer philosophischen Arbeit nur beachten und bedenken wollen, wie unser Autor auf solche Äusserlichkeiten reagiert hat, wenn sie seiner eigenwilligen Selbstgestaltung hinderlich zu werden drohten, und was für Anzeichen einer bewussten Selbst- und Lebensgestaltungspraxis wir in seinen Lebensspuren finden. Insofern zielt unser Interesse an Hohls Biographie also überall gerade nicht auf das privat Individuelle ab, wie das üblicherweise geschieht, sondern auf das Exemplarisch-Allgemeine.

Darüber hinaus haben wir gezeigt, dass die schillernden Legenden vom exzentrischen Wilden, vom Sonderling und undisziplinierten Rebellen, die man sich von Ludwig Hohl längst zurechtgelegt hat und immer noch weiter breittreibt, unseren Blick auf eben dieses Exemplarische verschleiern.<sup>42</sup> In seinem eigenen Nachlass und dem Nachlass von Hanny Fries sind wir auf Dokumente gestossen, die klar dafür sprechen, dass hinter diesen unsäglichen Klischees eine gegenteilige Wirklichkeit noch immer weitestgehend verborgen liegt: die Realität von Hohls minutiöser Selbstbeobachtung und rigid-methodischer Selbstgestaltung durch strikte Selbstdisziplinierung. Analog zum Umgang des Autors mit autobiographischen Informationen gilt darum auch für unsere philosophische Auseinandersetzung mit seinem Werk, dass wir seine idiosynkratischen Besonderheiten nur soweit unter die Lupe nehmen werden, als sie durch unsere Aufmerksamkeit als Legenden entlarvt und destruiert werden können.

Schliesslich haben wir erste Anzeichen dafür gefunden, dass, Hohls eigenem Werkverständnis zufolge, es bei ihm gar nicht möglich sein wird, zwischen dem Biographischen im ursprünglichen wörtlichen Sinne – dem *bion graphein* (Leben schreiben) – und dem literarischen Werk bündig zu unterscheiden oder auch nur sein eigentliches "Werk" auf literarisch Fixiertes zu reduzieren. 'Opus et vita' sind im Fall von Ludwig Hohl nicht nur eng, sondern *konstitutiv* miteinander verflochten. Weil diese Wechselwirkung, soweit sich das jetzt schon absehen lässt, in der Biographie von Anna Stüssi kaum in den Blick kommt, könnten für unsere weitere philosophische Untersuchung nicht nur biographische Aspekte aus seiner zweiten Lebenshälfte aufschlussreich werden, die Stüssis Arbeit nicht mehr abdeckt, sondern auch ausgewählte Momente aus Hohls Jugendzeit, in denen seine denkgestützte Selbstgestaltung ihren radikalen Anfang genommen hat.

### III Zur Zweiteilung des Gesamtwerks

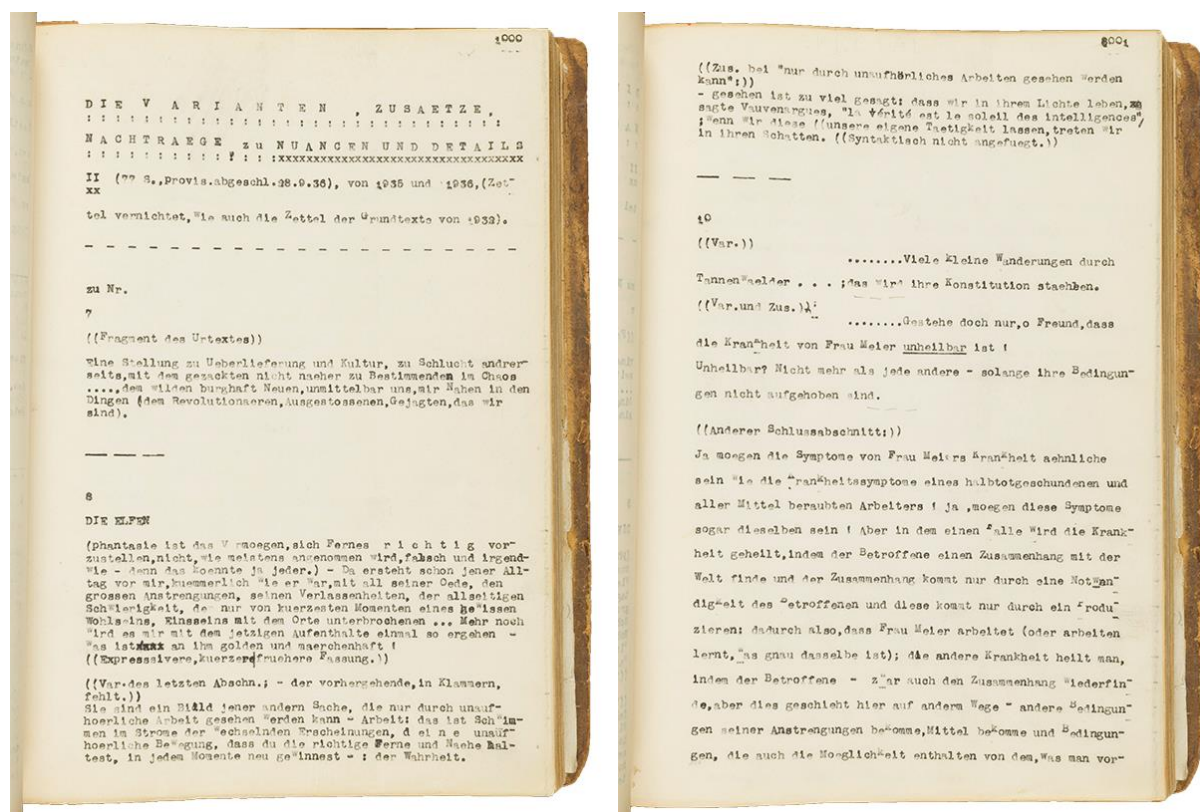
Wenn wir zum Zweck der vorliegenden Studie an dieser Stelle eine Zweiteilung von Hohls Gesamtwerks vorschlagen, dann ist diese Unterteilung in mehrfacher Hinsicht problematisch. Zum einen haben wir bereits auf Ludwig Hohls äusserst eigenwilligen und umfassenden Werkbegriff hingewiesen, der im Grunde jede solche interne Aufteilung verbietet. Nicht nur ist bei ihm, wie wir gesehen haben, alles "Werk", es ist auch alles *ein* Werk.

Besonders klar ersichtlich wird die All-Einheit seines Werks, wenn wir uns die Genese der drei Publikationen *Nuancen und Details*, *Notizen* und *Nachnotizen* kurz vor Augen führen, die gemeinsam im Zentrum dieser Studie liegen (vgl. auch S. 145 und S. 355ff.). Da ist es nämlich so, dass die *Nuancen und Details* aus sogenannten "Grundnotizen" aus den Jahren 1931-33 hervorgegangen sind, die *Notizen* dann aus analogen Aufzeichnungen aus den darauffolgenden Jahren (1934-1936), und die ersten Eintragungen zu den *Nachnotizen* unmittelbar daran anschliessend im Jahre



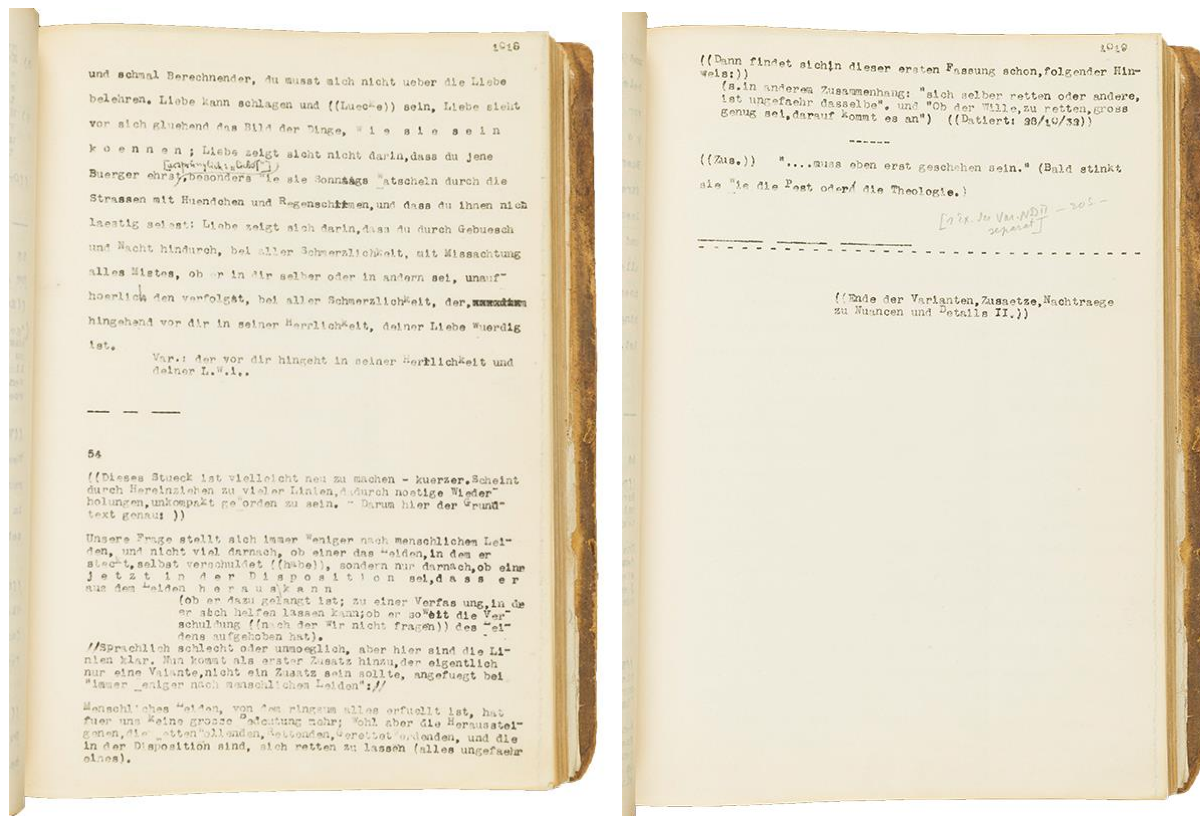
1937 beginnen. Die Arbeit an den *Nuancen und Details* waren also noch in vollem Gang, als ein Grossteil der späteren *Notizen* bereits geschrieben war, was u.a. auch daran ersichtlich wird, dass Hohl die "Varianten und Zusätze, Nachträge zu *Nuancen und Details II* von 1935 und 1936" ins Grundmanuskript der *Notizen* aufgenommen hat (S. 1000-1019; vgl. nachfolgende Abbildungen). Nicht nur zeitlich, auch in ihrer materiellen Basis lassen sich also die *Nuancen und Details* und die *Notizen* nicht voneinander lösen. Um ihre Einheit und Zusammengehörigkeit zu beweisen, hätte es allerdings dieser Evidenz aus dem Nachlass gar nicht bedurft. Hohl selber hat sie deutlich genug angezeigt, als er in das erste Stück seiner *Notizen* zur Verdeutlichung des darin Gesagten gleich zwei Zitate aus den *Nuancen und Details* aufgenommen hat.

Ähnliches gilt für den Zusammenhang zwischen den *Notizen* und den *Nachnotizen*. Auch hier wurde der grösste Teil des späteren Werks geschrieben, als Hohls hauptsächliche Arbeit noch das Prüfen, Eliminieren und Anordnen der aufzunehmenden Stücke für die frühere Publikation war. Und auch hier hat der Autor selber, indem er von Nach-Notizen gesprochen hat, von sich aus deutlich genug auf ihre Zusammengehörigkeit hingewiesen. Setzen wir uns zum Zweck der vorliegenden Untersuchung aber erst einmal über den berechtigten Einwand hinweg, dass sich Hohls Schriften eigentlich nicht voneinander absondern lassen, so geraten wir in kaum geringere Schwierigkeiten hinein, wenn wir ihre sinnvolle Aufteilung genau festlegen wollen.



(SLA) Seiten 1000f. und 1018f. aus dem *Grundmanuskript* mit den "Varianten, Zusätzen [und] Nachträgen zu *Nuancen und Details II*" (diese und die nächste Seite).





autobiographisch Färbung erhalten geblieben ist (wie z.B. im *Jugendtagebuch*, in *Aus der Tiefsee* und den gesamten, sogenannten *Epischen Grundschriften*). Damit hätten die ärgsten Folgen einer einfachen Unterscheidung in publizierte und nachgelassene Schriften zwar vermieden werden können, es hätte diese Differenzierung aber andere unliebsame Konsequenzen gehabt. Wie wir eben gesehen haben, hat Hohl selber in seinen *Notizen* auf einer konstitutiven Wechselwirkung zwischen eigenem Erleben und allgemein Erkanntem bzw. zu Erkennendem insistiert. Dieser heuristische Zusammenhang müsste einer solchen Unterscheidung aber gerade zum Opfer fallen. Auch dieser Weg bleibt somit versperrt.

### Das Notizenwerk

Wir haben uns deshalb für eine andere analytische Unterteilung des Gesamtwerks von Ludwig Hohl entschieden. Genauer: sie hat sich während der Forschungsarbeiten zur vorliegenden Arbeit allmählich ganz von selbst ergeben. An dieser Stelle vermögen wir ihre Differenzierungskriterien darum noch nicht vollständig zu argumentieren. Ihre Plausibilität wird sich vollständig erst im Rückblick auf unsere Arbeit erweisen. Vorweg sei hier aber schon einmal angekündigt, dass wir in dieser Untersuchung grob zwischen Hohls philosophisch-aphoristischer Denkprosa und seinen literarisch-ästhetischen Schriften unterscheiden werden, wobei die zweite Abteilung gänzlich ausser Acht bleiben wird. (Hohls *Gedichte*, *Nächtlicher Weg*, *Bergfahrt* und die aus dem Nachlass herausgegebenen Publikationen *Mut und Wahl* sowie *Und eine neue Erde* werden hier also nicht behandelt). Von Hohls publizierten Werken berücksichtigt unsere Studie zur Hauptsache nur die *Nuancen und Details (I-III)* und *Die Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung (I-XII)*. Aus dem Nachlass kommt die posthume Edition *Von den hereinbrechenden Rändern, Nachnotizen* noch dazu. Diese Schriften werden wir unter der Sammelbezeichnung "das Notizenwerk" zusammenfassen.

Was den unveröffentlichten Nachlass betrifft, so lässt sich eine entsprechende Unterscheidung zwischen philosophischen und literarischen Texten nicht so klar angeben. Angesichts der eben erwähnten Verflechtung von persönlichem Erleben und schriftstellerisch-philosophischem Werk sind von Hohls posthumen Schriften für unsere philosophische Auseinandersetzung mit dem Notizenwerk neben dem *Grundmanuskript der Notizen* und allen, für ihre Entstehungsgeschichte relevanten Dokumenten vor allem auch biographische und autobiographische Aufzeichnungen relevant (das *Jugendtagebuch*, die *Agenden* und *Journale*, einzelne Briefe sowie die vielfältigsten, nachgelassenen Fragmente). Zur Herleitung seines Philosophieverständnisses werden wir uns zudem auf Hohls Schulaufsätze und – getreu seinem Diktum, auch seine Lektüre gehöre zu seinem "Werk" – auf Literatur abstützen, von der wir wissen, dass er sie im Rahmen seiner "Gelehrsamkeitsübungen" und späteren Privatstudien intensiv gelesen und studiert hat. Damit ist die Textbasis der vorliegenden Studie hinlänglich gekennzeichnet.

Einem möglichen Missverständnis gilt es hier aber unbedingt von Beginn weg klar entgegenzuwirken: mit der Aufteilung seines Gesamtwerks in einen literarischen und einen philosophischen Korpus wollen wir in keiner Weise behaupten, es könne bei Hohl das Philosophische vom Literarischen gesondert betrachtet werden! In doppelter Hinsicht ist nämlich gerade das Gegenteil der Fall: einerseits sollte man Hohls erzählerische Schriften, die wir hier nicht behandeln, immer auch als künstlerische Veranschaulichung seines philosophischen Denkens lesen. Unsere gedankliche Auseinandersetzung mit dem Notizenwerk wird darum auch für die Interpretation seiner künstlerisch-erzählerischen Schriften nicht ohne Bedeutung sein. Andererseits ist auch Hohls Notizenwerk von ästhetischer Qualität, und zwar nicht nur beiläufig: bei Ludwig Hohl ist gerade das Ästhetische die eigentliche Dimension seines philosophischen Denkens. Nirgends lässt sich

darum der Dichter in Hohl vom Philosophen abtrennen, ohne dass beide aus ihrer Isolation nur noch als Verstümmelte hervorgehen.

Wie der nachfolgende Teil dieser Arbeit zeigen wird, kann aber nicht nur die Isolation der literarischen Aspekte des Hohl'schen Oeuvres leicht zu Missverständnissen und Fehlinterpretationen führen; auch die ausdrückliche Berücksichtigung seines vermeintlichen philosophischen "Gehalts" hat in der Vergangenheit bereits verschiedentlich zu fragwürdigen "Erkenntnissen" geführt. Um uns einen Überblick über die "philosophischen" Interpretationsansätze der bestehenden Hohl-Forschung zu verschaffen, wollen wir die hauptsächlichen (literatur-)wissenschaftlichen Arbeiten zum Notizenwerk darum aus philosophischer Perspektive umgehend genauer betrachten. Dabei wird sich uns zeigen, dass gerade dort, wo sich Literaturwissenschaftler schon zentral und ausführlich mit gedanklichen Aspekten des Werks beschäftigt haben, auch sie mit ihren Arbeiten den Weg zu einer adäquaten philosophischen Auseinandersetzung mit Ludwig Hohl eher versperrt haben, als ihn zu eröffnen. Schon im nächsten Teil werden wir darum nicht umhin kommen, die bestehende Forschung in zentralen Punkten kritisch zu beurteilen.

Umgekehrt gilt, dass eine Isolation der philosophischen Momente von den literarischen eine Interpretation ebenso unweigerlich in die Irre führen müsste. Es wird uns darum nicht erstaunen dürfen, wenn sich für unseren philosophischen Zugang zum Notizenwerk gerade jene Passagen der bestehenden Forschung von Bedeutung erweisen werden, in denen sich Literaturwissenschaftler ganz in die Grenzen ihres eigenen Zuständigkeitsbereichs beschieden haben. Fangen wir also von vorne an!

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Anna Stüssi arbeitet im Auftrag der *Ludwig Hohl Stiftung* seit 2007 an einer Hohl-Biographie. Ihre Publikation ist für das Frühjahr 2014 geplant. Einige kürzere Lebensbeschreibungen wurde schon von Hugo Sarbach verfasst (z.B. "Vita Ludwig Hohl" in: *Text + Kritik*, Heft 161; Heinz Ludwig Arnold (Hg.), München, 2004, S. 102ff.). Einen Überblick über Hohls Leben vermittelt auch der tabellarische Lebenslauf von Werner Morlang in *Die verlässlichste meiner Freuden. Hanny Fries und Ludwig Hohl: Gespräche, Briefe, Zeichnungen und Dokumente* (Nagel & Kimche, München, 2003, S.375-379). [\[zurück\]](#)

<sup>2</sup> In meiner Funktion als Stiftungsrat der *Ludwig Hohl Stiftung* habe ich im Frühjahr 2012 erstmals Einblick in eine Arbeitsversion von Stüssis Biographie erhalten. Zu diesem Zeitpunkt lagen weite Teile meiner eigenen Arbeit bereits vor. Eine kritische Würdigung ihrer Biographie hoffte ich nach ihrer Veröffentlichung in geeigneter Form publizieren zu können. [\[zurück\]](#)

<sup>3</sup> Wenn Hohl hier von Novellen spricht, meint er damit wohl u.a. auch die Kurzgeschichten, die 1943 erstmals unter dem Titel *Nächtlicher Weg* im Morgarten Verlag erschienen sind. [\[zurück\]](#)

<sup>4</sup> Unterschiedliche Auszüge aus diesen Gesprächen wurden bereits in der Hohl-Nummer von *Quarto, Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* publiziert (S. 10-19) sowie in italienischer Übertragung in *Al margini del vuoto* (Effigie, Milano, 2007: "Conversazione con Ludwig Hohl", S. 142-149). Die gesamte 85-seitige Transkription der Gespräche liegt im Nachlass von Hohl (SLA: C-05-c-5). [\[zurück\]](#)

<sup>5</sup> Vgl. auch VIII,20: "Geist: sich nicht zufriedengeben mit seinem (falschen – immer falschen) Bedingungen." [\[zurück\]](#)

<sup>6</sup> Ein Beispiel für einen solchen Anspruch an sich selbst, der das Menschenmögliche übersteigen dürfte, findet man im 143. Stück des autobiographischen Anhangs zum VII Teil der *Notizen*: "Es gibt nur *ein* Leben, und wenn etwas es nicht ist – warum an ihm hängen? [...] Unabhängigwerden: ganz und gar nichts nachfragen Staat und Familie (sozialem Aus-weis, Stellung) und, was mehr noch ist, überhaupt der Meinung der Menschen; und, was am schwersten ist, manchmal auch der der Nächsten. [...]" [\[zurück\]](#)

<sup>7</sup> Ein klarer Hinweis zum Geheimnis dieser Spur ist in den veröffentlichten *Notizen* erhalten geblieben. Unter den "Tagesklängen", die Ludwig Hohl in der Notiz 139 des eben erwähnten Teils "Autobiographisches" versammelt hat, findet sich nämlich auch die Jahres-Chronik von 1936 in leicht abgeänderter Form.

Dass Hohl im Vorwort zum ersten Band der *Notizen* von "geistiger Einöde" spricht und an besagter Stelle das Goethe-Wort von "Öd' und Einsamkeit" auch in der publizierten Fassung als das "eigentliche Vorwort" bezeichnet, hat bisher alle Hohl-Interpreten und –Kommentatoren auf eine falsche Fährte geführt. Man war der Meinung, Hohl sei in Holland insofern sehr einsam gewesen, als er dort überhaupt keine sozialen Kontakte hatte. In dieser Hinsicht wird die Biographie von Stüssi allerdings eine willkommene Korrektur bringen. Gerade in Holland war Hohl in Künstlerkreisen sehr gut integriert und hatte er ein breites soziales Umfeld. Von Einsamkeit im Sinne sozialer Isolation kann also während seiner Holland-Jahre kaum die Rede sein.

Um zu dieser Einsicht zu kommen, hätte man allerdings nicht erst Anna Stüssis biographische Recherchen abzuwarten brauchen. Schaut man sich nämlich die Stelle im Aufzug "Finstere Galerie" im ersten Akt von *Faust II* bei Goethe genauer an, erkennt man sogleich, dass Mephistos Rede von "Öd' und Einsamkeit" auch dort nicht einen Zustand sozialer Verlassenheit meint, sondern den Weg "ins Unbetretene,/ nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,/ Nicht zu Erbittende" (Verse 6223ff.), oder, wie Faust es in seinen Worten sagt: "Du sendest mich ins Leere,/ Damit ich dort so Kunst als Kraft vermehre; / [...] Nur immer zu! Wir wollen es ergründen,/ In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden" (Verse 6251ff.). Die "Einsamkeit", um die es hier also wirklich geht, hat nichts mit fehlendem menschlichem Umgang zu tun, sondern vielmehr mit dem Auf-sich-allein-gestellt-Sein jedes ernsthaften Geistesarbeiters, von dem Hohl zu Beginn der *Notizen* ja auch in aller Deutlichkeit spricht (I,2): "Arbeiten ist das einzige, bei dem einem kein anderer helfen kann." Wir

werden an späterer Stelle noch einmal auf die Frage der (ambivalenten) Bedeutung von "Einsamkeit" im Werk von Ludwig Hohl zurückkommen (vgl. S. 231ff.). [\[zurück\]](#)

<sup>8</sup> In dieser Richtung äusserst sich der Notizenschreiber auch in den *Nachnotizen* noch einmal zur Funktion des *autobiographischen Anhangs* (Nr.565):

Nun entsteht diese Frage (immer wieder stand ich vor diesem Problem): Soll ich einige Sätzchen hinzufügen, die einen Sockel geben – zugleich aber auch die Macht der Aussage vermindern, indem sie dem Leser, dem wirklichen, die Arbeit, den Reiz, die Freude zu einem Teil wegnehmen? Einige Sätzchen, die die Möglichkeit beschränken; die durch Angabe einer Situation – welche keineswegs diejenige sein muss, in der das Wort entstanden ist, sondern irgendeine erfundene andere, analoge sein kann – den Leser zwingen, in einer bestimmten Richtung zu schauen (so dass er nicht mehr, oder doch weniger, eine beliebige *seinige* Situation mit meiner Aussage in Zusammenhang bringen muss, *wodurch erst* die grösste, die reinste Wirkung erzeugt wird. Andererseits aber: Wenn ich diese Angaben der Situation nicht liefere [...], werden nicht allzu viele Menschen an meinem Wort achtlos vorbeigehen, allzu viele, das heisst, eine Anzahl, unter der vielleicht doch ein wirklicher Leser – ein noch nicht ganz erstarkter, den man erst wecken muss, dem man ein Seil als Hilfsmittel zuwerfen muss – sich hätte finden lassen?\*

\* = Daher in „Die Notizen“, VII, der „autobiographische Anhang“. [\[zurück\]](#)

<sup>9</sup> Durch einen unveröffentlichten Zusatz zur Notiz VII,173 wird diese Interpretation weiter gestützt. Über dem Eintrag im *Grundmanuskript* vom 13. September 1936, der dieser Notiz zu Grunde liegt, hat Hohl mit rotem Farbstift die Referenz "VII, 177" angebracht. Daraus geht hervor, dass der ursprüngliche Plan war, diesen Text als Schlussstück des *autobiographischen Anhangs* zu publizieren. Der gesamte Eintrag lautet:

"Unter allen Umständen eine geistige Macht":

Auch unter den Umständen?

Auch unter den Umständen.

Aber man muss die Umstände kennen.

~~-(Weshalb ich mich gefragt habe, ob ich ein Recht habe, beim Abschreiben der Not. so viel Persönliches wegzulassen.)~~

Für Ludwig Hohl war die Frage also nicht, ob es statthaft sei, so viel Persönliches in die *Notizen* hineinzunehmen, sondern umgekehrt: ob er überhaupt ein Recht habe, so viel wegzulassen, ohne dass ihre Verstehbarkeit dadurch beeinträchtigt werde. Dass der Notizenschreiber die Bezeichnung "unter allen Umständen eine geistige Macht" hier durchaus für sich selber in Anspruch nimmt, zeigt eine Notiz-Heft-Eintragung, die Rudolf von Bitter in *"Es ist schwer, so ins Dunkle zu reden". Briefe an Isak Grünberg 1930-1937* zitiert (Nimbus, Wädenswil, 2011, S. 119):

Während ich früher (vor Herbst 34) [...] geglaubt habe, dass ich ein Dichter sei, d.h. ein Mann, der unter günstigen Umständen halb unnütze halb prachtvolle Gebilde in die Welt stellt (übertreiben wir nicht! Es war daneben, darunter immer noch dies dunkler – aber nicht geringer – andere da, das ich nicht hier in kurzen Worten aussprechen kann – ), so weiss ich jetzt (34/35) immerwährend, dass ich unter allen Umständen, eine geistige Macht bin (sollte vielleicht besser aufgebaut u. gesagt werden; die Formulierung etwas flüchtig u. alt, von ca. Winter 34/35) [...] [\[zurück\]](#)

<sup>10</sup> Adrian Ewald Bänninger: "Fragment und Weltbild in Ludwig Hohls Notizen, Einführung und Deutung eines Werks am Rande der schweizerischen Gegenwartsliteratur" (Diss. Zürich); Juris, Zürich, 1973, S. 2. Beim Namen "Bänninger" besteht in der vorliegenden Arbeit eine permanente Verwechslungsgefahr. Überall, wo wir im Weiteren diesen Namen ohne Vornamen verwenden, ist immer *Adrian Ewald* gemeint und nicht sein Vater *Konrad* (1890-1981), der sich als glänzender Lyriker und guter Freund äusserst geistreich zu Ludwig Hohls Schaffen geäussert hat. An späterer Stelle erklärt Bänninger noch einmal (S. 107): "Hohl eröffnet kein Diskussionsforum, sondern vertritt resolut und aus verschiedensten Perspektiven heraus einen Standpunkt. Wer sich für diesen Standpunkt interessiert, dem bringt die Lektüre Gewinn. Wer sich dagegen eine sachliche Auseinandersetzung mit allgemeingültigen Fragen erhofft, missversteht das Werk und ist enttäuscht."

In der Besprechung seiner Dissertation werden wir diese Fehleinschätzungen und ihre Konsequenzen noch eingehend diskutieren (vgl. S.72ff.). Wir wollen hier allerdings nicht verschweigen, dass auch Bänninger zu je-

nen gehört, die bereits ausdrücklich beklagt haben, dass biographische Gerüchte um Ludwig Hohl der Wahrnehmung seines Werks sehr geschadet haben (S. 8): "Seine [scil. Hohls] dürftige Lebensumstände ausserhalb unserer gesellschaftlichen Regeln und Gewohnheiten bergen die latente Gefahr, von seinem Werk abzulenken. Es werden nicht mehr nur seine Arbeiten bemerkt, sondern vorerst die Umstände, unter denen sie geschrieben wurden. Dies trübt mitunter den Blick."

Wenn Bänninger ein Ressentiment am Ursprung dieser systematischen Trübung des Blicks der Vielen auf den Einzelnen entlarvt, kann man ihm wohl auch darin zustimmen (s. S. 94). Nach ihm hat auch Sabine Haupt in ihrer Dissertation schon verschiedentlich auf den Missstand einer Versperrung der klaren Sicht aufs Werk durch üppige biographische Legenden hingewiesen (vgl. S. 35 oder S. 68, wo sie feststellt, "dass Ludwig Hohl im Feuilleton der 60er Jahre noch immer die Funktion des skurrilen Pausencloowns bekleidete und dass das Interesse an seiner Person das rein literarische bei weitem in den Schatten stellte"). Was Haupt hier richtig feststellt, hatte Alexander J. Seiler bereits zu Beginn der 60er Jahre in aller Deutlichkeit gesagt, wobei er interessanterweise seine Klage über die Überlagerung des Literarischen durch das Biographische noch um die geradezu paradoxe und dennoch absolut zutreffende Feststellung ergänzt hat, dass man trotz dieses Vorrangs der Legenden vor den 'legenda' über Hohls wirkliches Leben kaum etwas Verlässliches wisse ("Das Kleinste und das Grösste. Zum Werk des Schweizer Zeitgenossen Ludwig Hohl" in: *National-Zeitung*, Basel, 24.4.1960): "Man weiss gar nichts von Ludwig Hohl. Zwei, drei seiner Schriftstellerkollegen achten, verehren ihn; ein paar Kritiker haben ihm bei gebotener Gelegenheit den Tribut ihrer professionell gedämpften Zustimmung entrichtet; wer sonst seinen Namen kennt, gibt sich fast ausnahmslos mit dem fait divers zufrieden, dass da in Genf ein Mann, ein verschrobenes und verkanntes Genie (vielleicht auch nur ein interessanter Spinner?) in einem Kellerloch à la Dostojewskij haust, allein mit ein paar Katzen und einem Rotkehlchen und einigen dreissig Metern durch den Raum gespannter Wäscheleine, an der zu Tausenden die Zettel mit jenen "Notizen" hängen, die kein Mensch liest." [\[zurück\]](#)

<sup>11</sup> In den Gesprächen, die der Dokumentarfilmemacher Alexander J. Seiler mit Hohl 1978 geführt hat, erfährt man dazu dies:

S[eiler].: Getrunken hast du immer?

H[ohl].: Nicht immer, denn gewaltig zu trinken begonnen habe ich erst 1929.

S.: Am Schluss Deiner Pariser Zeit?

H.: Ja.

Aus den *Epischen Grundschriften* geht hervor, dass Hohl zumindest in Paris auch einen übermässigen Tablettenkonsum hatte. In den 1920er Jahren handelte es sich bei der geschluckten Substanz vorwiegend um *Veronal*, später in Genf hiess sein Stimmungspülverchen dann "Ortédrine" (*Veronal* war ein hypnotisch wirkendes Barbitursäurederivat, das längst nicht mehr im Handel erhältlich ist; überdosiert konnte das ehemals als Schlafmittel gebräuchliche Präparat leicht zum Tode führen – eine Eigenschaft, die sich einige Schriftsteller zu Nutzen gemacht haben. *Orthedrin* gehört – wie die heute bekannte Partydroge "Speed" – zu den Amphetaminen, und wurde Ende der 1950er Jahre z.B. auch von Jean-Paul Sartre zur Steigerung seiner literarischen Produktion verwendet). Hanny Fries erinnert sich daran, dass Hohl "ein bisschen Drogist gespielt [habe] mit seinen Ärzten" und sie darum "bekniet" habe, "dass sie ihm bestimmte Medikamente verschreiben" (Morlang, S. 121f.). Wollte man Hohl also unter Sucht- und Drogenperspektive beleuchten, dürfte man nicht beim Alko-Hohl stehen bleiben. Überdies war Hohl, der bereits als Siebzehnjähriger pro Tag bis zu 8 Zigarren geraucht haben will, bis (fast) an sein Lebensende ein sehr starker Raucher. (Laut einem Brief an Pierre Baud vom 1.4.1922 will der Siebzehnjährige in jenem Winter gesamthaft 400 Zigarren geraucht haben!) [\[zurück\]](#)

<sup>12</sup> Ein anschauliches Beispiel dafür liefert eine Videoaufzeichnung der Lesung aus *Bergfahrt*, die Ludwig Hohl am 3. Mai 1974 im Stadthaus in Winterthur abgehalten hat. Nachdem er dort zum wiederholten Male von einer klaren Flüssigkeit getrunken hat, die man zunächst noch für Wasser halten könnte, stellt sich ein Effekt ein, der jeden Glauben daran verbietet, dass diesem Wasser "der Geist" gefehlt habe. So geht die Lesung schliesslich nahtlos in eine Art Demonstration über, bei der die Textvorlage auf dem Rednerpult zeitweilig völlig nebensächlich wird. In *Die Katakomben. Zürichs Literatenkeller 1940-1973* erzählt auch Marthe Kauer davon, dass Hohl ihre Einladung nur unter der Bedingung angenommen habe, während der Lesung Alkohol



zu sich nehmen zu dürfen (Pendo, Zürich, 1991. S. v.a S. 45ff.). So hat Hohl schliesslich auch in der streng non-alkoholischen "Katakombe" seine klare Mischung getrunken... . [\[zurück\]](#)

<sup>13</sup> Einen sehr schönen und anschaulichen Bericht von einer solchen nächtlichen Tour, in dem für einmal nicht nur die unweigerlichen Grobheiten, sondern auch feine Zwischentöne in Hohls alkoholisiertem Auftreten aufscheinen, hat Charlotte Zoller in ihrem "Brief aus Genf" gegeben (in: "Hortulus. Vierteljahrsschrift für neue Dichtung", Hans Rudolf Hilty (Hg.); Tschudy-Verlag, St.Gallen, Viertes Heft / 1956, S. 126 ff.). [\[zurück\]](#)

<sup>14</sup> Die Anekdote mit dem "Gottesschuss" erzählt auch François Simon in der Ludwig Hohl gewidmeten Emission der RTS "La voix auch chapitre" ("Une lettre aux hommes", nach ca. 2 Minuten Laufzeit; online verfügbar auf <http://www.rts.ch/archives/tv/culture/voix-au-chapitre/3468547-ludwig-hohl.html>). [\[zurück\]](#)

<sup>15</sup> Leider lässt sich der Weg dieses Revolvers in den Nachlass nicht mehr genau rekonstruieren. Handelt es sich dabei tatsächlich um Hohls private Schusswaffe und wenn ja, wieso hat sein Testamentsvollstrecker sie für ihn aufbewahrt? Diese Fragen schlüssig zu beantworten, müssten weitere Nachforschungen angestellt werden. [\[zurück\]](#)

<sup>16</sup> Viele dieser Scheiben sind zwar zerrissen, unser Schriftsteller scheint diese "Dokumente" aber schliesslich dennoch als wichtig genug erachtet zu haben, dass er sie aufbewahrt hat. [\[zurück\]](#)

<sup>17</sup> Als weiteren Grund für das sich abzeichnende Scheitern seiner Ehe gibt Hohl am 13. Juli 1950 in einem Brief an Paul Brenner die äusserst prekären finanziellen Verhältnisse an, in denen die junge Familie damals lebte. Es sei, schreibt er dort, "jeden Tag ein sich Winden durch verschiedenartigste Windungen nötig [...], um für das Kindlein einen halben Liter Milch zu beschaffen [...] oder für uns irgendeine weitere Zutat zur Unterhaltung physischen Lebens zu beschaffen" (SLA: B-LH-a-5b). Darum, fährt Hohl fort, sei es auch absehbar, dass "He[idi]. sich von mir als dem vermeintlichen Urheber solcher Zustände mit kaltem Grausen abwende[n]" wird. Tatsächlich wird ihn Heidi mit dem Kind schon wenige Monate später verlassen. Wie Dunkel diese Zeit für Ludwig Hohl gewesen sein muss, soll hier durch drei kurze, eindeutige Beweise veranschaulicht werden. Zum einen schreibt er am 16. März 1951 in einem Brief an Hanny Fries (NHF): "Heidi hat gute Arbeit geleistet. Diese 8 Monate haben meine 'eiserne' Konstitution gebrochen. Meine Gesundheit ist fertig, für immer."

In einem vorangehenden Brief an Hanny Fries vom 6.März 1951 hiess es bereits: "sans l'enfant – la mort!" (vgl. Abbildung S.14) und auch noch ein Jahr später notiert Hohl in seinen täglichen Aufzeichnungen folgende erschütternde Episode, die eindrücklich belegt, wie sehr und wie erfolgreich die abgeschiedene Mutter ihre Tochter innert kürzester Zeit von ihrem leiblichen Vater entfremdet hat. Während eines mehr-tägigen Aufenthalts in Genf (11.-15. April) fragt seine eigene Tochter Ludwig Hohl am 12. April 1952: "Hast du auch ein Kind?" [\[zurück\]](#)

<sup>18</sup> Die Zitate entstammen dem Filmporträt *Ludwig Hohl – Ein Film in Fragmenten* von Alexander J. Seiler. Hier und im Weiteren werden Filmzitate aus dem Filmprotokoll zitiert, das Alexander J. Seiler unter dem Titel *Ludwig Hohl. Ein Film in Fragmenten und vier Texte von Alexander J. Seiler* 1982 in der Edition Zyklop publiziert hat (hier S. 80 und S. 82). Wenn man bedenkt, dass Hohl von diesem "Schlag" anschliessend feststellt, dass er sein "ganze[s] Leben zerschmettert" habe und damit "auch die Lust zu Weiterem" (a.a.O.), dann zeigt das, dass für eine Zweiteilung seiner Biographie ein Einschnitt zu Beginn der 50er Jahre weit besser geeignet gewesen wäre und sich aus seinem Leben auch weit trefflicher hätte argumentieren lassen, als das zufällige Datum seiner äusserlichen Rückkehr in die Schweiz im Jahre 1937, das voraussichtlich den Endpunkt von Stüssis halber Biographie markiert. [\[zurück\]](#)

<sup>19</sup> Von Hohls eigenem Bewusstsein dafür, dass in seinem Fall wohl manchmal wie man sagt: "weniger mehr gewesen wäre", oder zumindest seine Hanny dieser Meinung war, zeugt ein Brief vom 25. Januar 1952, in dem er ihr von seiner letzten, öffentlich abgehaltenen "conférence" berichtet, und dabei ganz stolz hervorhebt, dass er bei diesem Vortrag eine "Quantité de boissons aussi petite comme jamais auparavant en pareille occasion" getrunken habe (NHF).

Anzeichen von weiteren Versuchen seinen Alkoholkonsum einzudämmen, findet man in Hohls Agenden und Journalen an vielen Stellen. 1938 notiert er z.B. für die Zeit vom 3.-6. Januar: "3 Tage vollständige Abstinenz von Alkohol (Leber-experiment)" und auch vom 3.-9. Juni schreibt er noch einmal: "extremste Hochspannung (fast vollständig ohne Alkohol) (Ortedrine, Phosphor, etc.) Schlaf reduziert bis auf 2 Std.", wobei es sich zumindest bei dieser zweiten Abstinenzphase um einen unfreiwilligen Entzug wegen akuter Geldnot gehandelt haben dürfte. [\[zurück\]](#)

<sup>20</sup> Diese einseitig positive und aus heutiger (Aussen-)Sicht verzerrt erscheinende Perspektive auf seine Trinkgewohnheiten könnte allerdings auch schon Hohl selber in erster Linie als Korrektiv zur gängigen und vielleicht ebenso einseitig *negativ* gefärbten Einschätzung von den Auswirkungen übermässigen Alkoholkonsums auf die geistige und künstlerische Schaffenskraft verstanden haben. In dieser Richtung lässt sich zumindest das Stück II,301 der *Notizen* interpretieren. Dazu kommt, dass Hohl die Wirkung des Alkohols nicht *generell* positiv beurteilt hat, sondern ihren möglichen Nutzen nur für gewisse Menschen reserviert hat, während er klar gesehen hat, dass er bei anderen verheerenden Schaden anrichten kann. Im 20. Stück des ersten Teils der *Nuancen und Details* heisst es dazu:

Menschen, die viel trinken, sollten immer in einem gewissen Sinne *heftige* Naturen sein; nicht um rein äussere, körperliche Heftigkeit handelt es sich, sondern um eine des seelischen Reagierens und Zutagefördern dieser Reaktionen; mehr impulsive als kühle und wohlüberlegende Naturen. Denn sonst schleicht sich der besondere Geist, der des Alkohols, unehrlich und unvermerkt ein, tut nicht Wunder durch Erschütterung und Ausblick, sondern deformiert allmählich die Welt, die dann deformiert bleibt.

Sich selbst wird Hohl also als "heftige" Natur empfunden haben, der das Trinken eine produktive "Erschütterung" bringt und neuen "Ausblick" gewährt. Im Sinne des 24. Stücks des ersten Teils der *Nuancen und Details* wird er sich also durchaus als einen "gewohnheitsmässige[n] Trinker" verstanden haben. Der Trinker unterscheidet sich in seinen Augen vom "Nichttrinker" nämlich dadurch, "dass die Stimmung dessen, der trinken kann, vom zweiten Glas an sich hebt, die meisten Nichttrinker dagegen forttrinken und immer keine Wirkung spüren – bis dann, wenn sie sehr viel getrunken haben, ihr nüchterner Zustand fast plötzlich umschlägt in einen nicht minder traurigen" (vgl. dazu auch das 31. Stück dieses Teils). Hier zeigt sich uns ein erstes Mal, dass für Hohl eine auf Selbstbeobachtung fussende Selbstdisziplin und -kontrolle die unerlässliche Bedingung dafür war, dass sich der Umgang mit den "Giften" geistfördernden auswirken kann. Am überschwänglichsten hat er die gefährliche, aber – wie er damals eben noch meinte – für ihn durchwegs *förderliche* Kraft des Alkohols im 21. Stück des zweiten Teils der *Nuancen und Details* gefeiert, dem er das Schlagwort "Gifte" vorangestellt hat:

Der Alkohol ist einer Klippe zu vergleichen, die sehr vielen Schiffen Furcht und Schrecken erregen musste, an der viele Schiffe zerschellten, bis sie *einem* Weiser wurde eines neuen Weges, Stützpunkt der Reise, Punkt des Ausblicks über ferne Meere. Wenige, Seltene benützen ihn gut. [...]

In den *Notizen* findet man bei genauerem Hinsehen aber auch bereits einige kritische Bemerkungen zum Alkoholkonsum, die man nur schwer nicht auch mit Ludwig Hohls eigener Situation in Verbindung bringen kann (vgl. z.B. VII,28). Ab den 50er Jahren sprach er dann zumindest Hanny Fries gegenüber ganz offen auch von einem "traurige[n] Los", das er als Schriftsteller und Trinker erfahre (Brief vom 7. Oktober; die Jahzahl ist leider auf diesem Brief nicht vermerkt [vgl. Abbildung S. 15]; sein Inhalt deutet aber darauf hin, dass er wohl im Jahre 1951 geschrieben wurde):

Es ist ein trauriges Los: wenn ich nichts oder fast nichts trinke und am Vortag nichts oder sehr wenig getrunken habe, kann ich nicht schreiben; das ist selbstverständlich und war immer so.

Wenn ich aber am Vortag viel getrunken habe und genug zu trinken habe, kann ich nicht arbeiten; das ist neu und Jämmerlicheres gibt es nicht. [\[zurück\]](#)

<sup>21</sup> So heisst es im *Grundmanuskript* in einer unveröffentlichten Passage einer Notiz vom 27. Januar 1935 (S. 150) mit dem Titel "Weihnachten, Sonntage etc. (besonders in Den Haag, Holland)": "Die andern trinken, weil sie Fest haben, und ich, um ihr Fest zu überstehn." [\[zurück\]](#)

<sup>22</sup> Im Kapitel "Alkohol" sagt Hohl in Alexander J. Seilers Filmporträt *Ludwig Hohl – Ein Film in Fragmenten* (S. 40): "Nein, also wirklich, in betrunkenem Zustand habe ich nichts geschrieben. Was ich geschrieben habe, ist

weg, fort, des Teufels. Ich habe nichts schreiben können in betrunkenem Zustand. Was ich geredet habe, ist was anderes. Ich habe es nicht gehört, aber offenbar hatte es eine starke Wirkung. Aber Reden und Schreiben das sind zwei ganz verschiedene Dinge.“

Natürlich widerspricht sich Hohl hier selbst, wenn er einerseits erklärt, "in betrunkenem Zustand [...] nichts geschrieben" zu haben, und dann doch wieder von dem redet, "was [er] geschrieben ha[t]". Zu letztem gehört offenbar auch eine handschriftliche Widmung, die er per Post vom 10. April 1952 an "E=mc<sup>2</sup>, Genève" abgeschickt hat. (Albert Einstein weilte zu dieser Zeit in Genf.) Im Nachlass erhalten sind diverse Briefentwürfe, in denen sich Hohl nämlich für die offensichtlichen Spuren von Trunkenheit in seiner Widmung und Adressierung entschuldigen will, aus denen Einstein ja nicht darauf schliessen sollte, die Ehrung als einen Scherz aufzufassen. In einer durchgestrichenen Passage eines handschriftlichen Briefentwurfs vom 11.4. 1952 (vgl. Abbildung S.17) schreibt er: "Hochverehrter Herr Professor, meine gestrige Widmung auf dem kleinen Privatdruck, deren äusserlicher Überschwang nicht zu leugnen ist, verlangt diese Nachbemerkung: Sie wurde geschrieben in einer sogenannten "gehobenen" Stimmung (durch die Einwirkung geistigen Getränks) [...]". „En passant“ sei hier darauf hingewiesen, dass Hohls Verhältnis zur modernen Physik einer eigenen Studie würdig wäre, da er nämlich die Entwicklungen und neueren Forschungen zur Relativitätstheorie und Quantenphysik nachweislich äusserst interessiert mitverfolgt hat, und seine eigenen Gedanken in ihnen bestätigt sah. [\[zurück\]](#)

<sup>23</sup> Mit der "Einschränkung des Blickfelds", von der hier die Rede ist, dürfte dasselbe gemeint sein, wie mit der Klammerbemerkung "Verminderung, Einschränkung des Extremistischen" im Typoskript "Biographische[s] Material" (vgl. Abbildung S.5). [\[zurück\]](#)

<sup>24</sup> Den Hintergrund zu dieser Überzeugung bildet eine Erkenntnis, die Hohl im *autobiographischen Anhang* seiner *Notizen* festgehalten hat, dass nämlich bei ihm die Kraft immer "nebenhinaus" gehe. Im "Vorspiel zum Erlebnis vom Mond und Igelwald" lesen wir dort (VII, 145):

*Das Geheimnis der Anstrengung.* Meine Kraft geht immer nebenhinaus, ich habe meine Kraft immer außerhalb des Planmässigen. (Wie sie einst in der Schule nicht sein konnte, in dem durch die Schule Vorgezeichneten.) Außerhalb: *immer an andern Orten*; was keineswegs heisst, dass sie nicht beträchtlich und nicht produktiv sei. Schwer ist nur, die Formen, die Basis, die Umstände zu haben, die erlauben, sie möglichst produktiv abzufangen.

Die heilsame "Einschränkung des Blickfelds", von der Hohl spricht, bestand darin, dass die Nachwirkungen des Alkoholkonsums das permanente Überborden und Nebenhinausschiessen seiner Kraft verhindert und dadurch – gerade im Widerspruch zur landläufigen Meinung über den Alkoholeinfluss – seine Konzentration, seine Fokussierung auf den an der jeweiligen Stelle gerade zu fixierenden Punkt, gesteigert haben. Hohl war der Meinung, dass die indirekte oder verzögerte Wirkung des Alkohols es seiner "beträchtlich[en]" Kraft erst ermöglichte, "produktiv" zu werden. [\[zurück\]](#)

<sup>25</sup> Diesen produktiven Aspekt an Ludwig Hohls Umgang mit dem Alkohol hat Andreas Langenbacher zutreffend als "Poetik der Ernüchterung" bezeichnet ("Die Nachtigall fiel erfroren senkrecht vom Baum". Ludwig Hohls Poetik der Ernüchterung" in: *Alles ist Werk*, S. 95-107): "Aus Ludwig Hohls veröffentlichtem Werk ist tatsächlich so etwas wie eine genuine Poetik des Morgens danach, des Katers, aber auch der klösterlichen Nüchternheit zu gewinnen" (S. 97). Dabei hat Langenbacher bemerkt, dass Ernüchterung hier nicht nur ein allmähliches Aufwachen aus einem vorabendlichen Rauschzustand meine, sondern auch als "ein im existenziellen Sinne einsichtige[s] Herabgestimmtsein" zu verstehen ist (S. 100). Wie immer hat das "Produktive" also auch bei Hohls Umgang mit dem Alkohol nichts mit einer Herstellung und eigenhändigen Fabrikation zu tun, als vielmehr damit, sich in eine reflektierende und damit aktive Passivität zu versetzen; sich in einer hörenden und aufnehmenden Stimmung äussersten Aufmerksam-Seins zu erhalten, damit das eigenständige Heraustreten der Dinge aus ihrer Verborgenheit geschehen und vom Schriftsteller, mitnotierend bezeugt und für seinen Leser literarisch erfahrbar gemacht werden kann. Auch das hat Langenbacher schon richtig erkannt, wenn er schreibt, "das wortwörtliche 'Aufdämmern' einer Erkenntnis, zu dem sich der Frühaufsteher Hohl [bekenne... sei] eher im Sinne eines passiven schöpferischen Empfanges" zu verstehen (S. 99) und zur Veranschaulichung die Notiz VII,78 heranzieht:

Der Schriftsteller. – Da liegt er nun auf der Lauer – wie der Fischer an felsiger Küste auf der Lauer nach Fischen liegt – wie der Jäger in verrotteter Schlucht neben einem Baumstrunk, Gewehr in Anschlag, wartet: denn es kommt etwas vorüber, manchmal, bald, kommt etwas vorüber: dann kracht der Schuss, matt, er sammelt, findet es – so liegt er auf der Lauer, an diesem müden Tag nach dem Rausche, morsch, ohne Kraft ist sein Zustand, und da kommt, plastisch, einmalig, einfach das Glänzende heran: Er sammelt, nimmt, findet es.

Ist es von ihm? Nein, es ist nicht von ihm, wer könnte sich rühmen, so etwas zu besitzen?! Er hat es gestohlen, hergebracht. Er ist ein Dichter

Nur nebenbei sei bemerkt, dass Hohls Porträt vom Dichter als eines, seiner Beute auflauernden Räubers, natürlich stark an Nietzsches Gedicht "Dichters Berufung" erinnert, das sich in dem Anhang "Lieder des Prinzen Vogelfrei" zur *Fröhlichen Wissenschaft* findet (in: KSA, Bd. 3, S. 639f.). [\[zurück\]](#)

<sup>26</sup> Hohl hat für sich eine Zweiteilung seines Tagesablaufs festgelegt, von der er glaubte, dass sie ihm das produktivste Arbeiten ermöglichte. Der Ablauf sah vor, dass er um 6 Uhr aufstand und sofort zu arbeiten beginnt. Über Mittag schaltet er dann eine längere Schlafphase ein. Anschliessend wird gegessen und erneut ein paar Stunden gearbeitet – jetzt eben in Begleitung des Alkohols –, bevor am Abend dann das Trinken beginnt, das ihm am nächsten Morgen wieder das Arbeiten erlaubt. [\[zurück\]](#)

<sup>27</sup> Zu diesen Fakten gehört allerdings auch die Tatsache, dass Hanny Fries jedes schreibbegleitende Trinken bei Hohl in Abrede gestellt hat. Auf Werner Morlangs Frage, "ob er gelegentlich Stimulanzien beim Schreiben verwendet ha[be]", antwortet Sie (*Die verlässlichste meiner Freuden*, S. 94): "Er hat immer vertreten: Mit Alkohol kann man nicht arbeiten, also hat er dieses Stimulans, das man für den Abend aufhob, in der Arbeitszeit nicht benutzt."

Auch Hanny Fries fügt dieser Bemerkung jedoch sogleich die Einschränkung hinzu, dass er "in aussergewöhnlich ermüdetem Zustand [...] vielleicht zu einer Pille gegriffen" oder eben doch gelegentlich ein Gläschen getrunken habe (a.a.O.). Zur Erklärung unserer Differenz zu ihrer Auskunft wird man folgendes bedenken müssen: erstens hatte Hanny Fries in ihren, von Beginn weg zur Veröffentlichung vorgesehenen Gesprächen mit Werner Morlang wohl völlig zu Recht die Notwendigkeit und Chance erkannt, mit ihren Ausführungen zum Thema Alko-Hohl das Klischee vom selbstbeherrschungslosen Säufer, vor dessen Hintergrund man ihre diesbezüglichen Ausführungen lesen würde, wirkungsvoll zu konterkarieren. Und zweitens bezieht sich das Gespräch zwischen Morlang und Fries an der einschlägigen Stelle auf ihre gemeinsamen Jahre mit Hohl in Genf (1940-1947). Wenn sie also auch in dieser Zeit bereits von einem arbeitsbegleitenden Trinken als Müdigkeitsbekämpfungsstrategie spricht, dann findet man für diese Praxis in Hohls Briefen aus den 50er Jahren in ihrem Nachlass zunehmen klare Belege. [\[zurück\]](#)

<sup>28</sup> Bevor wir das Thema "Alkohol" verlassen, möchten wir noch auf eine letzte, interessante, aber bisher anscheinend noch nicht hinreichend beachtete Bemerkung von Ludwig Hohl zu dieser Thematik achten. Wir finden sie im bereits erwähnten 31. Stück des ersten Teils der *Nuancen und Details*. Im Zusammenhang mit der Frage, "wieviel Edgar Poe gesoffen habe", erklärt Hohl, "dass ein Prosaschriftsteller nicht saufen kann, weil *Zeit* erforderlich ist für Prosa. Was man auch sage – der Aufwand an Zeit für die *innere* Arbeit mag für alle Kunst gleich immens sein, über ihn ist ja gar nicht zu reden –: die Zeit für die äussere Arbeit, welche die einzelnen Arten der Kunst verlangen, ist doch ausserordentlich verschieden. [...] Saufen schliesst das zur äusseren Arbeit Erforderliche: Laune, Konzentration nicht aus – minutenlang. Das genügt unter Umständen für Lyrik." Mit dieser Erklärung gibt unser Autor selber einen Hinweis darauf, dass man das Kurzatmige und Bruchstückhafte seines Schreibens in der Notizenform möglicherweise auch mit seinem Alkoholkonsum in Verbindung bringen könnte. Für weitere Ausführungen zu Hohls Verhältnis zum Alkohol vgl. S.154 und S. 181, Anm. 25). [\[zurück\]](#)

<sup>29</sup> Von der Planmässigkeit dieser Gelehrsamkeitsübungen zeugen diverse Lehrpläne und Stundenpläne, die der Schüler sich selbst in seinem *Jugendtagebuch* zurechtlegt (s. z.B. die "Zeiteinteilung" auf S. 38 mit der nachträglichen Bemerkung: "Der Stundenplan wurde ungefähr innegehalten; auf jeden Fall wurde viel gearbeitet" [a.a.O.] sowie der Plan "Was ich mir vornehme durchzunehmen" auf S. 59). Die ungeheuren Stoffmassen, die er in diesem autodidaktischen Programm bewältigt, und der prägende Eindruck, den sie auf den

Schüler hinterlassen haben, sind weitere Zeichen der Seriosität und des hohen Grades an Selbstdisziplinierung, mit er bereits bei seinen Privatstudien zu Werk gegangen ist. Wird ein Plansoll einmal nicht erfüllt, wird auch das im *Jugendtagebuch* festgehalten. So notiert er sich z.B. am 25. November 1921 (S. 67): "Zehn Geschichtsstunden à 35 Min. sind nachzuholen! Dies ist nicht zu vergessen! Ich will einen Zettel machen u. aufhängen." [\[zurück\]](#)

<sup>30</sup> Wenn Hohl im Rückblick allerdings angibt, diese geistige Emanzipation "ohne ein Vorbild [und] ohne eine Bestätigung von aussen" erkämpft zu haben, dann kann man das leicht missverstehen. Im *Jugendtagebuch* findet man nämlich einen Kreis von Porträts "hohe[r] Häupter[r]", die ihn damals auf seinen Weg gewiesen haben, und die der Jüngling rings um seinen Stundenplan für seine Gelehrsamkeitsübungen an die Wand seiner Dachkammer geheftet hat (S.96). Grössen aus Literatur und Philosophie versammeln sich da, "von Plato bis Molière, von Goethe bis Kleist, auch Dante, Michelangelo, Rousseau, Voltaire" (a.a.O.). "Ohne Vorbild und ohne eine Bestätigung von aussen" hat hier also etwas Ähnliches zu bedeuten, wie wenn Kant in seiner programmatischen Erklärung des Begriffs "Aufklärung" fordert, dass wir uns unseres "Verstandes ohne die Leitung eines anderen bedienen" sollen. Damit fordert er nicht, dass wir die Geistesgeschichte des Abendlandes zu ignorieren hätten, sondern lediglich, dass wir sie nicht nachbeten, wie ein Gläubiger einen Katechismus. [\[zurück\]](#)

<sup>31</sup> Hinweise auf eine selbstverordnete, strikte Tagesstruktur, die optimales Arbeiten erlauben soll, findet man auch in den *Epischen Grundschriften* der 20er Jahre sowie in vielen Briefen aus den 1940er Jahren. Ein Beispiel aus dieser späteren Zeit werden wir noch kennen lernen, wenn wir Hohls Editionsarbeit an den *Notizen* genauer betrachten werden. Ein früheres Beispiel solcher Selbstgesetzgebung findet sich in *Aus der Tiefsee*, wobei daran auch erkenntlich wird, dass Hohl zur Umsetzung und Einhaltung seiner autonomen Strukturvorgaben durchaus harte Kämpfe mit sich auszufechten hatte (S. 168f.): "In diesen Tagen erreichte ich das Ende des "Gesetzes über die Tagesordnung". Ich hatte das Gesetz mir gegeben vor Wochen, ja, fast vor Monaten, denn solange dauerte es, bis ich damit erreichte was ich wollte. Ich wollte erreichen dass mir der Tag wieder Tag und die Nacht Nacht wurde im Instinkt, denn es hatte sich umgekehrt. Warum ich es wollte zu ergründen würde sehr schwierig sein, das merkte ich als ich zum erstenmal die tieferen Gründe ahnte, lange nachdem ich begonnen mit den Anstrengungen; dann als ich das Gesetz mir gab und die Anstrengungen, es auszuführen, begann, ahnte ich noch nicht einmal dass mich tiefere Gründe bestimmten [...] Der Kampf war schwerer als es einem scheinen mag und als ich ihn eingeschätzt hatte. Es dauerte wie schon gesagt Wochen, ja Monate lang bis ich erreicht hatte was ich wollte. Nachher zerfiel dieses wieder, die Tagesordnungswendung nämlich. Was nicht zerfiel an der Sache ist "allen verborgen ausser dem Gotte". Etwas später begann ich die begonnenen Umkreisungen der Arrondissements von Paris wieder aufzunehmen: Wieder hatte ich mir ein Gesetz gemacht [...]" [\[zurück\]](#)

<sup>32</sup> Im Nachlass findet man diverse Aufzeichnungen zu happigen Fahrradtouren, die auch schon einmal über 250 Kilometer und weiter geführt haben, wobei Hohl teilweise auch mehrmals dieselbe Etappe wiederholt und genaue Angaben zu den äusseren, meteorologischen Bedingungen und seinem eigenen körperlichen Zustand macht. In den letzten Jahren seiner tödlichen Krankheit, die ihn mehrmals in den Rollstuhl zwang und seinen körperlichen Aktionsradius allmählich auf seine eigenen vier Wände eingeschränkt hat, schritt Ludwig Hohl systematisch den Wänden aller Zimmer seiner Wohnung entlang, und wiederholte er diesen Parcours mitunter mehrere hundert Mal. (NB. in den letzten Lebensjahren wohnte Hohl nicht mehr im ominösen Keller, sondern in der Parterre-Wohnung im selben Haus.) [\[zurück\]](#)

<sup>33</sup> Dieser Brief ist bei Weitem nicht das einzige Dokument, welches das drastische Ausmass von Hohls Armut plastisch und eindringlich vor Augen führt. In seinem Artikel "Würde und Unwürde der Armut. Über Ludwig Hohl" spricht Traugott Vogel auch von "Notschreien der Frau Lotte" und "einer Klageschrift der einzigen, schwerkranken Schwester Ludwig Hohls", die Ende 1930er Anfang 1940er Jahre beim Sekretariat des Schweizerischen Schriftstellerverbandes (SSV) eingegangen sind und ein ähnlich erschreckendes Bild abgeben. "Die Kunstmanöver beginnen schon bei der Beschaffung des Brotes", zitiert Vogel Hohl z.B. in einem Brief vom 19. Oktober 1938, und seine damalige Frau Lotte schreibt: "Jede nötige Briefmarke, jedes Geld für



ein Telefongespräch, für eine Zeitung erfordert bei uns stundenlange Probleme" (Brief vom 28. September 1938). Vgl. auch die Notiz VII,158. [\[zurück\]](#)

<sup>34</sup> Als der Verfasser im Sommer 2011 die Hohliana im Nachlass Fries unter der hilfreichen Anleitung von Dr. Germann an der Klosbachstrasse 150 in Zürich sichten durfte, fand er dieses Material in einer höchst rudimentären Ordnung vor. Zur Wiederauffindung von Dokumenten, die er eilig abphotographiert oder exzerpiert hat, notierte er für sich selbst Hinweise wie: "Bananenkiste", "kleine weisse Kartonschachtel", "Papiersack", "Briefordner 1940-1942", "Briefordner 1943", "Briefordner 1944-1945", "Weisser Ordner" etc. Als Ausdruck seiner Hoffnung, dass die äusserst wertvollen Hohliana aus diesem Nachlass demnächst systematisch inventarisiert in den Nachlass von Ludwig Hohl am Schweizerischen Literatur-archiv (SLA) eingehen werden, verzichtet er in der vorliegenden Arbeit darauf, seine entsprechenden Quellen präziser anzugeben als mit dem Kürzel HFN für: Hanny Fries Nachlass. [\[zurück\]](#)

<sup>35</sup> Das exakte Datum, an welchem dieses Interview stattgefunden hat, liesse sich vielleicht anhand von Hohls Aufzeichnungen in seinen *Agenden* und *Journalen* eruieren; Beringer selbst erinnert sich nicht mehr genau an den Termin. Die Tatsache, dass Hohl gegen Ende dieses Gesprächs "die verfluchte Erbschaft mit diesem Sauweib" [scil. seiner Mutter] anspricht, liefert uns als verlässlichen 'terminus post quem' immerhin das Jahr 1974. (Das ganze Interview, von dem nur die alten Revox-Tonspulen im Nachlass vorhanden waren, auf denen fast nichts mehr zu verstehen war, wurde erst durch das Interesse, das ihm durch die vorliegende Forschung zuteilwurde, digitalisiert und liegt nun in acht Dateien im mp3-Format vor (hohl-72 bis hohl-79). Der hier zitierte Ausschnitt findet sich nach ca. 17'30 Laufzeit auf Hohl-78). [\[zurück\]](#)

<sup>36</sup> Vgl. dazu auch Hohl75, 7'50. [\[zurück\]](#)

<sup>37</sup> Die spannende – und in einem eminenten Sinne auch durchaus positiv zu beantwortende Frage –, ob Hohls Notizenwelt nicht auch eine politische Dimension habe, würde ebenfalls eine eigene Studie verdienen. Wir können sie hier nur in einer Anmerkung steifen (vgl. dazu z.B. den Text "Das Engagement des Schriftstellers (Antwort auf eine Umfrage)", das in der Hohl-Nummer von *Drehpunkt* posthum veröffentlicht wurde [S. 70f.] sowie das Stück Nr. 330 in den *Nachnotizen*). In einem unveröffentlichten Interview, das Anouchka von Heuer im Zusammenhang mit ihrem Artikel in der Hohl-Nummer der *Revue de Belles-Lettres* 1969 geführt hat, sagt Hohl dazu folgendes (dieses Gespräch, das im Laufe der Recherchen zur vorliegenden Arbeit erst an den Nachlass gelangt ist und digitalisiert wurde, liegt nun ebenfalls in vier mp3-Dateien vor; das folgende Zitat findet sich in *Hohl A.2.mp3* nach ca. 4' Laufzeit):

von Heuer: Haben Sie in den *Notizen* auch Politisches? Ich glaube nicht.

Hohl: [nach langer Überlegung:] Ja politisch im näheren Sinne ist wohl nichts drin.

von Heuer: Nein, nein, nein, nein, aber im weiten Sinn.

Hohl: Ja, da ist bestimmt darin.

Würde man sich eingehender mit der politischen Dimension seines Denkens beschäftigen, müsste man insbesondere auch Hohls Kritik am übermässigen, unkontrollierten Wachstum – am "Überwachstum", wie er es nannte, und worin er eine noch grössere Gefahr gesehen hat, als in der Vernichtung der Menschheit in einem Atomkrieg – gebührende Aufmerksamkeit schenken (vgl. z.B. den Beginn der Tonaufnahmen in der Imvox-Datei "I-486 Ludwig Hohl 4-3" im Nachlass). Was Hohls eigene politische Gesinnung angeht, so hat er sich in dem Gespräch, das wir eben zitiert haben, genauso wie auch im Interview mit Beringer und noch deutlicher in den Gesprächen mit Alexander J. Seiler stets zur Sozialdemokratie als der für ihn einzig tragbaren politischen Ausrichtung bekannt (Transkription im Nachlass, S. 19f.):

Seiler: Sozialismus war für Sie also eigentlich fast etwas Natürliches? Kann man das so sagen?

Hohl: Etwas Unumgängliches, etwas gar nicht in Frage zu stellendes. Ich weiss gar nicht, was es anderes sein konnte, nicht wahr, es sei denn Kommunismus, das heisst eine Art Religion, und das kann ich nicht machen [...] Wenn ich jemals einer Partei beigetreten wäre seit 100 Jahren, so kam nur eine in Betracht, Sozialdemokraten.

Seine tatsächliche politische Position hat Ludwig Hohl aber wohl am treffendsten in folgender Kurzparabel beschrieben, die er am 1. Oktober 1929 ins Heft 18 seiner *Epischen Grundschriften* eingetragen hat:

Der Polizist: Dieser ist ewig, er war vor mir und wird nach mir sein, nur seine Abzeichen wandeln. Einmal sind es die der Sovjets. "So sind Sie nicht Kommunist?" – "Nein, ich bin es nicht." – "Also Nationalist?" – "Nein, das Gegenteil. Und drum bin ich nicht Kommunist, denn der Kommunismus ist noch verstärkter Nationalismus." – "Was sind Sie dann?!" – "Alpinist... Ich steige auf die Berge und blicke auf das Getümmel." [\[zurück\]](#)

<sup>38</sup> Die Tatsache, dass *Die Notizen* eigentlich erst in den Suhrkamp Ausgaben der 1980er Jahre für die Leserschaft wieder zugänglich wurden, nachdem die Artemis-Ausgabe des zweiten Bandes längst eingestanzelt oder im Kilopreis an Antiquariate verschachert worden war, mag zu dieser Fehlinterpretation ebenso beigetragen haben wie die Tatsache, dass der Autor der *Notizen* erst als alter Mann im Filmporträt von Alexander J. Seiler und durch literarische Preise, die an ihn verliehen wurden, wieder ein Gesicht in der Öffentlichkeit erhalten hat. [\[zurück\]](#)

<sup>39</sup> Im Interview mit Johannes Beringer erklärt Hohl, dass mit der Erbschaft im Jahre 1974 "fast gleichzeitig der Ausbruch der verheerenden, richtigen Krankheit [erfolgt sei...], die viel gekostet ha[be]." (Hohl-78, ca. 17'30). [\[zurück\]](#)

<sup>40</sup> Schon im *Jugendtagebuch* erklärt Hohl, dass sein Alpinismus primär eine *geistige* und nicht eine sportliche Betätigung sei (vgl. S. 115). Auch seine "culture physique" will er nicht nur als ein Turnprogramm, sondern als körperliche "Bildung" verstanden haben (vgl. *Nachnotizen*, Nr. 268), wozu er in einer unveröffentlichten Notiz im *Grundmanuskript* bemerkt (S. 1142, vgl. auch II,63, *Nuancen und Details* II,46 und *Nachnotizen*, Nr. 153):

Daraus, dass geistige und körperliche Leistungen zu einem gewissen Teil aus demselben Stoffe bestehen, resultieren folgende drei Erscheinungen:

1.) wird man zur selben Zeit zu geistiger und körperlicher Leistung besonders fähig sein, wie Nietzsche es konstatierte. [...] [\[zurück\]](#)

<sup>41</sup> Nicht direkt mit seinem Beinleiden, aber mit einer anderen, starken gesundheitlichen Beeinträchtigung hat auch Ludwig Hohls zuletzt vollständiger Rückzug aus dem öffentlichen Leben in Zusammenhang gestanden, zu dem er ja eigentlich erst als Suhrkamp-Autor und dank seiner späten Ehrung mit einigen literarischen Preise in den letzten Jahren seines Lebens wirklich einen Zugang gehabt hätte, als es ihm eben seine Gesundheit nicht mehr erlaubte. [\[zurück\]](#)

<sup>42</sup> Dass sich die Lügengeschichten von Hohls vermeintlich zügellosem In-den-Tag-Leben überhaupt haben etablieren können und bis heute hartnäckig gehalten haben, ist vielleicht der schlagendste Beweis dafür, dass die Legenden sein Werk vollkommen überschatten. Wie könnte einer, der Hohls Werk gründlich studiert hat, allen Ernstes glauben, dass ein Autor, der Sätze schreibt wie: "Wer sich nicht selber disziplinieren kann – das scheint mir sicher –, der bringt es niemals zu einer geistigen Leistung", dass ein solcher Autor selber so ganz und gar disziplinlos gelebt hätte? Zumal, wie wir oben gesehen haben, gerade Hohl von sich selber sagen zu können glaubte: "dass [er] unter allen Umständen eine geistige Macht [sei]" ... . [\[zurück\]](#)

## Kapitel 2: Ludwig Hohl in wissenschaftlicher Behandlung

### I Zur Vorgeschichte

In ihren Grundzügen sollen in diesem Kapitel alle grösseren, wissenschaftlichen Beiträge zu Ludwig Hohl kurz vorgestellt werden.<sup>1</sup> Damit möchten wir dazu gelangen, uns einen allgemeinen Überblick über das Vorhandene und Vergangene zu verschaffen. Unser Ziel ist hier also eigentlich noch nicht seine kritische Beurteilung und fundierte Kritik. Dennoch – oder vielmehr gerade deshalb – wird ein unvoreingenommener und sachverständiger Leser die folgenden, summarischen Betrachtungen teilweise unausgewogen finden. Alle anderen seien gewarnt: auch hier, wo sie am unentbehrlichsten scheinen, werden Neutralität und Objektivität in der Darstellung nicht annähernd erreicht.

Ganz bewusst werden wir am Bestehenden nämlich nur das beleuchten, was für die vorliegende (philosophische) Studie relevant sein kann – sei es, dass wir uns in ihrem weiteren Verlauf argumentativ darauf abstützen möchten, sei es, um überkommene Urteile und Positionen der älteren Forschung zu widerlegen. Den einzelnen Arbeiten wird unsere Darstellung darum nicht immer gerecht. Vor allem für literaturwissenschaftlich interessierte Leser ist die nachfolgende Skizzierung der hauptsächlichen Forschungsliteratur also nicht als Ersatz für ihre Lektüre gedacht, sondern als kleine Hilfe zu einer ersten Orientierung und gezielten Selektion.<sup>2</sup>

### Vier literaturwissenschaftliche Studien

Wie wir schon erwähnt haben, liegen bislang zu Hohl erst vier literaturwissenschaftliche Dissertationen vor, die allesamt noch aus dem letzten Jahrhundert datieren. Wir haben es hier also nicht nur mit einer umfangmässig leicht überschaubaren Forschungslage zu tun, es kann auch nicht von einer Kontinuität wissenschaftlichen Hohl-Forschens gesprochen werden. Die spärlichen Beiträge, die bislang aus fachwissenschaftlich *philosophischer* Perspektive zur Forschung beigesteuert wurden, liegen nämlich ebenfalls allesamt schon 20 und mehr Jahre zurück. Ihren divergierenden Perspektiven und unterschiedlichen Ansprüchen zum Trotz, lässt sich in den wissenschaftlichen Hohl-Studien aber dennoch ein Gemeinsames erkennen. Es gründet in einigen zentralen Fragestellungen zu Hohls Schaffen, die auch im Fokus unserer eigenen Auseinandersetzung stehen werden: Fragen betreffend Sprachform und Einheit seines Werks sowie der Problematik des konstitutiven Zusammenhangs von Werk und Leben. In diesen Aspekten steht die vorliegende Arbeit also durchaus auch in einem konstitutiven Diskurs mit vorangehenden Forschungen.

Dass Hohl es wert sei, ihn genauer zu erforschen, haben auch namhafte Schriftsteller und Dichter schon übereinstimmend festgestellt. In seiner kurzen Hommage an Hohl zu dessen siebzigstem Geburtstag hat Adolf Muschg allerdings auch schon auf eine Gefahr in der *wissenschaftlichen* Auseinandersetzung mit Hohls Werk hingewiesen. Muschg schreibt ("Sätze, die Kerker spalten. Über Ludwig Hohl", in: *Die Weltwoche*, Nr. 14/1974): "Unter einem Dutzend Leuten, die sein [scil. Hohls] Werk in die Hand nehmen, ist immer einer, an dem es hängen bleibt bis es stückweise auch *sein* Werk geworden ist und ihn bekannter gemacht hat mit sich selbst." Ob und inwiefern Selbst-erkenntnis ein legitimes Ziel philosophisch-wissenschaftlicher Forschung sein könne, ist heute sehr umstritten, wenn über diese Frage in akademischen Kreisen überhaupt noch ernsthaft debattiert wird; dass, wie Muschg schreibt, Hohls Werk in der intensiven Auseinandersetzung mit ihm aber gar ein Stück weit auch zum Werk seines Lesers werde, muss aus wissenschaftlicher Sicht vollends

problematisch erscheinen. Von einem Wissenschaftler verlangen wir ja keine Selbstbekenntnisse, sondern eine neutrale Darstellung der untersuchten Materie, allenfalls gefolgt von ihrer sachlichen Bewertung oder objektiven Kritik. Wie zum Beweis zitiert Muschg in seiner Hommage einen "Student[en] aus Fribourg, der über Hohl arbeitet" und angibt, durch sein Werk eine "Befreiung aus der Ohnmacht angesichts der Verlebtheit der Dinge" erfahren zu haben. Dass dieser Student ein Mann aus den Walliser Bergen war und gerade in Freiburg (i. Üe.) studierte, war wohl kein Zufall. An dieser Universität hatte nämlich einige Jahre zuvor eine Gruppe von Walliser Studenten das erste wissenschaftliche Feuer für Hohl entfacht. Mit einem von ihnen wollen wir unsere kurze Geschichte der Hohl-Forschung jetzt beginnen.<sup>3</sup>

## Figuren des Anfangs

### *"Ds Schami"*

Eigener Aussage zufolge, hat Xaver Kronig seine Entscheidung für Hohl als Thema seiner Lizentiatsarbeit – die er später zur ersten Hohl-Dissertation ausbauen und unter dem Titel "Die Erzählprosa Ludwig Hohls" an der Universität Freiburg einreichen würde<sup>4</sup> – der Hohl-Begeisterung eines Walliser Kommilitonen zu verdanken: Jean-Maurice Martin (geb. 1942), genannt "ds Schami". Wer ihn damals schon gekannt hat, erzählt heute übereinstimmend, dieses "Schami" sei ein blitzgescheiter und äusserst belesener Student gewesen, den man jedoch nur selten in der Vorlesung gesehen habe; zu jener Zeit hätte er an Robert Walser gearbeitet, doch sei seine Arbeit erst viele Jahre später erschienen.<sup>5</sup>

Mit ein Grund dafür, dass dieser Student ein sogenannt "ewiger" wurde, scheint im Umstand gelegen zu haben, dass er offenbar nicht bloss ein gescheiter Kopf, sondern auch ein ausgeprägter 'bon vivant' war. Den Erzählungen zufolge hat es an Trinkfestigkeit zu seiner Zeit in der kleinen Universitätsstadt nicht leicht einer mit ihm aufgenommen. Dabei soll "ds Schami" aber vor allem ein legendärer Entertainer gewesen sein. Glaubt man den Anekdoten, dann sind in diesen Jahren manch bürgerlichem Frühaufsteher seine fetten Geschäfte davon geschwommen, als er noch wie gefesselt von seinen übernachtigten Geschichten beim "Schami" im Bahnhofbuffet des schönen Städtchens an der Saane sass, und sein Zug auf dem Perron gerade abgefahren war.

Die wissenschaftliche Hohl-Forschung hingegen hat von "Schamis" Begeisterungskunst entscheidend profitiert. Es wäre leicht vorstellbar und irgendwie sehr passend, sie frühmorgens in einem verrauchten Café mit dem Monolog eines wilden Zechers beginnen zu lassen. Dagegen wird man einwenden, Wissenschaft und Forschung gedeihen nicht in solcher 'ambiance'; ihr Geist verlange stets ein völlig nüchternes Denken. Das mag so sein. Bevor wir weiterverfolgen, auf welchen Wegen das Forschen an Ludwig Hohl bei Dr. Xaver Kronig zum schweisstreibenden, akademischen Tagwerk wurde, hat "ds Schami" als Geburtshelfer der Hohl-Forschung aber diese kleine Erinnerung verdient. In seinem kurzen Porträt sind nämlich auch die Züge eines Anderen zu erkennen, der ebenfalls aus den Bergen kam und für seinen Geist, Durst und einen ausgeprägten Hang zu unterhaltsamer Theatralik noch weit berühmter wurde: Ludwig Hohl.

### *Professor Alker (1895-1972)*

Mit dem Thema "Hohl" hat Kronig in der literaturwissenschaftlichen Forschung Neuland betreten. Für seine Pionierarbeit einen Mentor zu finden, fiel ihm dabei ziemlich schwer. In Fribourg hatte damals gerade Professor Peter Horst Neumann seinen ersten Posten als Ordinarius für Neuere deutsche Literaturgeschichte angetreten. Auf dem Papier mochte dieser Lehrstuhl für die Betreuung von Kronigs Arbeit wie geschaffen scheinen, doch gab Neumann an, von einem "Hohl" noch

nie gehört zu haben und darum das Risiko einer Betreuung nicht eingehen zu wollen. Kronigs Vorhaben wäre beinahe gescheitert. Schliesslich gelang es ihm aber, Neumanns Vorgänger, Professor Alker zum Einspringen zu bewegen.<sup>6</sup> Wer im Porträt des Initiators der Hohl-Forschung eben schon einige Ähnlichkeiten mit Ludwig Hohl erkennen konnte, wird nun auch im Leben des ersten Schirmherrn der Hohl-Forschung eine Gemeinsamkeit mit Ludwig Hohls Biographie erkennen: Heimatlosigkeit oder die Heimat in der Fremde.

Ernst Anton Martin Alker, gebürtiger Wiener, lebte nach Abschluss seines Studiums der Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie zunächst mehrere Jahre als Gymnasiallehrer in Holland. Anschliessend zog es ihn nach Deutschland, von wo er 1934 vor den Nationalsozialisten nach Schweden fliehen musste. Nach langjähriger Lehrtätigkeit im Norden trat Alker mit seiner Annahme eines Rufs an die Universität Fribourg 1946 sein letztes, selbstgewähltes Exil in der Schweiz an.<sup>7</sup> Was ihn dazu bewogen haben mag, sich als erster Referent für ein Dissertationsprojekt zu Ludwig Hohl gewinnen zu lassen, lässt sich heute nur noch vermuten. Nahliegend ist, dass er sich von Kronigs Arbeit Impulse für sein eigenes, damals in Arbeit befindliches Werk "Profile und Gestalten der deutschen Literatur nach 1914" versprochen haben könnte. Darin rühmt er Hohls erzählerische Haltung nämlich als eine, "die thematisch mit der der herbsten Neorealisten rivalisieren kann, stilistisch aber sie beträchtlich übertrifft".<sup>8</sup> – Nur drei Jahre nach seiner Emeritierung stirbt Professor Alker. Kronig berichtet, dass man nach seinem Tod lange vergeblich nach einem Schüler von Alker gesucht habe, der an der dessen Beerdigungsfeier seine Verdienste als akademischer Lehrer gewürdigt hätte. Schliesslich hat Xaver Kronig dem Vater der Hohlforschung am offenen Grab die Laudatio gelesen. Viel Volk sei bei dieser Gelegenheit nicht zusammengekommen.



(SLA, C-04-F-83) Hohl in seinem Keller an der Rue David-Dufour 8 in Genf

### ***Wissenschaftliche Besucher in Hohls Keller***

Um die Diskussionen um Hohl aus den Spelunken an die Universitäten zu holen, hat sich Xaver Kronig Unterstützung aus dem "Keller" erhofft. Noch heute erinnert er sich und erzählt, wie er damals als junger Student Hohl telephonisch angefragt habe, ob er ihn im Zusammenhang mit der Abfassung einer wissenschaftlichen Arbeit über ihn besuchen dürfe. Wir wären heute aber nicht auf das zweifelhafte Gedächtnis eines gealterten Forschers angewiesen um feststellen zu können,



dass ein solcher Anruf tatsächlich stattgefunden hat, und zwar am Freitag, den 14. Februar 1969 um 8 Uhr früh, als Hohl gerade beim Tee sass ... . Wie unser Wissen um die erste Begegnung der beiden, die sechs Tage später zwischen 15h und 18h im ominösen Keller stattfinden sollte, beruht auch die Exaktheit dieser Angaben zum ersten Telephonat auf entsprechenden Eintragungen in Ludwig Hohls sogenannten "Journalen".<sup>9</sup> Auf diese äusserst ungewöhnliche, minutiöse Protokollierung aller alltäglichsten Begebenheiten aus seinem Leben werden wir im weiteren Verlauf unserer Hohl- Arbeit noch öfters stossen. Hier erwähnen wir diese – zugegebenermassen völlig belanglosen – Details nur, um damit einen ersten Eindruck des Ausmasses der Hohl'schen Selbstaufzeichnungspraxis zu vermitteln. Folgender Eintrag vom 25. Juli selbigen Jahres mag dafür ein weiteres, anschauliches Beispiel geben (die Zahlen am rechten Rand entsprechen der von Hohl berechneten Anzahl Kalorien, die er an diesem Tag zu sich nahm):

<u>25. Juli</u>	Nachts Tel.-Versuch m. M. [scil. Madeleine Constançon de Weiss]	
	Etwa 8h. ebenfalls	
	Dissertation von Kronig an.	
	Mittags M. erreicht.	
	12h. Milch m. -	550
	Rapisarda 14-16h. [scil. der Name eines Besuchers]	
D[ie]. Not[izen] an	B.D., m. voller Wucht <sup>10</sup>	
Anouchka	17 1/2h. Milch m	400
(Mem.: N[uancen].	<u>Lo[ttel]</u> an ca. 18h	
u[nd]. D[etails].)	Mlle Favre 18h-19h.	
	Sassi, Brieftasche abzuholen.	
	2 kl. Katzen umgebracht, dank <u>Lo's</u> Beistand. <sup>11</sup>	
	ab 23 1/2.h.	
	24h. Tel.-Versuch m. Laus. [scil. Lausanne, wo "M." wohnte]	
	ca. 24 1/4 Tel. v. M.	
	1 1/2h. Wurst 450, Brot	<u>550</u>
		1500
		=====

Aus Kronigs Dissertation, S.C.:

"Hohl beherrscht alle erzählerischen Kleinformen vom Erzählfragment über die Anekdote und Kurzgeschichte bis zur künstlerisch vollendeten Erzählung, wie wir sie etwa in seinem Erzählband finden."

Aus späteren Eintragungen geht hervor, dass der Kontakt zwischen Hohl und Kronig durch lange Telephonate und diverse Kellerbesuche während und auch nach seiner Promotionsarbeit noch einige Zeit aufrecht erhalten wurde, was Kronig im Gespräch so bestätigt hat. Im Herbst 1969 finden sich in Hohls "Journal" deutliche Spuren einer wiederholten, sorgfältigen Lektüre von Kronigs Dissertation. Umso seltsamer mutet es an, dass sich Xaver Kronig in unseren gemeinsamen Gesprächen an keine einzige Reaktion von Hohl auf seine Arbeit erinnern konnte. Oder wollte er nicht? – Zunächst liegt die Vermutung natürlich nahe, eine Reaktion habe damals sehr wohl stattgefunden, sei aber so wenig rühmlich gewesen, dass Kronig sie unterdessen verdrängt habe oder vielleicht bewusst verschweigen könnte. Man muss diese Vermutung allerdings aufgeben und zwar aus folgendem Grund.

Auf einen analogen, wenn nicht sogar noch befremdlicheren Fall von Erinnerungslosigkeit ist der Verfasser beim Philosophen Hans Saner gestossen. Bei Saner weiss man nun aber, dass der Wunsch zur ersten Kontaktaufnahme von Hohl selber gekommen ist und zwar, nachdem er in der Zeitung Saners Rede zum Empfang des Hessepreises (1969) gelesen und offensichtlich vortrefflich gefunden hat.<sup>12</sup> Bei Saner wird man somit unter keinen Umständen annehmen dürfen, ein unliebsames Urteil Hohls über seine Arbeit könnte einem Verdrängungsmechanismus oder einer bewus-

sten Verschleierung zum Opfer gefallen sein. Mindestens was Hohls Verhältnis zu Hans Saner betrifft, müssen wir also davon ausgehen, dass Hohl an einem wissenschaftlichen Diskurs über seine Arbeit einfach nichts gelegen hat. Dann aber könnte das auch im Fall von Kronigs Dissertation zutreffen. Hans Saner jedenfalls beteuerte dem Verfasser gegenüber mehrmals und ganz ausdrücklich, dass sich die Gespräche zwischen ihm und Hohl stets in einem philosophischen Umfeld bewegt hätten, ohne jemals "philosophisch" im technischen Sinn dieses Wortes geworden zu sein. Ob als Erklärung dafür ein Hohl immer wieder unterstellter Bildungskomplex tatsächlich genügt?



(SLA, C-04-f-32) Junger Hohl mit Katze

In diesem Zusammenhang ist auch Ludwig Hohls Verhalten vor der Kamera der *Radio Television Suisse Romande* bedeutsam, in deren Auftrag ein Team um Krassimira Rad eine Sendung zu Hohl in der Reihe "Voix au Chapitre" zu realisieren versucht hat.<sup>13</sup> Nachdem Hohl von den TV-Leuten vermutlich wiederholt dazu angehalten worden war, sein eigenes Werk zu kommentieren, zu erklären oder eine Stellung zu ihm zu beziehen, rezitiert er eine Stelle aus den *Notizen* erst auf Deutsch und dann auf Französisch und gibt anschliessend den einzigen Kommentar ab, den er immer wieder zu seinem Werk abgegeben hat: "Alors n'est-ce pas, au lieu de bavarder sur le travail, je dis cela. Et c'est peut-être mieux – beaucoup mieux." Hat Hohl also der Auffassung zugestimmt, die Xaver Kronig in seiner Dissertation vertritt und besagt, dass seine *Notizen* "einen Kommentar geradezu verbiete[n]" (S. 10)? – Oder, wie es an späterer Stelle bei Kronig noch einmal heisst (S. 46): "Das Werk muss für sich selber reden, und wer seine Sprache nicht versteht, würde sie nach vielen Erklärungen und Erläuterungen genau so wenig verstehen. Das ist vielleicht ein Grund, warum wenig über Hohl geschrieben wurde ([...]) und wenn es einmal geschah, schrieb man fast nur über sein Aussenseitertum. [...] Es besteht wohl die Möglichkeit, äussere Umstände klar zu machen, Zusammenhänge aufzuzeigen, Hauptmotive herauszukristallisieren und Ähnliches. Das Werk jedoch lässt sich nicht erklären, nicht eigentlich interpretieren, man muss es lesen, um sich einen wahren Zugang zu ihm zu verschaffen." Fast scheint es so. Eine handschriftliche Notiz aus Hohls Nachlass, datiert vom "6. Apr. [19]69" und überschrieben mit "Seminar" weist allerdings in die entgegengesetzte Richtung (SLA, A-08-a-11):

"Die drei gr. [scil. grossen] Irrlehren" habe ich zwar manchmal einem erklärt, es ging mir aber nachher auf – in allen Fällen –, dass keiner etwas davon verstanden hatte.

Und doch schien mir meine Disposition sehr klar und einfach.  
Oder doch nicht so einfach? (Warum ich das Stück nicht zu Ende geschrieben?)

Nun scheint mir, dass wenn ich Leuten, vielleicht in der Art von Kronig, in einer Art Seminar – das dreimal 2 Std., aber es würden freilich dann vielleicht 10 mal 3 – die Sache erklärte, vielleicht doch etwas davon in die Welt einginge.

In dieser unveröffentlichten Notiz räumt Hohl die Möglichkeit eines wissenschaftlich erklärenden (Meta-)Diskurses über drei seiner zentralsten Gedanken der letzten Lebensjahre ausdrücklich ein. Wir können in dieser Angelegenheit darum jetzt noch nichts entscheiden und wollen das auch nicht. Tatsache ist, dass Hohl nie eine Selbstinterpretation seines Werks geliefert und zu Interpretationsversuchen anderer inhaltlich kaum Stellung bezogen hat. Wurde er dazu aufgefordert, hat er sich meist nur selber (re)zitiert. Das obenstehende Zitat von Kronig und Ludwig Hohls Verweigerung jeglichen erklärenden Selbstkommentars werfen ein grundlegendes Problem auf. Der Autor und sein erster wissenschaftlicher Erforscher erklären für unsinnig oder unmöglich, worauf eine (geistes)wissenschaftliche Arbeit nicht verzichten kann: interpretieren, erläutern, erklären. In diesem Dilemma hat Kronig sein Heil im ausgiebigen Zitieren gesucht. Mit Ausnahme des vorletzten Kapitels (VII) seiner Arbeit, in dem er auf 20 Seiten den "Versuch einer literarischen Einordnung Hohls" unternimmt, füllen Zitate mindestens die Hälfte, wenn nicht sogar zwei Drittel seiner gesamten Arbeit aus.<sup>14</sup> Diese wollen wir nun etwas genauer betrachten.



(SLA, C-04-F-124 [Foto: Hugo Sarbach]) Die Wäscheleine in Hohls Wohnung zum Zeitpunkt seines Todes. Saners Artikel "Von der Zukunft der Philosophie" hängt in der unteren Reihe (zweiter von rechts). Eine Zwischenüberschrift und These darin, die uns später noch beschäftigen wird, lautet: "Die Zukunft der Philosophie ist ihre Vergangenheit".

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Neben den vier hauptsächlichen akademischen Arbeiten zu Hohl, die wir im Folgenden ausführlich behandeln werden, gibt es noch eine ganze Menge weiterer, wissenschaftlicher oder wissenschaftlich relevanter Texte zu seinem Werk. Eine erste Sammlung von Artikeln zu Ludwig Hohl, die sich selbst zwar nicht als Beitrag zu einer Hohl-Forschung mit wissenschaftlichem Anspruch verstehen, von ihr aber unbedingt beachtet werden sollten, findet man in der Nummer 3 der *Revue de Belles-Lettres* (Reiner Michael Mason [Hg.], ATAR S.A., Genève, 1969). Dies ist gleichzeitig auch der einzige Sammelband zu Hohl, der zu seinen Lebzeiten erschienen ist. Eine Bibliographie seiner eigenen Veröffentlichungen und aller bis dato erschienen Sekundärliteratur hat Johannes Beringer dem Suhrkamp Materialien-Band zu Ludwig Hohl angefügt, den er 1980 herausgegeben hat (S. 247-270); Hugo Sarbach und Barbara Lafond haben diese in der Hohl-Nummer der Literaturzeitschrift "Text+Kritik" fortgeführt (Nr. I/04, S.105-109.). Eine regelrechte Flut wissenschaftlich relevanter Beiträge zu Hohl ist im Übrigen anlässlich der Feierlichkeiten zu seinem hundertsten Geburtstag im Jahre 2004 erschienen. Neben anderen wissenschaftlichen und literarischen Beiträgen zu Ludwig Hohl ist die Verschriftlichung einiger Referate, die an der wissenschaftlichen Gedenktagung zu seinem 30. Todestag am 6. November 2010 in Luzern abgehalten wurden, zuletzt in der Ludwig Hohl gewidmeten Nummer 36 von *Quarto, Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* erschienen (Wieland/Raaflaub/Sarbach [Hgs.]; Slatkine, Genf, 2013, 96 S.).

An genuin wissenschaftlicher Literatur, die hier nicht gesondert vorgestellt wird, sind insbesondere jeweils ein Kapitel in den Dissertationen von Elio Pellin ("Mit dampfendem Leib' Sportliche Körper bei Ludwig Hohl, Annemarie Schwarzenbach, Walter Kauer und Lorenz Lotmar"; Chronos, 2008, S. 27-61), Jürg Zbinden ("Sternstunden oder verpasste Chancen. Zur Geschichte des Schweizer Buchhandels 1943-1952"; Chronos, Zürich, 1995, S. 189-204) und Robert Schwarz' ("Vom Nutzen und Nachteil der Arbeit. Eine Kritik der Arbeit hinsichtlich ihrer Bedeutung, ihres Werts, ihres Begriffs und ihres realen Einsatzes", Wien, 2000, S. 25-47) zu erwähnen. Speziell zu beachten sind in diesem Zusammenhang auch die "Akten des Pariser Kolloquiums" von 1993 (J.-M. Valentin [Hg.]; Lang, Bern, 1994) sowie zwei unveröffentlichte, akademische Hohl-Arbeiten von Gerd Scobel und Simone Urben, die man im erweiterten Nachlass von Hohl konsultieren kann (D-06-2-2reps. E-12-b-4).

Für unsere eigene Studie bietet Simone Urbens Lizentiatsarbeit "Schreiben als Lebensweg. Das Moment der Körperlichkeit in der Poetik Ludwig Hohls" (Universität Basel, 2006) vielfache Anschlussmöglichkeiten. So erscheint Hohls schreibender Lebensweg bei Urben schon explizit als ein Weg *gelebter Philosophie*, den sie auch bereits überzeugend in der Traditionslinie der antiken Selbstpraktiken verankert. Als erste Forscherin überhaupt nimmt Urben Hohls Poetik vor dem Hintergrund der medizinisch-philosophischen Lehrbuch-Aphoristik in den Blick: "Hohls gesamtes Arbeits- und Lebensethos basiert auf der Selbstbeobachtung. Als Vorbild dafür dienen ihm die Maximen der antiken Diätetik" (S. 24). Weil Urben aber ganz auf Hohls Selbstverständnis als Schriftsteller fixiert bleibt und sich darin sehr stark auf eine körperliche Orientierung in seiner Poetik konzentriert, bleiben ihre Schlussfolgerungen hinter den vielfältigen Möglichkeiten dieses grundlegend neuen Ansatzes zurück. In ihrer Begrenzung wirken sie teilweise überzogen: "Die Hauptarbeit im Hohlschen Selbstverständnis als Schriftsteller per Selbstdefinition besteht nicht im Schreiben (das Äussere der Arbeit), sondern in den körperlichen Momenten der Vor- und Nachbereitung: der Culture physique im weitesten Sinne und dem Ordnen, bzw. dem Überarbeiten der Texte (das Innere der Arbeit)" (S. 79). In der vorliegenden Arbeit werden wir zeigen, dass "die Hauptarbeit im Hohlschen Schreibverständnis" viel breiter zu fassen ist, als das hier bei Urben geschieht; als breiter gefasste weist sie viel eher ins Reich des Denkens als in das der Körperlichkeit. Dennoch bleibt es Urbens Verdienst, in Abstützung auf den späten Foucault überzeugend aufgezeigt zu haben, dass die private Schriftkultur, wie Foucault sie in seinen Analysen der "Künste des Selbst" analysiert hat, einen fruchtbaren Boden nicht nur für die Gattungsfrage der *Notizen* abgibt, sondern auch für Hohls Umbauarbeiten am Notizenwerk. In diesem Zusammenhang verdanken wir Urben den Hinweis auf die beiden zentralen Aphorismus-Theoretiker Fricke und Spicker, mit denen auch wir uns im letzten Kapitel unserer Arbeit eingehend beschäftigen werden. [\[zurück\]](#)

<sup>2</sup> Angesichts der Reorganisation und Umstrukturierung des universitären Forschungsbetriebs im Zuge der Bologna-Reform, die dazu geführt hat, dass heute geistige Proletarier in grosser Zahl herangezogen werden, die auf dem Arbeitsmarkt auch tatsächlich effizienter verwertbar sein mögen, während ihres

Studiums aber unter einem derart geisttötenden Zeitdruck geraten, dass zwar immer noch jeder auf Teufel komm raus eigene Arbeiten publiziert, dabei aber kaum mehr die notwendige Hintergrundlektüre betreiben kann, die ihm ein eigenständiges Urteil in mancher Sache erst erlauben würde, werden wir in diesem Kapitel dennoch versuchen, vor allem dem philosophisch interessierten Leser ein eigenes, zeitraubendes Studium der Hohl-Forschung zu ersparen. [\[zurück\]](#)

<sup>3</sup> Bei dem von Muschg zitierten "Student[en] aus Fribourg" handelt es sich um Hugo Sarbach. Zum Spass, von dem diese Notiz lebt, sei hier der vorletzte, unveröffentlichte Eintrag vom 30.12.36 angefügt, mit dem Hohl seine dreibändige, maschinelle Abschrift der Urnotizen – das sogenannte *Grundmanuskript* der *Notizen* – auf Seite 1185 abschliesst. Es handelt sich dabei um eine Erklärung dafür, warum das Wallis einfach "das Tal" schlechthin heisse (von lat. vallis, vallis f.):

W a l l i s

Und zur gleichen Zeit, als sie, das wunderbarste aller Mädchen, im Wallis lebte [scil. Katherine Mansfield, MR], (Sierre, Juni 1921, Montana Juli 1921 bis Jan. (?) 1922, Sierre wieder Juni 1922, Montana Juni 22 bis Aug. (?) befand sich da nicht schon einige Kilometer entfernt, Franziskus von Assisi, – pardon, ich will natürlich sagen Rilke, aber jeder Geisteskundige wird mich ohnehin verstanden haben.

(Darum heisst die Gegend auch Das Tal.) [\[zurück\]](#)

<sup>4</sup> Lang, Bern/Frankfurt a.M., 1972. Beim selben Verlag erschien Kronigs Arbeit unter dem Titel: "Ludwig Hohl. Seine Erzählprosa mit einer Einführung in das Gesamtwerk" gleichzeitig und in identischer Paginierung auch als Band 73 der Reihe I der Europäischen Hochschulschriften. [\[zurück\]](#)

<sup>5</sup> Die Angaben über Jean-Maurice Martin (heute wohnhaft in Düringen/FR) beruhen auf Erinnerungen von Xaver Kronig (Glis/VS), Hugo Sarbach (Bern), "Domo" Tscherrig (Naters/VS) und Martin Zurschmitten (Filet-Mörel/VS). Sie wurden dem Betroffenen vor ihrer Publikation vorgelegt. Abgeschlossen hat Martin 1980 mit der Dissertation "Untersuchungen zum Problem der erlebten Rede: der ursächliche Kontext der erlebten Rede, dargestellt an Romanen Robert Walsers" (Lang, Bern, 1987). [\[zurück\]](#)

<sup>6</sup> In seinem Artikel "Ludwig Hohl (1904-1980). 'Unser eigentliches Ziel ist der Weg'" erinnert Kronig sich an Alkers Reaktion auf seinen Wunsch, über Hohl zu promovieren ("Grenzfall Literatur. Die Sinnfrage in der modernen Literatur der viersprachigen Schweiz", J. Bättig / S. Leimgruber [hgs.]: Universitätsverlag Freiburg, 1993, S.175): "Passen Sie auf, es soll ein komischer Kautz sein", war seine lakonische Antwort, und dann konnte ich erstaunt feststellen, dass Prof. Alker praktisch alles von Hohl gelesen hatte, was damals in Buchform zugänglich war." [\[zurück\]](#)

<sup>7</sup> Vgl. "Internationales Germanistenlexikon: 1800-1950", Christof König (Hrsg.); de Gruyter, Berlin, 2003, S. 23. [\[zurück\]](#)

<sup>8</sup> "Mit einem Kapitel über den Expressionismus von Zoran Konstantinović" wurde "Profile und Gestalten der deutschen Literatur nach 1914" posthum von Eugen Thurnher herausgegeben (Kröner, Stuttgart, 1977, hier S. 377). Von Prof. Alkers Artikel scheint die Hohl-Forschung bisher noch keine Notiz genommen zu haben. Sein Name steht jedenfalls in keiner der oben schon erwähnten Bibliographien (Behringer, 1981 und Sarbach/Lafond, 2004); auch bei Sabine Haupt (1997) und auf entsprechenden Listen im Nachlass findet man seinen Namen nicht.

Alker erwähnt in seinem Artikel, dass Hohl "vier Bände sprachlich zuchtvoller aphoristisch-philosophischer Prosa hohen Ranges" herausgebracht habe (S. 376), konzentriert sich im Folgenden aber ausschliesslich auf Hohls erzählerisches Werk (*Nächtlicher Weg*), wobei er die allgemeine These aufstellt, Hohls "denkerisches Werk [stelle] eine Art Vorbereitung dar für einen grossen Roman, bei dem das Gedankliche dem Gestalteten gleichwertig sein soll" (a.a.O). Mit diesem "Roman" dürfte *Bergfahrt* gemeint sein, deren Erscheinen Alker zwar selber nicht mehr erlebt hat, von deren "Existenz" er aber spätestens seit der Arbeit von Kronig gewusst haben muss. [\[zurück\]](#)



<sup>9</sup> Die relevante Passage vom 14.2. lautet: "7h. erw. und auf.

8h. Tee. Tel. Fribourg oder Oberwallis".

Am 20.2 heisst es dann lediglich: "Xaver Kronig 15h.-18h." Aus analogen Einträgen lässt sich zweifelsfrei schliessen, dass es sich bei diesem Eintrag um die Aufzeichnung eines Kellerbesuchs handelt. Im Zusammenhang mit Hohls Selbstdokumentationspraxis werden wir im Rahmen dieser Arbeit *immer* von "Journalen" sprechen und dabei vernachlässigen, dass Hohl selber anfänglich von "Agenden" gesprochen hat und auch nach Beginn seiner Aufzeichnungen in sogenannten "Journalen" seine Buchführung in "Agenden" bis an sein Lebensende fortgesetzt hat. (Ein "Journal" hat Hohl erstmals 1951 geführt, ab 1955 dann in unterschiedlichem Umfang lückenlos mit Ausnahme der Jahre von 1961-65). Inwiefern mit der parallelen Aufzeichnung in "Journalen" ein verändertes Protokollierungsverhalten bei Hohl eingesetzt hat und wie diese Veränderung zu interpretieren ist, wäre noch zu untersuchen. Vgl. dazu auch im Nachlassinventar die Angaben von Sarbach zu C-01-b-1 und C-01-c-1 – 17. [\[zurück\]](#)

<sup>10</sup> Was genau die oft wiederkehrende Bezeichnung "B.D." in Hohls *Journalen* bedeutet, ist unklar. Eine mögliche Deutung wäre, dass für diese Abkürzung das Wort "Bilderdienst" eingesetzt würde, welches Wort Hohl nachweislich auch selber verwendet hat. Welche Praxis die Bezeichnung "Bilderdienst" dann aber genau anzeigen sollte, blieb weiter unklar. Man könnte dann vielleicht vermuten, dass der ketzerische Pfarrerssohn diesen Begriff in Anlehnung an und Opposition zum Wort "Gottesdienst" geprägt habe. Es spricht nämlich einiges dafür, dass Hohl unter dem Zeichen "B.D." auf eine Meditationstätigkeit verweist, und nicht auf Mal- oder Zeichenübungen: "B.D." kann in unterschiedlicher Intensität stattfinden; auch kann auf "B.D." oft Schlaf folgen. Die Komponente "Bild" im Wort "Bilderdienst" wäre also wohl im übertragenen Sinne zu deuten, in dem Ludwig Hohl in den *Notizen* oftmals von "Bildern" und "Gesichtern" spricht (vgl. v.a. den Teil XII: "Bild"). Mit "B.D." könnte aber auch noch ganz anderes gemeint sein ... [\[zurück\]](#)

<sup>11</sup> In Hohls Keller scheint es bisweilen von (wilden) Katzen gewimmelt zu haben nicht weniger, als im Hause Léautaud. Da er diese nicht kastrieren konnte, ist es im Keller zu unkontrollierter Vermehrung gekommen. Dabei zeigte Hohl grosses Interesse am Gebärvorgang und beobachtete und protokollierte die Gesichtsausdrücke des Muttertiers äusserst genau. Trotzdem sah er sich wiederholt genötigt, einige der Jungtiere zu töten. Für diesen Akt scheint er dann jeweils die Unterstützung eines ihm lieben Menschen gebraucht zu haben. [\[zurück\]](#)

<sup>12</sup> Gemäss telefonischer Auskunft von Hans Saner vom 14. Januar 2010 ist die erste Kontaktaufnahme von Hohl ausgegangen, der ihn angerufen habe, als er nicht zuhause gewesen sei. Als er dann heimkehrte, habe ihm seine Partnerin dann berichtet, dass ein seltsamer Mann aus Genf angerufen habe, der ihn habe sprechen wollen. Tatsächlich findet sich in Hohls Nachlass auf einem Zeitungsblatt mit dem erwähnten Artikel von Saner folgender, handschriftlicher Vermerk von Ludwig Hohl: "[telefoniert Saner Frau 26. März 69]"; über dem Zeitungsartikel steht in dicken, schwarzen Buchstaben: "Die Erkenntnistheorie ist die grösste Phantasmagorie, die ich kenne" (SLA, C-02-l-2).

Es liesse sich hier eine lange Liste von Indizien aufführen, die eindrücklich zeigen, wie hoch die Wertschätzung war, die Hohl nicht nur dem *Denker*, sondern auch dem *Menschen* Hans Saner entgegengebracht hat. Für den Denker begnügen wir uns hier mit dem Hinweis, dass bei Hohls Tod an der ominösen Wäscheleine ein Aufsatz von Hans Saner gleichsam in der Ehrengalerie neben Artikeln von und über Dürrenmatt, Walser, Proust und Spinoza gehangen hat (C-04-f-124, s. Abbildung oben S. 47); was die menschliche Komponente betrifft, so hat Hohl Saner nicht nur den Stichtscheid in der "Kommission zur Überwachung meiner Schriften" zugesprochen, die er kurz vor seinem Tod in einer "letzten Verfügung" eingesetzt hat, sondern ihn zuletzt, als ihn medizinische Diagnosen entweder zur Einwilligung in eine Beinamputation oder in seinen nahen Tod gezwungen haben, zu sich gerufen und um Rat gefragt. Nach dem Tod von Hohls Witwe gingen die Urheberrechte an seinen Schriften ebenfalls an Hans Saner, der sie an die Ludwig Hohl Stiftung übertragen hat, zu deren Mitglied auf Lebzeiten er bestimmt wurde.

Wenn wir eingangs bereits gezeigt haben, dass Hohls Werkbegriff neben schriftstellerischer Produktion konstitutiv auch die konkrete Lebensführung mit einzubegreifen scheint, und wenn wir an späterer Stelle am Beispiel von Spinoza noch exemplarisch zeigen werden, dass Hohls Begeisterung für Philosophen immer diese zwei Komponenten aufweist: Faszination für die Produktion *des Denkers* und Respekt vor der kon-

kreten Lebensführung *des Menschen*, dann lassen sich diese zwei Dimensionen hier also ganz klar auch in Hohls Hochachtung vor Hans Saner erkennen. [\[zurück\]](#)

<sup>13</sup> Ausgestrahlt am 23.4.1971. Im Nachlass findet man eine Kopie dieser Sendung auf Videokassette (C-05-c-3), die auch online zugänglich ist (<http://archives.tsr.ch/dossier-imvocs/personnalite-hohl>). Man kann bei dieser Hohl-Emission von "Voix au chapitre" wirklich nur von einem "Versuch" sprechen, ja im Grunde handelt es sich dabei sogar um einen offensichtlich *gescheiterten* Versuch. Als Betrachter wird man jedenfalls den Eindruck nicht los, die vielen Zitate, die ein nachträglich eingeschobener Sprecher aus französischen Übersetzungen seiner Werke liest, während ein wild gestikulierender Hohl auf dem Bildschirm den Mund weit aufreißt und stumm Löcher in die Luft reißt, seien eine reine Verlegenheitslösung. Der Eindruck der Verlegenheit erhärtet sich, wenn man zum Vergleich andere Emissionen dieser Sendereihe heranzieht, die ebenfalls online zugänglich sind, wie etwa "chercher et lire" (5.1.1971) oder die Sendung über Denis de Rougemont (29.3.1973). Hier taucht nirgendwo ein Sprecher auf, man erkennt vielmehr deutlich das eigentliche Konzept dieser Sendereihe, nämlich das Wort voll und ganz den jeweiligen "invités" zu überlassen, die über ihre Schrift reden sollten. In seiner gesamten, zwanzigminütigen Sendung kommt Ludwig Hohl allerdings selber auf eine freie Redezeit im Originalton von knappen fünf Minuten. [\[zurück\]](#)

<sup>14</sup> Zum Vergleich mit Hohl zieht Kronig Peter Altenberg, Rudolf Kassner, Robert Musil, Hans Albrecht Moser und natürlich Karl Kraus heran. Zu seiner Rechtfertigung angesichts des angesprochenen (Miss-)Verhältnisses zwischen eigenem und fremdem Text in seiner Arbeit sei gesagt, dass Kronig sich dieser Problematik durchaus bewusst ist. Sein Argument, er könne halt nicht davon ausgehen, dass sein Leser mit Hohls Schriften vertraut sei, mag den Sachverhalt treffen; als Argument zieht es aber natürlich nicht – umso weniger, als er selber zugibt, einen "wahren Zugang" zu Hohls Werk verschaffe einzig seine Lektüre. [\[zurück\]](#)

## II Ludwig Hohl. Seine Erzählprosa mit einer Einführung in das Gesamtwerk (Kronig, 1969)

Schon der Titel lässt vermuten, dass Kronig in seiner Dissertationsschrift zwei Ziele verfolgt: zum einen möchte er eine allgemeine, wissenschaftliche Einführung in das Hohl'sche Gesamtwerk liefern – natürlich nur soweit dieses zum Zeitpunkt der Abfassung seiner eigenen Arbeit bereits vorlag;<sup>1</sup> andererseits soll dieses umfassende Unterfangen durch eine besondere Berücksichtigung der *erzählerischen* Passagen eingeschränkt und punktuell vertieft werden.<sup>2</sup> Was diesen zweiten, speziellen Fokus betrifft, so kann es in der vorliegenden, philosophischen Arbeit natürlich nicht darum gehen, Kronigs literaturwissenschaftliche Kriterien zur Eruierung erzählerischer Elemente zu referieren, geschweige denn seine diesbezüglichen fachwissenschaftlichen Analysen kritisch zu beleuchten. Das könnte unserer erklärten Absicht auch kaum etwas nützen.<sup>3</sup> Wir wollen uns darum im Folgenden ganz auf den ersten Aspekt seiner Studie konzentrieren, also auf Kronigs allgemeine Betrachtungen zu Hohls "Gesamtwerk".

Kronig selber ist heute der Meinung, dass der analytische Gehalt seiner Arbeit gerade unter dieser Perspektive nicht viel hergebe.<sup>4</sup> Auf den ersten Blick scheint ihr wissenschaftliches Verdienst in der Tat kaum über die bloße Entdeckung ihres Gegenstands hinauszugehen. Zur Zeit ihres Erscheinens konnte man allenfalls noch die in Kronigs Arbeit enthaltene, kleine Sammlung von massgeblichen Rezensionen und Besprechungen von Hohls Schriften als einen bescheidenen Gewinn für die Forschung erachten (S. 21ff.).<sup>5</sup> Umso mehr wird erstaunen, dass im Vergleich zu den unmittelbar an Kronig anschliessenden Hohl-Dissertationen gerade seine Dissertation für unsere eigene Arbeit von herausragender Bedeutung ist.

Der grundlegende Wert seiner Studie besteht für uns darin, dass er – in Ansätzen – philosophisch entscheidende Einsichten vorweggenommen hat, welche leider in der Folge von der gesamten Forschung kaum mehr beachtet worden sind. Dass diese Vorwegnahme bei ihm über weite Strecken nur in Form von Vermutungen und schieren Affirmationen geschehen konnte, werden wir gegen den Literaturwissenschaftler nicht zum Vorwurf erheben. Das Gleiche gilt für den Umstand, dass er selber sich über die volle Tragweite seiner philosophischen Intuitionen nicht immer im Klaren ist. Wenn es uns in der vorliegenden Arbeit aber gelingt, seine Ansätze aus philosophischer Sicht mit der notwendigen Begründung zu untermauern, werden wir uns vielen Behauptungen von Kronig anschliessen dürfen und aus der sorgfältigen Abschätzung ihrer Konsequenzen reichen Gewinn für unser eigenes Vorhaben ziehen.

Auch in "negativer" Hinsicht wird uns Kronigs Arbeit als lehrreiches Beispiel dienen. Wie eben erwähnt, hat er nämlich die grundsätzliche Schwierigkeit und Gefahr jeder wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Hohl schon deutlich gemacht; gleichzeitig hat er von Anfang an auch schon warnend auf die Grenzen der Fruchtbarkeit einer rein *literaturwissenschaftlichen* Perspektive auf Hohl hingewiesen. Wie wir bald sehen werden, haben seine Fachkollegen zu ihrem eigenen Schaden Kronigs Vorbild auch in diesem Punkt leichtfertig abgetan. Bevor wir dazu kommen werden, die Schäden dieser Ignorierung genauer zu ermessen, wollen wir uns nun aber erst einmal Kronigs glücklichen, philosophischen Intuitionen und wertvollen Erkenntnissen zuwenden.

## Von einem Primat des Denkens

Trotz des literarischen Fokus' seiner Arbeit lässt Kronig an keiner Stelle den geringsten Zweifel daran aufkommen, dass seiner Meinung nach "bei Hohl das Schwergewicht immer im Gedanklichen liegt" (S. 9). Diese frühe "Erkenntnis" eines Vorwaltens des Denkens im Schreiben von Ludwig Hohl hat Kronig nicht bloss mit Bezug auf seine Kurzprosa mehrfach wiederholt; ausdrücklich hat er auch die erzählerischen Passagen des *Gesamtwerts* unter einen Primat des Denkens gestellt.<sup>6</sup>

Gemäss Kronig verfolgt Hohl also auch mit seinen Erzählungen überall die Absicht, "einen bestimmten Gedanken, ein bestimmtes Anliegen [zu] illustrieren. Ist dieses Ziel erreicht, kann die Erzählung aufhören", schreibt er dazu (S. 81). Exemplarisch führt Kronig den Nexus von Gedanken- und Erzählung anhand des 146. Stücks des letzten Teils der *Notizen* vor (S. 91): "Er [scil. Hohl] geht vom Gedanklichen aus, formuliert eine bestimmte Idee, eine bestimmte Auffassung, veranschaulicht diese durch eine Begebenheit, die erzählt wird und (häufig) wieder zum Gedanklichen überleitet. "Wenn man von einer Erzählung in erster Linie Handlung erwartet, Ereignisse oder gar novellistische Pointierung", sei Hohl darum "ein schlechter Erzähler", sagt Kronig (S. 144) und fügt an: "Er bleibt nie im äussern Geschehen haften. Sein Bemühen geht auf das Metaphysische, sofern man diesen Begriff in seinem ursprünglichen Sinn versteht." Wenn Kronigs Analysen in diesem Punkt zutreffen, erfüllen die Erzählungen im Rahmen des Gesamtwerts von Ludwig Hohl überall die gleiche Funktion (S. 143): "sie machen Gedankengänge sichtbar, stehen also stellvertretend für Essay, Aphorismus, Reflexion. [...] Das Schwergewicht liegt also bei Hohl eindeutig im Gedanklichen."

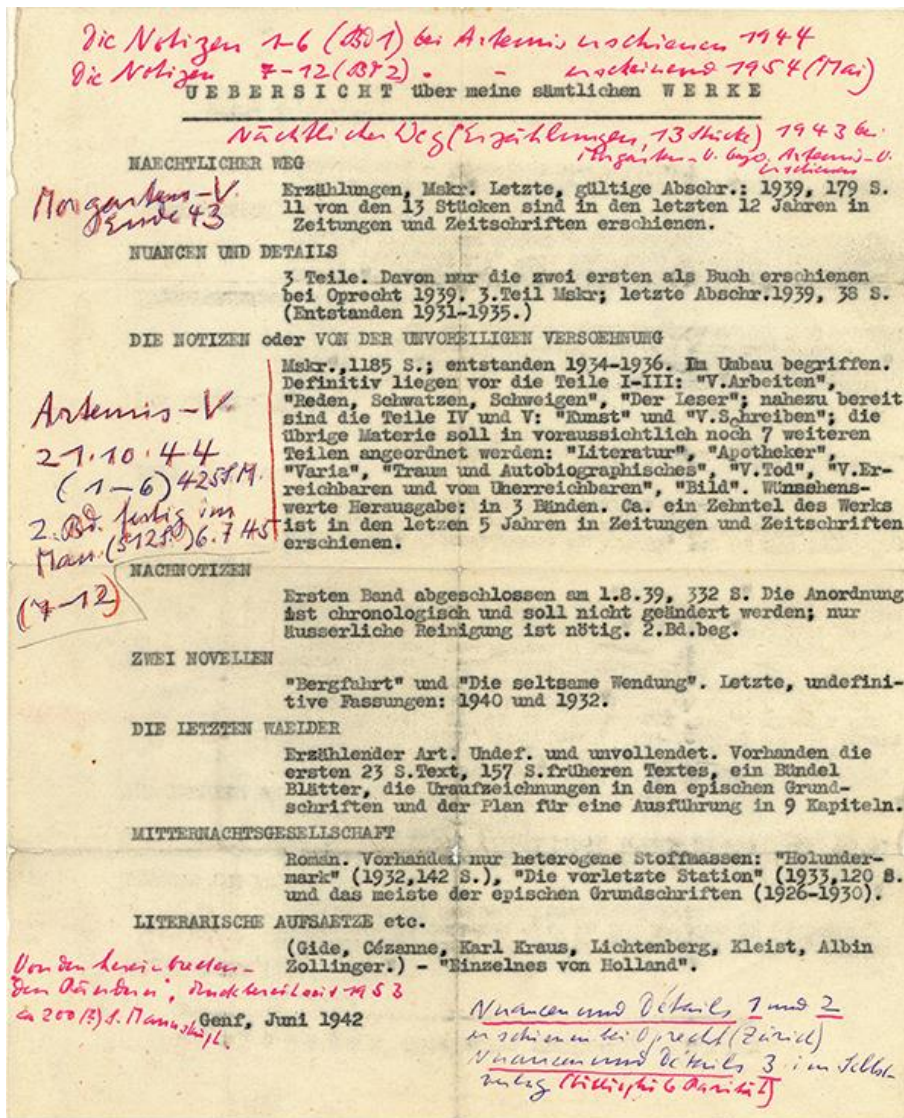
Seine These vom Primat des Denkens ist wohl das beste Beispiel einer, in ihrer Tragweite kaum zu überschätzenden Erkenntnis von Kronig. Wie seine gesamte Arbeit wurde auch diese Einsicht von der unmittelbar nachfolgenden Hohl-Forschung leider kaum beachtet. – Hätte man den von ihm reklamierten Vorrang des Denkens gebührend bedacht, würde die gattungspoetische Diskussion der *Notizen* im Anschluss an Kronig wohl in ganz anderen und womöglich weit produktiveren Bahnen verlaufen sein. Bei Kronig hätte man nämlich schon einige, bemerkenswerte Ansätze zum Versuch einer Herleitung der eigenwilligen sprachlichen Form der *Notizen* aus ihrer gedanklichen Funktion finden können. Die Notwendigkeit einer philosophischen Verankerung jeder gattungspoetischen Untersuchung, die einen interpretatorischen Mehrwert haben sollte, stand Kronig dank seiner Einsicht in den Denkprimat bei Hohl nämlich bereits klar vor Augen.<sup>7</sup> Diesen Ansatz wollen wir im folgenden Abschnitt bei Kronig noch genauer verfolgen.

## Sprache und Denken I: Grenzen literaturwissenschaftlicher Behandlung

Kronig hat erkannt, dass eine gattungspoetische Bestimmung der Hohlschen Sprachform "Notiz" mit rein literaturwissenschaftlichen Instrumenten einem Verständnis seines Werks kaum förderlich sein kann. Wie ein adäquates Verständnis seiner eigentümlichen Schreibweise *aus der Perspektive seines Denkens* zu entwickeln wäre, hat er ansatzweise ebenfalls schon demonstriert (a.a.O.): "Sein [scil. Ludwig Hohls] Schreiben ist der äussere (nach aussen sichtbare) Vollzug dieses Denkens. Nun ist es aber so, dass sich das Denken in kleinsten Schritten vollzieht, aus denen sich erst, wenn wir sie in ihrer Gesamtheit betrachten, ein Ganzes ergibt. Daher Hohls Liebe zur kleinen Form, zum Fragment. Sein Bemühen geht dahin, auch im Kleinsten noch Wirklichkeit zu geben, auch hier noch genau zu sein."

Gemäss Kronig können wir Hohl darum weder als Essayist noch als Aphoristiker und schon gar nicht als reinen Erzähler vollständig erfassen, sondern müssen ihn gleichzeitig immer auch als "Kulturkritiker, Moralist [und] Philosoph" in Betracht ziehen (S. 144). Gerade bezüglich dieser letzten Apostrophierung als Philosoph hat Kronig jedoch auch Vorbehalte angemeldet. Seiner Ein-

schätzung zufolge kann das Prädikat "Philosoph" Ludwig Hohl nur zugesprochen werden, "wenn man darunter nicht enge Bindung an irgendein philosophisches System versteht" (a.a.O.). Kronig hält es darum für "extrem schwer und oft einfach unmöglich, Hohl mit vorgefassten Denkschemen, [...] Kategorien und Begriffen irgendwie festzulegen" (S. 36). Er ergänzt: "Er [scil. Hohl] hat zwar System, aber eben sein System, wodurch die allgemeinen Begriffe eine Einschränkung und Relativierung erfahren." (a.a.O., Hervorhebung im Original)



(SLA, Hohl-A-0) Diese Auflistung vom Juni 1942 mit nachträglichen handschriftlichen Zusätzen von Ludwig Hohl zeigt, dass seine gesamten Schriften bereits zu Beginn der 1940er Jahre in Rohfassungen vorlagen. Dennoch sind einige erst sehr viel später und viele sogar erst posthum zur Publikation gelangt.

Kronig begnügt sich also nicht mit der bloss summarischen Feststellung eines Primats des Gedanklichen im gesamten Werk von Ludwig Hohl; vor dem Hintergrund seiner Einsicht in eine Wechselwirkung von Dichten und Denken schafft er es vielmehr, aus diesem Denken heraus die sprachliche Form der *Notizen* überzeugend zu erklären und gleichzeitig auch die spezifische Denkweise ihres Autors genauer zu erfassen (S. 44f.): "Es geht dem Autor nicht um logische Schlussfolgerungen, nicht um Endziele und Endresultate, nicht um ewige Wahrheiten, wie sie die Apotheker und alle



voreilig Versöhnten so gerne für sich beanspruchen. Hohl weiss, dass jede Zeit vor der Aufgabe steht, eine schon einmal erreichte geistige Höhe wieder zu erreichen. Er will darum nicht in erster Linie neue Wahrheiten und neue Einsichten darlegen, sondern neue Zugänge zu den alten eröffnen. 'Ich stelle vielleicht keine neuen Ideen hin; aber ich eröffne neue Zugänge zu den bekannten' (Not. VII,129). Das Fragmentarische erlaubt jene Freiheit des Denkens und Sehens, in der allein eine unvoreilige Versöhnung möglich ist. Es mag wohl ewige Wahrheiten geben, aber in unserer menschlichen Situation hat der Weg, der zur Wahrheit führt, ein höheres Mass an Realität. Er ist sogar wichtiger als der Gipfelpunkt am Ziel, auch wenn ihn viele beschreiten, die nie zu diesem Gipfel gelangen."

In dieser Passage stellt Kronig das, was Hohl unter "Wahrheit" und den realen menschlichen Bedingungen eines möglichen Zugangs zu ihr verstanden haben könnte, in ausdrückliche Beziehung zur sprachlich fragmentarischen Ausgestaltung seines Denkens. Er sieht, dass die sprachliche Form der *Notizen* nicht dem konventionellen Bemühen um Erweiterung allgemeiner Kenntnisse mittels logischer Schlussfolgerungen dient. In der fragmentarischen Gestalt seiner Gedanken erkennt Kronig Ludwig Hohls Absicht und Sorge, seinem Leser genügend Freiraum zu einer immer neuen und ganz persönlichen Erschliessung althergebrachter Ideen zu gewähren. Gleichzeitig fordert der bruchstückhafte Charakter von Hohls kleinen Prosastücken seinen Leser dazu auf, diesen Freiraum aktiv zu nutzen.<sup>8</sup> Aus dieser Einsicht in die sprachliche Funktionsweise der *Notizen* und ihre spezifische Funktion im Hohl'schen (Denk-)Werk zieht Kronig zwei Schlüsse, die wir genauer ausführen wollen. Beide sind natürlich aufs Engste miteinander verbunden. Zum einen lässt sich seiner Meinung nach nicht nur der *Dichter* Hohl bzw. seine bevorzugte Sprachform nicht isoliert vom *Denker* verstehen, sondern auch der *Denker* kaum erfassen, wenn man ihn vom *Dichter* ablöst. Und zum andern erkennt Kronig in Hohls Akzent auf einen vom Leser *selbstständig* zu beschreibenden *Weg* des Denkens einen charakteristischen, permanenten und überaus starken Bezug zu seinem Leser.

### Hohls Bezug zum Leser

Es ist Kronig nicht entgangen, dass Ludwig Hohl seinen Leser schon im allerersten Stück der *Nuancen und Details* persönlich anspricht, indem er eine Frage an ihn stellt (I,1): "Soll einer, der selber nicht sprechen kann (unter keinen Umständen) zuhören können?" Mit dieser rhetorischen Frage fordert Hohl seinen Leser dazu auf, beim Folgenden nicht einfach nur zuzuhören und passiv mit dabei zu sein, sondern immer auch aktiv *sein eigenes* Wort mitzureden, damit ein echter Dialog und ein gedankliches Zwiegespräch entstehen kann. Oder, wie Kronig es selber sagt (S. 34): "Die Frage richtet sich an den Leser, und damit ist bereits eine wesentliche Komponente in Hohls Werk genannt – der Leser. Hohl denkt bei seiner literarischen Arbeit immer an den Leser, hält ihn sich vor Augen, versucht, sich ein bestimmtes Bild von ihm zu machen."<sup>9</sup>

Kronig hat wiederholt darauf hingewiesen, dass Hohl mit seinem Werk weit mehr beabsichtigt als uns zu unterhalten. "Er fordert seinen Leser heraus, fordert ihn auf zum Nach- und Mitdenken und oft auch zum Widerspruch" (S. 9). Gerade dieser letzte Punkt verdient Beachtung. Allzu eilfertig wurde Hohl nämlich von vielen als wahrhaften Sohn eines Predigers und Moralisten hingestellt, der gerne seine Jünger um sich schare und erst als Hirte einer grossen Herde Geltung haben könnte.<sup>10</sup> Kronig hat darauf hingewiesen, dass der Leser für Hohl gerade insofern Bedeutung hat, als er auch sein geheimer Gegenspieler sein soll (S. 50): "Es besteht kein Zweifel, dass Hohls Dichtung viele und wertvolle Impulse von einem vorweggenommenen schöpferischen Widerstand des Lesers empfangt."

Ob die Reaktion auf seine Hohl-Lektüre bei einem Leser also positiv oder negativ ausfalle, spielt für Kronig nur eine untergeordnete Rolle. Die Voraussetzung dafür, dass sich seine Lektüre überhaupt lohnen kann und seine Zustimmung oder Ablehnung das Werk auch wirklich trifft, ist, dass seine "Reaktion" gleichzeitig der Ausdruck und das Resultat einer aktiven, persönlichen Auseinandersetzung mit Ludwig Hohl ist.<sup>11</sup> Entsprechend ist Hohl auch bereit, in der Tätigkeit des Lesens eine vergleichbar schöpferische Leistung anzuerkennen wie im Vorgang des Schreibens. Auch das hat Kronig schon richtig erkannt (a.a.O.): "Darum ist Lesen schwer, wie auch Schreiben schwer ist. Es ist nämlich weit mehr als ein passives Zur-Kenntnis-Nehmen. Lesen bedeutet Mit- und manchmal auch Gegenarbeit; es ist ein Vorgang, der eine durchaus schöpferische Komponente hat."

Der gesamte vierte Abschnitt der *Notizen* – "Der Leser" – in der Tat die hauptsächliche Funktion der Veranschaulichung der produktiven Seite der Lesearbeit und die genauere Bestimmung dessen, was "produktiv" und "schöpferisch" dabei genau bedeutet.<sup>12</sup> Wenn man Ludwig Hohls Kurzprosa seiner eigenen Auffassung folgend als eine Co-Produktion von ihm und seinem Leser versteht, als ein Gemeinschaftswerk also, bedeutet das erneut, dass wir Hohls eigentliches "Werk" zwischen den Buchdeckeln seiner Publikationen nicht finden werden. Über seine sprachlich fixierten Spuren hinaus läuft es in seinen Leser und dessen Leben hinein. Damit einher geht dann tatsächlich, wie Kronig sagt, eine eigentümliche Vermischung und Verbindung verschiedener "Wirklichkeiten" (S. 130): "Lesen und Schreiben sind für Ludwig Hohl eigene Wirklichkeiten, Wirklichkeiten, die sich nicht säuberlich voneinander trennen lassen, die einander überlagern, und die ihrerseits aufs engste verbunden sind mit dem, was man Leben nennt. Hohls schriftstellerische Tätigkeit ist im wahrsten Sinne des Wortes existenziell."

Am Ende seiner Ausführungen zur zentralen Funktion des Lesers, die Kronig in seiner Dissertation in Hohls Notizenwerk ebenso klar wie überzeugend herausgestellt hat, werden wir hier auf eine existenzielle Dimension in Ludwig Hohls Verständnis vom Schreiben hingewiesen. Dieses zweischneidige Hineinfahren ins Leben, das Kronig in Hohls Texten herausarbeitet, spielt eine entscheidende Rolle in der zweiten Schlussfolgerung, die er aus seiner Einsicht in die wechselseitige Durchdringung von Sprache und Denken in den *Notizen* zieht.

## **Sprache und Denken II: Probleme philosophisch-wissenschaftlicher Betrachtung**

Die Verbindung von Literarischem und Philosophischem in Ludwig Hohls Werk erachtet Kronig weder als zufällig noch als nebensächlich. Er sieht darin auch nicht ein bastardisches Produkt oder erklärt die poetische Form seines Denkens gar zum Anzeichen eines philosophischen Unvermögens.<sup>13</sup> Dennoch oder gerade darum ist Kronig nicht entgangen, dass das Sprachliche bei Hohl eine leise Verrückung aus seiner wissenschaftlich üblichen, *referentiellen* Dimension hinaus in eine *appellative* erfährt.<sup>14</sup>

Vom konventionellen (referentiellen) Standpunkt aus betrachtet und aufgrund seiner eben erwähnten Wechselwirkung muss uns Hohls Denken als ein sprichwörtlich "ver-rücktes" erscheinen. Daraus folgert Kronig indes nicht, dass ein solches Denken eo ipso auch grundlos oder ohne inneren Zusammenhang sein müsse und darum nicht zu tragen vermöchte. Vielmehr scheint er dafür zu optieren, dass ein dichterisches Denken, wie er es bei Ludwig Hohl diagnostiziert, – wo es gelingt – durch die Kraft der Sprache das an Leben wettzumachen vermag, was es an formaler Stringenz notwendigerweise vermissen lässt.<sup>15</sup> Genau in diesem Sinne erscheint Ludwig Hohl bei Kronig als vollgültiger Dichter und Denker bzw. als "Philosoph". Diesem Verständnis von Kronig werden wir uns in der vorliegenden Arbeit weitgehend anschließen können. Dazu müssen wir die

spezifische Funktion des literarischen Sprachgebrauchs in Hohls Philosophie der *Notizen* allerdings noch detaillierter herausarbeiten.

In einschlägigen wissenschaftlichen Debatten wird die Legitimität literarischer Erkenntnisformen für die Philosophie gegenwärtig kontrovers diskutiert. In der Tat läuft, wer einen genuin *literarischen* Weg philosophischen Erkennens einräumen möchte, damit Gefahr, sich grosse Schwierigkeiten einzuhandeln. Die Form- und Schlussregeln des analytischen Kalküls scheinen dabei ihre gültigkeitsgarantierende Funktion an den schieren Intensitätsgrad persönlichen Betroffenseins durch einen Gedanken – die dichterische Bestürzung – zu verlieren. Auch die wissenschaftliche Forderung nach einer intersubjektiv wiederholbaren Überprüfbarkeit (empirischer) Aussagen an der "Wirklichkeit" scheint somit der flüchtigen "Realität" subjektiver Empfindung zum Opfer zu fallen.

Es ist bemerkenswert, dass Kronig an vielen Stellen seiner Arbeit Anzeichen exakt dieser zwei problematischen Eigenschaften dichterischen Denkens in Hohls Schriften aufgezeigt hat. So weist er mehrfach darauf hin, dass man Hohls Gesamtwerk als einen Versuch deuten könne, die Bedeutung und das Verhältnis der Begriffe "Realität" und "Wirklichkeit" neu zu verhandeln.<sup>16</sup> Wiederholt kommt Kronig auch auf die eminente Bedeutung zu sprechen, die in einer dichterischen Konzeption des Denkens dem persönlichen Erleben zukommen muss. Was Letzteres betrifft, hat er in folgendem Zitat sogar eine philosophisch sehr ernstzunehmende Erklärung angedeutet, woher die gesteigerte Bedeutung des subjektiven Erlebens in dichterischen Denkformen rühren könnte bzw. was sie bezweckt (S. 74): "Hohl erzählt also [scil. im Stück 111 des zweiten Teils der *Notizen*, "Zur Überwindung des Leidens"] einen Vorfall aus seinem eigenen Leben. Es wäre indes falsch, darin eine Tendenz zur Selbstbespiegelung zu sehen, genau so wenig, wie wenn der Autor sich selber zitiert. Das äussere Erlebnis ist ja auch völlig zweitrangig. Wichtig ist nur, wie bei fast allen Erzählungen, die in Hohls essayistisch-aphoristischen Werken eingestreut sind, das Gedankliche, das, was der Autor damit sagen will. Darum wird der äussere Vorgang sogleich auf die Ebene des allgemein Gültigen emporgehoben, wo das Persönliche keine Rolle mehr spielt. Hohl nimmt ein ganz gewöhnliches Geschehen aus seinem Leben, um damit eine tiefe Wahrheit sichtbar zu machen [...]. Hohls Überlegungen verdichten sich zu einem Bild menschlicher Geistesgeschichte." Auf diesen Ansatz von Kronig, mit dem unsere Erklärungen zur Bedeutung des autobiographischen in Hohls Werk vollkommen übereinstimmen (vgl. S. 5ff.), werden wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit noch wiederholt zurückkommen (vgl. u.a. S. 391, Anm. 70).<sup>17</sup> Hier mag er uns vorläufig als letztes Beispiel dafür dienen, wie Kronig bei Hohl überall Dichterisches und Denkerisches verwebt findet und in seinen literaturwissenschaftlichen Analysen dieser inneren Verbundenheit von philosophischen und literarischen Eigenschaften Sorge trägt, sodass wir in unserer philosophischen Arbeit in vielen Punkten an ihn anschliessen und am Ende unseres Weges wieder zu ihm zurücklenken können.

Als nächstes wollen wir nun aber bei seinen unmittelbaren Nachfolgern sehen, wohin es geführt hat, dass die Literaturwissenschaftler Kronigs Vorbild ignoriert und seine Warnungen geringgeschätzt haben. Dabei werden wir sehen, dass ihre Versuche, vermeintlich "philosophische" Komponenten und Ingredienzen aus Hohls Werk zu isolieren, dazu geführt haben, dass bereits umfangreiche (pseudo-)philosophische Betrachtungen zu den *Notizen* verfasst worden sind, von denen sich erweisen wird, dass sie teilweise schlicht falsch sind und aus fachphilosophischer Sicht fast durchwegs äusserst problematisch erscheinen.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> D.h., abgesehen von dem Band *Gedichte*, den Hohl selbst und die gesamte Forschung später als verunglückt bzw. nicht beachtenswert empfand, v.a. *Nuancen und Details (I-III)*, *Die Notizen oder Von der unvollständigen Versöhnung (I-XII)*, *Nächtlicher Weg* (N.b. in der im Vergleich zur Suhrkamp-Ausgabe von 1971 deutlich umfangreicheren Erstfassung von 1943) – sowie *Dass fast alles anders ist*. Interessanterweise erwähnt Kronig unter der Überschrift "Bergfahrt" auch einige, damals in diversen Zeitschriften bereits in unterschiedlichen Versionen publizierte Auszüge eines "Erzählmanuskripts", das "nur in Fragmenten zugänglich" sei (S. 135). Dazu merkt er an: "Dem Dichter ist das offenbar recht so, denn das Fragmentarische übte stets eine besondere Faszination auf seinen Geist aus" (a.a.O.).

Kronig war also offenbar davon ausgegangen, dass Hohl die "Fragmente" von *Bergfahrt* nie mehr zu einem Ganzen zusammenfügen würde. Bedenkt man den guten Kontakt und ständigen Austausch, in dem Kronig zu Hohl gestanden hat, so dürfen wir annehmen, dass auch Hohl selber in den späten 60er Jahren noch nicht ernsthaft an eine Fertigstellung von *Bergfahrt* gedacht hat. (Tatsächlich hat er seine grosse Erzählung ja dann erst auf Veranlassung und unter erheblichem Druck von Verleger Siegfried Unseld fertiggestellt, der ihren Abschluss zur Bedingung der Aufnahme von Hohl als Suhrkamp-Autor gemacht hat.) Kronig war jedenfalls davon ausgegangen, dass man zum Zeitpunkt der Abfassung seiner Dissertation "Hohls spezifisch erzählerisches Werk weitgehend als abgeschlossen betrachten" durfte (S. 9). Das war auch der Grund, wieso er sich in seiner Einführung in das Gesamtwerk auf Hohls Erzählprosa konzentrierte (a.a.O.); im Gegensatz zu seinem erzählerischen Oeuvre hielt Kronig nämlich Hohls *gedankliches* Werk für unabgeschlossen, wenn nicht für prinzipiell unabgeschlossen (S. 33): "Wenn man von Hohls Erzählband absieht, darf man wohl sagen, dass er an einem einzigen grossen Werke schrieb und schreibt. *Nuancen und Details* wäre der Anfang dieses grossen Werks. Es erfuhr seine Fortsetzung und Ausweitung in den *Notizen*, und diese werden wiederum, so hoffen wir wenigstens, in Hohls grossem Werk *Von den hereinbrechenden Rändern* ihre Fortsetzung [...] finden." [\[zurück\]](#)

<sup>2</sup> Die doppelte Absicht von Kronigs Arbeit spiegelt sich auch in ihrer Gliederung: auf ein zentrales Kapitel mit dem Titel "Hohls Erzählprosa im Rahmen des Gesamtwerks" (V), das weit über die Hälfte der gesamten Schrift ausmacht, leiten kleinere Kapitel mit allgemeinen Angaben zum "Leben" (I), "Werk" (II), dem "Urteil von Zeitgenossen" (III) sowie einigen Ausführungen über "Hohls Stellung zu seiner Produktion" (IV) hin. Den Abschluss seiner Arbeit bildet dann der eben schon erwähnte "Versuch einer literarischen Einordnung Hohls". [\[zurück\]](#)

<sup>3</sup> Vgl. Kronig S. 139ff. Aufgrund seines "Bekenntnis[s] zum essayistischen Roman als für unsere Zeit einzig legitime Romanform", hat Kronig Hohl in eine Reihe mit Proust, Gide, Kafka und Musil gestellt (S. 143) und nennt er ihn am Ende gar einem (literatur)theoretischen Visionär. So preist er Ludwig Hohl dafür, dass man "bei ihm Erkenntnisse präzise formuliert finden [können], die erst in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts Allgemeingut der Literaturwissenschaft werden sollten" (a.a.O.). Mag dieses Urteil auch zutreffen, was wir zu entscheiden nicht in der Lage sind, so ist hier vielleicht doch die Bemerkung angebracht, dass Kronig an einigen Stellen seiner Arbeit ins Apologetische abfällt, nicht selten sogar ins Propagandistische. So macht er z.B. schon in der Einleitung gar keinen Hehl daraus, was die *eigentliche* Absicht seiner Studie ist, nämlich: "Ludwig Hohl ein wenig mehr ins literarische Bewusstsein unserer Tage zu rücken und vor allem sein bedeutendes Werk einem grösseren Leserkreis zugänglich zu machen" (S. 10). Für sein Marketing wird man zwar aufgrund seiner Pionierstellung und der damals alles andere als etablierten Position von Ludwig Hohl im Kultur- und Geistesleben ein gewisses Verständnis aufbringen müssen; aus rein wissenschaftlicher Sicht ist diese Tendenz dennoch zu bedauern. Zu Recht wurde sie von Sabine Haupt auch schon entsprechend kritisiert (vgl. S. 91, Anm. 15). [\[zurück\]](#)

<sup>4</sup> Diese kritische Haltung seiner eigenen Arbeit gegenüber hat Kronig in mehreren Gesprächen immer wieder zum Ausdruck gebracht, u.a. am 12.6.2010 in Glis/VS. Leider konnte dieses Kapitel Xaver Kronig nicht mehr vorgelegt werden, da er im Sommer 2011 mitten aus dem Leben gerissen wurde. [\[zurück\]](#)

<sup>5</sup> Die Sammlung dürfte Kronig indes nicht selber zusammengestellt, sondern von Hohl einfach übernommen haben. Für diese Vermutung sprechen zwei Gründe: wie der Nachlass zeigt und durch Hugo Sarbach bereits hinlänglich bekannt gemacht worden ist, hat nämlich Ludwig Hohl als sein eigener Archivar nicht nur wertvolle Stücke und vorläufige Fassungen aus seiner eigenen Feder sorgsam aufbewahrt, sondern Zeit seines Lebens auch eine systematische Dokumentation sämtlicher Publikationen zu seinem Oeuvre angelegt (vgl. das Typoskript von Sarbachs Referat vom 23.2.2004 [E-10-b-4] sowie Hohls eigene, umfassende Sammlung im Nachlass [Schachteln 164-170, 175 und 199]); zum Zweiten legt die Auswahl von Passagen und Texten, die Kronig in seiner Arbeit präsentiert, eine Beeinflussung durch Hohl zumindest sehr nahe. Vergleicht man seine Selektion nämlich mit den zahlreichen Randnotizen auf Hohls Handexemplaren, die fast ausschliesslich aus abschätzigen Gehässigkeiten, ja geradezu aus Verwünschungen bestehen, dann fällt auf, dass Kronig just jene wenigen Artikel aufführt, die Hohl noch am ehesten gelten zu lassen geneigt gewesen zu sein scheint. Kann es reiner Zufall sein, dass Kronig aus diesen Texten sogar exakt jene Passagen zitiert, die Hohl in seinen Handexemplaren ausnahmsweise als besonders zutreffend gekennzeichnet hat? In einem Gespräch am 4.3.2010 in Zürich hat auch Alexander J. Seiler auf zwei Passagen aus einem Aufsatz von ihm hingewiesen, bei denen er sich erinnern zu können glaubte, dass sie Hohl ganz besonders gefallen haben ("Das Kleinste und das Grösste – Zum Werk des Schweizer Zeitgenossen Ludwig Hohl", in: National-Zeitung, 24.4.1960). Dabei handelte es sich erneut wohl nicht ganz zufälligerweise exakt um jene Ausschnitte, die man bei Kronig abgedruckt findet (S. 23f). [\[zurück\]](#)

<sup>6</sup> In der Besprechung der erzählerischen Passagen in *Nuancen und Details* hält Kronig explizit fest, dass "der Schwerpunkt [...] bei diesem Werk im Gedanklichen" liege (S. 38). In seiner Analyse der *Notizen* wird er dann noch deutlicher (S. 69): „Der Schwerpunkt des Werkes liegt ja eindeutig im Gedanklichen. Ludwig Hohl erscheint in diesem Werke in hohem Masse als Zeit- und Kulturkritiker und ganz allgemein als geradezu leidenschaftlicher Denker.“ Schliesslich erkennt Kronig auch in den herausgerissenen Erzählpassagen aus den *hereinbrechenden Rändern*, die damals unter dem Titel *Dass fast alles anders ist* kursierten, die Frucht eines "Geistesarbeiter[s] ersten Ranges" (S. 127).

Indes muss gesagt werden, dass Kronig Hohl als Denker nicht etwa erst entdeckt hätte; diverse Rezensenten und Literaturkritiker hatten schon vor ihm neben der dichterischen Dimension eine philosophisch-gedankliche bei Hohl als zumindest gleichberechtigt erachtet. Das Fazit, das Carl Seelig anlässlich des Erscheinens des ersten Bandes der *Notizen* gezogen hatte, strich die Bedeutung des Gedanklichen in diesem Werk klar heraus ("Ein bedeutendes Schweizerbuch" in: *Luzerner Tagblatt*, 14.11.1944): "In zwölf Abteilungen steht lebendigere Philosophie und Weltschau als in vielen philosophischen Wälzern". In der Hohl-Nummer der "Revue de Belles-Lettres" (3/1969) hatte sich zum Zeitpunkt des Erscheinens von Kronigs Dissertation auch Friedrich Dürrenmatt diesem Urteil bereits angeschlossen ("Face à Ludwig Hohl"; deutsch in: Erismann/Probst/Sarbach, S. 7): "Hohl ist ein Denker, wir andern, fassen wir das Denken genau, sind es nicht". [\[zurück\]](#)

<sup>7</sup> Kronig war auch nicht der erste, der auf eine wechselseitige Durchdringung von Denk- und Schreibprozessen bei Ludwig Hohl hingewiesen hat. In seinem Artikel "Pour introduire Hohl" hatte der Hohl-Übersetzer Walter Weideli im *Journal de Genève* längst bemerkt (17./18.3.1962, übersetzt von Hugo Sarbach in: Beringer, 1981, S. 61): "Die Notizen passen in keine Kategorie. Wenn ich sie definieren müsste, würde ich sagen, es handle sich da um Denk-, besser: Schreibübungen. Der Denkvorgang kann für einen Mann wie Hohl nicht vom Schreibvorgang getrennt werden."

Im Gegensatz zu dieser ausgewogenen Sichtweise von Weideli droht das Verhältnis zwischen Sprache und Denken bei Kronig bisweilen etwas einseitig zugunsten des Denkens ausgelegt zu werden. Ein Beispiel für diese Gefahr liefert schon das Zitat von Seite 143 eingangs dieses Abschnitts. Kronigs Auffassung scheint auf eine Hypostasierung des Denkens hinauszulaufen, unter der Hohls Schreibarbeit zum blossen Epiphänomen degradiert. [\[zurück\]](#)



<sup>8</sup> Dieses Charakteristikum von Hohls Denken hat Nicolas Born in seiner Diskussion von *Nächtlicher Weg* und *Bergfahrt* später erneut herausgestellt ("Vom nächtlichen Weg zur Bergfahrt" in: *Süddeutsche Zeitung*, 7.4.1976): "Die aufklärerische Anstrengung ist [scil. bei Ludwig Hohl] nicht dazu da, die menschliche Existenz mit einem faden Allerweltslicht zu beleuchten, noch ist sie dazu da, alles Fühlen und Begreifen auf den Nenner eines Systems zu bringen. Für Hohl ist nicht das Resultat existentiell entscheidend, sondern der Weg dorthin, der einzige aus einer Vielzahl, auf dem Entscheidungen getroffen werden müssen. Das Resultat, die Formel, kann nachher 'jeder Apothekerlehrling glatt herreden.'" [\[zurück\]](#)

<sup>9</sup> Ebenfalls noch in diesem ersten Teil des ersten, publizierten Titels aus Ludwig Hohls Notizenwerk [scil. *Nuancen und Details I*] heisst es dann im 24. Stück erneut, dass "keiner den minimalen Teil einer Dichtung verstehen kann, der nicht selber nachzudichten vermag, das heisst in sich selber, und sei es nur in geringstem Masse, die gleichen universalen Grundelemente besitzt, die gehäuft in der Dichtung sich finden." [\[zurück\]](#)

<sup>10</sup> In diese Richtung hat z.B. Bänninger die philosophische Absicht von Ludwig Hohl (miss-)verstanden und am Ende seiner Dissertation zusammengefasst, indem er behauptet, Hohl richte sich mit seinen *Notizen* an einen "Kreis von Eingeweihten" und diese könnten deshalb "nur noch 'esoterisch' gewertet" werden, da er mit ihnen einen "Religionsersatz" bieten möchte (a.a.O., S. 155): "Hohl vertritt eine Weltanschauung, die eigentlich erst in der grösseren Menge zum Tragen kommen könnte. [...] Indem er eine Weltanschauung vertritt und diese literarisch fixiert, hätte [er] erst Geltung als Kopf einer Bewegung im Sinne traditioneller Gruppierungen."

Weit trefflicher hat Max Frisch in seiner Rezension von "Vom Arbeiten" in dieser Angelegenheit geurteilt, als er davor warnte, dass Hohls Gedanken in einer Prägnanz erscheinen würden, "einer fast verführerischen Prägnanz, der gegenüber es nicht leicht sein dürfte, dass [...] unser Zuspruch sie nicht einfach verwischt und die geleistete Arbeit, die Arbeit in ihrem Sinne, nicht platterdings aufhebt" (*Neue Schweizer Rundschau*, Zürich, September 1943, S. 324-328). [\[zurück\]](#)

<sup>11</sup> Diese frühe Einsicht von Kronig liefert einen interessanten Ansatz zum Verständnis der vielen brüskierenden Passagen des Notizenwerks, den er selber leider nicht weiterverfolgt hat. Hohls Provokationen sind nämlich nicht so zu verstehen, dass er mit der gleichen Vehemenz, mit der er seine verunglimpfenden Veridiktionen vorträgt, auch deren volle Gültigkeit beansprucht; ihre (literarische) Funktion erweist sich vielmehr oft als reine Provokation. Als solche möchte sie ein Gegenüber ganz gezielt zum eigenständigen (Mit-)Denken pro-vozieren. Diese Art der Provokation entspricht also exakt dem, was das lateinische Verb 'provocare' ursprünglich und wortwörtlich meint: nicht so sehr ein skandalöses oder bewusst anstössiges Verhalten, sondern primär den Versuch, etwas (aus der Latenz) hervorzurufen, jemanden (aus der Passivität) herauszurufen und (zum Handeln) aufzurufen. Wenn der antike Dichter Simonides also die Formel "diem provocare" als poetische Metapher für das Aufwecken eines Schlafenden verwendet hat (vgl. "Der Kleine Stowasser"; München, Freytag, 1979, S. 370) dann können wir bei Hohl vielleicht von einem "philosophari provocare" sprechen. Kennen wir diese Form philosophisch herausfordernden Rede, die einen Gesprächspartner zu eigenen Stellungnahmen verpflichtet, nicht schon von einem anderen, antiken "Redner" her?

Es ist klar, dass eine dergestalt "provokative" Rede für eine philosophisch-wissenschaftliche Interpretation grosse Fragen aufwerfen muss. Kann man einen Redner, der den Wahrheitsanspruch gar nicht übernimmt, den er mit seinen Äusserungen verbinden müsste, wenn er nach analytischem Verständnis in "aufrichtiger" Rede argumentieren wollte, philosophisch überhaupt als einer wissenschaftlichen Behandlung zuträglich erachten? Auf diese Problematik und speziell auf die Frage, inwiefern und wie weit es philosophisch zulässig sein kann, dem (propositionalen) Wahrheitsanspruch von Hohls Sätzen einen existenziellen Appell bei- oder vielleicht sogar überzuordnen, werden wir schon im nächsten Abschnitt erneut zu sprechen kommen und im Verlauf dieser Arbeit immer wieder von neuem stossen. [\[zurück\]](#)

<sup>12</sup> Mit Leuten, die das Lesen als passiven Vorgang bezeichnen, dürfte nicht zu reden ratsam sein. (IV,1)

Schriftsteller, wirkliche, gibt es wenige, aber ob es mehr wirkliche Leser gibt? – Jedenfalls ist wirkliches Lesen dem Schreiben näher als alles andere. [...] Zeigt das nicht die Lesearbeit? Wie in ihr eines über das andere spielt? Oder: wie von der grossen Arbeit Lesen und Schreiben nur zwei – freilich potenziell verschiedene – Äusserungen sind? (IV,4)

Lesen ein passiver Vorgang: Der Irrtum muss vor allem dadurch erklärt werden, dass sehr allgemein eine falsche Vorstellung besteht von dem, was *das Schöpferische* ist. (IV,5)

Diese falsche Vorstellung besteht nach Hohl darin, dass wir als Erben der christlich-abendländischen Metaphysik als "kreativ" und "produktiv" oft nur solche Vorgänge bezeichnen, die "etwas aus nichts herstellen" ('creatio ex nihilo'), nicht aber solche, die in etwas Bestehendem etwas Neues herausstellen – von lat. 'pro-ducere' – oder etwas Altes auf neue Weise uns zutragen.

"Kulturgüter aufbewahren". Das ist sehr schön. Aber besser ist neue erzeugen, indem die alten in Betrieb gesetzt werden. (IV,7) [\[zurück\]](#)

<sup>13</sup> Letzteres wurde Hohl vor allem von Bänninger vorgeworfen, der das literarische Gewand der Philosophie in den *Notizen* nur ihrer fehlenden Präzision und Klarheit sowie mangelhaften Kenntnisse der philosophischen Terminologie Seitens ihres Autors geschuldet sah. Seine Arbeit werden wir darum gleich anschliessend etwas ausführlicher betrachten. [\[zurück\]](#)

<sup>14</sup> Dem Appellativen an Hohls Schreibstil sind wir eben schon bei unseren Mutmassungen über den eminent "pro-vokativen" Zug der *Notizen* begegnet. Die gleiche Verschiebung hat auch Nicolas Born im erwähnten Artikel in der *Süddeutschen Zeitung* konstatiert, als er Hohl einen "Zuchtmeister der Selbstverwirklichung" genannt hat: "Die Ergebnisse seines Denkens und Schreibens in diesen kleinen Formen sind keine Wahrworte, sondern eher Appelle an den Leser, sich zu verändern, zu arbeiten." [\[zurück\]](#)

<sup>15</sup> Vgl. Kronig S. 66: "Die 'Notizen' – sein wichtigstes Werk – lehren, wie der Untertitel sagt, eine unvoreilige Versöhnung. Die unvoreilige *Versöhnung* wird darin nicht nur abgehandelt, sondern vollzogen, man könnte fast sagen – gelebt." Oder auch: "Hohl will eben gar nicht 'Geschichten erzählen'. Dichtung ist für ihn mit sprachlichen Mitteln gegenwärtig gesetzte Wirklichkeit" (a.a.O., S. 137). [\[zurück\]](#)

<sup>16</sup> "Mit dem Wort 'Wirklichkeit' meint Hohl nicht viel anderes, als man gemeinhin unter diesem Wort versteht. Das Reale ist jedoch weit mehr als ein Synonym zum Wort Wirklichkeit – es gibt für Hohl überhaupt keine Synonyme – er meint damit die Wirklichkeit einer tieferen Sphäre, einer Sphäre, die sich dem Apotheker und Herrn Meier schon nicht mehr erschliesst, weil sie sich zu sehr auf ihr logisches Denken und auf den festen Boden unter ihren Füßen berufen, wie das bei voreilig Versöhnten oft der Fall ist" (S. 126). An anderer Stelle zeigt Kronig, dass auch die vielen Traumaufzeichnungen in Hohls Werk in den Versuch einer Neuverhandlung des Reichs des "Wirklichen" und des "Realen" hineingehören, indem nämlich Träume "oft wirklichere Wirklichkeiten als es die sogenannten greifbaren Wirklichkeiten sind" (S. 64). Kronig zitiert in seiner Arbeit auch andere Autoren, die seine Einschätzung in puncto der Bedeutung des Verhältnisses von 'Realität' und 'Wirklichkeit' bei Hohl teilen. So erwähnt er den im Übrigen Hohl gegenüber äusserst kritisch eingestellte Karl Krolow, der Ludwig Hohls Sprachkunst gedeutet hat als: "eine Auseinandersetzung des Sprach-Wesens mit sich selber, mit seinen Eigenschaften, seinen Grenzen. Die äusserst 'kontrollierte', zweiflerische und überwachte Prosa von Ludwig Hohl dringt auf diese Weise – in immer neuen Ansätzen – rigoros ins Sprachgefüge ein, in die Problematik der Identität von Sprache und Realität, Wirklichkeit" (in: Bücherkommentare (Nr.2), Freiburg (i.Br.), Juni 1967). Auch Chris Bezzel hat Ludwig Hohl "eine ausgesprochen starke und sehr seltene Kraft des Unterscheidens [attestiert], weil er imstande ist, die Differenz zwischen dem Wirklichen und 'dem Realen' (seiner Lieblingskategorie), zwischen dem deutlichen Bild und der ungreifbaren Wirklichkeit auszuhalten und zugleich, mit den Mitteln seines auf dem Detail insistierenden Denkens, zu zeigen" (*Süddeutschen Zeitung*, 11.10.1967). [\[zurück\]](#)

<sup>17</sup> In einer ausführlichen Besprechung der *Nuancen und Details* in der *Neuen Zürcher Zeitung* (30.8.1964), die der Walter Verlag als Nachwort in seine erste Gesamtedition der drei Teile dieses Werks aufgenommen hat (Olten, 1964), hat Helmut Heissenbüttel denselben Ansatz schon vor Kronig zur Diskussion gestellt: "Die Rolle eines solchen Schriftstellers begründet sich in der erleidenden Beispielhaftigkeit seiner subjektiven Erfahrung. [...] Seine Subjektivität ist das äusserste und allein noch gültige Objektive seiner Darstellung. Dabei verliert dieses Objekt, in der Stellvertretung der sprachlich-gedanklichen und der sprachlich-anschaulichen Umsetzung, alles Beiläufige. [...] Indem die beispielhafte und vermittelte sprachliche Realisierung der Subjektivität ihren höchsten Grad erreicht, zersetzt sich die der realen Person des Autors. Er wird nicht er selbst, sondern sein Buch." [\[zurück\]](#)

### III Fragment und Weltbild in Ludwig Hohls Notizen (Bänninger, 1973)

#### *Ein hoher Anspruch*

Im Untertitel seiner Promotionsschrift reklamiert auch Adrian Ewald Bänninger für seine Studie ganz bescheiden einen bloss einführenden Charakter: "Einführung und Deutung eines Werks am Rande der schweizerischen Gegenwartsliteratur". Indem er sich auf die *Notizen* konzentriert, schränkt er seinen Versuch Kronig gegenüber sogar noch weiter ein. In seinem Anspruch geht Bänninger aber weit über diesen hinaus, indem er schon in der Einleitung explizit davon spricht, mit dem Nachfolgenden eine "umfassende Deutung und Interpretation" der *Notizen* liefern zu wollen (S. 2).<sup>1</sup>

#### *Das zentrale Stück*

Bei der Ausführung seines ambitionierten Unterfangens orientiert sich Bänninger an einem sogenannten "Dreistufenprinzip", das er paradigmatisch im 18. Stück des ersten Teils der *Notizen* formuliert sieht ("Vom Arbeiten"). Bänninger zitiert diese Notiz wie folgt (S. 3):

Das menschliche Arbeiten, das weltverändernde Wirken, vollzieht sich in drei Stufen. Diese sind:

- 1) Die große Idee
  - 2) Die (der großen Idee entsprechenden) Einzelvorstellungen; anders gesagt: die Applizierung der großen Idee, ihre Auflösung in kleine Ideen, Ideen des Einzelnen
  - 3) Die (den Einzelvorstellungen entsprechenden) Einzelausführungen.
- Kurz gesagt: Die große Idee, die kleinen Ideen, die kleinen Taten.

Diesen Stufen menschlichen Arbeitens gemäss unterteilt Bänninger seine Studie in drei gleich grosse Blöcke mit entsprechenden Titeln.<sup>2</sup>

#### *'membra disiecta'*

Im ersten Teil seiner Arbeit ("Die grosse Idee" S. 17-71) setzt sich Bänninger zum Ziel, "den philosophischen Gehalt aufzuzeigen, in den Hohl seine Notizen eingebettet hat" (S. 71). Mit einer Selbstverständlichkeit, die staunen macht, spricht er in diesen Seiten immer wieder ganz unumwunden von "Hohls Philosophie". Das erklärt, warum wir uns im folgenden, kurzen Abriss seiner Studie auf diesen ersten, "philosophischen" Teil seiner Dissertation konzentrieren. Von dem, was Bänninger "Hohls metaphysisches Bekenntnis" nennt (S. 3) und im ersten Teil seiner Arbeit analysiert, glaubt er im zweiten Teil dann Ludwig Hohls "kleine Ideen" ableiten zu können (S. 73-119). Diese sieht er primär "in der Auseinandersetzung Hohls mit literarischen, gesellschaftskritischen und existenziellen Fragen" (S. 4). Auf diesen Teil seiner Studie werden wir im Folgenden ebenfalls noch punktuell eingehen.

Was hingegen Bänningers dritte Abteilung betrifft ("Die kleinen Taten", S. 120-160), in der aus literaturwissenschaftlich-technischer Sicht die Frage nach "Hohls Stücken und ihren Formen" gestellt wird (S. 134), so wird man darin für unseren philosophischen Zugang keinen brauchbaren Aufschluss finden.<sup>3</sup> Wir begnügen uns deshalb hier mit der Feststellung, dass Bänninger im letzten Teil seiner Studie mit literaturwissenschaftlichem Rüstzeug ein riesiges Arsenal von "rhetorischen Figuren und Aufbauformen" in den *Notizen* lokalisiert (S. 136).<sup>4</sup> Einen wichtigen Befund aus diesem

dritten Teil gilt es allerdings gleich zu Beginn unserer Auseinandersetzung mit Bänninger gesondert zu registrieren.



(SLA, A-1-b-7 – 9) Die drei Bände des Grundmanuskripts der *Notizen* (oben); Umschlagseite innen und erste Seite des ersten Bands (unten)

### **Keine Aphorismen!**

Bänninger ist entschieden der Meinung, dass die Sprachform der "Notiz" bei Ludwig Hohl weder "den Absichten des romantischen Fragments entspricht" (S. 129) noch der literarischen Kleinform "Aphorismus" zugesprochen werden darf (S. 127ff.). Zur Begründung dieser Behauptung kann er



sich natürlich bequem auf Hohls Bemerkung aus dem Vorwort zum zweiten Band der *Notizen* berufen (Artemis, 1954):

Das Werk – was immer es sei – kann [...] nicht richtig erfasst werden, bevor man seine Einheitlichkeit erfasst hat. Es ist nicht eine Sammlung von Aphorismen. [Hervorhebung im Original]<sup>5</sup>

Andererseits haben viele Hohl-Kommentatoren schon lange vor Bänninger davor gewarnt, Hohls Notizen als Aphorismen zu klassieren. So hat Armin Mohler schon im Juni 1945 in der *Basler Studentenschaft* die Meinung vertreten, dass das Eigentümliche an den Hohlschen Notizen darin bestehe, dass sie uns "langsam Schritt für Schritt an einer geistigen Entwicklung in all ihren einzelnen Stadien teilnehmen" lassen, und sie darum "deutlich von einem echten Aphorismus geschieden" werden müssen. Beinahe wörtlich hat auch Walter Hilsbecher Bänningers Position bereits vorweggenommen, als er 1965 in einer Rezension von Hohls *Nuancen und Details* die Meinung vertreten hat, Hohls Stücke seien "gleichweit vom Fragment und vom Aphorismus entfernt" (in: *Frankfurter Hefte*, Heft 10, Oktober 1965, S. 726). Von diesen Gesinnungsgeossen scheint Bänninger nichts gewusst zu haben. Es fehlen zumindest alle Hinweise auf sie.<sup>6</sup>

Wie dem auch sei, im Rahmen der vorliegenden Arbeit wollen und können wir hier die literaturwissenschaftlich-technische Debatte über Gattungspoetik nicht weiter verfolgen. Statt ihrer wollen wir uns dem grossen Gehaltsdestillationsexperiment zuwenden, mit dem Bänninger im ersten Teil seiner Dissertation eine philosophische Essenz aus den *Notizen* zu extrahieren versucht. Bevor wir seine Resultate indes näher betrachten, sei eine kritische Bemerkung zum Aufbau seiner Apparatur vorwegzuschicken erlaubt, mit der hier ein Literaturwissenschaftler das Philosophische in den *Notizen* zu isolieren versucht.

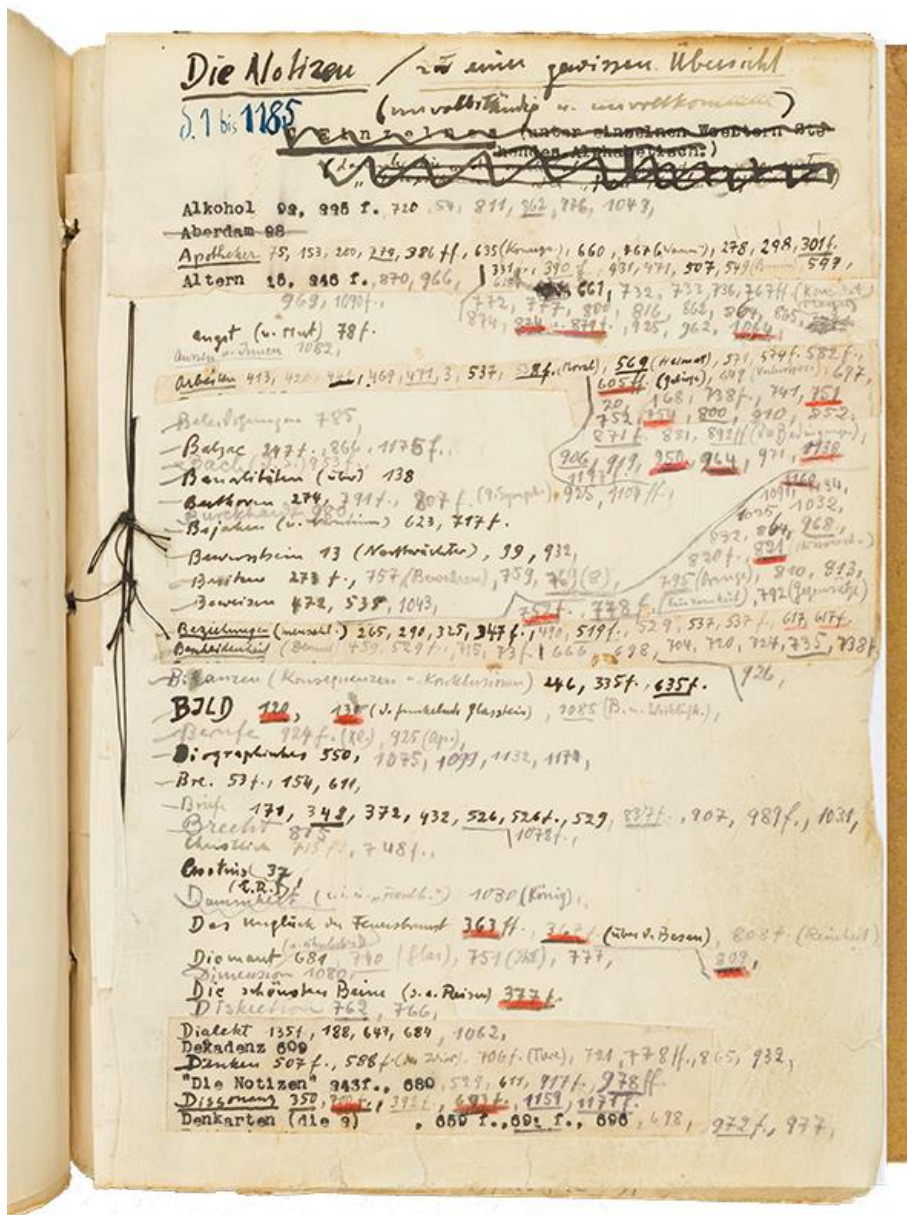
### Ein Prinzip mit drei Stufen

Wir haben eingangs erwähnt, dass der gesamte Inhalt und Aufbau der Dissertation von Bänninger von einem "Dreistufenprinzip" beherrscht wird, das nach seinem Dafürhalten auch den gedanklichen Inhalt und Aufbau der *Notizen* dominiert. Auch wenn es hier, zu Beginn unserer Arbeit, noch wie eine pedantische Nuance und ein spitzfindiges Detail erscheinen mag, liegt darin ein erstes Anzeichen für eine fundamentale Differenz zwischen Hohl und seinem Interpreten Bänninger, wenn dieser überall von einem Dreistufenprinzip spricht, wo bei jenem schlicht von einer "Dreistufigkeit" die Rede ist. Ein kurzer Blick in das Register, das Hohl "zu einer gewissen, unvollständigen Übersicht" über das *Grundmanuskript* im Dezember 1936 angelegt hat (SLA, A-1-b-11, 16 S.), mahnt uns aber zu vorsichtiger Skepsis gegenüber der zentralen Rolle, die Bänninger der "Dreistufigkeit" als einem für Hohl vermeintlich grundlegenden Denk- und Ordnungsprinzip attestiert.

### Ein Eintrag unter vielen

Unser Verdacht, Bänninger könnte die Bedeutung der "Dreistufigkeit des Geschehens" bei Hohl überstrapaziert haben, erhärtet sich, wenn wir im Register die Referenzstellen betrachten, die unter diesem Stichwort aufgeführt sind: aus den gesamten 1185 Seiten des *Grundmanuskripts* werden gerade einmal acht relevante Stellen aufgeführt, von denen lediglich drei als einigermaßen "wichtig", aber keine einzige als "besonders wichtig" hervorgehoben wird.<sup>7</sup> Bei einem anderen, potentiellen Kandidaten für einen Grundzug in Hohls Denken, der "Dissonanz", sähe es da weit besser aus: von den zehn unter diesem Stichwort aufgelisteten Stellen hat Hohl ausnahmslos alle

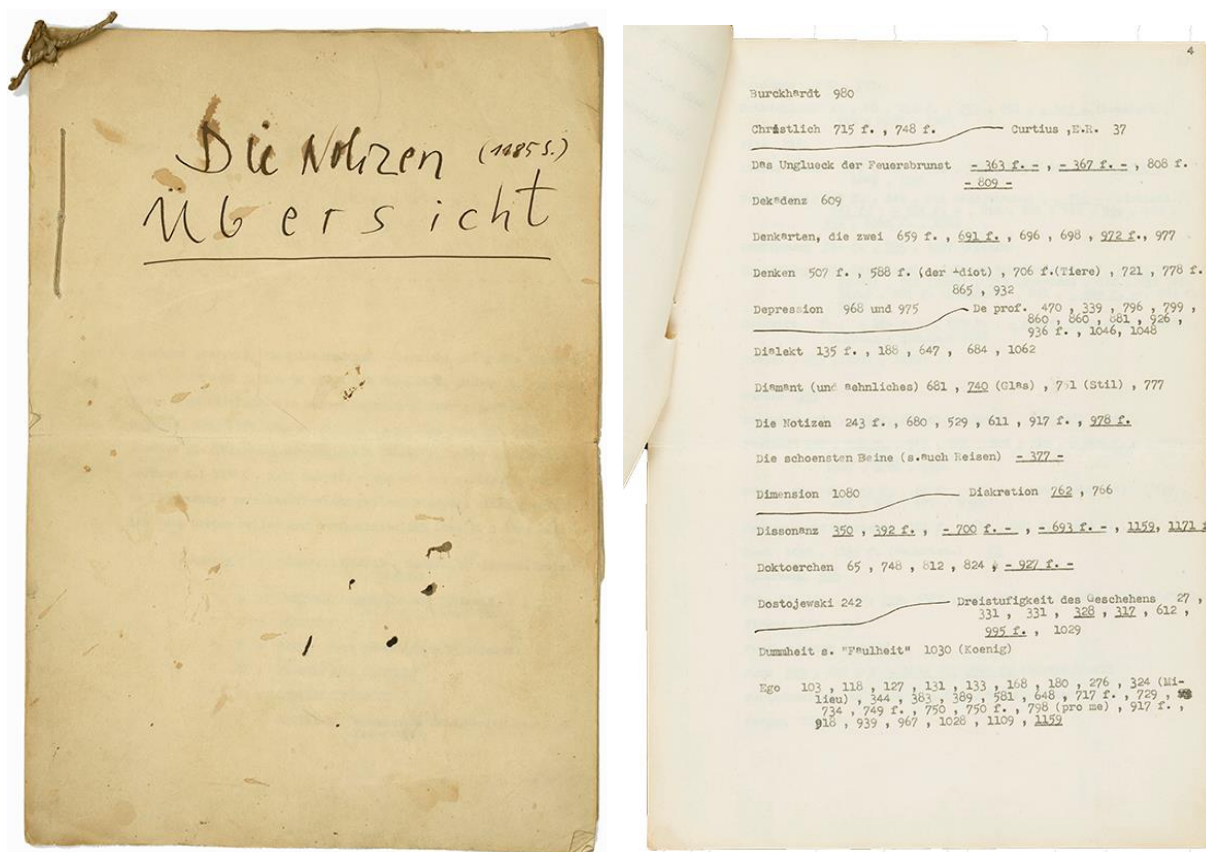
als "wichtig" und vier sogar als "besonders wichtig" taxiert. In Bänningers Arbeit wird diese charakteristische Denkfigur von Ludwig Hohl jedoch unseres Wissens kein einziges Mal erwähnt. –



(SLA) Handschriftliches Register am Ende des Grundmanuskripts der Notizen (Bd.III)

### Eine verborgene Absicht

Es stellt sich also die Frage, was Bänninger dazu veranlasst haben könnte, die "Dreistufigkeit" zu Hohls oberstem, ordnenden Denkprinzip zu überhöhen. Eine mögliche Antwort auf diese Frage liefert im ersten, "philosophischen" Teil seiner Arbeit Bänningers Theorie vom linearen Aufbau der *Notizen* (S. 56-71). Dieser Theorie zufolge liegt dem Aufbau nämlich eine "erkenntnistheoretische Absicht" zugrunde (S. 70): "Das Kapitel 'Vom Arbeiten' erschliesst das Werkzeug", heisst es dort (S. 59), dem alle nachfolgenden Teile nur noch zur sukzessiven Bearbeitungen unterschiedlicher Materialien dienen.<sup>8</sup>



(SLA, A-01-b-11) Hohls maschinelle Umschrift des Registers (links: Titelseite; rechts: Seite 4 mit dem Eintrag zum Stichwort "Dissonanz")

Mit dieser Interpretation weist Bänninger "Vom Arbeiten" eine heuristisch privilegierte Stellung zu. Wer ihm darin zustimmt, wird in der Folge seine Suche nach Hohls erkenntnistheoretischem Instrumentarium auf den ersten Teil der *Notizen* beschränken. Genau das hat auch Bänninger getan. Um die genauen Gründe verstehen zu können, die ihn im Glauben lassen konnten, mit den drei Stufen des weltverändernden Wirkens auf Hohls heuristisches Prinzip gestossen zu sein, müssen wir das Geschick der verschiedenen Editionen des Kapitels "Vom Arbeiten" durch ein halbes Jahrhundert zurückverfolgen. Wenn wir sorgsam eine Editionsschicht nach der anderen abtragen, werden wir nämlich auf eine entscheidende Kleinigkeit stossen, die im Laufe der Editions-geschichte verloren gegangen ist.<sup>9</sup>

### Eine verlorene Spur

In den geläufigen Suhrkamp-Ausgaben muss man schon sehr aufmerksam hinschauen, um zwischen einigen Stücken etwas grössere Abstände und eine feine Linie zu bemerken, deren Bedeutung dem Leser heute auf den ersten Blick wohl nicht mehr verständlich ist. Dank einer etwas grosszügigeren graphischen Gestaltung waren solche Absätze im ersten Band der Originalausgabe bei Artemis sofort aufgefallen. Viel wichtiger für den Leser war jedoch, dass er anhand des Inhaltsverzeichnisses in der Originalausgabe diese Trennlinien noch durch Zwischentitel ersetzen konnte, die man später bei Suhrkamp einfach weggelassen hat.<sup>10</sup> Für den ersten Teil "Vom Arbeiten" lauten sie:

"DEFINITIONSMÄSSIGES" (1-9),  
"ILLUSTRIRENDES" (10-17),  
"DREISTUFIGKEIT" (18-24)  
"MÜHSAL" (25-27)  
"IN SOZIALER HINSICHT" (28-35) und  
"HÖCHSTE ZUSAMMENHÄNGE" (36-51).

Den Umstand, dass Hohl den ersten Teil der *Notizen* – in dem es Bänningers Theorie zufolge um die Bereitstellung des heuristischen Werkzeugs für die thematischen Betrachtungen der übrigen Teile gehen soll – mit "Definitionsmässigem" beginnen lässt, das er dann illustriert, bevor er von einer "Dreistufigkeit" zu sprechen beginnt, wird der Forscher wohl als Indiz dafür gewertet haben, dass wir es bei Hohls "Dreistufigkeit" mit dem gesuchten, fundamentalen Denkgesetz zu tun haben. In Anbetracht der von uns eben wiederentdeckten Zwischentitel scheint dieser Schluss auf zunächst auch durchaus plausibel.<sup>11</sup> Gehen wir jetzt aber noch einen Schritt weiter zurück und betrachten wir die Erstausgabe von "Vom Arbeiten", die 1943 im Selbstverlag erschienen war, dann finden wir in ihr eine Evidenz, die entschieden *gegen* Bänningers These spricht. Dabei wird sich erweisen, dass wir unseren anfänglichen Verdacht, er habe die Interpretation der "Dreistufigkeit" forciert, jetzt sogar noch ergänzen müssen: Bänninger hat ihre Bedeutung nicht bloss übertrieben, er hat sie auch entstellt.

### **Ein entscheidender Zusatz**

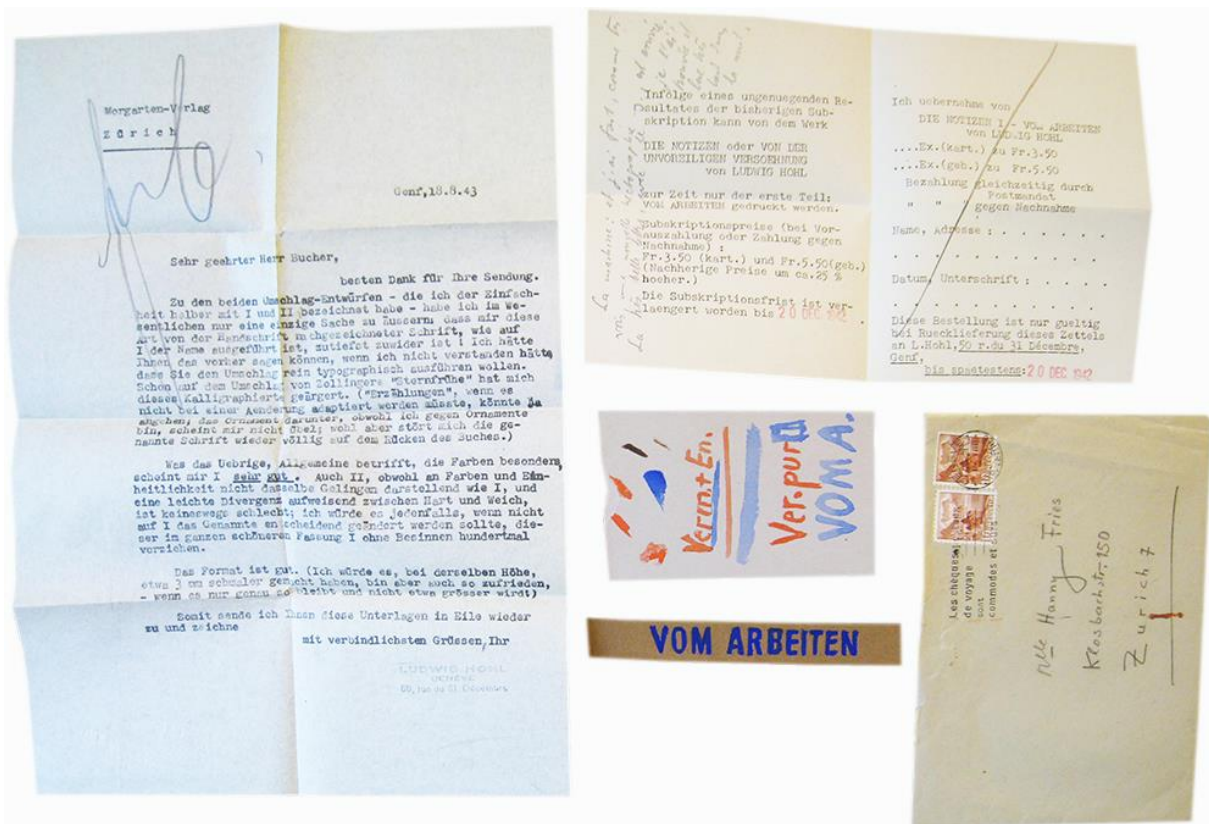
In der Erstausgabe im Selbstverlag weist der Sachgruppen-Titel "Dreistufigkeit" in Klammern einen nicht unerheblichen Zusatz auf. Der vollständige Titel lautet dort: "DREISTUFIGKEIT (Von einer Dreistufigkeit oder von der Nichtexistenz der grossen Tat)." Diese Formulierung macht klar, worauf es Hohl in den unter diesem Zwischentitel zusammengefassten Stücken tatsächlich angekommen ist: auf die "Nichtexistenz der grossen Tat". – Dieser vollständige Zwischentitel war Bänninger womöglich nicht bekannt. Um zu verstehen, worauf Hohl mit seiner Rede von einer "Dreistufigkeit" konkret abzielt, hätte es aber schon genügt, dass Bänninger sein sogenanntes "Kernstück" vollständig zitiert. Die letzte Passage dieser Notiz, die er wohlweislich nicht mehr zitiert, lautet nämlich:

– Diese drei Stufen sollen das Ganze des menschlichen Handelns bilden? Sie bilden das Ganze, sind alles. – Wo bleibt denn die grosse Tat?  
"Folgt dann die grosse Tat etwa von selber?" Nein. Sie ist schon geschehen.<sup>12</sup>

Diese kurze, fiktive Dialogsequenz zeigt, worauf hier alles angelegt ist: auf das *selbständige* sich Ereignen grosser Taten, die sich willentlich nie hätten realisieren lassen, durch permanentes "Arbeiten". Die so verstandene "Dreistufigkeit" findet nun im Kapitel "Vom Arbeiten" ihren rechtmässigen Platz auch ohne Bänningers wilde, heuristische Spekulation. Diese kommt durch sie vielmehr selbst in Gefahr. Bedenken wir die konstitutive Wechselwirkung und den unmerklichen Übergang zwischen Erkenntnis und Tat, den Hohl in seinen *Notizen* immer wieder betont (vgl. z.B. I,15; I,47; V,12), so können wir nämlich auf das Erkennen übertragen, was hier vom Tun gesagt wird. Das heisst: mit der "Dreistufigkeit" gibt Hohl einen Hinweis auf einen Erkenntnisprozess, der sich mit analytischen Instrumenten nicht bewerkstelligen lässt. So gesehen, erscheint der Versuch, ausgerechnet Hohls "Dreistufigkeit" zu einem heuristischen Planwerkzeug zu erklären, als grober Unfug. Es ist vollkommen verfehlt, bei Hohl nach einer vorgefertigten Erkenntnismethode zu suchen, die ihm als theoretisches Prinzip zu seinen Erkenntnissen verholfen hätte.<sup>13</sup> Vielmehr zeigt



Hohls "Dreistufigkeit" gerade die Unmöglichkeit eines planmässigen Fortschreitens zu grossen Erkenntnissen an, indem sie uns dazu aufruft und anleitet, diese durch unablässige Anstrengungen und viele "kleine Taten" hindurch allmählich sich selbst verwirklichen zu lassen.



(NHF) Schreiben von Hohl an den Morgarten-Verlag (links) und an Hanny Fries (inkl. Farbmuster und Subskriptionstalon für *Die Notizen* als Belege für seine Achtsamkeit auf die sorgfältige Gestaltung seiner Bücher

## Gewisse Bedenken

Wir wollen an dieser Stelle unsere Prüfung des erkenntnistheoretischen Apparats abschliessen, mit dem ein Literaturwissenschaftler versucht hat, einen isolierten philosophischen "Gehalt" aus den *Notizen* zu extrahieren. Was bleibt, ist Anlass zur Sorge. Nicht nur bezüglich der Funktionsweise dieser Apparatur sind die grössten Vorbehalte angebracht, das ganze Unterfangen scheint unterdessen höchst problematisch. Schon zu Beginn dieser Betrachtungen haben wir darauf hingewiesen, dass uns das Entscheidende an Hohls Rede von einer "Dreistufigkeit des Geschehens" nicht – wie Bänninger unterstellt – in der analytischen Trennung dreier Stufen, sondern im Insistieren auf einer inneren Verbindung und Durchlässigkeit der verschiedenen Ebenen zu bestehen scheint. Dieser Anschein hat sich inzwischen zur Gewissheit verwandelt. In vielen Notizen zur "Dreistufigkeit" spricht Hohl davon, dass sich aus dem permanenten ineinander Übergehen und auseinander Zurückfliessen paralleler Aktivitäten auf sämtlichen Stufen wie von selbst etwas realisiere, das auf direktem Wege willentlich unerreichbar gewesen wäre. Am deutlichsten sieht man das im *Grundmanuskript* in jener frühen Notiz vom 21. Mai 1934, in der Ludwig Hohl die "Dreistufigkeit" zum ersten Mal formuliert hat (S. 27):



Die Stationen auf dem Weg zur Verwirklichung:

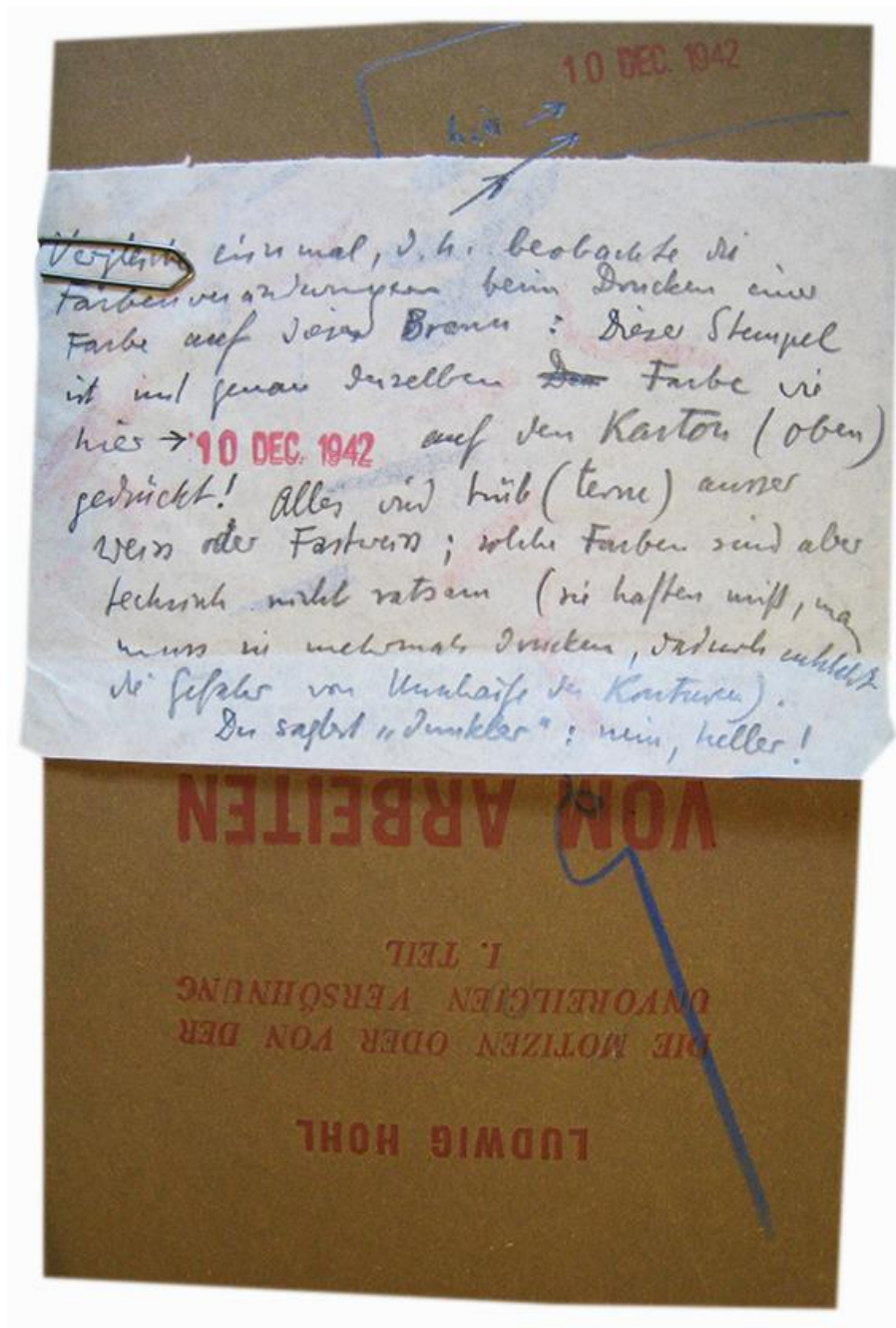
I) Die grosse Idee.

II) Die Ideen der kleinen Dinge

III) Die Tat der kleinen Dinge

(IV, die Tat, das Geschehen der grossen Dinge, resultiert daraus von selbst.)

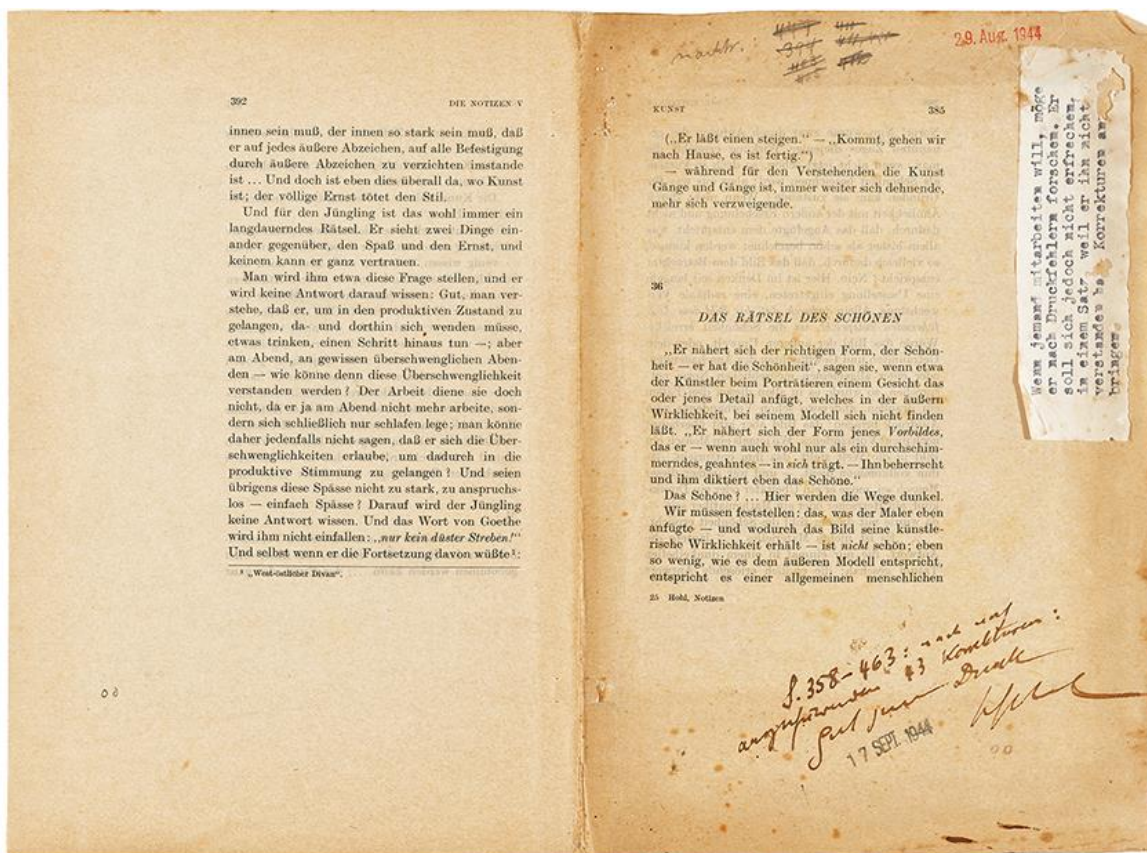
Bänningers hermetische Abriegelung der drei Blöcke seiner Dissertation hat diesen autopoetischen Effekt gerade unterbunden. Das ändert nichts daran, dass eine Auseinandersetzung mit seiner Arbeit für uns – wenngleich meist in negativer Weise – weiterhin lehrreich bleiben kann.



(NHF) Eine Nachricht an Hanny Fries bezüglich der farblichen Gestaltung der Titelseite des Separatdrucks des ersten Teils der *Notizen* im Selbstverlag, die erneut zeigt, wie ungemein wichtig Hohl die äussere Erscheinung seiner Schriften war.

## Die Sache mit dem Erfolg

Wie Kronig stellt Bänninger das Faktum von Ludwig Hohls Misserfolg auf dem Büchermarkt an den Anfang seiner Arbeit. In der Explikation dieser Tatsache weicht er jedoch bereits ein erstes Mal von seinem Vorgänger ab. Hatte Kronig Goethes Bemerkung vom "bösen Stand" aller "tief und ernstlich denkenden Menschen gegen das Publikum" zur pauschalen Erklärung herangezogen (S. 9), führt Bänninger nun einen weit spezifischeren Grund für den ausgebliebenen Erfolg ins Feld (S. 2): "Eine 'Fabel', an die man sich halten könnte, gibt es nicht. Sie ist ersetzt durch den 'biographischen Anlass', der für das Entstehen der unzähligen Fragmente verantwortlich ist. Dies verlangt ein zusätzliches Interesse an einem individuellen Erfahrungs- und Lebensraum."<sup>14</sup> Diese Erklärung lässt Ludwig Hohl nicht mehr als das schuldlose Opfer universeller menschlicher Gedankenlosigkeit erscheinen, gegen die wir ihn in Schutz zu nehmen und anzukämpfen bräuchten, indem wir wie Kronig beim Publikum um seine Anerkennung werben; jetzt wird Hohl für sein literarisches Scheitern selber beschuldigt. Für den wissenschaftlichen Leser hat Bänningers Arbeit darum den Vorzug, dass er die apologetischen bis propagandistischen Töne, die ihn bei Kronig teilweise befremden mögen, hier nicht mehr vernimmt.<sup>15</sup> Bänningers Erklärung deswegen auch *inhaltlich* dem Urteil von Kronig resp. Goethe vorzuziehen, wäre hingegen voreilig. Welche Position die angemessene und philosophisch erkenntnisreichere sei, wollen wir hier auch noch gar nicht entscheiden. Unser hauptsächliches Interesse gilt ja fürs erste nur dem Zusammentragen von relevanten wissenschaftlichen und wissenschaftlich relevanten Positionen der bisherigen Forschung. Dass gerade im Fall von Bänninger ein Widerspruch zwischen Fakten aus beiden Relevanzbereichen die Plausibilität seiner Forschungsergebnisse immer wieder stark beeinträchtigen muss, können wir auf den nachfolgenden Seiten allerdings nicht verhindern.



(SLA) Ein Beispiel für den rabiatischen Ton, den Ludwig Hohl gegen seine Lektoren immer wieder angeschlagen hat.

### *Eine alte Klage*

Als der greise Hohl vom Jungakademiker Bänninger im Namen seines nicht vorhandenen Publikums die Klage über das Fehlen einer "Fabel, an die man sich halten könnte", zu hören bekam, wird ihn dieser Einwand kaum überrascht haben. Er war ihm nämlich schon vierzig Jahre früher von einem Dorfschullehrer vorgetragen worden. Gegenüber der Seite 53 hat Hohl im *Grundmanuskript* einen Brief vom 8. April 1934 eingeklebt, in welchem ein "Schulmeister B." von ihm verlangt, sich in seiner Literatur nicht immer nur "um das Stück Ludwig Hohl, das sich noch nicht erlöst hat", zu drehen, und ihn dringend dazu aufruft, "vom Volk fürs Volk" statt "von Entwurzelten für Entwurzelte" zu dichten.<sup>16</sup> In ihrem simplen Verdikt stimmen der Schulmeister und der Literaturwissenschaftler schliesslich bis ins Wort überein: wo dieser konstatiert, dass keine "Fabel" Hohls *Notizen* zusammenhalte, hatte auch jener in seinem Lehrbrief an Hohl schon geschrieben: "Deiner Dichtung fehlen drei Dinge", und dabei an erster Stelle "Die Fabel" genannt – gefolgt von "Liebe" und "Politik" (a.a.O.).

### *Echte Probleme*

Den Einwand, seine Stücke würden dem Leser nicht genügend Identifikationspotential bieten, hat Ludwig Hohl sehr ernst genommen. Das zeigen zahlreiche Eintragungen im *Grundmanuskript* in denen Hohl sich – veranlasst durch "Schulmeister B." – direkt mit dieser Problematik auseinandersetzt.<sup>17</sup> Ein wesentlicher Grund für diese intensive Beschäftigung lag darin, dass Hohl mit dem *deskriptiven Gehalt* der vorgetragenen Kritik durchaus einverstanden war: wenn er nicht – was für ihn absolut unmöglich war – zu weitreichenden Konzessionen an die Unterhaltungs- und Zerstreuungslust des grossen Publikums bereit sein würde, war es auch für Ludwig Hohl schon von Beginn weg klar, dass seine Schriften nie massenhaften Anklang finden würden. Und wenn der Grosse Erfolg als Schriftsteller auch nie sein Ziel gewesen sein mag, so war sich Hohl doch im Klaren darüber, dass, auch wenn er "von Entwurzelten für Entwurzelte" schreiben wollte, er auf eine gewisse, minimale Bekanntheit beim grossen Publikum angewiesen sein würde, um den einen Leser immer wieder zu finden, den er so sehr gesucht hat. Über diesen Umstand wird Hohl am 3.3.1934 in einem Brief an Bretscher deutlich: "ERFOLG – , ach! Das ist ja das Wort! Es sollte das zentralste Wort dieses Briefes sein. Um ihn geht ja jetzt der Entscheidungskampf, beinahe ein Kampf auf Tod und Leben."<sup>18</sup>

Noch eine andere Gefahr machte für Hohl die Frage des Erfolgs von Beginn weg zu einem "Kampf auf Tod und Leben". Neben der notwendigen Verbreitung seiner Schriften sah er nämlich auch die Qualität seines Dichtens und Denkens bedroht, wenn ein Schriftsteller "von den Nichterfolgen an den Rand gedrängt" wird (SLA, C-05-c-5). Auf Spuren solcher Beeinträchtigung ist Hohl z.B. bei Adrien Turel gestossen, am deutlichsten und verheerendsten haben sie sich seiner Meinung nach aber im Schaffen Friedrich Nietzsches ausgewirkt,<sup>19</sup> und auch seine eigenen Texten schienen ihm dieser Gefahr nicht völlig entronnen zu sein, wie folgende Notiz belegt (VI,45):

*Rechtfertigung oder an den Leser:*

Warum ich "so dick auftrage":

Man hat mich – nicht oft gefragt, ich will aber sagen, man würde mich oft gefragt haben, wenn es Leute gäbe, die sich mit meinen Schriften befassen (all das sind also meine Vorstellungen) – und übrigens würde man mich in diesem Fall eben wieder nicht oft gefragt haben, weil kein Grund bestanden hätte (die Erklärungen werden folgen), dieses: eben, warum ich so dick auftrage; warum ich denn so stark rede, so unstill, mit so viel Donner. –

Wenn ich Leser hätte, würde es mir auch erlaubt sein, still zu bleiben; [...]. Bedenkt man also meine Einsamkeit –; so bitte ich um Entschuldigung, wenn ich das brutto sage, was die andern netto sagen, und das netto sage, was die andern brutto sagen.

Ludwig Hohl war sich der Notwendigkeit seines schriftstellerischen Erfolgs also in mindestens zweierlei Hinsicht bewusst: ohne ihn würde er weder die Leser finden noch die Werke verfassen können, die seinen hohen Ansprüchen genügten. Umso mehr muss uns seine dezidierte Verweigerung jeglichen Zugeständnisses an die Bedürfnisse des grossen Publikums erstaunen, die nicht selten in offene Provokation umschlägt. Eventuelle Aussichten auf Erfolg hat Ludwig Hohl damit willentlich verspielt. Dabei gilt Hohls Rücksichtslosigkeit nicht nur den spezifischen Befindlich- und Begehrlichkeiten seines zeitgenössischen Publikums, wenngleich ihr provokatives Moment ihnen gegenüber am deutlichsten zutage tritt. Eine Hohl-Lektüre, bei der es geschieht, dass der Leser "in die Dinge, dass die Dinge in ihn eingehen, dass ein Kontakt da ist", ist heute gewiss so unbequem wie eh und je, und wird es wohl auf unabsehbare Zeit noch bleiben. Das *Methodische* und *Existenzielle* an dieser Herausforderung aufzuzeigen sowie auf Chancen und Gefahren ihrer Annahme hinzuweisen, ist ein hauptsächliches Ziel dieser Arbeit. Wenn es gelingt, wird man auch sehen, warum es tatsächlich absehbar ist, dass der Fluch eines 'worst-sellers' Hohls selbstgewähltes Schicksal bleiben wird. Bevor wir Hohls paradoxe Haltung in dieser Angelegenheit genauer betrachten, sei hier aber erst einmal die Quittung seiner Erfolglosigkeit präsentiert.

### Schlechte Zahlen

Hohls Erfolglosigkeit kann geradezu als legendär bezeichnet werden. Man hat diesbezüglich auch schon von einem "monumentale[n] Misserfolg" gesprochen.<sup>20</sup> Im Nachlass sind einige der von Artemis an Hohl geschickten "Abrechnungen über den Absatz Ihrer Werke" erhalten [SLA, B-02-b-13]. Sie geben konkret Auskunft über die "performance" der zwei Bände der *Notizen* und von *Nächtlicher Weg*. Stellen wir diese Verkaufszahlen zu einer tabellarischen Auflistung neu abgesetzter Werke pro Zeitraum zusammen, ergibt sich in der Tat ein erschreckend düsteres Bild vom wirtschaftlichen "Erfolg" unseres Autors:

Zeitraum	<i>Notizen</i> Bd.1 (1944, Auflage: 2350)	<i>Notizen</i> Bd.2 (1954, Auflage: 535)	<i>Nächtlicher Weg</i> (1943, Auflage: 2888) <sup>21</sup>
Bis 30.6. 1951	228		75
Bis 30.6.1955 <sup>22</sup>	23	26	14
Bis 1.8.1956	4	7	5
Bis 1.8.1957	6	11	8
Bis 1.8.1958	0	16	7
Bis 1.8.1959	25	12	9
Bis 30.6. 1960	21	13	21
Bis 30.6. 1961	31	21	6
Bis 30.6. 1962	21	22	8
Bis 30.6. 1963	8	6	0
Bis 30.6. 1964	35	35	7
Bis 30.6. 1965	20	18	19

20 Jahre nach seinem Erscheinen waren von der Erstausgabe des 1. Bandes der *Notizen* also noch keine 20% abgesetzt worden – vom *Nächtlichen Weg* gerade einmal 5% – und auch vom 2. Band der *Notizen* liessen sich in über 10 Jahren nicht 200 Exemplare verkaufen. Diese Werke haben sich



aber auch noch in den letzten Jahren, bevor sie bei Suhrkamp nicht mehr lieferbar wurden, nur äusserst schlecht verkauft.<sup>23</sup>

### **Der entscheidende Punkt**

Kommen wir jetzt wieder auf "Schulmeister B" und Bänningers übereinstimmende Feststellung vom Fehlen einer "Fabel" zurück, die ihrer Meinung nach für Hohls Misserfolg verantwortlich ist, dann sehen wir unterdessen klarer: weder Bänninger noch der Dorfschulmeister haben mit ihrer Rede von einer fehlenden Fabel bei Hohl in erster Linie eine formale oder inhaltliche Kritik seines literarischen Schaffens im Sinn. Was sie hinter vorgehaltener Hand wirklich anprangern, ist die (vermeintliche) Arroganz eines Autors gegenüber seinen Lesern. Im Grunde müsste man sogar sagen, die beiden formulierten einen regelrechten Egomanie-Verdacht gegen Hohl; wir wollen uns jedoch mit dem Ausdruck "Subjektivismusvorwurf" begnügen.

Deutlich genug äussert sich "B." in seinem Brief vom 8. April über diesen entscheidenden Punkt, wenn er Hohls Einstellung zu seinem Leser mit der "Monomanie eines Panzerkreuzers" vergleicht, "der Klippen überrennen will". Wenn ein Autor nur "seinen Hunger oder seinen Suff registriert", und seinem Leser "für diese Zwangsanleihe an Energie", die er ihm abfordert, indem er ihn mit seinen persönlichen Umständen konfrontiert, nicht einmal einen Gegenwert anbietet, wie "B." sich in diesem Schreiben weiter ausdrückt, müssen wir es dann nicht als sicheres Indiz seiner literarischen Kompetenz erachten, wenn das grosse Publikum diesem Schriftsteller mit blanker Missachtung entgegentritt? "B" scheint diese Frage bejahen zu wollen. Angesichts der Tatsache, dass Hohl ihn verschmäht hat, liest sich sein schulmeisterlicher Rat jedenfalls heute wie ein Aufruf, Ludwig Hohl die literarische Existenz zu verweigern, zumindest aber wie die stille Rechtfertigung seiner faktisch andauernden, literarischen Inexistenz.

Noch deutlicher entwickelt Bänninger im Verlauf seiner Dissertation die Argumentation dahin, Hohls mangelnde Zugeständnisse an die Bedürfnisse der Leserschaft als *Legitimation* für ihre Gleichgültigkeit gelten zu lassen.<sup>24</sup> So erachtet er es als eine besonders lehrhafte Erkenntnis für den Leser, "dass hier [scil. in den *Notizen*] vor allem *Hohls* Sache abgehandelt wird – und nicht die unsere. [...] Hohl führt einen Dialog mit sich selbst" (S. 39, Hervorhebung im Original). "Hohl hat nicht mehr den Leser und seinen Geschmack im Auge [...]. Ob er dennoch ein Recht habe, den Leser mit seinem Anliegen zu belangen, ist eine andere Frage, die vom Leser selbst und seiner Bereitschaft, diesem Anliegen seine Aufmerksamkeit zu schenken, beantwortet wird" (S. 29).<sup>25</sup> – Bänninger setzt die Beschäftigung mit Ludwig Hohl also nicht nur zum blossen Geschmacksurteil herab, der Literaturwissenschaftler zieht hier sogar das Recht dieses Autors in Zweifel, sich überhaupt schriftstellerisch für die Öffentlichkeit zu betätigen. Wir werden gleich sehen, was Bänninger aus dieser vehementen Subjektivismuskritik für seine "philosophische" Interpretation der *Notizen* für Schlüsse ziehen zu können meint.

Anhand von Material aus dem Nachlass, das der Forschung bisher entweder unzugänglich war oder von ihr vernachlässigt wurde, soll jedoch im nächsten Abschnitt schon einmal vorwegweisend angezeigt werden, was man (aus philosophischer Sicht) von diesem Subjektivitätsvorwurf halten kann. Auch in diesem Punkt wird indes die ausführliche Begründung unserer eigenen Einschätzung erst später erfolgen können (vgl. unten, S. 449ff.).

### **Von einem Primat des Subjektiven**

Im vorhergehenden Abschnitt haben wir gesehen, dass Ludwig Hohl die Problematik der Identifikation seines Lesers mit seinem Text sehr ernst genommen hat. Nun gilt es ebenso konkret aufzu-



zeigen, dass Hohl trotz dieses Problembewusstseins jedes Zugeständnis an die Wünschbarkeiten der grossen Leserschaft seiner Zeit verwehrt. Dabei wird sich uns erweisen, dass Hohl sich zwar der Bequemlichkeit verweigert, nie aber den Leser *selbst* aus den Augen verliert, wie "B." und Bänninger ihm unterstellen, sondern ihn ganz im Gegenteil überall an die erste Stelle setzt.

Angesichts seines klaren Bewusstseins von den fatalen Gefahren eines sich Hinwegsetzens über seine Leserschaft dürfen wir erwarten, dass uns Hohls radikal ablehnende Haltung auf einen fundamentalen Aspekt seiner Schreibearbeit hinweisen wird, in dem er über die artgerechte Haltung von Lesevieh und die marktgerechte Produktion von literarischen Feldfrüchten im kulturellen Flachland entschieden hinauswill. Dass der Autor Hohl von diesem hohen Anspruch an sein Werk nicht lassen wollte, während landauf landab die Literaturwirte die Zeichen der Zeit erkannt und ihren Master in Kundenpflege erworben haben, bleibt auch über seinen Tod hinweg der hauptsächliche Grund für den andauernden Misserfolg seiner Bücher. Dieser blieb Bänninger leider ebenso verborgen, wie er ihn mit seinem rekurrierenden Subjektivismusvorwurf überall verschüttet hat.

### **Keine Zugeständnisse! – ?**

Ludwig Hohl hat seine Weigerung, auf die modischen Launen des Publikums einzugehen, immer wieder mit an Aggressivität grenzender Deutlichkeit bekräftigt.<sup>26</sup> Stellvertretend für viele andere steht hier die Notiz IV,21:

Was tut der Schriftsteller nicht alles um der Leser willen! (Auch so mancher, von dem man es nicht annimmt.) Hier ist die ganze Frage. Der Grösste ist, der sich am wenigsten um die Leser kümmert, – bei der höchsten Sicherheit, doch einen Leser zu haben. Montaigne, Hölderlin, der späte (grösste) Goethe waren so.

Nachträglich finde ich bei Goethe diese Bestätigung:

"Die grösste Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, dass er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigener und fremder Bildung, für recht und nützlich hält." <sup>1</sup>, variiert in den Zahmen Xenien:

"Warum willst du dich von uns allen  
Und unsrer Meinung entfernen?"  
Ich schreibe nicht euch zu gefallen,  
Ihr sollt was lernen!

und nochmals:

Wer in der Weltgeschichte lebt,  
Dem Augenblick sollt' er sich richten?  
Wer in die Zeiten schaut und strebt,  
Nur der ist wert zu sprechen und zu dichten.<sup>2</sup>

Nein! Wie laut und stark auch einige es versichern: der Wert des Schriftstellers misst sich nicht an seinem Mitgehenkönnen mit der Zeit – das ist nur Opportunismus, nicht Literatur –; sondern, wenn schon an der Beziehung mit der Zeit gemessen werden soll oder kann, an seinem Widerstand gegen die Zeit.

Mehr und mehr habe ich mich überzeugen müssen, dass die Bedeutung eines Schriftstellers proportional ist seiner Fähigkeit, sich über die Leser hinwegzusetzen; – *bei einer löwenmässigen Sicherheit – denn ohne das Soziale geht es nicht –, doch einen Leser zu haben, und einen wunderbaren.*

---

<sup>1</sup> "Maximen und Reflexionen" II.

<sup>2</sup> "Zahme Xenien" I.

In diesem und ähnlichen Stücken, in denen er seine Ansicht mit Donner verbreitet, hat Ludwig Hohl unsorgfältigen Interpretationen in der Art von Bänninger wohl selber den Weg bereitet.<sup>27</sup> Auf den ersten Blick scheint Hohl tatsächlich kurzerhand den totalen Widerstand gegen seine Zeit und die Unterhaltungswünsche des zeitgenössischen Publikums zum einzigen Kriterium der Bedeutung eines Schriftstellers zu erheben. Wäre dem so, dann wäre ein Subjektivismusvorwurf gegen ihn gewiss nicht ohne Berechtigung. Insofern ist es durchaus nachvollziehbar, wie Bänninger den Eindruck gewinnen konnte, Hohl rede in seinen Notizen eine "egotistische Sprache", die "immer auf einem persönlichen Standpunkt [verharre], der keine Veranlassung hat, sich dem Leser zu nähern" (S. 60).

Das ändert jedoch nichts daran, dass wir – vorausgesetzt wir lassen uns von Oberflächenphänomenen und ihren bestehenden Interpretationen nicht beirren und hören von neuem den Stücken selbst auf den Grund – unter dem Gepolter und Getöse von Ludwig Hohls Veridiktionen bald auch sanftere, hellere Klänge vernehmen. Achten wir einmal etwas genauer auf die Begründung – besser: prominente Bestätigung –, die Hohl für die These von einem Proportionalitätsverhältnis zwischen dem sich Hinwegsetzen über seine Leser und der Bedeutung eines Schriftstellers anführt, dann entdecken wir hinter dem Anschein seiner totalen Verweigerungshaltung nämlich schon bald eine ausdrückliche Orientierung an seinem Leser als Ludwig Hohls oberstes Schreibgesetz.<sup>28</sup>

### ***Zwei halbe statt einer ganzen Wahrheit***

Im Rekurs auf Goethe erwähnt Hohl in der eben zitierten Notiz IV,21 eine pädagogische Dimension der Literatur. Vom Schriftsteller wird verlangt, dass er sich zwecks Erziehung seiner Leser "der jedesmaligen Stufe" seiner eigenen Bildung gemäss ausdrücke, aber auch explizit dem Zustand "fremder Bildung" anzupassen wisse. Dass sich der "bedeutende Schriftsteller" also über die Bedürfnisse seiner Leser hinwegsetzt, ist nur die halbe Wahrheit. Die zu ergänzende, andere Hälfte besagt ein Umgekehrtes: gerade indem er sich über die Bequemlichkeit seines Publikums hinwegsetzt, drückt ein Schriftsteller seine höchste Achtung vor dem Leser aus. Zur Illustration um welche Art Hochschätzung es sich dabei handelt, dient folgende, kurze Notiz (II,298):

(Auf Bergbesteigungen und ähnlich grossen Unternehmungen:)

Der andere muss entweder mitgehen oder dann muss man sich von ihm ablösen.

Was will hier gesagt sein? Zunächst wird man nicht bezweifeln wollen, dass für Ludwig Hohl die Arbeit an seinen *Notizen* zur Kategorie der "grossen Unternehmungen" gehört, von denen hier die Rede ist. Sodann zeigt dieses Stück, dass Hohl eine "grosse Unternehmung" offenbar als ein Abenteuer zu zweit versteht. Von Egomane als Grundkonstituens also keine Spur.<sup>29</sup> Klar ist schliesslich auch, dass die "grossen Unternehmungen", von denen Hohl an dieser Stelle spricht, niemals zum blossen Zeitvertrieb angestellt werden, sondern Vorhaben sind, bei denen ein gemeinsames Ziel erreicht werden soll. Wenn einer der Partner hinter dem erklärten Ziel zurückbleibt, hält ihm der andere gerade dadurch die Treue, dass er ihn zurücklässt und alleine weitergeht. Auf diese Weise hält er fest am Ziel, das beide verbindet.

Letzteres gilt allerdings nur, wenn alle sich von Anfang an über ihr gemeinsames Ziel im Klaren sind, handle es sich nun um einen Trupp von Bergsteigerkollegen oder um die geheime Seilschaft aus Autor und Leser. Wer sich einer hochalpinen Expedition anschliessen möchte, wird die verbindende Zielvorstellung sofort erkennen, die zu übernehmen er sich mit seiner Teilnahme verpflichtet. Indizien können Helme, Pickel, Eisen sein. Wer sich hingegen in eine literarische

Seilschaft einreicht, dem fehlen solche äussere Anzeichen. Anstelle eines verbindenden Ziels kann so leicht ein grobes Missverständnis entstehen.<sup>30</sup> Ein solches tiefes Missverständnis zwischen dem Dorfschulmeister und Bänninger auf der einen und Ludwig Hohl auf der anderen Seite hat sich im bisher Gesagten klar abgezeichnet. Jetzt ist es an der Zeit, dass wir die unterschiedlichen Zielvorstellungen, die der Autor und seine Kritiker mit dessen Schreibebeiten verbinden, klar benennen.

### **Geld und Geist**

An dem Umstand, dass seine Analysten das Fehlen einer "Fabel" in seinen Schriften auf einen Egotismus des Schriftstellers zurückführen, lässt sich deren Konzeption von Literatur schon klar genug ablesen. Ganz im Sinne des lateinischen 'fabula', das den "Gegenstand des Geredes" als eines willkommenen Anlasses zur "Unterhaltung" meint, scheinen diese Ludwig Hohls schriftstellerische Aktivität primär als eine literarische Erfolgsbemühung erachtet zu haben, die daran gescheitert ist, dass seine Texte die muntere Geschwätzigkeit vermissen und darum das gesellige Einvernehmen zwischen Autor und Publikum nicht aufkommen lassen, das für erfolgreiches literarisches Schaffen Voraussetzung ist.<sup>31</sup> Unterstellt man Hohl *diese* Absicht, dann ist ihr Subjektivismusvorwurf natürlich völlig gerechtfertigt.

Seiner eigenen Auffassung zufolge hat sich Ludwig Hohl aber mit seiner schriftstellerischen Arbeit ganz und gar einem *geistigen* Anliegen verschrieben, zu dessen Realisierung ihm die Literatur als passendes Mediums erscheint. Deutlich zum Ausdruck kommt das im 32. Stück des zweiten Teils der *Notizen*, wo es heisst: "Unfug ist das mit dem "Fabulieren"! Eine geistige Aufgabe haben sie sich gestellt, das ist die Kunst."<sup>32</sup> Damit ist die fundamentale Differenz zwischen dem Autor und seinen Analysten hinreichend bezeichnet. Sie gründet in divergierenden Auffassungen dessen, was Kunst sei, genauer: in unterschiedlichen Ansichten bezüglich des Verhältnisses von Kunst, Geist und Leben.<sup>33</sup> Dass bei Hohl in der Konzeption dieses Verhältnisses sowie in seinem Versuch, die drei Dimensionen "Kunst", "Geist" und "Leben" zu verschmelzen, wie er ihn in seinen *Notizen* unternommen hat, überall ein scheinbar subjektiv Individualistisches vorwaltet und angesprochen werden soll, und keine abstrakt allgemeinen Rezepte zu ihrer Fusionierung gegeben werden, wird man nicht bestreiten wollen. Aus philosophischer Sicht wird man jedoch die Qualität dieses "Subjektiven" erst noch genauer untersuchen müssen, bevor man es zum plumpen Vorwurf gegen Hohl verwendet. Diese, ernsthaft philosophische Untersuchung fehlt in der Arbeit des Literaturwissenschaftlers Bänninger leider vollkommen. An späterer Stelle in unserer Arbeit soll sie erfolgen.<sup>34</sup> Fürs erste wollten wir hier nur zeigen, dass zwischen Bänninger – dem "die Notizen Hohls als biographisches Fazit dreier Lebensjahre erscheinen" (S. 85), und der darum zum Schluss kommt, "dass Hohl nicht um des Lesers willen, sondern um seiner selbst willen die Notizen geschrieben hat" (S. 90) – und Hohls eigener Auffassung von der Rolle des Lesers bei seiner Schreibearbeit eine fundamentale Differenz besteht. Hohls zentrale Aussagen zur Bedeutung des Lesers seien darum jetzt zum Abschluss noch einmal in aller Deutlichkeit mit der differierenden Auffassung von Bänninger kontrastiert.

### **Zur Rolle des Lesers**

An Stücken, in denen Hohl selber den hohen, ja allerhöchsten Stellenwert bei seiner Schreibearbeit ausdrücklich dem Leser reserviert, mangelt es in seinen Schriften nun wirklich nicht. Die klarste Sprache sprechen diesbezüglich wohl zwei Passagen aus Teil IV der *Notizen* ("Der Leser"):

15

[...] Machtlos macht beim Schreiben die entsetzliche Vorstellung, dass der andere doch nicht versteht. Was für Erlebnisse, dunkel vor aller Welt, lange dunkel vor einem selber, gibt es da! Und sei es beim Schreiben eines Briefes: du verbesserst eine Stelle und weisst dabei, dass sie dadurch dem Empfänger unverständlicher wird ... (Was tun? Sollst du die Stelle wieder in die vorherige Form, die Form, die du als *faul* erkannt hast – konventionell: folglich zum grössten Teil abgestorben: folglich falsch: nicht fassend, sondern Zeichensprache –, zurückversetzen?)

Was tun? – Es kommt nur darauf an, den Leser genug zu lieben, um ihm nicht abtrünnig zu werden für irgendwelche sichtbaren ...

20

[...] Ich meine, dass *darin* die größte und die schwerste, und vor allem: die entscheidende Arbeit eines Schriftstellers besteht – wenn man nur genau untersuchen würde! – nicht im Schreiben! Sondern darin: diesen Leser, den wahren, immer wieder vor sich hin zu zaubern; vor sich hin zu *zaubern*. Mit diesem Teil seines Arbeitens verglichen ist alles übrige, was der Künstler zu tun hat, leicht, sehr viele andere könnten es auch ...

Diese Stücke machen deutlich, dass die Orientierung am Leser für Hohl nicht nur die grösste, technische Schwierigkeit beutet, sondern in ihr immer auch seine tiefste Sehnsucht zum Ausdruck kommt. Der Leser ist für Hohl der innere Fluchtpunkt einer liebenden Zuwendung. Diese Liebe ist jedoch nicht nur eine hinnehmende und austeilende, sondern in erster Linie eine fordernde.<sup>35</sup> Nicht dem Leser, wie er ist, nicht der Leserschaft als Konsumentenzielgruppe, deren Bedürfnisse ein literarisches Produkt zu erfüllen hätte, gilt seine permanente Aufmerksamkeit, sondern dem Leser, wie er sein *sollte* und wie er vor allem auch sein *kann* (XII,40):

Und die ganze Kunst ist keinem etwas anderes gewesen als Briefe.

Briefe, von denen nur der Absender bekannt ist, nicht der Empfänger. – Je wunderbarer man ihn sich denkt, je größer die Liebe ist, umso besser sind die Briefe.

"... Lieber Leser! Du sollst der größte Mensch werden: Du bist es noch nicht, aber du sollst es werden. In andern Worten: ich bemühe mich, so gut wie möglich zu schreiben."

Diese Differenz zwischen faktischer Seinsweise und permanenter Möglichkeit anderen Seinkönnens zeichnet den Leser natürlich genauso aus wie den Autor selbst. Die Existenzialphilosophie des 20. Jahrhunderts hat diese Differenz sogar zum auszeichnenden Moment des menschlichen Daseins schlechthin erklärt. Diese philosophische Ansicht scheint Hohl zumindest soweit geteilt zu haben, dass – wie wir noch genauer zeigen werden – er seine existenziellen Beobachtungen und Betrachtungen für sich selber genauso als Herausforderung begriffen hat, wie sie für die zufälligen Objekte, an denen er sie festgemacht, und die vorgestellten Leser, für die er sie festgehalten hat, als bewusste "pro-vokation" gedacht waren (vgl. oben, S. 74).

Damit werden seine *Notizen* in der Tat zu einer Art fortlaufendem Selbstbespiegelungsprotokoll, als dessen Leser der Autor auch selber in Betracht kommt. Da seine Aufzeichnungspraxis jedoch nicht vom Hunger nach psychologischer Selbsterfahrung oder von autobiographischem Erinnerungseifer angetrieben wird, sondern in ihrer existenziellen Dimension auf der Grundlage einer strukturellen Verwandtschaft aller Menschenwesen fortschreitet, bleibt sie – zumindest ihrem Anspruch nach – nichts weniger als subjektiv. Das einzige, was man dann in einem pejorativen Sinn

tatsächlich als weitgehend subjektiv bezeichnen und beiseite lassen müsste, wäre die Vorstellung von einem isolierten Subjektiven selbst. In einer Reihe von Stücken aus dem zweiten Teil der *Notizen* sagt Ludwig Hohl das ganz deutlich:

268

Jene Leute, die man Egoisten nennt, denken weder an sich noch an andere, sie sind nur von einer Manie besessen.

269

Man muss nicht *auch noch* an andere denken. Das gute (richtige) Denken leitet automatisch zu den andern hinüber.

Man lebt weder in sich noch in den andern, sondern in seiner Produktion. (Möge man dem Anschein nach da oder dort sein. – Es kommt darauf an, seine Kräfte dahin zu lenken, wo das größte Resultat ist.)

Wenn man einmal sich zu sehen vermag, dann sieht man auch die andern.

270

"Du redest bestimmt zu viel von dir."

"So?" antwortete der Weise, "da muss ich mich einmal etwas gründlicher studieren."

Am klarsten kommt Hohls Überzeugung von einer wechselseitigen Durchdringung des "Selbst" und des "Anderen" und damit die Fragwürdigkeit von Bänningers Egotismus-Verdikt aber vielleicht in folgendem Stück zum Ausdruck, in dem wir eine direkte Antwort auf "Schulmeister B.s" Vorwurf vom permanenten Sich-selbst-Umkreisen finden (II, 75):

#### DIE ANDERN

Einer warf mir vor, dass ich immer nur an mich denke. Einst beunruhigte mich das (ein Zeichen schon wider die Berechtigung des Vorwurfs), später, als ich mehr Sicherheit gegenüber den Dingen, Einsicht erlangt hatte, konnte ich antworten: "Ja, und ich muss und ich werde noch viel mehr an mich denken, und mich, denken. Die einen sind schon bei den andern – die können sich lassen. Ich aber muss mich durch mich hindurchdenken, um zu den andern zu kommen."

Aber die meisten sind gar nirgends.

Hier erwähnt Hohl ausdrücklich, dass er den Vorwurf, er denke immer nur an sich selbst, einstmals als beunruhigend empfunden habe. Wie weit diese Beunruhigung unmittelbar nach dem Erhalt des Briefes des "Dorfschulmeisters" tatsächlich gegangen ist, wie deutlich sie sich in einigen unveröffentlichten Notizen des *Grundmanuskripts* niedergeschlagen und dabei entscheidend dazu beigetragen hat, dass Ludwig Hohl sich über seine eigene Kunstauffassung Klarheit zu verschaffen begann, wäre durchaus Wert, einmal genauer untersucht und aufgezeigt zu werden.

Fürs erste wollen wir unsere Betrachtungen hier nun aber mit einem letzten, exemplarischen Hinweis darauf beschliessen, wie bei Bänninger eine nicht zu bestreitende Folgerichtigkeit in seiner Interpretation der *Notizen* immer wieder dazu führt, dass er aus *einer* fraglichen Einschätzung sofort die fragwürdigsten Konsequenzen zieht.



Köln, 8. April 1934.

Mein Lieber,

Meinen Füllfederhalter habe ich in der Schule gelassen. So schreibe ich Dir mit der Maschine diesmal. Auch soll dies, was ich Dir sagen möchte, möglichst klar lesbar sein. Dein Brief, dessen Anstrengung ich wohl nachfühle und die ich Dir herzlich verdanke, ist datiert: 3. 3. 34. Ich sollte mich hin, Dir nach ca. einer Woche zu antworten, da schickte mir Trudi Luder Deine Novelle: Seltsame Wendung. Ich kam aber nicht dazu, die Novelle bald zu lesen, da ich ausserordentlich viel Arbeit aufs Examen und für die Aufnahmeprüfung in die Sekundarschule hatte. Seit heute habe ich Ferien und braun es mich, nachdem ich noch der Frau den Garten umgestochen habe, die unhöflich lange Antwortfrist zu beschließen.

Ich danke Dir für Brief und Sendung. Ich las beides aufmerksam durch. Du darfst ruhig sein. Gekürrert hat mich nichts. Ich verstehe Dich ganz gut. Nur zu gut. Du hast in allem Recht bis auf einen wesentlichen Punkt. Du hast nicht recht, dass Du bist wie Du bist. Das ist das schneidendste Urteil, das man sich denken kann - und zugleich das allertröstlichste: Wer uns überreicht, die das Letzte geschoren ist. Trotz Arbeitsüberlastung hätte ich doch Zeit gefunden und geschafft, Dir zu antworten, - wenn nicht mein Schweigen meine Antwort unterstreichen sollte. Ertrinkende lässt man sich erst müde ausschlagen, damit sie nicht den mit sich hinunterreisenden, der Ihnen Handreichung bieten will. Entweder gehst Du an Deiner Konsumtion eines Panzerkreuzers, der Klippen überrennen will, zu Grunde oder Du findest aus Deiner Not heraus das Neue. - Ein anderes Bild. Du klobst an einer Wand, deren Griffe Dir unter der Hand zerbröckeln und musst nun auf Gedeih oder Verderb den Sprung auf eine andere Wand wagen. Konkret gesagt: all Dein Geschreibe und Fassungschinden ist für die Katze. Du musst anders dichten. Nicht von Aestheten für Aestheten, nicht von Antwortzeiten für Antwortzeiten, sondern vom Volk fürs Volk schreiben.

Deiner Dichtung fehlen drei Dinge: Die Fabel, die Liebe die Politik. Dein Falke wird am Strick gezogen - in gerader Linie wie eine Gans. - Erzählung muss wuchern wie Gras, die Figuren sind bei Dir zu dünn instrumentiert, und drehen sich immer um das Stück Ludwig Nohl, das sich noch nicht erlöst hat. Dann fehlt die Liebe, die Kriecherin und Würmerin jeder Geschichte und damit der Humor. Und endlich fehlt die Politik, ich meine die Teilnahme an den sozialen Problemen, das sind drei Dinge, nur Stoffe, die Kunst muss diese Stoffe erst noch überkittigen: Dir fehlt die Lebensbejahung: Der Humor. Es ist eine verflucht verteuerte Sache, einem Menschen in seinen Umständen zu sagen: Mähle, Bajazzo. Ich meine auch nicht dies: Die Kunst lässt sich nicht durch so und so viele Fassungen erzwingen. Kannst Du nicht irgendwie in einen Brotverdienst eintauchen und das Webrige reifen lassen?

Ich habe bejaht an Deinem Schaffen, was ich bei meiner Vielseitigkeit aufnehmen konnte: Herben, bitteren, delikaten Kressig. Aber ich bin nicht Legehenshaft noch Vorleger und zudem habe ich auch auf einige Zeit damit ein Einzelbedürfnis gestillt. Auch wenn sich eine Sache mehr durchdrücken lässt, so ist nichts gewonnen, wenn nicht diese den Wunsch zurücklässt wie bei Pallada; Kleiner Mann, was nun... von dem möchte ich bald wieder hören.

### *Wer oder was ist ein Apotheker?*

Die eben angeführten Stücke haben gezeigt, dass zumindest Ludwig Hohl selber sein Schreibe- und Lesearbeiten in ganz wesentlicher Weise *nicht* als eine persönliche Angelegenheit angestellt hat. Ob es ihm auch tatsächlich gelungen ist, von sich selbst ab- bzw. aus sich selbst über sich hinaus zusehen, ist damit zwar noch nicht ausgemacht; die platte Formel von Bänninger: "Solange Hohl auf der Suche nach seiner Identität ist, vernachlässigt er 'die anderen'" (S. 111), greift aber mit Sicherheit zu kurz. Betrachten wir nun, wie Bänninger an dieser Stelle weiterfährt, so sehen wir, wie sein Zu-kurz-gegriffen-Haben im einen Punkt ihn sogleich in die nächste Schieflage hineinführt (S. 111f.): "Diese Vernachlässigung müsste Hohl als schmerzhaft empfinden, wäre ihm in der Form des Apothekers nicht ein Alibi erwachsen, das ihn von der Pflicht der differenzierenden Auseinandersetzung mit diesen 'anderen' entbindet. Der Apotheker ist der Beweis, dass sich der Umgang nicht lohnt. So darf Hohl ungestört seiner Veranlagung nachgehen, 'sich selbst zu sehen'. Und er darf die Erkenntnisse, die er aus sich heraus schöpft, ohne Bedenken auf den undifferenzierten Apotheker, auf die 'Masse Mensch' übertragen."

Bänninger essentialisiert Hohls "Apotheker" vollkommen und tut gerade so, als ob es so etwas wie dessen pure Verkörperung tatsächlich geben könnte; statt in ihm die permanente Möglichkeit jedes menschlichen Daseins zu sehen, sich nicht in seiner Freiheit selbstverantwortlich zu übernehmen, sondern vorgefertigte Wertmassstäbe an sich anzulegen und sich an konventionellen Lebensmustern zu orientieren. Hohl bedient sich des Apothekers doch als einer literarischen Figur, welche die Möglichkeit eines uneigentlichen Existierens im Sinne von Heideggers "Verlorensein an das Man" oder Sartres 'mauvaise foie' veranschaulichen bzw. ihre verheerenden Folgen denunzieren soll (vgl. Martin Heidegger: *Sein und Zeit*, v.a. § 27 und § 38 sowie Jean-Paul Sartre: *L'Être et le Néant*, v.a. Première Partie, Chapitre II).

Beim Apotheker handelt es sich also in keiner Art um eine Seinsweise, die jemand vollends verkörpern könnte. Wir haben darunter vielmehr eine Unterbietung der menschlichen (Da-)Seinsweise zu verstehen, in der Art, wie sie von der christlich-abendländischen Metaphysik im Erliegen der Versuchung des Bösen gedacht wurde: Sünde. Genauso wenig wie es dort *den* Sünder gibt, gibt es hier *den* "Apotheker" oder einen, der ganz und gar "Apotheker" wäre. Darüber lässt Hohl keinen Zweifel besehen (VIII,9):

Es kam einer des Weges und sagte, ich solle nicht so viel von den Apothekern reden, es lohne sich ja nicht ... (Er bewies dadurch, dass er selber einer war.) – Freilich, antwortete ich ihm, es lohnt sich ganz und gar nicht in Hinsicht auf jene, die es vollständig sind; jenen ist nicht mehr zu helfen. Ich tue es auch nur der andern wegen, die an *Übergangsorten* stehen, aufgeschreckt werden können.

Werden die Menschen, aufgereizt, denn nicht jene steinigen? Seltsam, wann ist je einer gesteinigt worden seiner absoluten Dummheit, seiner Nullheit wegen? Welcher von jenen, die man, Jahrtausende und Jahrtausende her, steinigte, war eine Null? Und wenn es doch einmal vorkam, war es Zufall, man meinte andere damit.

Auch wenn Hohl hier rhetorisch die Möglichkeit eingesteht, dass einer vollständig ein "Apotheker" wäre, zeigt diese Notiz doch klar, dass zumindest *seine* Rede vom Apotheker immer auf jene zielt, die zwar einiges Apothekerhaftes an sich haben, dieses jedoch – wird es ihnen erst einmal vor Augen geführt – möglicherweise erfolgreich bekämpfen können. Mit der Essentialisierung des "Apothekers" wird diese Möglichkeit (und Notwendigkeit), ihn in sich selbst zu bekämpfen, negiert. Dass einer daherkäme, Hohl lesen und von sich behaupten würde, ganz und gar "Apothker" zu sein, ist doch völlig ausgeschlossen. Exemplarisch an dieser (Fehl-)Deutung des "Apothekers" bei

Bänninger ist nicht nur ihre logische Folgerung aus seinem vorhergehenden Fehltrail bezüglich der Rolle des Lesers, sondern auch der Grundzug, der darin zum Aufscheinen kommt: eine ausgeprägte Tendenz zur Essentialisierung. Diesem Zug sind wir anfänglich bereits bei unseren Überlegungen zu Bänningers Dreistufenmechanik begegnet, mit der er eine philosophische Essenz aus den *Notizen* herausdestillieren wollte.<sup>36</sup> Dieses Destillat wollen wir nun genauer beschreiben.

### **Zum Philosophischen "Gehalt" der Notizen**

Dass Bänningers literaturwissenschaftliche Dissertation über weite Strecken auch eine philosophische Arbeit sein möchte, haben wir bereits gesagt. Das wird im ersten Teil seiner Schrift besonders deutlich. Darin liegt der Grund, weshalb wir uns bisher v.a. mit den ersten 100 Seiten seiner Arbeit beschäftigt haben und uns nun auch bei der Behandlung dessen, was Bänninger den philosophischen "Gehalt" der *Notizen* nennt, zur Hauptsache weiter beschäftigen werden. Auch und gerade weil ihr (pseudo)philosophischer Impetus seiner Schrift gelinde gesagt nicht eben zum Vorteil gereicht.

### **Das Verdikt vorweg**

Bänningers grundsätzliche Kritik am (philosophischen) Rang der *Notizen* leitet sich aus seiner fehlgeschlagenen Subjektivismuskritik ab, die wir nun schon zur Genüge dargestellt haben. Sein Verdikt über Hohl als Denker gleicht ganz demjenigen über den Literaten. In concreto lautet es (S. 89): "Hohl hat [...] die Notizen zum Dokument seiner Kunstauffassung gemacht. Damit vertritt er seine ganz persönliche Meinung [...]. Der Leser der Notizen ist nicht aufgefordert, diese Meinung zu teilen oder zu widerlegen. Wenn es ihm gelingt, sich in die Bewusstseinslage Hohls zu versetzen, wird er sie als dem Denken Hohls wesensgemäss verstehen. Er wird sie dem Sinn des Ganzen zuordnen und sich mit ihr versöhnen, auch wenn sie seinen sachlichen Empfindungen nicht entspricht. Anders ist die Lektüre dieser kunsttheoretischen Stücke nicht denkbar. Selbstbekenntnisse können auch durch gutgemeinte und fundierte Argumente nicht widerlegt werden." Hier wird Hohls Denken zum persönlichen Standpunkt degradiert und zuletzt sogar auf ein subjektives Gefühlsbekenntnis reduziert.<sup>37</sup> Als Produkt und Ausdruck rein subjektiver Willkür bleibt es hinter den Minimalanforderungen des rational Argumentierbaren zurück. Wenngleich Bänninger die einzig mögliche Konsequenz aus dieser Einschätzung verschweigt, ändert das an der Sachlage nichts: auch als Denker hat Hohl dann natürlich nicht einmal unsere Ablehnung, sondern nur noch unsere Gleichgültigkeit verdient. Ist Hohl dergestalt als Dichter und Denker implizit erst einmal erledigt, bleibt noch die Person und das heldenhafte Erdulden ihres epischen Schicksals, denen allenfalls mitleidige Anteilnahme und unser Andenken gebühren...

### **Zur Funktionsweise des Dreistufenprinzips**

Oben haben wir bereits allerlei begründete Zweifel an der Tauglichkeit der heuristischen Apparatur von Bänninger geäussert. Dennoch müssen wir nun noch einmal kurz auf ihre konkrete Funktionsweise zurückkommen, um zu demonstrieren, wie seine weiteren philosophischen Verirrungen zustande gekommen, und welchen höchsten Stellenwert er ihnen beigemessen hat. Am einfachsten wird es sein, wenn wir ihn selber seine Sache vortragen lassen (S. 18): "Hohls 'grosse Idee' wird zerlegt in fassbare kleinere Ideen. Die 'kleinen Ideen' sind dem Bewusstsein zugänglich – sie tragen ihre Substanz gleichsam ab von jener grossen Idee in etwas Gedankliches hinüber. Denn die grosse Idee allein wäre nicht 'realisierbar', wie Hohl sagen würde. Indem die

kleinen Ideen aber gedanklich sichtbar wurden, sind sie bereit für die Übersetzung in Sprache. Dies ist die dritte und letzte Stufe, ist Hohls 'kleine Tat'."

Die Schwierigkeiten dieser – philosophischen, allzu philosophischen – Interpretation sind offensichtlich: hier wird der "grossen Idee" ein Status zugewiesen, der wahrhaft wunderbarer und geheimnisvoller anmutet, als die platonische *idea tou agathou*: ein gedanklich unfassbares Substantielles soll diese "grosse Idee" sein, das sich dem Zugriff des Bewusstseins genauso verwehrt wie jeder Übersetzung in Sprache? Und dieser mystisch-nebulösen, Bewusstsein, Sprache und Gedanken gleichermaßen transzendierenden Dimension ordnet Bänninger im Aufbau seiner Arbeit den "philosophischen Gehalt" der *Notizen* zu? Das wäre nun in der Tat eine abenteuerlich metaphysische Philosophie, die sich im 20. Jahrhundert noch allen Ernstes in solchen 'Hinterwelten' ansiedeln möchte.

Es erstaunt darum nicht, dass Hohl von Bänninger umgehend mangelnde Auseinandersetzung "mit den zeitgenössischen Philosophen" vorgeworfen wird, und er ihn "in der Anerkennung der Wahrheit und Bedeutung des alten Volksglaubens an die Ahnung" zusammen mit "Plato, Aristoteles, Demokrit und den Stoikern" einer längst überholten Vergangenheit zurechnet, deren wissenschaftliche Rückständigkeit und Bedeutungslosigkeit für Bänninger anscheinend eine ausgemachte Sache sind (S. 19).<sup>38</sup> In unserer eigenen Arbeit werden wir zwar zeigen, dass man seinem Befund, bei Hohl kämen in erster Linie "Bruchstücke vergangener Tradition [...] wieder zu Wort", durchaus zustimmen kann (S. 20). Diese Bruchstücke müssen "den untersuchenden Philosophen [...] [aber keineswegs so] fremd und isoliert anmuten", wie Bänninger das umgehend behauptet (a.a.O.), sondern können im Gegenteil dazu dienen, Hohls Denken einer philosophischen Tradition zuzuordnen, aus der heraus eine immanente Aufschlüsselung seiner *Notizen* wirklich erfolgen kann.

Wenn in wissenschaftlich-philosophischer Hinsicht also tatsächlich etwas fremd und unverständlich anmuten muss, dann ist es nicht Hohls Selbsteinschreibung in eine philosophische Tradition, sondern Bänningers These von einer "Metaphysik der Auflösung einer grossen Idee", in der er den "Grundgedanken des formalen Aufbaus der *Notizen*" sieht (S. 18). Wie hätte man sich den Übergang zwischen den drei Stufen – so, wie Bänninger sie oben beschrieben hat – denn konkret vorzustellen? Wie anders denn als Gnadenakt und Erwählung, als gewährte Offenbarung durch eine höhere Macht?<sup>39</sup> Und was hätte diese Konzeption von Erkenntnis noch mit Hohls Philosophie der "Arbeit" zu tun?

### **Viele Idealismen**

Neben dem in unzähligen Formen und Wendungen auftretenden Vorwurf, Hohls Denken sei subjektiv, gesellt sich bei Bänninger als ebenso vernichtend gemeintes Urteil auch wiederholt die Behauptung, sein Denken sei "idealistisch". Was Bänninger mit dem Prädikat "idealistisch" genau meint, bleibt allerdings bis zum Schluss unklar, da er einen äusserst schwankenden und teilweise in sich selbst widersprüchlichen Idealismus-Begriff verwendet.<sup>40</sup> Wir wollen die Gelegenheit nutzen, die uns Bänninger in einem Abschnitt unter der Überschrift "Spuren idealistischer Tradition" eröffnet, um an einem zusammenhängenden Passus exemplarisch vorzuführen, wie sich – beim Versuch sie zu klären – die philosophischen Dinge bei ihm immer weiter verdunkeln (S. 43f.). Der entsprechende Abschnitt beginnt mit einer förmlichen Definition: "Idealismus ist erkenntnistheoretisch jene Auffassung, die die Dinge als Komplexe versteht von Vorstellungen und die das Sein nur als Bewusstsein anerkennt."

Hier geraten offensichtlich schon einmal ein erkenntnistheoretischer und ein ontologischer Idealismus-Begriff durcheinander. Zudem suggeriert Bänningers Formulierung, dass der eine nicht ohne



den anderen auftreten könne.<sup>41</sup> Sie ist also nicht nur verwirrt, sondern auch noch verwirrend oder schlicht falsch. Richtig opak wird es aber erst, wenn wir weiterlesen. Da heisst es: "Im magischen Idealismus der Romantik, wo die Idee als zauberkräftiges Agens funktionierte, erlebte dieses Weltbild [- Weltbild? MR] seinen Höhepunkt. Ein ähnlich verstandenes Agens haben wir in Hohls 'grosser Idee' angetroffen und somit ein idealistisches Denken vorgefunden."

Auch wir haben zwar eben schon festgestellt, dass Hohls "grosse Idee" tatsächlich als ein wunderkräftiges Zauberding erscheinen muss, sobald man sie gemäss Bänningers Dreistufenprinzip-Analyse als hypostasierte Essenz betrachtet; wie wir aber ebenfalls schon gezeigt haben, sagt das womöglich weniger über Hohls "Ideen" aus als über Bänningers gründlich verfehlten Interpretationsansatz. Hingegen wollen wir nicht bezweifeln, dass sich gewisse zentrale Parallelen im Denken von Hohl und magischen Idealisten wie Novalis (1772-1801) oder Carl Gustav Carus (1789-1869) leicht feststellen lassen.<sup>42</sup> Bänninger schränkt aber sofort ein: "Doch akzeptiert Hohl die Identität von Sein und Bewusstsein erst dort, wo geistige Arbeit und Auseinandersetzung dieses Bewusstsein herangebildet haben."

Was Hohl als (ontologischer) Idealist hier genau zu akzeptieren hätte bzw. von ihm nicht akzeptiert werden könnte, wenn es um die These von der Identität von Sein und Bewusstsein geht, bleibt rätselhaft. Was wäre denn das für eine demiurgische "geistige Arbeit", die uns ein Bewusstsein heranzubilden erlauben könnte, das erst als ihr Produkt Sein hätte? Philosophisch gibt es für uns hier kaum etwas zu verstehen. Wir lesen also weiter: "Metaphysisch teilt Hohl die Ansicht des Idealismus, dass das objektiv Wirkliche als Idee, Geist und Vernunft bestimmt sei. Der subjektive Idealismus von Descartes oder Fichte mit seiner Affinität zur Vernunft wäre am ehesten geeignet, einem Vergleich standzuhalten – besser jedenfalls als der objektive Idealismus der Hegel, Platon und Schelling mit seiner Affinität zur reinen Idee. Immerhin stellen wir fest, dass Hohl mit Begriffen operiert, die vor allem in Zeitaltern gedeihen konnten, als fest gefügte Universalien noch Stütze und Mass sein konnten."

Abgesehen davon, dass Bänninger mit apothekerhafter Bedenkenlosigkeit Philosophen etikettiert und schubladisiert, dass es einem schwindlig werden muss, hätte man gerne gewusst, woher er die Gewissheit nimmt, dass seine problematisch-schematischen Klassierungen auf Hohls *Notizen* so einfach anzuwenden sind. Zur Untermauerung seiner Behauptungen würde man sich zumindest ein paar Zitate gewünscht haben.<sup>43</sup> Dass sie fehlen, hat indes seinen guten Grund: in den gesamten *Notizen* wird man derartige Zitate nicht finden – da Hohl nämlich entgegen Bänningers Aussage niemals mit derartigen technischen Termini operiert hat.<sup>44</sup> Den letzten Teil dieses Absatzes, der auch ohne diesen klar genug zeigt, dass Bänningers Arbeit zwar einen philosophischen Impetus, aber kaum einen nachvollziehbaren, philosophischen Gedanken enthält, lassen wir unkommentiert. Er hat endgültig nichts mehr mit Hohls *Notizen* zu tun; vielmehr tritt darin Bänninger nun seinerseits nichts Anderes mehr breit als *seine* subjektive "Weltanschauung" im Sinne einer persönlichen Meinung: "Im 20. Jahrhundert, nach tiefgreifenden Veränderungen, läuft jedes Denken, dass sich an echten Idealen und ihrer praktischen Befolgung orientiert, Gefahr, überholt zu wirken. Dieser Gefahr entgeht Hohl nicht. Der Leser kann sich zuweilen des Eindrucks nicht erwehren, dass Hohls Weltbild von der Wirklichkeit längst verabschiedet worden ist."

Damit haben wir exemplarisch ein hinreichend klares Bild von den Schwächen Bänningers "philosophischer" Interpretation der *Notizen* gegeben, um uns im weiteren Verlauf unserer Arbeit jede weitere Auseinandersetzung oder Beschäftigung mit ihr getrost zu ersparen. Es sei aber ausdrücklich erwähnt, dass man in seiner Arbeit auch für eine philosophisch ernsthafte Interpretation des Notizenwerks einige glückliche Ahnungen findet. Um gerecht zu sein, wollen wir zwei von Ihnen zum (versöhnlichen) Abschluss unserer Betrachtung seiner Studie hervorheben.



### **Ein griechischer Begriff**

Bänninger attestiert Hohl die Verwendung eines *griechischen* Philosophiebegriffs. Wie wir zeigen werden, hat er damit die Richtung treffend bezeichnet, in der Hohls Philosophieverständnis zu lokalisieren ist. Bänninger selbst scheint freilich von seiner eigenen Entdeckung kaum etwas geahnt zu haben; aus dem Zusammenhang geht bei ihm nämlich hervor, dass er mit seinem Attest vom Vorwalten eines griechisch-antiken Philosophiebegriffs in den *Notizen* nur deren Antiquiertheit als ihre eigentümliche, philosophische Schwäche bezeichnen wollte (S. 21f.): "Hohl gebraucht einen Begriff der griechischen Philosophie, die das Erkennen zur höchsten Seelenkraft erklärt. Wie die klassische Metaphysik wendet er sich ab vom raumzeitlichen Konkreten, das sich durch Widerständigkeit bemerkbar macht und in dem der dunkle Alltag sein Genügen findet, zu einem Seienderen, unüberbietbar Letztwirklicheren. Aber dem Stoss hinauf in metaphysische Bereiche folgt der Gegenstoss hinab in die Niederungen der unzulänglichen Mitwelt. Der Schriftsteller Hohl mischt die hohen Ziele des Philosophen Hohl mit Vordergründigem, mit Beobachtungen des Alltags oder "Banalitäten". Die Gefahr, dass diese Mischung die Mitteilung des Philosophischen hintergehe, jene des Schriftstellers aber überbelichte, stellt sich ein."

Wie Bänninger dazu kommen konnte zu behaupten, der Notizenschreiber Hohl, dessen philosophische Betrachtungen fast immer von sorgfältigen Beobachtungen feiner Nuancen und unscheinbarer Details der alltäglichsten Verrichtungen und Begebenheiten ihren Ausgang nehmen, wende sich vom konkret Alltäglichen ab und dem Metaphysischen zu, wollen wir – um einen versöhnlichen Abschluss nicht zu gefährden – hier nicht mehr weiter hinterfragen.<sup>45</sup> Wer die *Notizen* liest, wird ebenso schnell einsehen, dass diese Behauptung völlig unzutreffend ist, wie jeder philosophische Anfänger bald erfährt, dass sich gerade die griechische Philosophie und eine klare Mehrzahl der antiken Philosophen in ihren Betrachtungen alles andere als vom alltäglichen Leben abgewendet haben, welches vielmehr gerade in den sokratischen Philosophenschulen ins Zentrum der philosophischen Aufmerksamkeit zu stehen kommt. – Wichtiger scheint uns Bänningers Feststellung, dass sich in Hohls *Notizen* Schriftstellerisches und Philosophisches überall vermischt, wenngleich unsere philosophische Diagnose dieser Vermischung etwas differenzierter ausfallen wird als in seiner Taxierung. Zu beachten gilt es schon jetzt, dass eine eigentümliche Verbindung von Philosophie und Literatur für eine Vielzahl antiker Philosophen geradezu typisch ist – nicht zuletzt für den, von dem man so gerne berichtet, dass er alles Dichterische aus der philosophischen Rede verbannen wollte.

### **Sprache und Denken III**

Aus obenstehendem Zitat geht deutlich hervor, dass Bänninger die Verflechtung von Philosophie und Literatur in den *Notizen* nur bemerkt, um das eine sofort vernichtend gegen das andere auszuspielen. Obschon Bänninger also im Wesentlichen die Meinung vertritt, dass die literarische Ausdruckweise bei Hohl nur dem Umstand geschuldet sei, dass diesem "das Vokabular für eine [philosophisch-wissenschaftlich] exakte Beschreibung" gefehlt habe (S. 19), hat er zumindest in Ansätzen anerkannt, dass "die Auseinandersetzung mit der menschlichen Sprachlichkeit [...] ein[en] Schwerpunkt der philosophischen Betrachtung in den *Notizen*" bildet (S. 23). Sein Versuch, aus dieser Erkenntnis "einige Hinweise abzuleiten, die sich daraus für das Verständnis der *Notizen* in der Auffassung Hohls ergeben" (a.a.O.), hätte die Möglichkeit einer Einsicht in eine produktive und vielleicht sogar konstitutive Verwindung von Literatur und Philosophie im Notizenwerk eröffnet. Auch in diesem Punkt bleibt der Literaturwissenschaftler allerdings hinter den (philosophischen) Erkenntnismöglichkeiten seiner eigenen Arbeit zurück (vgl. S. 24-33).<sup>46</sup>

Der Grund für Bänningers Zurückbleiben hinter seinen eigenen Möglichkeiten – wie für den weitgehend bloss negativen Wert seiner Untersuchungen für unsere eigene philosophische Auseinandersetzung mit Hohl insgesamt – liegt darin, dass Bänninger sein *eigenes*, durchaus zeitgemässes und konventionelles, aber eben *äusserliches* Verständnis von Philosophie an die *Notizen* herangetragen hat, ohne zuvor zu prüfen, ob dieses dem darin vorwaltenden Verständnis überhaupt angemessen sei.<sup>47</sup> Überaus deutlich sieht man das an einer Bemerkung, die er zur Notiz II,235 macht, in welcher Hohl seine "Abscheu ausdrücken können [möchte] vor jener gewissen Denkweise, die um des System willen arbeitet"; gerade in dieser Arbeitsweise sieht Bänninger aber anscheinend die einzige, wissenschaftlich legitime Vorgehensweise der Philosophie (S. 50): "Hohl bekennt hier offen, worum es ihm in seinen Notizen geht. Er gibt den Anspruch des Philosophen auf, ein geschlossenes Weltbild zu entwerfen. Er sucht nur noch nach 'aus dem Berg gebrochenen Gesteinsstücken', nach jenen 'schlichten Dingen', die für ihn immer ein Stück Wahrheit verkörpern. Damit entfernt er sich von der Arbeit und Denkweise des Philosophen und nähert sich dem Schriftsteller. Seine Erkenntnistheorie ist für ihn Aufforderung, als Schriftsteller tätig zu sein, der die aus der unmittelbaren Anschauung gewonnenen 'schlichten Dinge' zu begreifen versucht und in Sprache übersetzt. Indem er nur die durch Kommunikation mit der 'Welt' gewonnenen Bilder als real anerkennt, ist für ihn das theoretisch-logische Feld der reinen Philosophie nicht mehr bebaubar."

## Fazit

Es ist an der Zeit, dass wir ein letztes Fazit zu Bänningers Arbeit ziehen. Nachdem wir weiter oben schon gezeigt haben, dass sein Konzept von (erfolgreicher) Literatur von demjenigen Hohls so weit entfernt liegt wie nur möglich, haben wir nun allen Grund zu vermuten, dass die Differenzen im Philosophieverständnis des Autors und seines Analysten nicht weniger tiefgreifend sind. Hier zeichnet sich erneut ab, was wir schon mit Bezug auf Bänningers interpretatives Vorgehen mittels eines Dreistufenprinzips festgestellt haben: wollte er damit "verhinder[n], dass wir uns von Anfang an in Einzelbetrachtungen [...] verlieren" (S. 4), so hat er damit genau das Gegenteil erreicht. Ein Eintauchen ins Werk wird von vornherein verunmöglicht und seine Auseinandersetzung mit ihm bleibt darum so unfruchtbar wie seine Kritik an ihm abprallt. Nun können wir dem noch hinzufügen, dass Analoges auch für Bänningers Konzeption von einem philosophischen "Gehalt" bzw. für sein Verständnis von Philosophie insgesamt gilt.<sup>48</sup> Dass der Literaturwissenschaftler in den "philosophischen" Passagen seiner Arbeit philosophisch nicht auf der Höhe ist, steht ganz ausser Frage. Wenn wir uns nun in Werner Fuchs seinem Nachfolger zuwenden, werden wir sehen, dass es um diesen leider nicht viel besser steht.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Von einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Kronigs Dissertation kann bei Bänninger nirgends die Rede sein. Überhaupt ist auffallend, wie die gesamte Hohl-Forschung offensichtlich bislang der Meinung war, eine eingehende Beschäftigung mit Kronigs Arbeit lohne sich nicht. Werner Fuchs hat in der Einleitung zu seiner Dissertation nur ausdrücklich beklagt, "die Dissertation von Xaver Kronig [...sei] leider nicht von grossem substantiellem Gewicht" ("Möglichkeitswelt". Zu Ludwig Hohls Dichtung und Denkformen"; Lang, Bern, 1980, S. 1), um sie anschliessend kein einziges Mal mehr zu erwähnen. – Auch Sabine Haupt hat in den 60 Seiten ihrer "exemplarischen Textanalyse am Beispiel der Erzählung 'Nächtlicher Weg'" nur ein einziges Mal auf Kronig hingewiesen, der diese Erzählung immerhin bereits auf über 30 Seiten untersucht hatte. Bei ihrem Hinweis handelt es sich zudem nicht um einen sachlichen Bezug, sondern lediglich um die abschätzige Bemerkung, Kronigs Stil sei von einer "ihm eigenen Exuberanz" geprägt (S. 86).

Bänninger seinerseits mag zwar in gelegentlichen Fussnoten eine Handvoll Hinweise auf seinen Vorgänger eingestreut haben; wo diese aber über blosses, unkommentiertes Zitieren hinausgehen, sind sie kaum nachvollziehbar. Dass Kronig sich "vor allem um den 'Nächtlichen Weg' gekümmert und [...] den Autor der Notizen vernachlässig[t]" habe (S. 3), wird jedenfalls niemand ernsthaft behaupten wollen, der Kronigs Dissertation gelesen hat. Auch seine lapidare Feststellung, Kronig habe "die wichtigsten Punkte des Hohl'schen Verhältnisses zur Erzählkunst bereits ausgeführt" (S. 124), dient Bänninger allzu offensichtlich nur zur Rechtfertigung seines eigenen Verzichts, sich um dieses Verhältnisses weiter zu kümmern. Mit solchen Floskeln lässt sich jedenfalls kein sachverständiger Leser darüber hinwegtäuschen, dass sich Bänninger mit der gedanklichen Durchdringung des Erzählerischen bei Hohl – von dem wir gesehen haben, wie klar sie Kronig bereits aufgezeigt hatte – nicht weiter auseinandergesetzt hat.

Gerne hätte man deshalb von ihm erfahren, von welchem Zeitpunkt an ihm die Resultate aus Kronigs Arbeit zugänglich gewesen seien, ob und wie Hohl auf seine eigene Arbeit reagiert habe, und ob er unterdessen aufgrund neuerer Publikationen aus dem Nachlass oder späterer Forschungsbeiträge vielleicht zu einer Revision der Interpretation der *Notizen* gekommen sei, wie er sie in seiner Dissertation vorgelegt habe. Bänningers kurze, schriftliche Antwort auf eine diesbezügliche Anfrage des Verfassers lässt jedoch eher auf Desinteresse als auf die Permanenz geistiger Auseinandersetzung schliessen. Immerhin gab Bänninger bekannt, dass er im Zusammenhang mit seiner Arbeit Hohl während einer Woche in Genf täglich besucht habe. (In Hohls Journalen, von deren Zuverlässigkeit wir uns oben schon überzeugt haben [vgl. S. 44f.], werden allerdings nur zwei Gespräche am 6. und 7. April 1971 erwähnt, sowie der kommentarlose Erhalt von Bänningers Arbeit am 2. April 1974). Aufgrund folgender, schriftlicher Auskunft von Bänninger dürfen wir vermuten, dass seine Gespräche mit Hohl (auch) ihm bei seiner wissenschaftlichen Arbeit keine grosse Hilfe waren: "Bei meinem Besuch in Genf sprach er [scil. Hohl] viel, führte Monologe und trank, bis er nach zwei oder drei Stunden müde war. An einer persönlichen Deutung seines Werks war er nicht besonders interessiert." Ob Hohls Gleichgültigkeit, von der hier die Rede ist, Bänningers eigenen Ansätzen oder einer "persönlichen Deutung" im Sinne biographistischer Auslegung gegolten hat, lässt diese Formulierung offen. Unzweideutig ist aber folgende Bemerkung aus dem gleichen Schreiben von Bänninger, in der er auf seinen akademischen Mentor zu sprechen kommt: "Mein Professor, Emil Staiger, hielt nicht viel von ihm [scil. Hohl], weil er unfähig gewesen sei, seine Themen in eine Form zu giessen." In dieser Aussage liegt eine mögliche Erklärung dafür, wieso Bänninger auf Biegen und Brechen das Vorhandensein einer solchen gegossenen und damit gleichsam starren Form aus dem Aufbau der *Notizen* heraus bzw. in sie hinein prügeln wollte, wie sie Professor Staiger zu vermissen schien. Die Struktur und Einheit dieses Werks lässt sich durch solche Prügelattacken aber nicht aus ihm herauspressen; um sie zu erkennen muss man dem Fluss der Gedanken in und durch Hohls *Notizen* auf den Grund hören. [\[zurück\]](#)

<sup>2</sup> Dem Gegenstand ein inhärentes Denkmodell zu entnehmen – zumal ein so klar abgestuftes – und zum strukturierenden Prinzip seiner Analyse zu erheben, scheint sehr elegant. In der konkreten Ausführung hinterlässt das obstinate Festhalten an einem "Dreistufenprinzip" bei Bänninger jedoch oft den Eindruck des Gewaltsamen. Am Ende bleibt es jedenfalls ganz seinem Leser überlassen, zwischen Bänningers gattungs-poetischen Ausführungen zu Hohls "kleinen Taten", mit denen er seine Arbeit beschliesst, und den theore-

tischen Versatzstücken, die er zu Beginn seiner Arbeit zur philosophischen Erklärung von Hohls "grosser Idee" zusammenflickt, den gewünschten Zusammenhang herzustellen. So stehen die drei Teile seiner Arbeit letztlich als erratische Blöcke unvermittelt nebeneinander, wohingegen der entscheidende Punkt der "Dreistufigkeit" bei Hohl gerade in der Durchlässigkeit und einer nur graduellen Unterscheidung zwischen den einzelnen Stufen besteht. Vgl. dazu z.B. die Notiz II,50. [\[zurück\]](#)

<sup>3</sup> Wenn wir Bänningers gattungspoetische Kabinetttstücklein für unsere philosophische Absicht als unfruchtbar bezeichnen, dann behaupten wir damit in keiner Weise, über die notwendigen Kompetenzen zu verfügen, um seine Gattungsdiskussion inhaltlich beurteilen geschweige denn für obsolet erklären zu können. Letzteres hat allerdings Sabine Haupt bereits getan. Die Bemerkung sei darum erlaubt, dass man das philosophisch Fruchtbare an Bänningers gattungspoetischer Klassierungswut als einen Beweis ex post für die Berechtigung von Kronigs Warnung betrachten muss, die sprachliche Gestalt der *Notizen* nicht isoliert von ihrer gedanklichen Dimension zu bestimmen (vgl. S. 53f.). [\[zurück\]](#)

<sup>4</sup> In seiner – N.b. nicht abschliessenden (!) – Liste hat Bänninger nicht weniger als 20 solcher "rhetorischer Figuren" identifiziert. Sie reichen von "Anekdote" über "Beobachtung" und "Paradox" bis hin zum einfachen "Zitat". [\[zurück\]](#)

<sup>5</sup> Mit dem Original ist hier das Vorwort zum zweiten Band der *Notizen* (Artemis, 1954) gemeint. In der einbändigen Suhrkamp-Ausgabe ist die Hervorhebung nämlich leider weggefallen. Hätte Hohl bei ihrer Drucklegung nicht im Sterben gelegen und darum selber nicht mehr darüber wachen können, wäre diese Nachlässigkeit wohl nicht passiert. Wie wir noch sehen werden, hat er nämlich den Druck seiner Werke stets mit Argusaugen überwacht.

Grundsätzlich wäre es möglich, dass das Verschwinden dieser Hervorhebung Hans Saners Verschulden wäre, der im Auftrag von Hohl – der dazu wie gesagt selber nicht mehr in der Lage war – die Vorworte aus den beiden Bänden von Artemis zu einem einzigen verschmolzen hat. Da die Drucklegung der *Notizen* bei Suhrkamp, wie wir ebenfalls schon bald sehen werden, auch in anderen Dingen ohne die gebotene Sorgfalt erfolgt ist, darf man aber davon ausgehen, dass es sich auch hier im Vorwort schon um eine Nachlässigkeit des Verlags gehandelt haben wird. Hans Saner kann sich heute leider an die genauen Umstände nicht mehr erinnern. [\[zurück\]](#)

<sup>6</sup> Wider Hohls eigene Beteuerungen und Bänningers literaturwissenschaftlichem Rasonieren zum Trotz werden wir sehen, dass die Hohl'sche Notiz *aus philosophischer Sicht* dennoch in eine aphoristische Tradition gestellt werden muss. Es sei darum jetzt schon angemerkt, dass sich Bänninger – genauso wie nach ihm auch Werner Fuchs, der nicht nur in Gattungsfragen mit diesem übereinstimmt – für seine gattungspoetische Abgrenzung von Ludwig Hohls Kurzprosa vom Aphorismus die im wahrsten Wortsinn 'vernichtende' Kritik der Literaturwissenschaftlerin Sabine Haupt eingehandelt hat (S. 206): "Verschiedentlich hat Ludwig Hohl die Gattungsbezeichnung 'Aphorismus' für seine Notizen abgelehnt, sie als unzutreffend zurückgewiesen, ohne freilich seine Abgrenzung genauer zu begründen oder präzise Definitionskriterien anzugeben. Viele Rezensenten [...] übernehmen diese Vorgabe des Autors, so dass eine eigentliche gattungstheoretische Auseinandersetzung darüber nie stattgefunden hat."

In einer Anmerkung zu dieser Stelle hebt Haupt "Adrian Ewald Bänningers Untersuchung" explizit als ein "besonders gravierendes" Beispiel dafür hervor, wie "der Begriff 'Aphorismus' auf eine derart karikaturhafte Weise verkürzt [worden sei], dass von einer im wissenschaftlichen Sinne kritischen 'gattungspoetischen' Auseinandersetzung keine Rede mehr sein kann" (S. 268). In der Folge veranschaulicht Haupt anhand zahlreicher Zitate von Bänninger mit ähnlich klaren Kommentaren das aus ihrer Sicht Fehlerhafte und Verunglückte an Bänningers Gattungsdiskussion. An anderer Stelle hält Haupt auch mit ihrer fachwissenschaftlichen Kritik an Werner Fuchs nicht zurück, dem sie "ein unreflektiert konservatives Konzept von Literatur" vorwirft (S. 244). [\[zurück\]](#)

<sup>7</sup> In einer Erklärung zum Register erläutert Ludwig Hohl, dass er alle wichtigen Stellen durch Unterstreichung und besonders wichtige noch zusätzlich durch vor- und nachgestellte Striche gekennzeichnet habe (SLA, A-01-b-11, S. 2). Neben Hohls zahlreichen handschriftlichen Kommentaren im *Grundmanuskript* verfügen wir also mit dem Register über ein weiteres, gutes Werkzeug zur Eruierung von Ludwig Hohls eigener Gewichtung der einzelnen Notizen im *Grundmanuskript*. Gerade bei unveröffentlichten Stücken kann das äusserst wertvoll sein. Man kann aber anhand dieses Registers auch die relative Bedeutung einzelner Schlagwörter vergleichen. Hier die Daten von ein paar anderen Einträgen zum Vergleich, damit man Hohls *eigene* Gewichtung der "Dreistufigkeit des Geschehens" besser abschätzen kann, welche Bänninger zu Hohls allgemeinem Denk- und Ordnungsprinzips befördert und zum alles bestimmenden Moment seiner philosophischen Interpretation erhebt.

"Leser"	(Referenzen Total:)	48	(davon wichtig:)	12	(davon sehr wichtig:)	4
"Traum"		40		6		1
"Sehen"		15		4		2
"Phantasie"		25		6		–
"Sprache"		21		2		–
"Dreistufigkeit des Geschehens"		8		3		–

Einerseits veranschaulichen diese Zahlen erneut, wie zentral für den Notizenschreiber der Leser ist; andererseits zeigten sie, dass es allenfalls angezeigt sein könnte, die spezifische Denk- und Ordnungsweise der *Notizen* mit der Praxis eines Sehers oder Traumdeuters zu vergleichen, als sie in die klappernde Mechanik eines Dreistufenprinzips hinein zu quetschen. [\[zurück\]](#)

<sup>8</sup> Im Schlusswort zu seiner Arbeit bekräftigt Bänninger diese These noch einmal (S. 159): "Der thematische Aufbau des Werks, der vom "Arbeiten" zum "Bild" führt, veranschaulicht Hohls Erkenntnistheorie und schliesst sein Werk zu einem Ganzen, zu einer Apologie eines Weltbildes, zusammen." Sowohl gegen seine Interpretation der einzelnen Teile der *Notizen* als "thematisch [...] eindeutig [...] abgesteckte Bezirke" wie auch gegen Bänningers These vom linearen Aufbau der *Notizen* hat Sabine Haupt bereits begründeten Einspruch erhoben. Dabei hat sie zu Recht auf die "thematische Polyvalenz längerer Notizen" hingewiesen (S. 271) sowie auf die Tatsache, "dass viele Gedankengänge – in zum Teil wörtlichem oder abgewandeltem Selbstzitat – in andern Kapiteln wieder auftauchen" (S. 208). Dennoch hat Werner Fuchs das lineare Aufbau-modell von Bänninger übernommen. Wie wir sehen werden, hat er sich dabei allerdings vom Bänningers Dreistufenprinzip ausdrücklich distanziert, ohne indes seine Ablehnung hinlänglich zu begründen. [\[zurück\]](#)

<sup>9</sup> Es wäre ein eigenes Kapitel darüber zu schreiben, wie wichtig für Ludwig Hohl die saubere Drucklegung und Gestaltung seiner Publikationen war. Auch als physische Objekte sollten seine Sprachschöpfungen makellos sein, und bis sie es waren, wurden alle "Druckfahnen" und jedes "Gut zum Druck" an den Verlag retourniert, des öftern gespickt mit wüsten Beschimpfungen an die verunstaltenden Schriftsetzer und Lektoren. Im Nachlass findet man z.B. ein "Gut zum Druck" des ersten Bandes der *Notizen*, dem Hohl bei seiner Rücksendung an Artemis folgende, allgemeine Bemerkung vorangestellt hat (SLA, A-01-b-26, vgl. Abbildung S. 71): "Wenn jemand mitarbeiten will, möge er nach Druckfehlern forschen. Er soll sich jedoch nicht erfreuen, in einem Satz, weil er ihn nicht verstanden hat, Korrekturen anzubringen." Zu einzelnen Verwüstungen, die der Verlag an seinen Stücken vorgenommen hat, verfasste Hohl noch weit deftigere Kommentare. Zum Beispiel heisst es dort neben dem Stück VI,47 (a.a.O.): "Der Trottel, der den Beistrich zwischen "schwarzen" und "glashellen" anbrachte (in den Fahnen!), möge sich aufhängen."

Auch in die drucktechnische Gestaltung seiner Werke hat sich Ludwig Hohl immer wieder vehement eingeschaltet. Seine Korrespondenz mit Suhrkamp und diverse Druckfahnenkorrekturen zeigen, dass er bei der Drucklegung streng auf die Einhaltung typographischer Hervorhebungen und die exakte Übertragung aller visueller Hinweise geachtet hat, mit denen er Textpassagen von über- oder untergeordnete Wichtigkeit anzeigen wollte. (Schon im allerersten Stück der *Notizen* verwendet Hohl Klammerbemerkungen, Hervorhebungen durch kursive Setzung, Sekundärtext in kleinerem Schriftgrad und eine Fussnote; später kommen Titel in grösserem Schriftzug (II,110), kursiv gesetzte Titel (II,19), Stichworte als Überschriften (I,10) oder kursiv gesetzte Stichworte, die einer Notiz vorangestellt werden (II,10) zu dieser breiten Palette hinzu.) Von welch



grosser Bedeutung solche sinnlich wahrnehmbaren Nuancen für Hohl waren, zeigt ein nachträglicher Zusatz zu einem Eintrag im *Grundmanuskript* vom 3. September 1936, den Ludwig Hohl bei seiner Abschrift am 26.1.1937 angebracht hat. Darin beklagt er sich über die visuelle Einebnung seiner handschriftlichen Notizen in der maschinellen Abschrift (S. 979):

Der grösste Mangel dieser Abschrift, den ich erst im Laufe der Ausführungen feststellen konnte, ist dieser: Dass diejenigen Kommentare, die lediglich durch die Art der Handschrift in den Originalen gegeben sind, nicht überliefert werden konnten; sodass nun alles gleichförmig nebeneinander steht, während es sich doch um Niederschriften der allerverschiedensten Natur handelt; von gemeisselten Sätzen bis zu flüchtigen Notizen (nur um nicht entschwinden zu lassen ausgeführt) sind alle Zwischenstufen da; um was für eine Stufe es sich handelt, sieht man in den Originalen im allg. auf den ersten Blick.

War Hohl die gestalterische Einflussnahme einmal verwehrt – wie das u.a. bei dem Auszug aus den *hereinbrechenden Rändern* der Fall gewesen ist, der 1952 in Zürich "von seinen Freunden herausgegeben" wurde –, dann hat er ausdrücklich jede Verantwortung für die äussere Erscheinung der Publikation abgelehnt. Sehr deutlich sieht man das an einem Exemplar dieser Ausgabe, das Hohl Marthe Kauer geschenkt hat, und nach ihrem Tod wieder an den Nachlass zurückgekommen ist [SLA, E-09-c-1; Während des zweiten Weltkriegs begann Marthe Kauer im Keller der Genossenschaftsbuchhandlung am Helvetiaplatz in Zürich, der sogenannten "Katakombe", Dichterlesungen zu organisieren. 1944 war auch Ludwig Hohl ihr Gast. Für ihre Erinnerungen an diesen Abend und sein Zustandekommen vgl.: Dies.: *Die Katakombe, Zürichs Literatenkeller 1940-1973*; Pendo, Zürich, 1991, S. 45ff.]. In dieses Büchlein hat Hohl auf der ersten Seite einen kleinen Zettel eingeklebt, auf dem in Maschinenschrift zu lesen steht:

**Für die drucktechnischen Stupiditäten bin ich nicht verantwortlich. L.H.**

Als ob er dadurch diese Feststellung nicht nur hervorheben, sondern auch visuell noch einmal klar die Grenze markieren wollte zwischen dem Wenigen, das er in seiner Erscheinung selber verantworten konnte, und allem Übrigen, das ausserhalb dieses Bereichs lag, hat Hohl diesen Zettel durch Federstriche eingerahmt. Es liessen sich noch viele Beispiele anfügen, die zeigen, dass Literarisches auch als Gegenstand sinnlicher Erfahrung für Hohl von eminenter Bedeutung war. Deutliche Spuren von systematischer, physischer Malträtierung einer Heiligen Schrift wären dafür wohl der erschreckendste Beweis; aber auch unter Hohls eigenen Manuskripten und in Belegexemplaren seiner publizierten Werke findet man stumme Zeugen einer physischen Gewalt, der sie ausgesetzt waren. Solche gelegentliche Spuren von Grausamkeit sind jedoch in keiner Weise repräsentativ für Hohls Umgang mit physischen Trägern von Literatur. Im Nachlass finden sich vor allem auch eindruckliche Belege dafür, wie sorgsam und beinahe zärtlich Hohls Umgang mit materiellen Schriftträgern sein konnte. Ein anschauliches Beispiel für seine Überzeugung vom hohen, ja geradezu künstlerischen Wert seiner Werke in ihrer *materiellen* Gestalt, ist das "MANIFEST über den Verkauf meiner (nicht in Buchform) veröffentlichten Manuskripte" [SLA, E-09-g-2-LH-3-23]. Darin fragt Hohl:

Wie ein bildender Künstler von seinen H o l z s c h n i t t e n eine beschränkte Anzahl von Exemplaren als Handdruck herstellt – 50 Exemplare vielleicht, nummeriert und handgezeichnet – und sie, gemäss ihrer Natur, die zwischen der veröffentlichten Form und der Originalform schwebt, zu einem Preis verkauft, der zwischen dem Preis eines Maschinendrucks und eines Originals schwebt, – warum sollte ein Schriftsteller, für den kein Verleger etwas anderes tut als ihm Lob spenden, nicht genau auf dieselbe Weise seine Werke in die Welt bringen?"

In den ersten Monaten des Jahres 1941 ist es anscheinend tatsächlich zu einer Verkaufs-Lotterie seiner Manuskripte gekommen. Zum Preis eines Frankens konnte man damals ein Los für den Gewinn eines nummerierten Exemplars der *Nuancen und Details III* erwerben, für Fr. 2.- eines für das Exemplar Nummer 3 der Abschrift "Vom Arbeiten", und zu einem deutlich höheren Preis von 25.- resp. 20.- Franken hätte man die Exemplare 1 und 2 dieser Abschriften direkt erstehen können. Über den Ausgang dieser Lotterie und sonstige Verkäufe aus den Originalbeständen Hohls ist uns leider nichts weiter bekannt. [\[zurück\]](#)

<sup>10</sup> Solche Abschnittsmarkierungen finden sich im ersten Teil der *Notizen* nach den Stücken 9, 17, 24, 27 und 35. In der Originalausgabe weisen auch die Teile III, V und XI solche Markierungen im Text und entsprechende Zwischentitel im Inhaltsverzeichnis auf. (Aus ungeklärten Gründen fehlen Markierungen und Titel, die

Hohl auf einem handschriftlich beschriebenen Blatt, das in seinem Nachlass erhalten geblieben ist, für den VIII. Teil der *Notizen* festgelegt hat, allerdings schon in der Originalausgabe.) [\[zurück\]](#)

<sup>11</sup> N.b. Zum Zeitpunkt der Abfassung der Dissertation von Bänninger hat nur die Originalausgabe von Artemis existiert. Bänninger fand darin also die obengenannten "Sachgruppen-Titel", wie er sie nannte (S. 57), im Inhaltsverzeichnis vollständig aufgeführt. [\[zurück\]](#)

<sup>12</sup> Hier dürfte der geeignete Ort sein, um erneut auf eine Problematik hinzuweisen, die Kronig klar erkannt hat, und Bänninger dennoch zum Verhängnis wurde. Gemeint ist die Tatsache, dass es im Falle der *Notizen* besonders verhänglich ist, eine Notiz aus ihrem Zusammenhang mit anderen Stücken herauszureissen, "weil jedes Zitat einen Gedanken aus einem Kraftfeld herauslöst, das gerade bei Hohl niemals willkürlich ist" (Kronig, S. 9), und oft genug einem Gedanken seine volle Bedeutung bei Hohl erst aus diesem Kraftfeld heraus zukommt. Analoges gilt für das isolierende Zitieren eines Bruchteils einer einzelnen Notiz. Im konkreten Fall hat Bänninger diese beiden Gefahren übersehen. Nicht nur das zentrale Anliegen der Notiz I,18 sondern auch die hauptsächliche Funktion aller unter "Dreistufigkeit" zusammengefassten Stücke wird nämlich erst im eben zitierten, letzten Absatz dieser Notiz ersichtlich. (In den unmittelbar nachfolgenden Stücken 19 und 20 wie auch im Stück 24 ist ebenfalls ausdrücklich von der nicht existierenden "grossen Tat" die Rede, während die dazwischen liegenden Stücke allesamt auf unterschiedliche Weise die spontane Realisierung von grossen Taten und Erkenntnissen thematisieren. [\[zurück\]](#)

<sup>13</sup> Im oben schon auszugsweise zitierten "Vorspiel zum Erlebnis von Mondwald und Igelwald" (VII, 145; vgl. S. 37 Anm. 24) formuliert es der Notizenschreiber selber wie folgt:

*Das Geheimnis der Anstrengung.* Meine Kraft geht immer nebenhinaus, ich habe meine Kraft immer außerhalb des Planmäßigen. (Wie sie einst in der Schule nicht sein konnte, in dem durch die Schule Vorgezeichneten.) Außerhalb: *immer an andern Orten*, was keineswegs heißt, dass sie nicht beträchtlich und nicht produktiv sei. Schwer ist nur, die Formen, die Basis, die Umstände zu haben, die erlauben, sie möglichst produktiv abzufangen. Doch große Arbeit, Anstrengung, überwindet alles. Das eben ist das Geheimnis der Anstrengung, dass sie das bewirkt, was sich gar nicht berechnen lässt; – dass niemand vorausweiß, wohin sie führt, dass sie Früchte entstehen lässt an den Orten, an die niemand denkt. [\[zurück\]](#)

<sup>14</sup> Bei den vorangehenden Betrachtungen zur Dissertation von Kronig haben wir schon einen Hinweis auf den Grund und die Absicht hinter dem ausgeprägten Erlebnischarakter gegeben, den Bänninger hier im Zusammenhang mit einer Hohl-Lektüre konstatiert (s. oben, S. 70). Was Bänninger jedoch nicht beachtet ist, dass alles "Biographische" in diesem Zusammenhang einen allgemein repräsentativen und exemplarischen Charakter erhält. Ein Leser braucht sich darum in Wahrheit überhaupt nicht für Hohls "individuellen Erfahrungs- und Lebensraum" zu interessieren – wiewohl dieser für einen Forschenden äusserst aufschlussreich sein kann. Er wäre im Gegenteil dazu angehalten, die Lektüre zum Anlass zu nehmen *sein eigenes* Leben und Denken kritisch zu überdenken. [\[zurück\]](#)

<sup>15</sup> Sabine Haupt sind die apologetischen Töne in Kronigs Arbeit ebenfalls aufgefallen. Sie hat in der Literaturkritik "vier unterschiedliche Zugangsweisen" zu Hohls Werk festgestellt und in der ersten Dissertation von Kronig ein "prototypisches Modell" für die "enthusiastische Paraphrase" gesehen (S. 302). Die übrigen Herangehensweisen sind nach Haupt: eine ihrer Meinung nach immer noch nicht abgeschlossene 'Entdeckungsphase', eine auf den Denker sich besinnende und den Philosophen in Hohl unterstreichende und schliesslich ein "textorientierter, kritischer und differenzierter Zugang zum Werk von Ludwig Hohl" (S. 303). Dazu gilt es zu bemerken, dass Haupt Fuchs' und Bänningers literaturwissenschaftliche Dissertationen der auf den Philosophen konzentrierten Zugangsweise zugeordnet hat. – [\[zurück\]](#)

<sup>16</sup> Mit "Schulmeister B.", "Dorfschulmeister" oder auch schlicht "B." betitelt Hohl im *Grundmanuskript* seinen Bekannten Ulrich Bretscher (vgl. z.B. die Eintragungen vom 21.4.1934, 13.1.1935 und 2.6.1935). [\[zurück\]](#)

<sup>17</sup> Auch das Goethewort "Sie sagen: Das mutet mich nicht an! / Und meinen, sie hätten's abgetan", das Hohl seinen *Notizen* vorangestellt hat, ist ein deutliches Indiz für das Gewicht, das Hohl dem Vorwurf seines mangelnden Entgegenkommens an den Leser beigemessen hat. Dieses Zitat hat er übrigens als Motto auch schon dem *Grundmanuskript* von 1936 vorangestellt. [\[zurück\]](#)

<sup>18</sup> Auch in den *Notizen* hat Hohl das Dilemma, dass ein Schriftsteller nur über die Masse der (schlechten) Leser die wenigen guten finden kann, die er sucht, diese sich aber – wenn er jenen entgegenkommen würde – gerade von ihm abwenden müssen, an einigen Stellen klar zum Ausdruck gebracht (vgl. z.B. VI,9). Im nachfolgendem Auszug aus der bereits zitierten, 85-seitige Transkription der Gespräche zwischen Hohl und dem Dokumentarfilmmacher Alexander J. Seiler (vgl. S. 32, Anm. 4) kommt Hohl am Ende seines Lebens noch einmal auf "die Sache mit dem Erfolg" zurück. Darin wird deutlich, dass seine Ansichten hinsichtlich der problematischen Notwendigkeit eines gewissen Erfolgs bis zum Schluss dieselben geblieben sind (S. 39f.):

Seiler: An mehreren Stellen sprechen Sie von ihrem Leser, den Sie haben werden, von dem Sie nicht wissen, wer er ist, aber den Sie haben werden, und ich möchte Sie fragen: Was ist für Sie dieser Leser? Was haben Sie sich beim Schreiben vorgestellt, wenn Sie diesen Leser ansprechen? Was geschieht mit diesem Leser?

Hohl: Es geschieht, dass er eingeht in die Dinge, dass die Dinge in ihn eingehen, dass ein Kontakt da ist. Und das ist die Sache mit dem Erfolg, denn ich habe um den Erfolg gekämpft, auch darum bin ich zum Walser-Preis nach Zürich gefahren, weil ich dachte ... – denn ich war gar nicht genötigt, nach Zürich zu fahren –, wenn es mir gelingt, so wird es mehr zum Erfolg beitragen [1978 wurde Ludwig Hohl in Zürich der Robert Walser-Centenar-Preis überreicht. (Anm. MR)] Nun, was ist der Erfolg? Einerseits ist es das, was man gewöhnlich nur betrachtet davon, und das kam bei mir gar nicht in Frage, sondern es handelt sich darum, den Leser zu finden. Aber den wirklichen Leser, und ich denke etwa so: auf tausend Exemplare, die gedruckt werden, gibt es 20 Personen, die ungefähr lesen, und von diesen 20 gibt es zwei, also zwei pro Tausend, die beim Lesen das sind, was ich mir vorstelle als Leser, indem es in sie eingeht oder sie in die Sache eingehen, so dass ein Kontakt da ist, und dazu braucht es eben eine Menge Gedrucktes, dazu braucht es Massen .... also wie soll man das erreichen können ... es braucht 10'000 oder 20'000. Da will man darunter die 10 oder 20 oder 40 Personen treffen, auf die alles ankommt, denn die existieren, aber die erreichen das Buch nicht, das Buch erreicht sie nicht. Denn es gibt solche Mengen Bücher, das ist nicht zuzumuten, dass.... Ich bekomme Zuschriften von Leuten, die ganz isoliert sind von dem Literaturbetrieb, es hat ihnen niemand angeraten, die Isoliertes gefunden haben durch Zufall, und solche, die durch Zufall es finden können, die einen Gewinn hätten dabei – und den Gewinn auch mir bringen würden – die kann es nur geben, wenn eine Masse gedruckt wird.

Es scheint verlockend, Hohls Selbstinszenierung als 'enfant terrible', auf die man immer wieder hingewiesen hat, so zu interpretieren, dass er – als für ihn absehbar wurde, dass seine Bücher nie erfolgreichen Absatz finden würden – die 'publicity', die er für die Begegnung zwischen seinen wenigen Lesern und seinem Werk als unbedingte Voraussetzung erkannt hat, schliesslich mit nicht-literarischen Mitteln anzustreben begann. Gegen diesen Interpretationsansatz spricht aber, dass Ludwig Hohl anscheinend selber der Meinung war, sein Ruf als Bürgerschreck hätte ihm diesbezüglich gerade geschadet. Das jedenfalls scheint er in folgender Passage aus einem Brief an Hanny Fries vom 1.-3. Dezember 1942 zu suggerieren, der vor kurzem in ihrem Nachlass wieder aufgetaucht ist:

Eine sehr grosse Freude, stille Freude, die niemand wissen kann, hat mir Welti berichtet; er erklärte König ([...]), H könne, darüber solle man sich nur klar sein, wenn er wolle, durchaus nett sein ("tout-à-fait gentil" oder "charmant"); denn da sei er (H.) letzthin in einer Gesellschaft eingeladen gewesen, das hätte er (W.) erfahren; "und was hätte es geschlagen?" [mögliche Lesart: "und was hätte er zerschlagen?" MR] ; nein, im Gegenteil, er sei ganz und gar nett, reizend (oder weiss Gott was) gewesen, sei ihm geantwortet worden. (Du erinnerst Dich an diese Gesellschaft?) Das Licht, das mir aufglänzte, bei W.'s Erzählung, wer im ganzen Cons. [scil. Kürzel für das Café "Concierge" in Genf] und in der Stadt überhaupt, hätte es im mindesten ahnen können? War es doch, nocheinmal zurückgeworfen, dasselbe Licht wieder, das mir auch damals, in jener Weltgesellschaft, ermöglicht

hatte, das leere Spiel zu spielen, und mir Gewicht verliehen hatte; denn meine Gedanken ganz und gar, waren ... (Du erinnerst Dich?) [...] [\[zurück\]](#)

<sup>19</sup> In der Notiz IX,43 prangert Hohl Nietzsche für seine Zugeständnisse an den Leser an (vgl. auch II, 257 und XII, 125):

Warum ist es nötig, die Fehler gewisser grosser Männer – wie Nietzsche – aufs klarste herauszustellen? Um die Wirkung ihres bedeutenden Guten nicht zu behindern. Bleiben die Fehler eng verbunden mit dem Positiven, so sind sie oftmals die Gewichte, die das Ganze versinken machen.

Nietzsche hatte wenigstens zwei Fehler: 1. dem Leser Zugeständnisse zu machen. (Jedenfalls im Zarathustra. Einer machte den Witz, er habe aus Rivalität mit Wagner auch eine Oper schreiben wollen.) 2. Begriffs-übersteigerung, die Manie, über die zu erzielende Wirkung hinaus zu schlagen (was stets nur dazu führt, dass der Schlagende selber stürzt oder doch seinen Stand gefährdet). – Beide Fehler sind übrigens demselben Grunde entsprungen: der übergrossen, für ihn nicht ertragbaren Einsamkeit. [...]

Zum Verhältnis Hohl-Nietzsche hat der Verfasser einen Artikel in der Hohl-Autorenummer von *Quarto*, der Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs, publiziert (Nr.36, 2013). [\[zurück\]](#)

<sup>20</sup> Kronig, S. 31. Um das Faktum seines Misserfolgs kommt bei Hohl keiner herum; nicht nur in der Erklärung seines Zustandekommens, auch in der Analyse seiner Auswirkungen gehen die Ansichten der Forschenden dann aber weit auseinander. Kronig sieht im "totalen Misserfolg jenes Trotzdem, durch das Hohls Werk, wie wir es heute vor uns haben, überhaupt erst möglich wurde" (a.a.O.). Wie aus dem Kontext klar hervorgeht, haben wir mit Kronig unter diesem "Trotzdem" eine existenzielle Haltung zu verstehen.

Dieses existenzielle Moment fällt jedoch schon bei Bänninger einem psychologischen Reduktionismus zum Opfer, der für die ganze weitere Hohl-Forschung bezeichnend ist. Er sieht in Hohls unbeirrtem Festhalten an der eigenen Arbeit trotz ausbleibendem Erfolg nur noch folgenden, simplen, psychischen Mechanismus: "Opposition ist immer die Reaktion auf einen persönlichen Misserfolg" (S. 84). – Welch ungeheure Verengung der Perspektive derartiges Psychologisieren aus philosophischer Sicht bedeutet, werden wir im dritten Teil dieser Arbeit demonstrieren. Man ist versucht, von interpretativer Verelendung zu sprechen.

Hatte Bänninger versucht, vom Misserfolg ausgehend Hohls "Werk" und "Meinung" als Reaktion auf diesen zu deuten, so hat Sabine Haupt diesen Begründungszusammenhang zuletzt umgekehrt, indem sie Hohl als einen Bohème dargestellt hat ("Leben und Werk als Legende. Vor hundert Jahren wurde der Schriftsteller Ludwig Hohl geboren", *Neue Zürcher Zeitung*, 10. April 2004): "Der Misserfolg erscheint dem Bohémien als notwendige Konsekration. Hohl partizipiert dabei an einem spätestens seit Théophile Gautier und Gérard de Nerval verbreiteten Mythos der Moderne: Kommerzieller Erfolg und künstlerisches Renommee verhalten sich zueinander in umgekehrter Proportionalität. Der Poète maudit nagt zwar am Hungertuch, dafür aber entschädigen die umso üppigeren – meist allerdings postumen – Ausschüttungen an symbolischem Kapital." Wieweit Hohls Bewusstsein von der Erfolgs-Problematik bzw. sein Leiden unter Erfolglosigkeit von Haupt's These seiner Partizipation an besagtem Mythos entfernt liegen, ist allzu offensichtlich, als dass es eines weiteren Kommentars bedürfte. [\[zurück\]](#)

<sup>21</sup> *Nächtlicher Weg* wurde zwar offiziell vom Morgarten-Verlag publiziert; ab ihrer Gründung hat aber die Tochterunternehmung Artemis den Vertrieb der Auflage übernommen (Zürich, 1943). [\[zurück\]](#)

<sup>22</sup> In dieser Vierjahresperiode resultierte für Hohl aus dem Verkauf seiner Werke ein Honorar von insgesamt 114 Franken und 65 Rappen, was seine Schulden bei Artemis von vormals Fr. 780.25 auf neu Fr. 635.65 verringerte. [\[zurück\]](#)

<sup>23</sup> Aus entsprechenden Honorarrechnungen von Suhrkamp an die Ludwig Hohl-Stiftung geht hervor, dass in den beiden letzten Jahren bevor der Verlag die Restposten dieser Titel aus dem Verkauf genommen hat, weder von den *Notizen* noch von *Nächtlicher Weg* auch nur ein einziges, honorarpflichtiges Exemplar abgesetzt werden konnte. (Ein Exemplar der *Notizen*, das bereits ausgebucht war, ist sogar wieder an den Verlag zurückgekommen.) Diese Zahlen betreffen allerdings nur Lieferungen des Verlags an Buchhand-

lungen; es ist also durchaus möglich, dass in dieser Zeit aus den Beständen einzelner Verkaufsstellen einige wenige Exemplare dieser Titel über einen Ladentisch gingen. [\[zurück\]](#)

<sup>24</sup> Dass die von Hohl frustrierten Bedürfnisse der Leserschaft nicht legitim sein könnten, scheint weder der Schulmeister noch der Literaturwissenschaftler bedacht zu haben. Genau darin dürfte jedoch der Grund für Hohls obstinate Verweigerungshaltung ihnen gegenüber bestanden haben, wie wir gleich sehen werden. [\[zurück\]](#)

<sup>25</sup> Mit dieser Aussage reiht sich Bänninger in die Schar jener Leute ein, die – genau im Sinne jenes Goethespruchs, den Hohl seinen *Notizen* vorangestellt hat – meinen, ein Werk abtun zu können, indem sie es zur Privatsache des Autors erklären; für solche Leute findet man bei Hohl und Goethe nichts als Hohn und Spott. [\[zurück\]](#)

<sup>26</sup> In folgendem, unveröffentlichtem Eintrag im *Grundmanuskript* mit dem Titel "Über die Art des Lesers" äussert sich Hohl in dieser Hinsicht überaus deutlich (S. 512f.):

["]Leser, ich bin nicht dazu da, dich zu schonen und freundlich anzureden!" Würde ich sagen, wenn ich nicht meine verletzbaren und faulen Leser ihrer Armseligkeit wegen doch schonen müsste, da sie sonst zu tief gekränkt sein und in Wut über mich fallen würden, ihrer Armseligkeit wegen. DA ich ja aber nur imaginäre Leser habe, kann ichs doch sagen. Und wenn ich einmal andere haben werde, so darf ichs auch sagen: denn es werden sehr gute Leser sein ... [...]

Denn diese fragen nicht darnach, ob ich sie fächelnd unterhalte und freundlich streichle, sondern, ob ich ihnen etwas mitbringe von meiner besonderen Reise und wenn es auch das Kleinste wäre. [\[zurück\]](#)

<sup>27</sup> Es bleibe hier aber nicht unbemerkt, dass oberflächliche Interpretationen Ludwig Hohl vielleicht nicht weniger unberechtigte Kritik als falsche Bewunderung eingetragen haben. Auf die Gefahr einer voreiligen Bewunderung hat Alexander J. Seiler am 9.4. 1974 im Zürcher *Tages-Anzeiger* aufmerksam gemacht:

Dem 'écrivain pur', den er als einer der letzten verkörpert, gebührt unsere Bewunderung und unser Dank, aber nicht – wie in den Aufsätzen mancher junger Autoren und Kritiker – eine neue Idealisierung, deren Preis neue Lähmungen sind. [\[zurück\]](#)

<sup>28</sup> Zu Hohls Praxis der Selbstbestätigung mittels Zitation von Gewährsleuten s. unten S. 134ff.. [\[zurück\]](#)

<sup>29</sup> Sabine Haupt hat die Zweierbeziehung als eine Grundfigur im erzählerischen Werk von Ludwig Hohl herausgestellt. Auch wenn sie gezeigt hat, dass dieses literarische Doppelgänger-Motiv bei Hohl oftmals ein Medium der Selbstreflexion ist, hat Haupt in ihm doch auch ein Anzeichen für einen authentischen Kontakt- und Kommunikationswunsch von Ludwig Hohl erkannt. [\[zurück\]](#)

<sup>30</sup> So kommt es in der Literatur des Öffern vor – was man bisweilen auch in der Bergwelt beobachten kann – dass ein lackierter Halbschuh ahnungslos auf schweres, genageltes Schuhwerk trifft. Der gemeinsame Weg dergestalt ungleicher Paare führt dann selten weit: Monsieur, der lackierte, bleibt bald zurück. Das mag ihn kränken, sehen sich doch gerade die feinen Herrschaften nicht selten gerne als akklamierte Gipfelstürmer in ihren pomadisierten Träumen. Es gibt ihm aber nicht das Recht, dem Alpinisten, der hoch über ihm einsam gegen den Bergschrund kämpft, Egotismus vorzuwerfen – nur weil der 'bon Monsieur' selber die 'flatteurs' und ihren Neid stets im Auge behalten muss, wenn er seine modischen Kleider in müssigen Stunden im Stadtpark spazieren führt. Während jener seinen unbeirrten Blick in der Einsamkeit der Berge ganz allein auf sein höchstes Ziel und seinen nächsten Schritt ausrichtet...

Also wird man auch dem abwegigen Autor, dem – 'coûte que coûte' – "Erkenntnis das Höchste ist" (XII,48), während das grosse Publikum sich von seiner Lektüre Nett- und Artigkeiten verspricht, die es erbauen und stärken sollen im Glauben, dass seine Ansichten die rechten sind, nicht Subjektivismus vorwerfen dürfen. Was kann es ihn kümmern, wenn ihm nur die wenigsten folgen – wenn er diese dafür auf dem Weg der



Erkenntnis ermutigen und vielleicht sogar ein Stück weiterbringen kann. Damit ihm das gerate, wird er an seinen Leser die höchsten Anforderungen stellen und dazu sehen müssen, dass seine eigenen Texte zu Höchstleistungen Anlass und gute Gelegenheiten bieten. Beides ist nur möglich, wenn er seinem wahren Leser zuliebe auf die grosse Leserschaft keine Rücksicht nimmt, wie das Ludwig Hohl getan hat. Elitarismus wird man der Konzeption seines Verhältnisses von Leser und Autor darum gewiss vorwerfen können, Egoismus nicht. [\[zurück\]](#)

<sup>31</sup> Als weitere Bedeutungsfelder von (lat.) 'fabula' erwähnt "Der Kleine Stowasser" (München, Freytag, 1979, S. 176): "Erdichtung, Erzählung, Geschichte, Märchen" sowie den "Stoff" oder das "Sujet" einer Dichtung. Zusammenfassend könnten wir vielleicht einfach von "Handlung" reden. "Fabel" ist hier also nicht im Sinn einer didaktisch angelegten Tiergeschichte zu verstehen. [\[zurück\]](#)

<sup>32</sup> Mit "sie" hat Hohl hier wiederum die oben erwähnten, "bedeutenden Schriftsteller" im Sinn. Der unmittelbare Kontext im publizierten Text gewährt darüber zwar keinen Aufschluss; in der ersten, unpublizierten Fassung dieser Notiz im *Grundmanuskript*, die vom 21.4.1934 datiert, findet man jedoch den gewünschten Hinweis sofort. Dort heisst es nämlich (S. 24):

Dreck ist das mit dem "Fabulieren"! Eine g e i s t i g e A u f g a b e haben sie sich gestellt, das ist Kunst. (sie: die bezeichnenden Schriftsteller, die Faktoren der geistigen Welt, ein Balzac, Thomas Mann, eine Katherine Mansfield, etc.) [\[zurück\]](#)

<sup>33</sup> Wer noch daran zweifeln möchte, dass Hohl mit dem Wort "Fabulieren" ausdrücklich auf den einschlägigen Ratschlag aus dem nun schon mehrfach zitierten Brief vom 8. April 1934 des "Schulmeisters B." anspielt, der findet beim Weiterlesen dieser Notiz (II,32) rasch die nötige Sicherheit. Der "Dorfschulmeister" wird nämlich umgehend "mit Namen" erwähnt:

Gesehen, wie in den Dünen, aus der lächerlichen Sandhäufung, die die Menschen machten, ein richtiger Berg geworden ist (mit Bäumchen bepflanzt zuletzt und mit einer Weg-Treppe hinauf – ein kleiner Berg wie die andern auch, die vorherigen, in der Natur stehenden): Das begreift kein Dorfschulmeister. Das ist Menschenwerk. (Und als erster auch, wie die andern, wird ein Dorfschulmeister den Berg ehren.)

Um diese Notiz, deren Interpretation ohne Hintergrundwissen beinahe unmöglich ist, dem Leser verständlich zu machen, sei hier eine kurze Zwischenbemerkung eingeschoben, bevor das Zitat fortgeführt wird. In der vorangehenden Anmerkung haben wir festgestellt, dass der Notiz II,32 ein Eintrag im *Grundmanuskript* vom 21.4.1934 zugrunde liegt. Unmittelbar auf den entsprechenden Eintrag folgt – ebenfalls datiert vom 21.4. – im *Grundmanuskript* ein Stück mit dem Titel "Novelle APPARITIONEN oder Wie ich den Verstand verlor" (S. 24-26). Diese Stück enthält eine Passage, die in der veröffentlichten Notiz, der dieser Eintrag zugrunde liegt (VII,18), weggelassen wurde und heisst:

(Hauptsache ist doch:) Ich suche immer ein positiveres Bild – das aussen ist innen – mir zu helfen, eine Stärkung, einen stärkenden Empfang. Ich will nicht ein Panzerkreuzer sein, der Klippen überrennen will, ich versuche es woanders.

Diese Passage, in der Hohl im *Grundmanuskript* also unmittelbar im Anschluss an den Eintrag, der als Nummer 32 des zweiten Teils in die *Notizen* aufgenommen wurde, auf ein uns bekanntes Bild aus dem erwähnten Brief von B. zu sprechen kommt, könnte nun den isoliert stehenden Satz, mit dem Hohl die Notiz II,32 fortsetzt, erklären helfen. Dieser Satz lautet:

Dein Bild ist unzureichend. Wir bilden einen höheren Verein.

Wenn wir recht liegen, dann ist der Briefeschreiber "B." an dieser Stelle Hohls Ansprechpartner und im unzureichenden Bild, zu dem Hohl ein positiveres sucht, sehen wir dann den Panzerkreuzer, "der Klippen überrennen will". Wie aber wäre dann der kryptische Hinweis auf einen höheren Verein zu verstehen? Vielleicht so, dass der Autor Hohl sich selber keineswegs wie einen Panzerkreuzer auf den Leser zusteuern sieht, den er überrennen möchte, an dessen Desinteresse er jedoch selber zerschellen muss. Vielmehr bilden Hohl und sein Leser in seinem Verständnis eben "einen höheren Verein". Von hieraus eröffnet sich auch eine plausible Deutung des letzten enigmatischen Bruchteils der Notiz II,32:

(Was ist vorzuwerfen, an was allem fehlt's?)

... aber ich kann in den alten Fabelbüchern der Menschheit lesen.

Wie wir gesehen haben, lautete der Vorwurf von "B.", dass es Hohl an drei Dingen fehle: Fabel, Liebe, Politik. Ohne diese lässt sich aber ein breites Interesse der Leserschaft an seinen Werken niemals wecken. Diese Behauptung scheint Hohl mit dem Hinweis widerlegen zu wollen, dass er doch "in den alten Fabelbüchern der Menschheit" lesen könne – Fabel hier nun auch bei Hohl im Sinne des lateinischen "fabula" zu verstehen als Erzählungen jeder Art – in denen es weder um Liebe, noch um Politik gehe, für die er sich aber dennoch interessiere. Den Schluss, den er damit nahezulegen scheint, lautet: ergo wird sich auch in Zukunft jemand, ein versprengter Einzelner wie er selber, für seine Notizen und Geschichten interessieren. – Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass der hier behandelte Brief auch den Hintergrund für das humoristisch-polemische Stück I,13 aus den *Nuancen und Details* abgibt, das man ohne Kenntnis seiner Herkunft sowie der näheren Umstände von Hohls Briefwechsel mit Bretscher kaum verstehen wird. [\[zurück\]](#)

<sup>34</sup> In Anbetracht der Tatsache, dass Xaver Kronig bereits klar und deutlich auf den Primat der Erkenntnis und somit einen Vorrang des Geistigen bei Hohl hingewiesen hat, und angesichts des Umstands, dass auch Bänninger selber einen grossen Teil seiner literaturwissenschaftlichen Analyse der *Notizen* ihrem philosophischen Gehalt widmet, ist es sehr zu bedauern, dass seine Subjektivismuskritik auf einer offenkundigen Missachtung der tieferen, geistigen Absicht von Hohls Schreibaarbeit beruht. Diese Missachtung geht einher mit einem fundamentalen Missverständnis der zentralen Rolle des Lesers für den Notizenschreiber. Auch hier diese hat Kronig bereits deutlich hervorgehoben, während Bänninger im gesamten Verlauf seiner Arbeit immer wieder auf einem vermeintlich solipsistisch-biographistischen Zug in den *Notizen* insistiert. [\[zurück\]](#)

<sup>35</sup> In dieser Hinsicht hat auch Bänninger eine Bedeutung des Lesers für Hohl gesehen (S. 117): "Man muss anerkennen, dass sich Hohl nicht im Aufzeigen der von ihm als kritikwürdig empfundenen Zustände erschöpft, sondern dass er darüber hinaus einen Weg skizziert, den zu begehen er für das einzig Richtige hält. Seine Kritik verbindet sich mit der Absicht, belehren zu können." Bänningers Interpretation dieses Zusammenhangs schlägt aber sofort zurück in die alte Kerbe, von der wir uns nun schon hinreichend distanziert haben. Der positive Bezug wird zum Epiphänomen von Hohls krankhaft-exhibitionistischer Monomanie degradiert (S. 108): "Hohl läuft Gefahr, als Moraltrumpeter missverstanden zu werden, indem er sein individualistisches Weltbild einer allgemeingültigen Gesetzmässigkeit unterstellt und diese lautstark verkündet. Und gerade, weil ihm die "grosse Form" versagt bleibt, in der sein Weltbild in höherem Sinn hätte wirksam und durchwirkt werden könne, bleibt seine Moral für den anders denkenden Leser mitunter unerheblich. Er müsste aus einer ähnlichen Bewusstseinslage denken und fühlen, um Hohls Schriften als relevant zu empfinden. Der Leser Hohls wäre also eher ein Glaubensgenosse, als dass ihn literarisches Interesse zur Lektüre greifen liesse." [\[zurück\]](#)

<sup>36</sup> Was Hohl selber von dergleichen Destillationsexperimenten gehalten hat, drückt die Notiz 273 aus den *Nachnotizen* aus, in dem er das "Porträt" von Di. [scil. Ernst Dietschi] zeichnet:

Di. redete von so was wie den oder die Leitgedanken herausgreifen, „den metaphysischen Unterbau zeigen“ oder dergleichen, und zwar aus meinen oder irgendwelchen Schriften. Sinnloses Unterfangen. Denn:

Was ist das anderes, als versuchen, mit Wenigem viel sagen? Der Schriftsteller, wo er gut ist, hat aber schon mit am Wenigsten am meisten gesagt.

Folgen wir dem Verweis, den Hohl in diesem Stück auf die vorangehende Nummer 271 angebracht hat, dann sehen wir, worin in seinen Augen der Fehler bzw. das ganz und gar Sinnlose eines solchen isolierenden Unterfangens à la Dietschi besteht, wie es auch Bänninger unternimmt, indem er einen philosophischen "Gehalt" vom Literarisch-Künstlerischen abzutrennen versucht.

Kunst ist nicht, was noch ein Pendant, als Pendant noch die grosse Idee haben muss (um dann wirklich ernst zu sein), wie dieser ganz ahnungslose Di. meint [...]. [\[zurück\]](#)

<sup>37</sup> An anderer Stelle wird derselbe Vorwurf von Bänninger noch anders formuliert (S. 111): "Der Egotist Hohl wertet seine eigenen Erkenntnisse kanonisch, und die Kritik geht immer nur von diesem eigenen, subjektiven Weltbild aus." Diese Formulierung könnte und müsste eigentlich Anlass geben zu einer genaueren Untersuchung dessen, was Bänninger hier mit dem Terminus "Weltbild" abwertend meint. Eine gründliche Auseinandersetzung über seine Verwendung dieses Begriffs wäre auch darum unbedingt notwendig, weil nach ihm Werner Fuchs diesen Ausdruck sowie den ihm verwandten Terminus "Weltanschauung" ebenfalls zum zentralen Begriff seiner "philosophischen" Interpretation der *Notizen* macht. Ein solcher Exkurs würde jedoch den Rahmen einer Gesamtschau über die wissenschaftliche Literatur zum Notizenwerk, wie wir sie hier anstreben, weit überschreiten. An seiner Stelle folgt hier darum lediglich eine Randbemerkung. Von einer philosophisch ernstzunehmenden Debatte um die Begriffe "Weltanschauung" und "Weltbild" scheint Bänninger nichts gewusst zu haben. Hätte er Kenntnis von ihr gehabt, würde ihm die Gleichzeitigkeit dieser Debatte und der Entstehungszeit der *Notizen* bestimmt aufgefallen sein, und hätte ihn womöglich nachdenklich gestimmt. In ihr liegt nämlich ein Hinweis auf die Möglichkeit einer weit produktiveren und v.a. viel tiefgreifenderen Auseinandersetzung mit Hohls Werk als seine Diskreditierung durch einen schalen Begriff, dessen denkgeschichtliche Verortung man selber nicht ganz durchschaut. (Zur einschlägigen Debatte vgl. z.B. Max Scheler: *Philosophische Weltanschauung* ([1929], Francke, Bern, 1954, v.a. S. 5-15 sowie Martin Heidegger: *Die Zeit des Weltbildes* ([1938], in: GA Bd. 5, S. 75-113, v.a. S. 89f.).

Im Fall von Werner Fuchs liegen die Dinge zwar leicht anders aber auch nicht viel besser. Fuchs widmet der Herleitung seiner Verwendung des Terminus "Weltanschauung" immerhin anderthalb Seiten, auf denen er erklärt, dass Hohl "in der Begrifflichkeit von Weltanschauung [...] ein Erbe der nachkantianischen Philosophie" sei (S. 33). (Was "in der Begrifflichkeit von Weltanschauung" heissen soll, versteht man zunächst nicht. Hohl selber verwendet den Begriff "Weltanschauung" jedenfalls in den *Notizen*, soweit wir sehen, nirgends.) Glücklicherweise präzisiert Fuchs seine Behauptung, indem er schreibt (a.a.O.): "Während noch bei Kant Wege religiöser Autonomie offengehalten wurden, setzte sich der Gedanke einer vom Christentum gelösten Ethik immer mehr durch. Die Philosophie ward zu ihrem eigenen Gegenstand."

Über die Wege der religiösen Autonomie und über deren Grenzen, wie Kant sie in seiner Schrift *Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft* recht deutlich umrissen hat, wäre mit Fuchs wohl zu streiten. Es erscheint jedenfalls äusserst problematisch, Kants Zugeständnisse an das menschliche Versinnlichungsbedürfnis religiöser Vorstellungen zu kultischen Zwecken und seine Auffassung von der Legitimität bzw. faktischen Notwendigkeit solcher Zugeständnisse Zwecks wechselseitiger Stärkung und Bewahrung der Gläubigen für ein wirkliches Eingeständnis einer Selbstgesetzgebungskompetenz der Religion auszugeben, die in ihren Dogmen dann zu Recht auch (ethischen) Vernunftkenntnissen widersprechen dürfte, wie Fuchs das zu unterstellen scheint. Dass die Philosophie aber erst durch den Gedanken "einer vom Christentum gelösten Ethik [...] zu ihrem eigenen Gegenstand" geworden sei, diese Behauptung ist, soweit sie nicht unverständlich ist, der reinste Unsinn. Im besten Fall beweist sie uns, dass Fuchs, der in beiden Nebenfächern Theologie studiert hat, von einer Philosophie vor dem Christentum offenbar nichts wissen wollte. Mit grösstem Recht könnte man aber behaupten, "Philosophie" habe immer schon (und immer erst) gerade da begonnen, wo sie sich selbst zum Gegenstand geworden sei, indem sie die Geltungsansprüche überkommener sittlicher und religiöser Werte auf ihre Berechtigung hin untersucht und nur solche als legitim anerkannt hat, deren Tauglichkeit für ein philosophisch geklärtes, gutes Leben sich im philosophischen Gespräch erwiesen hatte. Oder wäre denn Sokrates kein Philosoph gewesen? – Es erstaunt jedenfalls nicht, dass Fuchs seine Definition von "Weltanschauung" aus einem Wörterbuch der Theologie abgeschrieben hat ("Religion in Geschichte und Gegenwart", 3. Aufl., S. 1603ff.). Folgerichtig erscheint ihm jede Weltanschauung als "Lückenbüsser[in]" für Ungläubige, wobei er ausdrücklich und warnend hinzufügt, dass sie als solche dem christlichen Glauben widersprechen müsse (S. 33). – [\[zurück\]](#)

<sup>38</sup> Es ist bezeichnend, dass Bänninger an dieser Stelle zur Diskreditierung des rückständigen Philosophieverständnisses, das er Hohl unterstellt, ausgerechnet Kant bemüht, der seiner Meinung nach gezeigt haben soll, dass "die Hoffnung eines Aufschlusses [...] in den Aufgaben der Vernunft nur durch Begriffe möglich ist" (a.a.O.). Von Bänningers äusserst fragwürdigem Verständnis der kantischen Philosophie einmal abgesehen, das der (rein) begrifflichen Spekulation alle Türen wieder zu öffnen droht, die Kant zuschlagen und mit

seiner philosophischen Kritik endgültig verriegeln wollte, werden wir sehen, dass sich bei Hohl und Kant in Wahrheit eher eine Gegenüberstellung aufdrängt, als dass man im Glarner einen Erben des Königsbergers vermuten dürfte.

Gerade in dem von Bänninger an dieser Stelle strapazierten Punkt eines vermeintlich wissenschaftlich längst herrschenden Ahnungs-Verbots in der Philosophie, hat jedoch Kant mit der (ästhetisch) 'reflektierenden Urteilskraft' eine ebenso notwendige wie legitime Bewegung des Denkens aufgezeigt, die dem, was Bänninger "Ahnung" nennt, eher nahe steht, als dass sie sie verbietet. Auch hier fragt sich also, wie weit die Kenntnis der philosophischen Sachlage bei dem Literaturwissenschaftler wirklich reicht. An vielen Stellen seiner Arbeit kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Bänningers vernichtend gemeintes Urteil, Hohl habe (philosophisch) nicht auf der Höhe seiner Zeit gedacht, auf seine eigene, philosophistische Arbeit zurückfalle. [\[zurück\]](#)

<sup>39</sup> Wir haben hier nur die offenkundigsten Schwierigkeiten im Verständnis dieser Passage aufgezeigt. Weitere liessen sich leicht anfügen. Zum Beispiel erweckt Bänninger den Eindruck, als ob die "Realisierung" niemals in der (grossen) Idee, sondern im Grunde erst durch die Übersetzung der kleinen Ideen in Sprache, also durch die (kleinen) Taten auf der dritten Stufe erfolgen würde. Dem widerspricht Hohl aber ganz eindeutig (XII, 115):

Wirkliche Realisierung findet nur in der Idee statt. In dem, was sie "Leben" nennen, finden Realisierungen entweder nicht statt oder dann sind sie so skabrös – – so sehr vermischt mit anderem, dass ... (vielleicht: dass man sie nur in der Idee sehen kann). [...] [\[zurück\]](#)

<sup>40</sup> Von Anfang an glaubt Bänninger, bei Hohl ein "idealistisches Temperament" diagnostizieren zu können (S. 20); später weitet er seinen Befund aus und attestiert Ludwig Hohl ein rund herum "idealistisches Leben" (S. 66). Was wir uns unter einem solchen "idealistischen" Leben vorzustellen hätten, wird auch dort nicht klar, wo Bänninger es präziser zu charakterisieren versucht, indem er "an die Achtlosigkeit [erinnert], mit der die in sich versperren Philosophen des Idealismus ihr Leben verbrachten, rein um die Möglichkeit ihres Gedankens besorgt, und an die Unbekümmertheit, mit der sie der Wirklichkeit eine ihr fremde Ordnung auferlegten" (S. 79; ein Beispiel für Hohls "idealistische" Lebensführung gibt Bänninger auf S. 28). Das von Bänninger hier als "idealistisch" bezeichnete Philosophieverständnis, das er dem Autor der *Notizen* unterstellt, rangiert dieser in den *Notizen* aber bezeichnenderweise selber ins Kapitel "Apotheker". Dort heisst es (VIII, 23):

Die *ungeheure* Veränderung in meiner Denkweise soll nie vergessen werden: Einst hatte ich – erst in meinem dreißigsten Jahr wurde es mir klar – ohne es zu wissen dem Bürgertrug geglaubt, die Philosophen seien – – für die Philosophie, und das Leben regiere sich selber, sei für das Leben, und ganz ...; und stehe der Philosophie, die als unabhängiger Luxus irgendwo installiert sei, *gegenüber!* [...]

Vgl. dazu auch XII,42. Diesen "Bürgertrug" einer dem Leben als theoretische Spekulation gegenüberstehenden und mit ihm in keiner wesentlichen Verbindung stehenden Philosophie, den durchschaut zu haben Hohl selber als "ungeheure Veränderung in [s]einer Denkweise" bezeichnet, wird ihm von Bänninger also just unterstellt. Dabei redet er auch immer wieder von Hohls "idealistischem Weltbild", wobei er hinzufügt, dass dieses von Hohl verlangt habe, "dass er an sich Unsagbares auszudrücken versuch[e]" (S. 143). Aus philosophisch-fachwissenschaftlicher Sicht sind solche Äusserungen schlicht unverständlich. Wäre denn "Idealismus" eine Frage des Charakters? Oder gar ein 'lifestyle'? Und was hätte er dann mit den Grenzen des Sagbaren zu tun?

Vollends dunkel wird es, wenn Bänninger verkündet, es sei "denkbar, dass er [scil. Hohl] als Verkünder eines idealistisch-individuellen Existenzialismus wieder gelesen" werde (S. 108). An dieser Stelle hätte es wohl längerer Ausführungen bedurft, damit aus fachphilosophischer Sicht hätte verständlich werden können, was der Literaturwissenschaftler mit seiner Kombination von Idealismus und Existenzialismus hier genau sagen möchte – von der Frage der Berechtigung ihrer Anwendung auf Ludwig Hohl einmal abgesehen. Das "Schlusswort" seiner Dissertation lässt dann allerdings erahnen, was Bänninger an besagter Stelle sagen möchte. Darin beschreibt er Hohls *Notizen* nämlich als "ein Werk, das ihn selbst aus den Widrigkeiten des Alltags hinaus in eine idealisierte Welt der reinen Innerlichkeit führen sollte" (S. 159), und fährt fort: "Dieses

Werk blieb ein existentielles Programm, es wurde kein Spiegel der Erfüllung." Diese Aussage hat aber mit dem, was man in der allgemeinen philosophischen Begrifflichkeit unter "Idealismus" oder "Existenzialismus" verstehen könnte, nicht im Entferntesten etwas zu tun. Wenn Bänninger dann sogar noch verkündet, Hohls "materielle Not und persönliche Einschränkung [... widerlege] aufs grausamste jenen hohen Idealismus vom 'wahren' Leben als zutiefst persönliche, innerliche Angelegenheit", und die (rhetorische) Frage stellt, ob "sich Hohls Idealismus nicht in jedem Augenblick für besiegt erklären [müsste], da er an diesem seinem Leben leidet" (S. 148), dann können wir eine solche Darstellung der Dinge *philosophisch* nur noch mit einem Kopfschütteln quittieren. Wir wollen sie darum nicht weiter verfolgen. [\[zurück\]](#)

<sup>41</sup> Konsequenter Weise unterstellt Bänninger Hohl denn auch beide Formen von Idealismus, wenn er einmal der "grossen Idee" in seinem Denken "eine metaphysische Funktion" zuspricht (S. 20) und ein andermal von "seiner idealistischen Erkenntnisphilosophie" spricht (S. 99). [\[zurück\]](#)

<sup>42</sup> Wenn Bänninger allerdings behauptet, die "Souveränität des individuellen Intellekts", die er bei Hohl überall anprangert, sei im romantischen Fragment "zum gültigen Ausdruck" gekommen (S. 44), und sich nun plötzlich vor diesem Hintergrund daran macht, "Hohls Geisteslandschaft mit der fragmentarischen Landschaft seines Werks in Einklang zu bringen", dann widerspricht er damit seiner eigenen Bestimmung der Hohlschen Sprachform der Notiz, die wir weiter oben referiert haben (s. oben, S. 78). Unsere anfängliche Kritik, dass Bänninger einen Zusammenhang zwischen Anfangs- und Endpunkt seiner Arbeit – sprich zwischen seinen philosophischen Gehaltsdestillationsversuchen und seiner Gattungsdiskussion der *Notizen* – nicht herzustellen vermöge, müssen wir jetzt also korrigieren: in Form eines handfesten Widerspruchs liegt hier doch eine Art inneren Zusammenhangs vor. [\[zurück\]](#)

<sup>43</sup> Gerade Descartes Biographie – mit der sich Ludwig Hohl übrigens schon als Kantonsschüler anhand von Kuno Fischers *Geschichte der neueren Philosophie* ausführlich beschäftigt hat (vgl. S. 193) – ist doch in höchstem Masse ungeeignet, ein im oben beschriebenen Sinne "idealistisches Leben" zu veranschaulichen. In dem Abschnitt "Studium in sich selbst und im Buch der Welt" aus seinem *Discours de la méthode pour bien conduire sa raison et chercher la vérité dans les sciences* beschreibt Descarts sein Leben jedenfalls in ganz anderen Tönen (Meiner, Hamburg, S.17; zitiert auch bei Fischer, Bd. 1, S. 138): "Deshalb gab ich das Studium der Wissenschaften vollständig auf, sobald das Alter mir erlaubte, aus der untergebenen Stellung des Schülers herauszutreten. Ich wollte keine andere Wissenschaft mehr suchen, als die *ich in mir selbst oder in dem großen Buch der Welt würde finden können*, und so verwendete ich den Rest meiner Jugend auf Reisen, Höfe und Heere kennenzulernen, mit Menschen von verschiedener Gemütsart und Lebensstellung zu verkehren, mannigfaltige Erfahrungen einzusammeln, in den Lagen, in welche das Schicksal mich brachte, mich zu erproben und alles, was sich mir darbot, so zu betrachten, dass ich einen Gewinn davon haben könnte." [\[zurück\]](#)

<sup>44</sup> Hat Hohl solche Begriffe ausnahmsweise doch einmal verwendet, dann nie um ein ernstzunehmendes, geschweige denn sein eigenes Denken damit zu bezeichnen, sondern nur seiner Ansicht nach falsche Denkrichtungen. Vgl. z.B. I,18 und NN, 327. [\[zurück\]](#)

<sup>45</sup> Bei seiner Feststellung einer vermeintlichen Zuwendung Hohls zum Metaphysischen, Seienderen und Letztwirklicheren als allem Alltäglichen wird Bänninger wohl wiederum Hohls "idealistisches Temperament" vorgeschwebt haben. [\[zurück\]](#)

<sup>46</sup> Bänninger erachtet die Sprache bei Hohl als ein "Entdeckungsorgan" (S. 23), ausgestattet "mit Humboldts energiea und Weisgerbers wirkender Kraft" (S. 24). Er behauptet weiter, dass bei Hohl "das gesamte Universum [...] in den Bereich der Sprache [zu liegen komme und ...] als vom Menschen erfahrenes und gedanklich erlebtes von diesem Phänomen zusammengehalten" werde (S. 26f.). Wenn er dem aber hinzufügt: "Diese dialektische Denkart wurde bisher von Hegel am deutlichsten gedacht – sie umschliesst die Welt in allen Bewusstseinsstufen, in allen wissenschaftlichen Disziplinen", dann beginnen hier die philosophischen



Schwierigkeiten aufs Neue: wie kann man eine "Denkart", die sich dem Operieren mit philosophischen "Begriffen" so konsequent verwehrt, wie das in Ludwig Hohls *Notizen* der Fall ist, und einer so ausgeprägt literarischen Bildlichkeit frönt, mit Hegels Begriffsdiagnostik assoziieren, zu der sie doch in äusserstem Gegensatz steht? Dieser Frage werden wir uns an anderer Stelle widmen. [\[zurück\]](#)

<sup>47</sup> Wenn wir unsererseits diesen Fehler nicht wiederholen wollen und darum das leitende Philosophieverständnis unserer eigenen, philosophischen Betrachtung zum Notizenwerk aus diesem selbst entwickeln wollen, werden wir uns umgekehrt der kritischen Frage nicht verwehren dürfen, ob und inwiefern dieses Verständnis einem wissenschaftlichen Begriff von Philosophie heute noch genügen kann. [\[zurück\]](#)

<sup>48</sup> Bemerkungen von Bänninger wie diese (S. 50): "Die Notizen lassen jene Logik, aus der sich ein Philosoph sein Gedankengebäude aufbaut, zunächst vermissen", lassen ihrerseits jedes Verständnis für die historische und gegenwärtige Mannigfaltigkeit philosophischen Denkens vermissen. Sie sind offenkundige Zeichen einer bedenklich dogmatischen Verslossenheit. Gemäss Bänninger wären also nicht nur Platons Mythen und Gleichnisse nicht mehr (philosophischer) Bestandteil der Philosophie, sondern auch Nietzsches *fröhliche Wissenschaft* und Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen*. Am Ende beginnt man zu zweifeln, ob Bänninger den mystischen Initiierungsbericht, der uns von Parmenides in seinem "Lehrgedicht" überliefert ist, überhaupt gelesen hat, wenn er diesen "den ersten *begrifflichen* Philosoph unter den Eleaten" genannt hat (S. 25, Hervorhebung MR.). [\[zurück\]](#)

## IV "Möglichkeitswelt" Zu Ludwig Hohls Dichtung und Denkformen (Fuchs, 1973)

Die 155 Seiten der Dissertation von Werner Fuchs beinhalten nur knapp zur Hälfte im engeren Sinn *literaturwissenschaftliche* Analysen;<sup>1</sup> auf den ersten 80 Seiten seiner Arbeit stellt auch er ausgedehnte, ihrem Grund und Anspruch nach eminent *philosophische* Betrachtungen zu den *Notizen* an. Wie angekündigt (vgl. S. 97, Anm. 37), kreisen Fuchs' "philosophische" Ausführungen dabei um den Begriff "Weltanschauung". Sie sollen im Weiteren kurz vorgestellt werden.<sup>2</sup>

### Weitreichende Übereinstimmungen

Wie seine beiden Vorgänger versucht auch Fuchs in seiner Einleitung auf die Frage, "wieso dieser Schriftsteller [scil. Hohl] nicht gelesen wird, [...] eine mögliche Antwort zu geben" (S. 2.). In seiner Erklärung schliesst er sich Bänninger an und behauptet auch er, dass Hohl "den Leser nicht in die Konzeption der schriftstellerischen Arbeit mit einbezieht" (a.a.O.).<sup>3</sup> Überhaupt kann man sagen, dass Fuchs sich in allen philosophisch relevanten Punkten den eben referierten Positionen von Bänninger ausdrücklich anschliesst;<sup>4</sup> auch bei ihm ist die Rede vom "subjektiven Individualismus Hohls" (S. 80), und auch er erachtet diesen Befund als hinreichend, um Hohl die Legitimität eines (propositionalen) Erkenntnisanspruchs abzusprechen (S. 72): "Es ist daher müssig, mit Hohl über diesen oder jenen Wahrheitsgehalt einer Aussage streiten zu wollen, die gar nicht den Anspruch auf Objektivität und Überprüfbarkeit erhebt".<sup>5</sup>

Von Bänninger übernimmt Fuchs schliesslich auch die These vom linearen Aufbau der *Notizen* samt der Behauptung, dass dem ersten Teil eine privilegierte Funktion für das Gesamtwerk zukomme (S. 18): "Gleichsam programmatisch verpflichtet Hohl das ganze Werk seinem Arbeitsethos. [...] Die zentrale Eingangsstellung der menschlichen Produktivität ist absolut notwendig." In der Begründung der herausragenden Stellung von "Vom Arbeiten" weicht Fuchs allerdings ein erstes Mal vorteilhaft von seinem Vorgänger ab. Wie wir gesehen haben, führt Bänninger dafür nämlich sein aufgeblasenes Dreistufenprinzip als grundlegendes Erkenntnisinstrument der *Notizen* zum Beweis an. Bei Fuchs lesen wir nun aber (S. 20): "Hohl untersucht nach dem Arbeitsvorgang (Teil I) und dem Material (Teil II) das Werkzeug (Teil III)." Seiner Auffassung zufolge untersucht Hohl sein heuristisches Werkzeug also erst im dritten Teil der *Notizen* ("Reden, Schwatzen, Schweigen"), womit die Begründung von Bänninger natürlich dahinfällt.<sup>6</sup> Trotzdem behält der erste Teil "Vom Arbeiten" seine alles überragende Bedeutung auch noch in der Konzeption von Fuchs. Nun erhält er sie dadurch, dass Fuchs Hohls "Arbeitsethos" an die ihm tatsächlich gebührende, erste Stelle rückt. Die Frontstellung behält bei ihm dadurch auch immer noch einen gleichsam methodischen Charakter. Die Methode bleibt nun aber ihrerseits nicht mehr auf ein erkenntnistheoretisch-technisches Geschäft beschränkt, sondern erhält durch die Akzentuierung des 'ethos' (gr. Gewohnheit, Sitte, Brauch) eine (lebens)praktische Dimension. Dank dieser Akzentverlagerung entgeht Fuchs' philosophischer Interpretationsversuch in der Folge einigen Verirrungen, die seine Anlehnung an Bänninger sonst mit sich gebracht hätte.

### Eine berechtigte Kritik

Obschon er ihm über weite Strecken gefolgt ist, hat Fuchs an Bänninger auch einige Kritik geübt.<sup>7</sup> Es wird uns nicht überraschen, dass diese Kritik im Wesentlichen überall den gleichen Angriffspunkt hat: Fuchs' Unbehagen gegenüber Bänningers grundlegendem Interpretationsschema, dem Dreistufenprinzip: "Bänninger baut seine Arbeit auf der These auf, dass Hohls Denken im wesentlichen

von der Dreiheit: 'Die grosse Idee – die kleinen Ideen – die kleinen Taten' bestimmt ist, deren Reihenfolge eine lineare Stufe bildet. Zugegebenermassen sind diese Begriffe zentral und von seinem Werk unablösbar. Wir glauben aber, dass mit diesem Aufbau der wegweisende Einfluss von Goethes Ganzheitsphilosophie überdeckt wird" (S. 65).<sup>8</sup>

Die Schuld und die Verantwortung für diese Qualitätseinbusse schiebt Fuchs allerdings nicht Bänninger allein zu (a.a.O): "Hohl leistet dieser Interpretation wesentlichen Vorschub, indem er immer wieder Formulierungen gebraucht, die, betrachtet man sie isoliert, ein lineares, idealistisches Denken implizieren." Wie dem auch sei, es bleibt dabei, dass Fuchs nicht nur festgestellt hat, dass "Hohl einer theoretischen Abhandlung über Denksysteme ausweicht bzw. sich als Systemgegner a priori bekennt", sondern auch erkannt hat, dass es gerade deshalb "ausserordentlich schwierig [ist], aus seinem Werk ein formuliertes Denkgebäude zu gewinnen" (S. 9). "Ein Hindernis, an dem auch Bänningers Arbeit beinahe gescheitert wäre", gibt Fuchs zu bedenken (a.a.O.).<sup>9</sup>

Um der Gefahr zu entgehen, Hohls Denken in den *Notizen* durch die Methodik eines wissenschaftlichen Zugangs unzulässig zu systematisieren, schlägt Fuchs nun eine historische bzw. eine genealogische Herangehensweise vor. Hat es bei Bänninger bloss abschätzig geheissen, "der philosophische Gehalt der Notizen kümmer[e] sich nicht um die geistesgeschichtliche Situation, in welcher das Werk entstand" und bestehe darum nur aus "Bruchstücke[n] vergangener Tradition" (S. 20), so ist Werner Fuchs in diesem Punkt viel nuancierter. Er macht es sich zum Ziel, antike Fundstücke aus den philosophischen Schichten der *Notizen* konkret herauszuarbeiten und ihrer philosophischen Herkunft nach zu bestimmen. Seinen Versuch, anhand der Diskussion von Hohls geistigen Vorbildern zum philosophischen Gehalt der *Notizen* hinzuführen, hat Fuchs dabei als eine direkte Konsequenz seiner Bedenken gegenüber der Unzulänglichkeiten und "unerwünschten Implikationen" des systematisierenden Vorgehens bei Bänninger dargestellt (S. 34).<sup>10</sup> Indem er dergestalt die philosophische Diskussion der *Notizen* um eine historische Dimension erweitert, hofft er zu "Schlüsselbegriffen" vorzustossen, "die dazu dienen sollen, das Denken Hohls einzu-kreisen" (S. 9.).

### **Fuchs' These von Hohls philosophischer Abstammung**

Es ist nicht erst Werner Fuchs aufgefallen, dass Ludwig Hohl in den *Notizen* auffallend häufig auf geistige Vorfahren und verwandte Denker verweist. Fuchs war auch nicht der erste, der in dieser Praxis bei Hohl eine *Methode* erkannt hat, statt sie wie Bänninger als plumpe Verlegenheitsausflucht eines parasitären Denkers abzukanzeln. Schon bei Kronig konnte man diesbezüglich lesen (S. 44): "Hohl weiss, dass jede Zeit vor der Aufgabe steht, eine schon einmal erreichte geistige Höhe wieder zu erreichen. Er will darum nicht in erster Linie neue Wahrheiten und neue Einsichten darlegen, sondern neue Zugänge zu den alten eröffnen." In diesem Punkt hätte es indes nicht erst des wissenschaftlichen Scharfsinns eines Hohl-Forschers bedurft, um klar zu sehen. In den *Notizen* spricht Hohl seine Absicht klar genug aus (VII,129):

Ein bedeutender Titel wäre: *Neue Zugänge*.

"Ich stelle vielleicht keine neuen Ideen hin; aber ich eröffne neue Zugänge zu den bekannten."<sup>11</sup>

### **Zur Problematik des Vorgehens**

Welches sind nun aber die massgeblichen Vordenker des Notizenschreibers, und woran sollen wir sie erkennen? Mit dieser Frage beginnen die Schwächen des genealogischen Zugangs von Fuchs. In seiner Bestimmung der geistigen Ahnen Hohls hält er sich nämlich völlig bedenkenlos an Hohls eigene diesbezüglichen Aussagen. Kaum verwunderlich also, dass sich Fuchs in seinen Ausführungen zur philosophisch-historischen Herkunft der *Notizen* auf das Dreigestirn Heraklit-Spinoza-

Goethe konzentriert (S. 34f.): "Unter den von Hohl genannten Geistesgrößen wählen wir die drei aus, die sein Denken am nachhaltigsten beeinflussten: Heraklit, den wir in den *Notizen* nicht oft zitiert finden, nehmen wir auf, weil sich Hohl an entscheidenden Stellen auf ihn beruft. Spinoza [...] ist entscheidend für Hohls Verhältnis zum Christentum, und Goethe ist das literarisch-geistige Vorbild Hohls schlechthin."

An dieser Stelle erwähnt Fuchs die Nachhaltigkeit des Einflusses dieser drei Denker auf Ludwig Hohl als Kriterium ihrer Selektion. Hier (und später) verfehlt er es allerdings, diese Nachhaltigkeit bzw. die geeigneten Maßstäbe zu ihrer Eruiierung genauer zu bezeichnen. Das Zitat lässt vermuten, dass ihn vor allem zwei Gründe zur Selektion von Heraklit, Spinoza und Goethe bewogen haben: ihre auffallend hohe Zitationsfrequenz in den *Notizen* und Hohls lautstarke Bekenntnisse und lobende Kommentare zu diesen Denkern. Beide Gründe halten einer kritischen Überprüfung allerdings nicht stand.

Was den ersten Grund angeht, so scheinen die Fakten Fuchs zunächst Recht zu geben. Das Personenregister, das Hans Saner für die Gesamtausgabe der *Notizen* bei Suhrkamp erstellt hat, weist tatsächlich auf eine quantitative Vorherrschaft des erwähnten Dreigestirns hin.<sup>12</sup> Es dürfte indes höchst problematisch sein, die Bedeutung eines Philosophen für die Entwicklung von Hohls Denken an der Quantität seiner namentlichen Erwähnung im Hauptwerk ablesen zu wollen. Als Kriterium für die Auflistung einer Referenzstelle im Register von Saner dient nämlich einzig und allein die namentliche Erwähnung des jeweiligen Philosophen im entsprechenden Stück. Stellen, an denen ein offenkundiger gedanklicher Bezug zu einem Denker vorhanden ist, *ohne* dass dieser namentlich erwähnt würde, werden in seinem Register also nicht erfasst.<sup>13</sup>

Ein anschauliches Beispiel für die vielen Lücken, die dadurch in Saners Register entstanden sind, bietet die Notiz VII, 19. Der Name Nietzsche wird in diesem Stück nirgends erwähnt; wer könnte im Ton der folgenden Passage aus dieser Notiz aber die Stimme Zarathustras überhören, und in ihrem Inhalt einen klaren Grundzug Nietzsche'schen Philosophierens übersehen: "Wer redete schon genügend von des Menschen Nähe und Ferne? [...] Der Mensch muss ein Strahlen sein; das Verfügende: Ein Staunender, Wissender, Wollender. [...] Der Mensch ist etwas, das erst geschaffen werden muss"? Im Personenregister wird diese Notiz unter dem Namen "Nietzsche" nicht aufgeführt. Durch solche Auslassungen verfälscht sich das Bild von der relativen Bedeutung der aufgelisteten Philosophen noch zusätzlich.<sup>14</sup> Es versteht sich, dass das in keiner Weise als Einwand gegen Saners Arbeit zu verstehen ist, deren grossem Nutzen für den Leser der *Notizen* natürlich bestehen bleibt. Wir schliessen daraus lediglich, dass sein Register die Evidenz, die Fuchs uns für die übermächtige und nachhaltige Beeinflussung von Ludwig Hohls Denken durch die drei von ihm ausgewählten Denker schuldig geblieben ist, auch nicht zu produzieren vermag.

Was den zweiten Grund angeht, auf den Fuchs seine Wahl für das Dreigestirn Heraklit-Spinoza-Goethe dem oberflächlichen Anschein nach hätte abstützen können, so sind auch hier die stärksten Zweifel angebracht. Hohl wäre nicht der erste, der sich selber darin geirrt oder eine ihm selbst vollkommen klare, geistige Verwandtschaft mit einem anderen Denker bewusst verschwiegen hätte.<sup>15</sup> Was garantiert uns also, dass nicht auch Ludwig Hohl einen Grund gehabt haben könnte, einen geistig Nahestehenden, der ihn nachhaltig beeinflusst hat, im publizierten Werk totzuschweigen? Und tatsächlich hat der Verfasser an anderer Stelle nachgewiesen, dass gerade mit Friedrich Nietzsche einer, der Hohl in seinem Denken am entscheidendsten geprägt hat, in dessen veröffentlichten Schriften einer methodischen Selbstzensur zum Opfer gefallen ist. (vgl. "Was tut es dem Meer, ob man ihm einen Liter Wasser entzieht?" – Hohls heimliche Nähe zu Nietzsche", in: *Quarto, Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs*, Nr. 36/2013, S. 45-52.). Es kann sich also leicht als verhänglich erweisen, wenn wir Hohls eigener Verwandtschaftstheorie so

bedenkenlos folgen, wie das Werner Fuchs in seiner Dissertation getan hat. – Der wohl schwerwiegendste Einwand gegen Fuchs' Vorgehen ist jedoch noch ein anderer. Ehe wir ihn genauer untersuchen, seien seine Erkenntnisse bezüglich Hohls vermeintlichen philosophischen "Vor-bildern" erst einmal zusammengefasst.

### Das Triumvirat

Die bis anhin geäusserten Bedenken an Fuchs' historischem Vorgehen ändern natürlich nichts an der Tatsache, dass Hohl selber tatsächlich immer wieder Heraklit, Spinoza und Goethe als seine drei höchsten Hausgötter bezeichnet hat. In der Notiz IX, 55 sagt er das besonders deutlich:

Welches sind die Männer aller Zeiten, denen ich am dankbarsten sein muss? Muss ich mich einen Moment besinnen? Goethe und Spinoza.

Dann kommen noch andere, Heraklit, nur weiss ich von ihm wenig, es ist in meinem Denken mehr ein *Hinführen* zu ihm, als dass ich von ihm viel erführe.

Dann die fast anbetende Achtung vor jenen, die das Höchste erreichten in dem, was man im engeren Sinne Kunst nennt: Hölderlin, Bach, und die grosse Liebe, Montaigne. Und so fort.

Und da hätte ich beinahe Lichtenberg zu nennen vergessen, der Wunderbarsten einer unter allen.

Wenn Heraklit im Haupttext dieser Notiz im Vergleich zu Goethe und Spinoza noch auf eine geringere Stufe gestellt zu werden scheint, dann verflüchtigt sich dieser Eindruck sofort, wenn man die kleingedruckte Anmerkung zu diesem Stück liest. Darin heisst es nämlich:

Heraklit, sicher der grösste Geist des Altertums (womit ich gegen Plato, Aristoteles, und noch einige, Pythagoras, nichts sagen will; diese haben Einzelaufgaben gelöst [... und als solche] zwei Jahrtausende 'beherrscht' oder: stehen als Wahrzeichen über ihnen. Gleicherweise wird Heraklit über einem Jahrzehntausend stehen.

Mit seiner jahrzehntausendbeherrschenden Stellung bleibt Heraklit also bei Hohl in keiner Weise hinter den zwei Allergrössten zurück, sondern steht mit ihnen ganz klar auf einer Stufe.<sup>16</sup>

### Heraklit

Werner Fuchs ist also der Meinung, Hohl habe sich "an entscheidenden Stellen" auf den Philosophen Heraklit berufen. Leider fügt er aber auf den 2 ½ Seiten, die er dem Vorsokratiker widmet, keine einzige dieser "entscheidenden" Stellen an.<sup>17</sup> Zur postulierten, geistigen Verwandtschaft von Hohl und Heraklit erhält man bei Fuchs nur drei, reichlich unverbindliche Anhaltspunkte: erstens habe "Ludwig Hohl [...] sich der Meinung Nietzsches, dass Heraklit nie veralten werde, voll und ganz angeschlossen" (S. 38); zweitens habe Heraklit als erster einen philosophischen "Blick in die Innerlichkeit des Menschen" geworfen (S. 36); und drittens, dass Hohl "mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen" habe, dass "Heraklit sich nicht als der Alleinverwalter der Wahrheit" gefühlt habe (a.a.O.). Was man vom Literaturwissenschaftler Fuchs an übrigen Ausführungen zur Philosophie des 'Dunklen' (*ho skoteinos*) zu hören kriegt, ist aus wissenschaftlicher Sicht entweder allzu zweifelhaft oder dann schlicht zu banal, als dass wir es an dieser Stelle wiederholen möchten. Weit gewinnbringender – nicht *nur* aber ganz *besonders* mit Hinsicht auf die tatsächlich vorhandenen Parallelen im Denken und seinem sprachlichen Ausdruck bei Ludwig Hohl und Heraklit – ist hingegen ein kleiner, äusserst lesenswerter Aufsatz von Rafael Ferber ("Bemerkungen zu Ludwig Hohl



als Philosophen", in: *Schweizer Monatshefte*, 1992/5, S. 405-411). Grund genug, dass wir an dieser Stelle seine Erkenntnisse zu ihrer Geistesverwandtschaft kurz referieren.<sup>18</sup>

In seinem Aufsatz von 1992 spricht Ferber wiederholt von einem "Heraklitismus" im Denken von Ludwig Hohl und illustriert seine Grundzüge anhand zahlreicher Zitate aus den *Notizen* und vielen, antiken Fragmenten. Als entscheidendste Gemeinsamkeit zwischen Hohl und Heraklit tritt dabei eine "ständige physikalische und psychische Bewegung" (S. 406) zutage, welche von beiden Denkern sowohl in den kosmologischen wie auch in den seelischen Bereich hineingedeutet wurde (vgl. dazu auch Fuchs S. 36). Im "Gesetz des 'Strömens'" kann man darum mit Ferber durchaus einen "Hauptsatz von Ludwig Hohls *Notizen*" und gleichzeitig eine fundamentale Übereinstimmung zwischen ihm und dem antiken Philosophen Heraklit erkennen (S. 407).

Überzeugend hat Ferber aus diesem ersten Hauptsatz einen zweiten Grundsatz abgeleitet, welcher in Hohls "Forderung der Anpassung oder besser der Hingabe an dieses [scil. erste] Wesensgesetz" besteht: "dies heisst Produktivität oder Arbeiten" (S. 408). Ferbers Beobachtung, dass Hohl (auch) diesen zweiten Grundsatz nirgends beweise und auch gar nicht erst zu beweisen versuche, sondern ihn lediglich anhand von Beispielen illustriere, ist zweifellos richtig. Unter den von Hohl immer wieder wie zur Selbstbestätigung zitierten Denkern weist Ferber aber auch in diesem Punkt zu Recht auf "den weinenden Philosophen" hin (S. 409).<sup>19</sup> Im Gegensatz zu Fuchs hat Ferber also nicht nur hauptsächliche, gedankliche Bezugspunkte zwischen beiden Denkern präzisiert und überzeugend dargestellt; er hat auch nie den Fehler begangen, Heraklit bei Hohl eine Vorbildfunktion zuzusprechen. Ferber hat lediglich konkret aufgezeigt, dass und wo Gemeinsamkeiten zwischen beiden Denkern bestehen, ohne dabei irgendein Abhängigkeitsverhältnis zu suggerieren.<sup>20</sup>

### **Spinoza**

Nicht viel besser, dafür etwas umfangreicher, sind in Werner Fuchs' Arbeit seine Ausführungen zur Philosophie Spinozas geraten. Sie gipfeln in nebenstehend abgebildetem Resultat eines Versuchs, "Spinozas geometrische Erklärungen graphisch umzusetzen" (S. 43); dabei entsteht ein recht anschaulicher Eindruck von der Qualität dieses Abschnitts und seiner Relevanz für eine seriöse, philosophische Auseinandersetzung mit Ludwig Hohl. In Fuchs' Spinoza-Kapitel sucht man konkrete Beispiele oder zumindest klare Hinweise auf einen geistigen Zusammenhang zwischen Spinoza und Hohl erneut vergeblich. Man erfährt lediglich, dass für eine Betrachtung von Spinoza in Hinsicht auf eine philosophische Interpretation der *Notizen* nur die Ethik relevant sein könne, da es "die [scil. einzige] Schrift ist, die Hohl gelesen hat".<sup>21</sup>

Als einzige, bedingt interessante Parallele zwischen Spinoza und Hohl könnte man Fuchs' Hinweis auf die Problematik der sprachlichen Formulierung philosophischer Gedanken erwähnen. Zu Recht hat er bemerkt, dass Spinozas "moderne Gedanken in das veraltete Korsett mittelalterlich, scholastischer Ausdrücke gepresst" wurden, dadurch, dass er Lateinisch schrieb (S. 39). "In dieser Übergangszeit fehlte der Philosophie die eigene Sprache", heisst es bei Fuchs (a.a.O.). Wie wir noch sehen werden, kann eine vergleichbare philosophische Sprachnot in der Tat auch bei Ludwig Hohl festgestellt werden; in seinem Fall bzw. im Fall einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Hohls literarischer Philosophie besteht die Schwierigkeit allerdings nicht so sehr in der Problematik der Rückübersetzung neuartiger Gedanken in eine veraltete Begrifflichkeit als vielmehr in der wissenschaftlich zeitgemässen Beschreibung und Beurteilung der Neuauflage eines antik-philosophischen Denkens.

rerer Freiheit zu gelangen. Indem damit das Einwirken von aussen, das passive, leidende Element überwunden werden kann, vermag sich der Mensch mit der Bejahung des Notwendigen, vom Leiden zu befreien. Fortschreitende Erkenntnis ist wachsende Liebe zu Gott, da Gottes Wille und das Notwendige eins sind. Dem Menschen ist die Möglichkeit zur "amor intellectus Dei" in dem Masse gegeben, in welchem er seine Affekte in ihrer Notwendigkeit durchschaut, annimmt und damit bejaht. Die Gleichung kann daher in ihrer Vertikalen erweitert werden:

Zweifelsfrei erkennen = Bejahen = frei sein = Gott lieben.

Diese Gedanken sind neu in der Geistesgeschichte, handelt doch Spinoza zum ersten Mal das menschliche Seelenleben frei von allen moralischen Erwägungen ab und betrachtet die passiven Affekte, die Ursachen der menschlichen Knechtschaft als reines Naturphänomen!

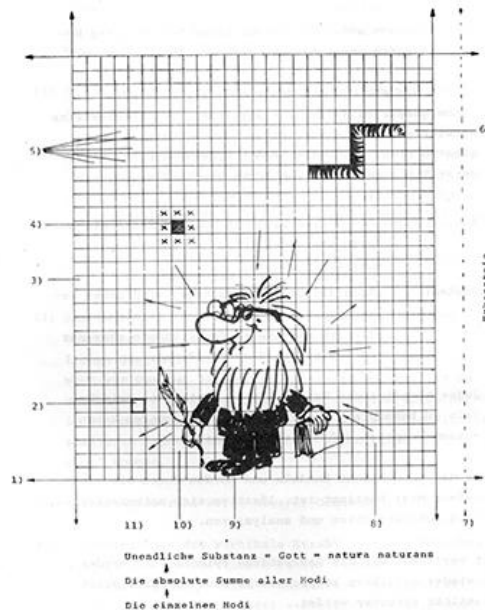
#### Graphik

Wir sind uns der Gefahren, die eine graphische Darstellung philosophischer Gedankengebäude in sich trägt, bewusst. Trotzdem glauben wir, dass ein solcher Versuch im vorliegenden Fall seine Berechtigung hat. Wenn wir uns des genauen Titels der "Ethik" erinnern (Ethica ordine geometrico demonstrata), so ist der Anstoss zu unserem Unterfangen bereits gegeben. Wir werden also das Wagnis, Missverständnisse zu erzeugen, eingehen und Spinozas geometrische Erklärungen graphisch umsetzen.

- (1) Jede der zwei Koordinaten ist im Unendlichen bestimmt. Die durch die Achsen eingeschlossene Fläche ist also nur Ausschnitt der unendlichen Fläche.

Unendliche Fläche = Unendliche Substanz = Gott = Natur.

- (2) "Individuen erster Ordnung": Einfachste Wesen, die man sich als ein einziges, festumrissenes Quadrat denken kann.
- (3) Jedes Quadrat steht für einen Modus, eine endliche Erscheinung.
- (4) Betrachten wir ein bestimmtes Quadrat und stellen uns die Frage, wodurch es bestimmt ist, so lautet die Antwort: durch die es umgebenden acht Quadrate. Es ist nicht unmittelbar durch die ganze Fläche bestimmt. Daraus folgt: Jedes endliche Ding ist immer nur durch andere endliche Dinge bestimmt. Kein endliches Ding hat Gott zu seiner unmittelbaren nächsten Ursache.
- (5) Das Zwischenglied von unendlicher Substanz und den einzelnen Modi ist die unendliche Gesamtheit aller möglichen Quadrate. Dies wird uns leicht verständlich, wenn wir Quadrat (4) weiter bestimmen wollen. Die es umgebenden 8 Nachbarquadrate sind wiederum durch deren 16 Nachbarquadrate bestimmt und so weiter, bis wir zur absoluten Summe aller Modi, der "unendlichen Modifikation" kommen.
- (6) Zusammengesetztes Wesen höherer Ordnung.
- (7) Erkenntnis als der vertikale Strahl, der den Menschen stufenweise zum Göttlichen führen vermag. Selbstbehauptung = Trieb = Vernunft (als Korrektur) = Vernunft (als Leidenschaft) = unmittelbare Anschauung (vermittelt adäquate Ideen) = Begreifen der gesetzmässigen Notwendigkeit = Bejahen = Mollen = Selbstbe-



stimmtheit = Höhere Freiheit (Befreiung vom Leiden) = Liebe zu Gott (amor Dei intellectualis).

- (8) Ebenso werden andere Wesen auf unser betrachtetes Wesen einwirken und somit zum passiven Leiden führen.
- (9) Der Mensch, als das komplizierteste aller zusammengesetzten Wesen. Wie wir sehen, ergibt dies eine schwierige, verwinkelte Figur. Sie enthält Quadrate ganz in sich, schneidet jedoch eine grosse Anzahl anderer Einzelquadrate, von denen ein Teil ausserhalb ihrer Figur liegt.
- Ausdehnung: Als Körper wird ein solches Wesen nicht alle Bestandteile seiner Bewegungen beherrschen können.
- Denken: Auch als Geist betrachtet, wird unser Wesen einzelne Quadrate ganz in sich begreifen (adäquate Ideen), andere aber nur teilweise (inadäquate Ideen).
- (10) Jedes komplizierte Wesen wird im Bestreben, sein Dasein zu behaupten, Natur zu sein, mit anderen Wesen zusammenstossen und damit aktiv sein.
- (11) Da das menschliche Handeln und Leiden durch die einzelnen Modi bestimmt ist, lässt es sich mathematischer, sachlich betrachten und analysieren.

Damit verlassen wir die Denkgebäude Spinozas und werden erst wieder mit ihnen konfrontiert, wenn wir über Hohls Weltansicht sprechen werden.

Fuchs' Versuch einer grafischen Darstellung von Spinozas Denkgebäude in seiner Dissertation

## Goethe

So unergiebig und philosophisch belanglos Fuchs' Kommentare zu Heraklit und Spinoza sich erweisen, so aufschlussreich und gewinnbringend könnten seine Ausführungen zu Denkfiguren und philosophischen Grundanschauungen von Goethe sein. Zwischen Hohl und Goethe erkennt

Fuchs für eine philosophische Interpretation der *Notizen* bedeutsame Parallelen. Leider hat er seine Thesen allerdings an den konkreten Texten kaum konkret nachgewiesen; in den knapp 20 Seiten, die er der Entwicklung von "Goethes Weltbild" widmet (S. 48), zitiert Fuchs Hohl nicht ein einziges Mal zum Vergleich. – Zum Schluss seines Goethe-Kapitels schreibt er lediglich, er hoffe, nun "die nötigen Impulse für ein besseres Verständnis von Hohls Werk gegeben" zu haben, und bittet seinen Leser, "diese Gedanken in das folgende einfließen [zu lassen]" (S. 61). Weil Fuchs selber die zahlreichen Verbindungen zwischen Ludwig Hohl und Goethe, zu denen seine Darstellung Anlass bieten würde, nicht hergestellt hat, mutet das Kapitel im Rahmen seiner gesamten Arbeit denn auch irgendwie isoliert an.<sup>22</sup> Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, das von Fuchs Versäumte im Schnellverfahren nachzuholen; auf einige Gemeinsamkeiten zwischen Hohl und dem späten Goethe, wie sie in der Arbeit von Fuchs ansatzweise aufscheinen, sei hier aber doch hingewiesen.<sup>23</sup>

Zunächst weist Fuchs mit Recht darauf hin, dass die Natur in ihrer Konzeption bei Goethe überall von einer inneren Dynamik bewegt und belebt wird, die ihre Entsprechung in den Bewegungen des Denkens findet: den Polaritäten Systole und Diastole, die er in der Natur ausmacht, lässt er eine analytische und eine synthetische Erkenntnisform entsprechen (vgl. S. 49f.).<sup>24</sup> Man wird Fuchs auch darin Recht geben, dass Goethe die Gültigkeit dieser Erkenntnis-Gesetze "nicht durch abstraktes, begriffliches Forschen gewonnen" bzw. erwiesen hat, sondern in einer "Urbewegung [begründet], die dem geistigen Auge durch echte Anschauung sichtbar wird" (S. 50). Ganz offensichtlich denkt auch Ludwig Hohl in Polaritäten, überzeugt und begründet auch er nicht begrifflich, sondern möchte auch er zur rechten Anschauung – zum "Bild" – hinführen; auch bei ihm liegt der Ausgangspunkt zum Denken sehr oft in der sorgfältigen Observation eines natürlichen Phänomens, dessen inneres Leben er aufzuschliessen sucht. Wie bei Goethe gilt auch bei Hohl, dass dieser Aufschluss nur durch ein symbolisches Verstehen gelingen kann, wobei die zu ergründende "Hintergründigkeit" der beobachteten Phänomene auch bei ihm "im Eindruck selbst liegt" (S. 59) und nicht in einer Hinterwelt. Auch bei Ludwig Hohl kann man darum sagen, dass ihm jedes Symbol ein "offenes Geheimnis" sei, dessen Deutung sich "nicht durch intellektuelles Nachdenken und begriffliches Denken erzwingen lässt", sondern letztlich immer ebenso unaussprechbar wie unerschöpflich bleibt.<sup>25</sup> Was man bei beiden Dichterdenkern an analytisch-begrifflicher Genauigkeit vermissen kann, kompensieren sie mit der literarischen Kraft ihres sprachlichen Ausdrucks und der Gewalt und Präzision seiner "lebendigen Anschaulichkeit" (S. 57).

In ihrer Darstellung bei Hohl und Goethe sollen die Dinge also in ihrer natürlichen, lebendigen Widersprüchlichkeit erscheinen; aneinandergereiht betrachtet, sollen sie aber gleichzeitig auch von sich aus auf ein gemeinsames Gesetz hinweisen.<sup>26</sup> "Das Prinzip der Reihe", schreibt Fuchs, "vermag auf diese Art und Weise zum Mittler zwischen Subjekt und Objekt [zu] werden" (a.a.O.). Auch diese Behauptung, die freilich noch vieler Erklärung bedürfte und erst einmal im Detail vorgeführt werden müsste, liesse sich anhand der *Notizen* von Ludwig Hohl wohl bestätigen.<sup>27</sup> Das gilt auch für die Verflechtung von innerer und äusserer Betrachtung in der "psychologischen Reflexion", die Fuchs bei Goethe herausstreicht, sowie für das Gesetz der Steigerung.<sup>28</sup> Eine vertikale Bewegung muss in der Natur genauso wie im Denken zum (horizontalen) Oszillieren zwischen den Polen hinzutreten, damit Entwicklung im Einen oder im Anderen möglich und erklärbar wird. Erst durch das Gesetz der Steigerung kommt die Dimension von Sinn und Wert ins Spiel.<sup>29</sup>

Wenn Fuchs zum Abschluss seiner Betrachtungen zu Goethe zusammenfasst (S. 61): "Die Veränderung gegenüber der Wirklichkeit, die Goethe aufgrund seiner gewordenen Weltanschauung vollzieht, ist eine Veränderung der Sehart", dann gehört eine solche Veränderung mit Sicherheit auch zu den Zielen, die Ludwig Hohl mit seinen Schriften verfolgt hat. Und auch wenn es bei Fuchs mit Bezug auf Goethe dann noch weiter heisst: "Das Sehen muss sich an die Metamorphosen des

Objektes halten oder wie Weinhandl sagt: 'Das Reale ist nicht erst in den Absichten, schon gar nicht in irgendwelchen Dingen an sich hinter den Absichten zu suchen, es liegt in allen Übergreifungszusammenhängen vor und daher schon in der übergreifenden Ganzheit der Subjekt-Objekt-Beziehung und ihren konkreten Situationen'" (S. 61), so trifft diese Beschreibung sehr trefflich auch das, was Ludwig Hohl mit seinem ebenso wichtigen wie schwer zugänglichen Begriff des "Realen" angezeigt hat. An dieser Stelle zeigt sich uns also ein letztes Mal, dass man tatsächlich viele Denkfiguren des Notizenschreibers mit parallelen Ansichten des Geheimrats in einen produktiven Zusammenhang stellen kann. Dass man darum aber auch im Fall von Goethe nicht von einem "Vorbild" Hohls sprechen darf, soll als nächstes aufgezeigt werden.

### Hohl gegen Humm: "Stützpunkte", nicht "Vorbilder"

Wir haben Grund, Fuchs' Rede von "geistigen Vorbilder[n] Hohls" (S. 75) ganz grundsätzlich zu kritisieren. Auch in dieser Angelegenheit gibt uns ein unveröffentlichter Brief den notwendigen Aufschluss, den Hohl in das Grundmanuskript der *Nachnotizen* eingeklebt hat, was seine herausragende Bedeutung für ihn erneut unterstreicht. Das Schreiben stammt von Rudolf Jakob Humm, datiert vom 23. September 1937. In der Nummer 243 der *Nachnotizen* wird dieses Schreiben sowie ein nie abgeschickter Antwortbrief von Ludwig Hohl auszugsweise zitiert.<sup>30</sup> Es sind im Wesentlichen zwei Kritikpunkte, die Humm an den *Nuancen und Details* (II?) anmeldet, die Hohl ihm offenbar vorgängig zugeschickt hat.<sup>31</sup> Beide lassen sich zusammenfassen zum generellen Vorwurf, diese Schrift von Hohl sei unzeitgemäss.

Zum einen kritisiert Humm an Hohl, dass er allzu "geistig" schreibe, zu losgelöst vom Leben. "Literatur", doziert der Kritiker, sei "eine Auseinandersetzung zwischen Geist und *Leben*. Den meisten muss man den Geist betonen. Ihnen muss man das *Leben* vorhalten, die Gegenwart." Gegen den Vorwurf, seine Schriften hätten zu wenig mit dem Leben selbst zu tun, setzt sich Ludwig Hohl sehr vehement zur Wehr: "[er] würde, wenn ich [ihn] annehmen würde (könnte), für mich nicht eine Einschränkung der Bejahung meiner Arbeit, sondern eine vollständige Verneinung derselben bedeuten", schreibt er an Humm zurück. Seine Ansicht, dass "Literatur Beziehung zum Leben" sei, habe mit dem, was er selber "Literatur" nenne, nicht das Geringste zu tun; das sei doch nur "die Definition des Journalismus", was Humm damit geboten habe, antwortet Hohl und setzt dagegen: "Literatur ist selber Leben".

In der Folge untersucht er dennoch weiter, wie der Vorwurf eines fehlenden Lebensbezugs in seinen Schriften überhaupt zu verstehen sein könnte, wobei er auf zwei prinzipiell mögliche Lesarten stösst: zum einen könnte "die Meinung [sein], dass meine Schrift aus Büchern, in papierlichem Geschehen, entstanden sei und nicht aus meinem eigenen Erleben"; diese Lesart weist er ohne jeglichen weiteren Kommentar als unhaltbar und darum eigentlich auch als undenkbar zurück.<sup>32</sup> In der zweiten Lesart würde der Vorwurf gewissermassen umgekehrt lauten: ein egomanischer Autor würde dann bezichtigt, seinem eigenen "Erleben gegenüber das 'Leben' aller möglichen weiteren Weltkreise" als zu unbedeutend eingeschätzt und darum jeder literarischen Behandlung unwürdig erachtet zu haben. Wir kennen diesen schulmeisterlichen Vorwurf bereits, wie wenig er taugt. Dennoch trifft gerade diese Lesart Humms Kritik: auch Humm fühlt sich bemüsst, Hohl daran zu erinnern, dass sie "keine Phantome [seien ...], wir, die ausserhalb Ihres Ich leben".

Wenn Hohl also Humms Kritik in diesem ersten Punkt, in dem ihm ein fehlender Bezug zu den seine Zeitgenossen brennend interessierenden Aktualitäten vorgeworfen wird, quasi kommentarlos aber umso resoluter zurückweist, dann ist das im zweiten Kritikpunkt ganz anders. Diesen formuliert Humm wie folgt: "Es interessieren Sie Goethe, Spinoza. Sie sind noch an die Klassiker gebunden, die man zwar im Rücken haben muss, – aber Sie leben noch in deren Dunst und Brodem. [...] Man müsste, nachdem man sich deren Sprachsubstanz angeeignet hat, doch einmal los-

kommen von der Unterwerfung vor ihnen. Es ist fast wie Hörigkeit. Man muss flüssig werden, finden Sie nicht [?]“ Diesem Vorwurf, sein Schreiben und Denken in den *Nuancen und Details* sei pures Epigonentum, hält Hohl die Tatsache entgegen, dass "nicht nur die Grundnotizen, sondern fast vollständig auch die Ausführungen aller drei Teile" dieses Werks schon niedergelegt und abgeschlossen gewesen seien, als er mit dreissig Jahren überhaupt erst wieder "ernstlich zu lesen [begonnen habe]" (a.a.O.). Aus *diesem* Grund besteht Ludwig Hohl in seinem nie abgeschickten Antwortbrief an Humm so ausdrücklich darauf, dass seine Gedanken und Schriften "aus [s]einem eigenen Erleben (mit Mühe, Not und allen Attributen)" entstanden seien und nicht "aus Büchern" und "papierlichem Geschehen": damit pariert er auch den Vorwurf, sein Denken nur von seinen "Vorbildern" abgeleitet zu haben.

Warum aber, fragt man sich, warum redet er dann so auffallend viel von anderen Denkern und zitiert er so ausgiebig ihre Werke? Hinsichtlich dieser Frage haben wir oben bereits eine Vermutung geäussert, die wir jetzt anhand einiger Beispiele konkretisieren wollen. Unsere These lautete: Hohl bezieht sein Denken nicht von Vorgängern, sondern entwickelt es selbständig aus seinem eigenen Erleben bzw. in Reflektion auf seine persönlichen Erlebnisse;<sup>33</sup> er traut seinem Denken aber vielfach erst dann, wenn er es bei einem "grossen Geist" bestätigt findet. Anstelle argumentativer Begründung fungiert in den *Notizen* darum oft ein fremdes Zitat als Garant für Hohls eigene Gedanken. Die Klassiker dienen ihm somit nicht zur Inspiration oder gar als "Vorbilder", wie Fuchs das behauptet, sondern lediglich zur Verschanzung seines eigenen, selbständigen Denkens.<sup>34</sup> An Belegstellen für diese Vermutung mangelt es im Notizenwerk nun wirklich nicht. Wir wollen uns auf eine kleine Auswahl beschränken.<sup>35</sup>

### **Ein paar Pfeiler**

In der Notiz IV,21 behauptet Ludwig Hohl ausdrücklich, für seine Beobachtung einer gewissen Sorglosigkeit und Unbekümmertheit aller grossen Schriftsteller im Umgang mit ihren Lesern bei Goethe erst *nachträglich* eine "Bestätigung" gefunden zu haben. Auch im 405. Stück der *Nachnotizen*, das eine "neue Variante des Hauptsächlichen über Kunst" liefern soll – das Hohl zu diesem Zeitpunkt (Ende von 1939) natürlich im *Grundmanuskript* (der Notizen!) längst niedergelegt hat –, erklärt er wiederum (Hervorhebung MR): "Stützpunkte dazu, von aussen her, habe ich *nachträglich* an mancher Stelle gefunden: bei Cézanne, bei Lichtenberg, bei Katherine Mansfield, bei Valéry, bei Karl Kraus, fast überall."

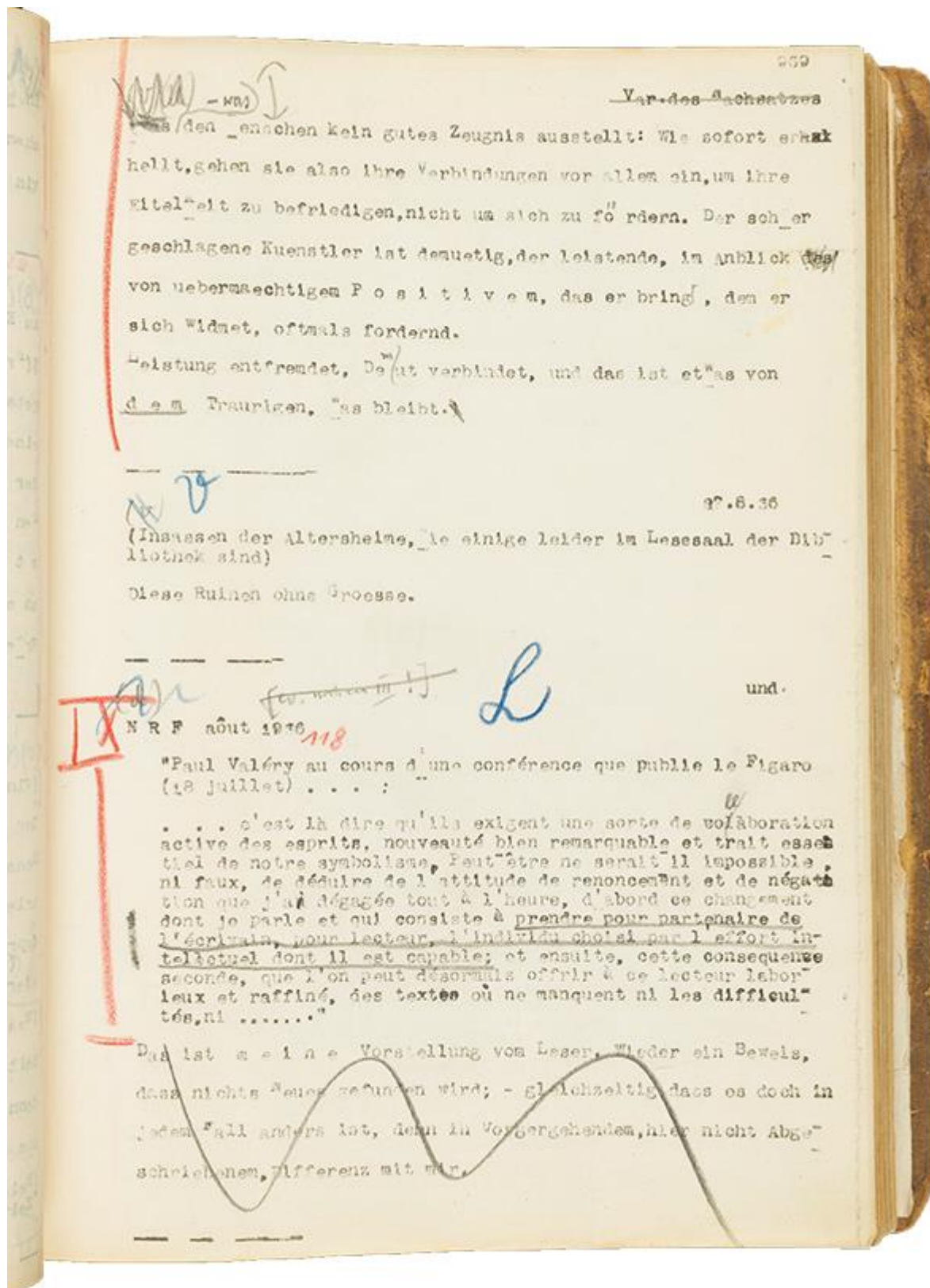
Im Zusammenhang mit seinem Plädoyer für eine dramatische Geschichtsschreibung betont Hohl erneut, er habe das "geschrieben, ohne noch zu wissen, dass [er] damit eines der Lieblingsthemen von Valéry berührt habe" (*Nachnotizen*, 433); und wenn er sich etwas später daran macht, die grosse Schöpferkraft der frühen Morgenstunden zu preisen, legt er abermals grossen Wert darauf, dieses Loblied geschrieben zu haben, *bevor* er bei Paul Valéry auf eine ähnliche "hommage au petit jour" gestossen sei (*Nachnotizen*, 535). Diese Beispiele zeigen, dass vielleicht gerade der französische Dichter und Philosoph dazu geeignet sein könnte, unseren Verdacht zu bestätigen, dass der Notizenschreiber sein Denken nicht ursprünglich von anderen bezogen, sondern erst nachträglich bei verwandten Geistern abgestützt habe.<sup>36</sup>

### **Valéry oder ein Nachzügler wird vorgeschoben**

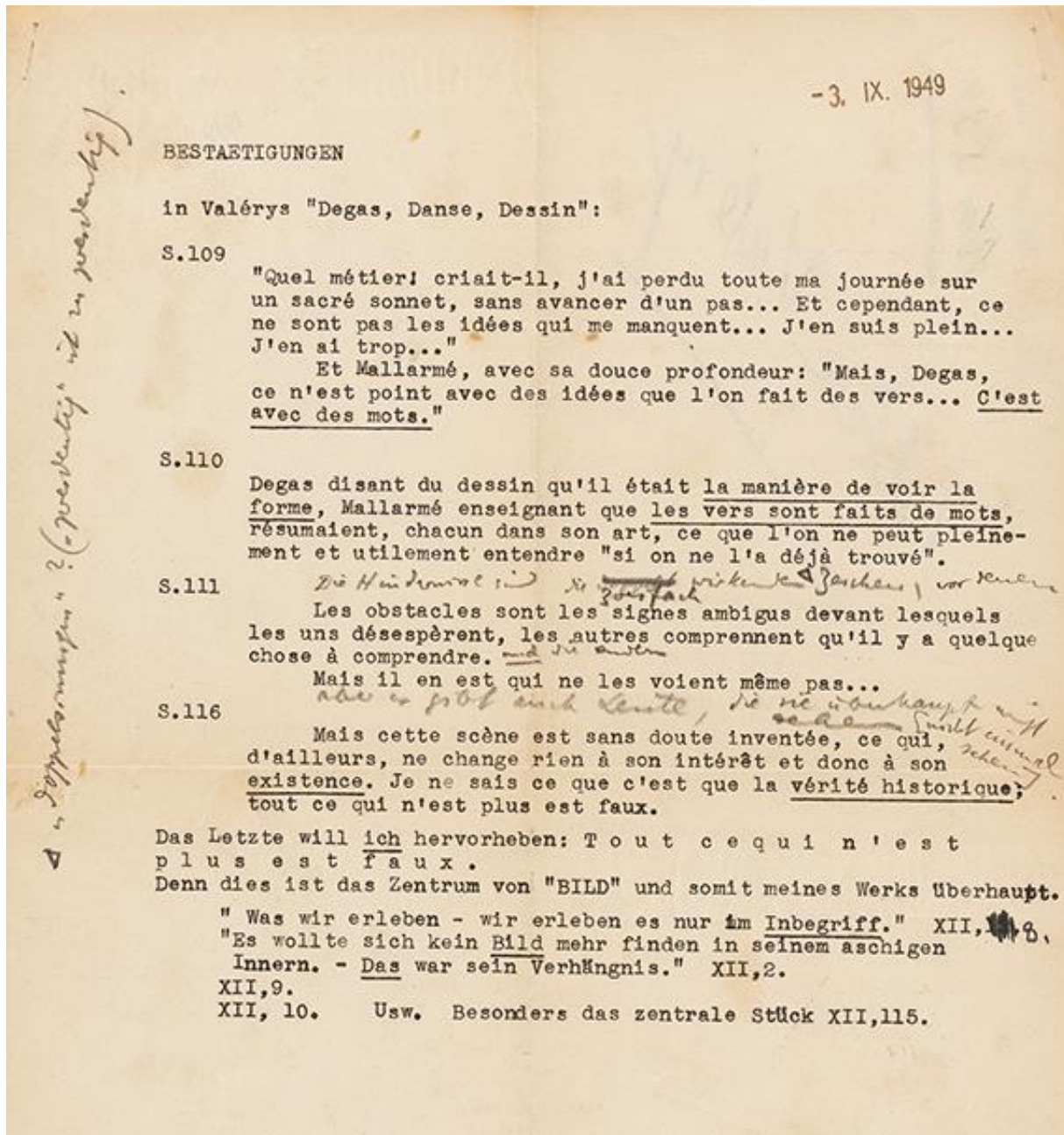
Bei seiner Lektüre der *Nuancen und Details (I-II)* ist dem hellseherischen Georges-G. Schoder schon 1939 sofort klar geworden, was – wie wir schon gesehen haben – ihr Autor lieber verheimlicht hätte, nämlich, dass dieses kleine Buch das Werk eines "wandernden Zarathustra" ist (*Le Mondain*, 1.8.1939; übersetzt in: Beringer, 1981, S. 115ff.).<sup>37</sup> Ein noch beeindruckenderes Zeugnis seines



Spürsinns für geistige Verwandtschaften hat Schoder mit folgender Aussage geliefert (a.a.O., S. 116f.): "Ich bin sicher, dass man in der welschen Schweiz bei der Lektüre von *Nuancen und Details* [...] an Valéry denken wird."



Den Namen "Valéry" sucht man in den ersten beiden Teilen der *Nuancen und Details* nämlich ganz vergeblich. Und auch Jahre später, als der dritte Teil dieses Werks endlich erscheinen konnte und auch Heinz Weder auf einen valéry'schen Zug in seinen Gedankengängen hingewiesen hat,<sup>38</sup> hatte Ludwig Hohl in seinen gesamten Schriften diesen Namen noch nie erwähnt. Hat er damals also vielleicht seine Valéry-Kenntnisse vor den Lesern genauso zu verheimlichen versucht, wie er das schon im Fall von Nietzsche getan hat? Ein Blick in die Entstehungsgeschichte der *Notizen* zeigt, dass hier die Dinge wohl anders liegen.



(SLA, A-07-a-3b) "Talisman" mit Bestätigungen, die Ludwig Hohl für seine eignen Gedanken nachträglich bei Valéry gefunden hat, mit Datumsstempel vom 3.9.1949

Wenn wir Paul Valéry in den *Nuancen und Details* also vergeblich gesucht haben, dann gilt das auch noch für das handschriftliche Register des *Grundmanuskripts* der *Notizen* (S. 1193); erst nachträglich hat Ludwig Hohl dort einen kleinen Zettel eingeklebt, auf dem zu lesen steht: "Valéry

969".<sup>39</sup> Folgen wir diesem einzigen Hinweis, stossen wir auf eine Notiz vom August 1936, die in der Hauptsache nur aus einem indirekten Zitat von Valéry aus der *Nouvelle Revue Française* besteht (vgl. Abbildung S. 110). Dasselbe gilt für eine frühere Erwähnung Valérys in einer Notiz vom 2. Juli 1936 (publiziert als Notiz XII, 119). Auch darin wird lediglich das Zitat eines Zitats von Valéry zitiert – dieses Mal aus der *Neuen Zürcher Zeitung*. Wusste Ludwig Hohl also bis zu diesem Zeitpunkt von Paul Valéry nicht mehr, als er aus Zeitungen und Zeitschriften erfahren hat? Der Verdacht besteht; durch die Beobachtung, dass im chronologischen *Grundmanuskript* die äusserst spärlichen Hinweise auf Paul Valéry allesamt erst im dritten Band auf den letzten Seiten erfolgen, erhärtet er sich weiter (vgl. S. 839, 843, 1161f.).

Eine eingehende Auseinandersetzung mit Valéry scheint also frühestens im Sommer 1936 stattgefunden zu haben. Für diesen (späten) Zeitpunkt spricht auch der Umstand, dass er in den *Nachnotizen*, die ab dem 1. Januar 1937 entstanden sind, bedeutend häufiger zitiert wird als noch in den *Notizen*.<sup>40</sup> Bei genauerer Betrachtung dieser Erwähnungen müssen wir den Moment der ersten, nachweisbaren Primärlektüre sogar noch einmal um ein Jahr hinausschieben. Im Stück Nr. 251 der *Nachnotizen*, das vom 11. Januar 1938 datiert, gibt Ludwig Hohl nämlich folgende Auskunft über ein Zitat, das man darin findet: "Valéry, in 'Variété' I, worin ich heute erstmalig gelesen habe".<sup>41</sup> Tatsächlich häufen sich von diesem Tag an in den *Nachnotizen* die Verweise auf den französischen Philosophen signifikant. (In den Nummern 251-583 ab Januar 1938 wird Valéry siebenmal mehr erwähnt als zuvor in den Stücken 1-250).

Aus den Lese Früchten, die Hohl in der Nummer 314 der *Nachnotizen* von Ende Juni 1938 zusammengetragen hat, können wir darauf schliessen, dass er bis zu diesem Datum auch die Teile II und III aus den *Variété* aufmerksam gelesen und exzerpiert hat. Ab Ende 1950 beginnt er dann so ausgiebig aus *Tel Quel II* zu zitieren, dass wir davon ausgehen können, dass hinfort auch die diversen Schriften Valérys, die in dieser Publikation gesammelt wurden (Paris, 1943), zum Fundus seiner bearbeiteten Lektüre gehört haben. Erst in dieser Zeit scheint Hohl die volle Tragweite seiner gedanklichen Übereinstimmung mit Valéry bemerkt zu haben: voller Erstaunen ruft er: "welche Menge weiterer Bestätigungen!" (*Nachnotizen*, 534) und führt eine ganze Fülle von Zitaten des französischen 'écrivain-philosophe' an, die er mit entsprechenden Stellen aus seinen *Notizen* nachträglich in einen Zusammenhang stellt. Die Vergleichsmöglichkeiten würden noch viel weiter gehen, wie ein sogenannter "Talisman" aus dem Nachlass zeigt (vgl. Abbildung S. 111), und Hohl auch am Ende der Notiz 534 noch einmal deutlich macht: "Hier höre ich gewaltsam auf, denn ich geriete sonst ins fast Endlose", schreibt Hohl in diesem Stück, um sich dann ein allerletztes Zitat doch nicht verkneifen zu können, das noch eine weitere Übereinstimmung zwischen beiden Denkern anzeigt...<sup>42</sup>

## Fazit

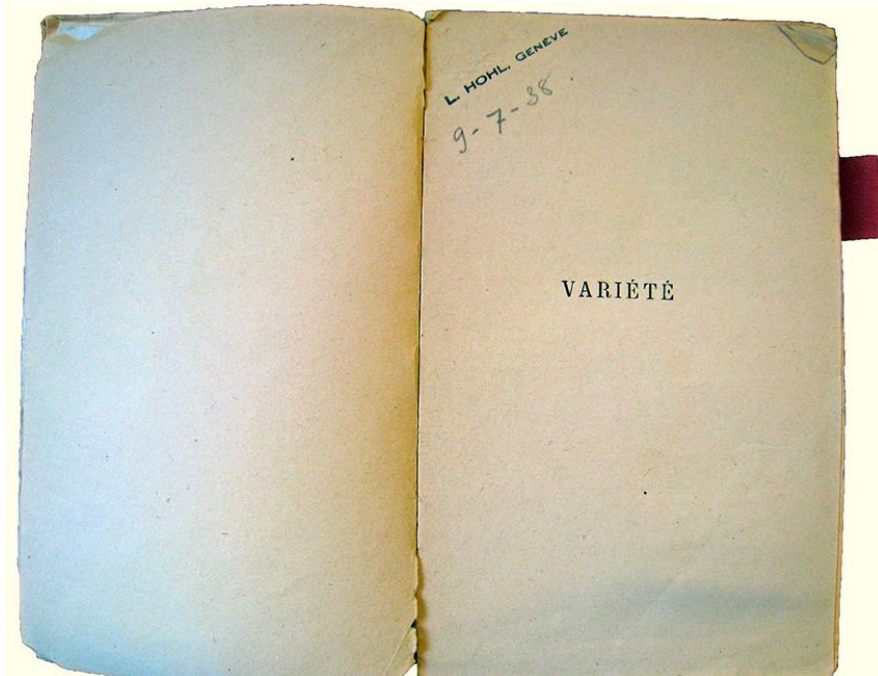
Wir fassen zusammen: zunächst haben wir gesehen, dass man bei Fuchs kein Argument findet, das beweisen würde, dass das von ihm selektionierte Triumvirat (Heraklit-Spinoza-Goethe) tatsächlich aus denjenigen Denkern gebildet ist, deren Einfluss auf Hohl am nachhaltigsten war.<sup>43</sup> Weiter haben wir gesehen, dass die Vorbildfunktion eines Denkers für Hohl nicht einfach anhand seiner namentlichen Erwähnung in den *Notizen* bestimmt werden darf; im einen Fall würde das zu einer krassen Unterschätzung seines Einflusses auf Hohl führen (Nietzsche), in einem anderen wohl zu einer klaren Überbewertung (Valéry). Es hat sich uns aber überhaupt ganz grundsätzlich als verkehrt erwiesen, nach "Vorbildern" zu suchen, denen Hohl sein Denken entlehnt haben könnte. Alles Gezeigte spricht vielmehr dafür, dass Hohl sein eigenständiges Denken aus seinem eigenen Erleben schöpft, sich aber, wo immer er grosse Geister findet, mit denen dieses Denken in Über-



einstimmung steht, ihrer bedient, um seine eigenen Erkenntnisse abzustützen.<sup>44</sup> Von irgendeinem "Idol" oder "Vorbild" von Ludwig Hohl zu sprechen, wie Harald Fricke das in seinem Referat an der Luzerner Tagung zu Hohls 30. Todestag mit Bezug auf Valéry getan hat, ist auf alle Fälle nicht nur in diesem konkreten Fall höchst unangebracht.<sup>45</sup>

Wenn Platon nicht ohne Grund den Aristoteles seinen vortrefflichsten Schüler genannt hat, und wenn wir zu Recht – mit dem Zusatz, dass die besten Schüler manchmal die härtesten Kritiker ihrer Lehrer sind – in Schopenhauer und Marx die herausragenden Zöglinge von Kant resp. Hegel erblicken, dann doch wohl nur darum, weil aus ihren Schriften und ihrem Leben eindeutig hervorgeht, dass sie ihre eigenen Gedanken erst in permanenter und intensivster Auseinandersetzung mit ihren Lehrern allmählich errungen und gegen sie behauptet haben. Bei aller Häufigkeit seiner Bezugnahme auf Goethe und seiner lebenslangen Beschäftigung mit Spinoza und Heraklit, und trotz einiger, nicht unwesentlicher Parallelen zu ihrem Denken, findet man bei Hohl aber weder im publizierten noch im posthumen Werk oder dem Nachlass Spuren einer so weitreichenden, philosophischen Auseinandersetzung, dass wir berechtigt wären, ihn zur philosophischen Gefolgschaft von Heraklit, Spinoza, Goethe, Valéry oder sonst einem vermeintlichen "Vorbild" zu zählen.<sup>46</sup>

Dieser Befund verdient, einmal in aller Sorgfalt veranschaulicht zu werden, damit der falsche Vorwurf, Hohls Denken sei epigonal ein für alle Mal vom Tisch ist. Wir werden diesen Nachweis weiter unten im Exkurs 2 an dem Beispiel erbringen, das auf den ersten Blick dazu am ungeeignetsten scheint, da Hohls Auseinandersetzung gerade mit diesem Denker einem theoretischen Studium im wissenschaftlichen Sinne am nächsten kommt: Baruch de Spinoza. Es wird sich aber lohnen, die genaue Geschichte und die wahre Natur von Hohls Auseinandersetzung mit dem holländischen Linsenschleifer genauer unter die Lupe zu nehmen. Bevor es dazu kommt, wollen wir uns nun aber der jüngsten Hohl-Dissertation zuwenden von Sabine Haupt.



(NHF) In Ludwig Hohls Autorenbibliothek im Schweizerischen Literaturarchiv findet man nur einen einzigen Titel von Valéry: "Windstriche. Aufzeichnungen und Aphorismen" (ausgewählt und übertragen v. Bernhard Böschstein, Hans Staub, Peter Szondi; Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1971). Die Widmung von Böschstein auf der ersten Seite, datiert "Juli 1974", lässt auf ein Geschenk schliessen. Auf das abgebildete Exemplar von Valérys *Variété*, in das Ludwig Hohl seinen Stempel gesetzt hat, ist der Verfasser im Nachlass von Hanny Fries gestossen. Das Datum "9.7.38", obschon bezweifelt werden kann, dass es von Hohls Hand vermerkt wurde, ist ein weiteres Indiz dafür, dass Hohls Beschäftigung mit Valéry erst ins Jahr 1938 fällt.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Auf eine kurze "Einleitung" (S. 1-9) und einige biographische Angaben zu Ludwig Hohl (S. 10-15) lässt Fuchs eine Einführung in methodische, formale und inhaltliche Aspekte der *Notizen* folgen (S. 16-32), bevor er zu einer ausgedehnten "Hinführung zu Hohls Weltanschauung" ausholt (S. 33-64), welche er anhand der Begriffe "Arbeit", "Erkennen", "Ahnung", "Kunst" und "Hohl und das Christentum" zu veranschaulichen versucht (S. 65-81). Im abschliessenden Kapitel erst erfolgt dann eine literaturwissenschaftliche Interpretation der *Bergfahrt* (S. 82-146), die für unsere philosophische Absicht von geringem Interesse ist. Wir konzentrieren uns deshalb im Weiteren auch bei Fuchs wiederum auf den ersten Teil seiner Schrift. [\[zurück\]](#)

<sup>2</sup> Darüber, dass er sich mit seinen Ausführungen zu Hohls "Weltanschauung" in fachphilosophischen Gebieten bewegt, ist sich der Literaturwissenschaftler völlig im Klaren. Fuchs verdeutlicht das, indem er zu bedenken gibt, "sich das Weltbild, *die philosophische Grundlage* von Hohl begrifflich fassbar zu machen, [sei] kein leichtes Unterfangen" (S. 16; Hervorhebung M.R.). Später heisst es noch einmal ganz ausdrücklich (S. 17): "Beim näheren Eingehen auf die *Notizen* soll nun der philosophische Gehalt dieses Werkes vorgestellt werden. Eine Arbeit, die das Fundament legt für ein befriedigendes Verständnis der *Bergfahrt*." Dieses Zitat zeigt eine erste, prozedurale Übereinstimmung zwischen Fuchs und Bänninger an: erneut wird der Versuch angekündigt, in Hohl den Philosophen vom Schriftsteller abtrennen zu wollen, indem vorgängig zu den literaturwissenschaftlichen Analysen ein philosophischer "Gehalt" aus den *Notizen* heraus getüftelt werden soll. Fuchs wendet dieses Vorgehen aber nicht wie Bänninger einfach bedenkenlos an, sondern begründet es ausdrücklich, indem er auf das "Fehlen einer ausformulierten Weltsicht" bei Hohl zu reden kommt (S. 16): "Von Ludwig Hohl existieren keine längeren theoretischen Abhandlungen. Die Form seiner Werke zwingt dazu, aus der vermeintlichen absoluten Offenheit der Systeme ein Destillat herauszuarbeiten." Auf die Sinnlosigkeit dieses isolierend-extrahierenden Vorgehens sowie auf die Gefahr eines Auseinanderdividierens von Schriftsteller und Philosoph haben wir in unserer Betrachtung der Dissertation von Bänninger bereits zur Genüge hingewiesen. [\[zurück\]](#)

<sup>3</sup> Diese Auffassung haben wir bereits hinreichend widerlegt (vgl. S. 72ff.). Wir haben auch schon gezeigt, dass Xaver Kronig in der ersten wissenschaftlichen Arbeit zu Hohl die gegenteilige Ansicht vertreten und auf überzeugende Weise die zentrale Rolle des Lesers in den *Notizen* herausgestellt hat (vgl. S. 55f.). Wenn wir bei Bänninger noch nicht recht zu sagen vermochten, von welchem Zeitpunkt an er mit Kronigs These vertraut war, so wird man sein Nichteintreten auf Kronig Fuchs nun aber eindeutig zum Vorwurf erheben müssen.

Fuchs hat allerdings auch eine Reihe neuer Gründe für Hohls schriftstellerisches Scheitern angeführt. So thematisiert er eigens "die Rolle der Verlage" (S. 3ff.), Hohls "Stellung am Rande der Gesellschaft" (S. 5) sowie die allgemeine Lage der "deutschen Nachkriegsliteratur" (S. 6ff.). Solche, rein äusseren Faktoren mögen die miserable 'performance' der *Notizen* tatsächlich teilweise erklären. In anderer Hinsicht wird man aus heutiger Sicht seinem Urteil hingegen klar widersprechen müssen. Fuchs sagt (S. 75): "Hohl [...] misst der Beschreibung einer begrifflichen Welt keine Bedeutung zu, da die fest gefügten Universalien als Mass der Dinge genügen, da Definitionen für ihn den Charakter des passiven, tötenden Wissens besitzen. [...] Und an diesem Punkt muss vielleicht angeknüpft werden, wenn man die enttäuschten Lesererwartungen und somit den kleinen Kreis der Hohl-Leser untersuchen wollte." Unterdessen boomt eine säkulare Seelsorge-, Lebenshilfe- und Ratgeberliteratur, deren Erfolgsrezeptur gerade darin besteht, dass sie sich einen philosophischen Anstrich ohne jede begriffliche (und gedankliche) Klarheit verpasst. Dergestalt vermag sie dem sinn- und haltlosen Leben vieler Suchender eine (neo-metaphysische) Orientierung zu verleihen, während die wissenschaftlich-aufgeklärte, kritisch-philosophische Fachliteratur in ihrer analytischen Gestalt für akademisch Nicht-Eingeweihte längst nicht mehr nur schwer verständlich, sondern just wieder so unzugänglich, weil unlesbar, geworden ist, wie sie es unter anderer Maske schon zu Zeiten der 'lingua docta latina' war. Vor diesem Hintergrund erstaunt es eigentlich geradezu, dass Hohls *Notizen* heute nicht einen reissenden Absatz finden, vor dem wir sie unter diesen Umständen allerdings unbedingt bewahren möchten. [\[zurück\]](#)



<sup>4</sup> "Grundlegend für unser Verständnis ist die [...] Dissertation von Bänninger" (Fuchs, S. 17): Auf einige dieser Gemeinsamkeiten wurde oben bereits hingewiesen (vgl. z.B. S. 88, Anm. 6 und S.89, Anm. 8). Aufgrund unserer Betrachtungen zur Dissertation von Bänninger müssen wir darum feststellen, dass die (philosophische) Ausgangslage für Fuchs alles andere als günstig ist, zumal er ausdrücklich angibt, sich "besonders [...dann,] wenn es darum geht, die 'Notizen' vorzustellen", von Bänningers Arbeit leiten zu lassen (S. 2). Dabei gibt er zwar zu bedenken, dass er "das Literaturverständnis Bänningers nicht teile", ist aber leider der irrtümlichen Ansicht, dass "seine [scil. Bänningers] Ergebnisse von Hohls Weltbild von solchen Einschränkungen mehr oder weniger unberührt" blieben (a.a.O.).

Immerhin ist es Fuchs aufgrund seiner abweichenden Auffassung von Literatur möglich zu erkennen, dass "Hohls Kunstauffassung [...] kein 'Bestsellerdenken', keine Produktivität um des Produkts willen [erlaubt]" (S. 77). Das lässt darauf schließen, dass er sich den entsprechenden, schulmeisterhaften Ratschlägen von "B." und Bänninger, die wir oben im Zusammenhang mit dem Fehlen einer "Fabel" auseinandergesetzt haben, nicht anschließen möchte (vgl. S. 71f.). Fuchs sagt dazu sogar ganz ausdrücklich: "Unsere Ansicht, dass Hohl den Leser vernachlässige, stimmt aus der Sicht Hohls nicht. [...] Hohl zieht einen einzigen Leser, der versteht, einer Masse von Lesern, die nur halb oder gar nicht verstehen, vor" (a.a.O.). [\[zurück\]](#)

<sup>5</sup> Es ist allerdings bemerkenswert, dass mit der Hinfälligkeit jeder Legitimität eines propositionalen Erkenntnisanspruchs bei Fuchs die Sache nicht einfach schon erledigt ist. Unter Bezugnahme auf Goethe spricht Fuchs im Kapitel "Ahnung" von "esoterischen" Erkenntnismitteln (S. 74) und erklärt ausdrücklich, dass er mit diesem Attribut nicht die abschätzige Konnotation verbinden möchte, die es üblicherweise in wissenschaftlichen Diskussionen erhält. Fuchs führt aus (a.a.O.): "Mit den Vorwürfen, die einem solchen Denken meist auf dem Fuss folgen, müssen sich beide Autoren [scil. Goethe und Hohl] auseinandersetzen. Es sei an dieser Stelle nur daran erinnert, dass auch wissenschaftliche Beweisbarkeit dieser Gefahr unterliegt. Indem die neuere Kommunikations- und Rezeptionsforschung den Adressaten viel stärker als bis anhin in die Untersuchung mit einbezieht, rückt die Frage nach der Esoterik eines Textes in ein neues Licht."

An dieser Stelle zeigt sich deutlich, wie der Tribut, den Fuchs Bänningers Arbeit zollt, ihm seine eigenen Einsichten verdunkelt. Nun wird nämlich klar, dass es nicht nur "aus Hohls Sicht" nicht stimmt, dass er seinen Leser vernachlässigt habe, wie Fuchs das eben noch formuliert hat. Die einzige Möglichkeit, die er selber gesehen hat, um auf nicht-propositionalen Wege zu Erkenntnis zu kommen, legt den Akzent ebenfalls auf diesen Adressaten. Bedenken wir nun, dass Fuchs eben noch festgestellt hat, dass Hohl "einen einzigen Leser, der versteht", einer zu unterhaltenden Lesermasse vorzieht, dann muss man umso mehr bedauern, dass Fuchs diesen Weg, den ihm seine eigenen Einsichten nicht nur ermöglicht, sondern geradezu aufgedrängt hätte, nicht weiter verfolgt hat. [\[zurück\]](#)

<sup>6</sup> Fuchs' Differenz zu Bänninger ist aber auch in diesem Punkt zum Schluss gar keine echte. Wenn er nämlich behauptet, dass das erkenntnistheoretische Werkzeug von Hohl die menschliche Sprache bzw. seine permanente Bemühung um den klaren, sprachlichen Ausdruck sei, zieht er eigentlich nur die konsequente Schlussfolgerung aus Bänningers eigener Arbeit. Wie wir gesehen haben, hat ja auch dieser die Sprache schon das "Entdeckungsorgan" von Hohl genannt (vgl. S. 99, Anm. 46f.). [\[zurück\]](#)

<sup>7</sup> Neben den Kritikpunkten, die wir im Folgenden betrachten werden, gibt es noch weitere Differenzen zwischen den beiden, die allerdings kaum wesentlich sind. So hat Fuchs bei Hohl z.B. das, was Bänninger schwankend und tapsend als "idealistisch" bezeichnet hat, weitgehend dadurch ersetzt, dass er in Hohls Leben und Denken einen starken Einfluss des "Christentums" nachgewiesen hat. Vgl. Fuchs S. 68 und 78ff.. [\[zurück\]](#)

<sup>8</sup> Auch an anderer Stelle gibt Fuchs zu bedenken: "Dieses Vorgehen [scil. Bänningers dreistufiges Ordnungsmodell] kann zwar der Gefahr, sich voreilig in Einzelbetrachtungen zu verlieren, wirksam begegnen, bezahlt dies aber mit unerwünschten Implikationen. Hohl wird damit unmerklich in ein philosophisches System gedrängt, das linearen Charakter aufweist" (S. 35). [\[zurück\]](#)

<sup>9</sup> Unsere Ausführungen zu Bänningers "Dreistufenprinzip" legen nahe, dass seine Arbeit an diesem Punkt – aus philosophischer Sicht – tatsächlich vollkommen gescheitert ist. [\[zurück\]](#)

<sup>10</sup> Wir werden später in unserer eigenen Herleitung eines adäquaten Philosophieverständnisses zur Aufschlüsselung der philosophischen Dimension des Notizenwerks ein kombiniertes Vorgehen vorschlagen, in dem philosophisch-systematische Überlegungen mit philosophisch-historischen Betrachtungen verschmelzen. [\[zurück\]](#)

<sup>11</sup> Und Hohl war seinerseits natürlich nicht der erste, der explizit auf einen Neuheitsmehrwert seiner Gedanken verzichtet hat. Durch die Anführungsstriche weist er vielmehr sein "Bekenntnis" selbst noch einmal als ein Zitat aus. Leider ist es nicht gelungen, dieses Zitat zu seinem Ursprung zurückzuverfolgen. Ein Verdacht, es handle sich dabei um eine Passage aus Pascals' *Pensées*, liess sich leider nicht verifizieren. Dem Sinn nach steht Pascal Hohl in diesem Punkt aber sicherlich nahe (*Pensées* I,22): "Qu'on ne dise pas que je n'ai rien dit de nouveau: la disposition des matières est nouvelle; quand on joue à la paume, c'est une même balle dont joue l'un et l'autre, mais l'un la place mieux. J'aimerais autant qu'on me dît que je me suis servi des mots anciens. Et comme si les mêmes pensées ne formaient pas un autre corps de discours, par une disposition différente, aussi bien que les mêmes mots forment d'autres pensées par leur différente disposition." [\[zurück\]](#)

<sup>12</sup> Das Typoskript des Registers von Saner findet sich im Nachlass unter der Signatur D-05-a-7. Zu Goethe werden darin fast 150 Referenzstellen aufgeführt – so viele wie zu keinem anderen Namen. Zu Spinoza findet man ungefähr 50 und, entgegen Fuchs' Behauptung, wird auch auf Heraklit gemäss dem Personenregister in den *Notizen* häufiger rekurriert und hingewiesen als auf irgendeinen der anderen Philosophen. (Nur Sokrates, Nietzsche und Valéry treten laut Saners Register annähernd so häufig auf oder noch öfter. Weitere Philosophen, die Hohl namentlich erwähnt, sind Demokrit, Pythagoras, Plato, Aristoteles, Epikur, Epiktet, Thomas v. Aquin, Descartes, Pascal, Voltaire, Diderot, Rousseau, Kant, Schopenhauer und Kierkegaard.) Das Personenregister von Saner stand Fuchs bei seiner Arbeit jedoch noch nicht zur Verfügung; möglich, dass er sich zu Forschungszwecken ein eigenes angelegt hat. [\[zurück\]](#)

<sup>13</sup> In der Notiz IX,20 mit dem Titel "Montaigne, Lichtenberg, Spinoza" gibt Hohl selber einen klaren Hinweis auf die Fehlbarkeit dieses Vorgehens. Bezüglich der relativ spärlichen Montaigne-Zitate in den *Notizen* merkt er nämlich an: "Zitiert habe ich ihn wenig, aus dem gleichen Grund, wie ich Proust fast nie zitiert habe: was herausgreifen? Wo ich aufschlage, könnten es halbe und ganze Seiten sein." Von Lichtenberg, der in seinen Aphorismen in Hohls Augen "das Entscheidende [...] in einzelne Spitzen zusammengefasst" hat (a.a.O), heisst es hingegen, er habe sich bequemer und darum auch viel ausgiebiger zitieren lassen. Spinoza schliesslich, von dessen Sätzen Hohl erklärt, sie seien "inniger, innerlicher mit diesem Werk verbunden als irgend etwas anderes", habe er verhältnismässig am wenigsten zitiert. – Diese Bemerkungen beinhalten einen generellen Einwand gegen die Festlegung der Bedeutung eines Denkers für Ludwig Hohls *Notizen* anhand der blossen Häufigkeit seiner expliziten Nennung. Bei Hohl scheint diese Frequenz weniger ein Indiz für die Stärke einer gedanklichen Beeinflussung zu sein als vielmehr eine Funktion der literarischen Prägnanz und Kürze, in welcher die Früheren ihre Gedanken vorgetragen haben. Wenn ein Essayist darum bei ihm weit seltener auftaucht als ein Aphoristiker, fühlt sich Hohl diesem darum nicht weniger verwandt als jenem. [\[zurück\]](#)

<sup>14</sup> Weitere Beispiele liessen sich leicht finden. So führt Saner z.B. die Notiz IX,51, die sogar ein wörtliches und als solches gekennzeichnetes Zitat von Spinoza enthält ("Je mehr wir die Dinge erkennen, umso mehr erkennen wir Gott.") nicht auf, obschon Hohl selber sie in seinem eigenen, "kurzgefassten Register" von 1945 unter dem Stichwort "Spinoza" verzeichnet hat. Dasselbe gilt für die Notizen IX,30 und XII,125, in denen ebenfalls eine starke Anlehnung an Spinoza unbestreitbar ist, die man aber im Personenregister ebenfalls vergeblich sucht. Inkonsequenter Weise hat Saner dann aber z.B. die Notiz XII,91 wieder aufgenommen, in der ein Spinoza-Bezug zwar ebenso deutlich, aber eben nur implizit vorhanden ist. Andere, verborgenere Referenzen, die Hohl im *Grundmanuskript* noch ausdrücklich festgehalten hat, in der veröffentlichten Notiz dann aber weggelassen wurden, konnte Saner Kenntnis der unpublizierten Passagen ebenfalls nicht aufspüren. Anschauungsmaterial dafür liefert die Notiz VI,31, in der Hohl seine zentrale Lehre von den unterschiedlichen "Intensitätsgrade[n] des Erkennens" formuliert. Im entsprechenden Eintrag im *Grundmanuskript* findet man folgenden, mit Bleistift durchgestrichenen Passus:

Spinoza, mit seiner Einteilung des Erkennens in drei Stufen, war der Sache auf der Spur. Wie seine – so einfache Lösung ist, weiss ich nun nicht [nachträglich eingeschobene, handschriftliche Erklärung dazu: "Da mir seine drei Grade der Erk. hier eben erst einfielen (scil. beim Abschreiben dieser Notiz ins *Grundmanuskript*, MR), habe ich nicht nachprüfen können] Vielleicht ist sie richtig trotz ihrer blendenden Einfachheit. – Hauptsache ist indessen nur, dass man sieht, dass es verschiedene Grade des Erkennens gibt (nicht, dass man genau die Grade bezeichnen kann).

Gerade solche Hinweise auf verwandte Denker wären unbedingt in Rechnung zu stellen, um zu eruieren, wer wirklich und wo genau mit Hohl in geistiger Verbindung steht. [\[zurück\]](#)

<sup>15</sup> Auch hier bietet sich uns ein Beispiel von Friedrich Nietzsche zur Veranschaulichung an, genauer: Ida Overbecks Erinnerungen an ein Gespräch mit ihm über sein clandestines "Verhältnis" zu Max Stirner (in: "Erinnerungen von Frau Ida Overbeck" in: Carl Albrecht Bernoulli: *Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche - eine Freundschaft* [2 Bde.]; Diederichs, Jena, 1908, S. I/234-251.) Obschon Nietzsche Stirners *Einzigen und sein Eigentum* nachweislich spätestens 1874 gekannt hat (vgl. u.a. Johann-Christoph Emmelius Aufsatz: "'Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt.' [...]" in: *Nietzsche-Studien Bd.33/2004*, de Gruyter, Berlin, S.311f.), erwähnt er dieses Werk und seinen Autor im gesamten (publizierten) Werk kein einziges Mal. Als Grund für dieses (Ver-)Schweigen gibt Frau Overbeck in ihren Gesprächserinnerungen an, seine geistige Verwandtschaft mit Stirner sei in Nietzsches eigenen Augen so weit gegangen, dass er gefürchtet habe, man würde "von einem Plagiat reden", wenn er selber den geringsten Bezug zu ihm herstellen würde (a.a.O., S. 239). [\[zurück\]](#)

<sup>16</sup> Auf derselben Stufe wie Heraklit – und also auch Goethe und Spinoza ebenbürtig – erscheint noch ein anderer prominenter Denker, wenn man die ursprüngliche Version dieser Notiz im *Grundmanuskript* liest: der vertuschte Nietzsche. Mit Balzac und Proust tauchen darin noch zwei weitere Namen auf, denen Hohl in grösster Dankbarkeit gedachte, die aber in der veröffentlichten Version später ebenfalls weggefallen sind. Vielleicht lohnt es sich darum, wenn wir hier die ursprüngliche Version dieser Notiz integral abdrucken. Sie ist datiert vom 15.9.1935 und trägt den bezeichnenden Titel "Halb pro me":

Welches sind die Männer aller Zeiten, denen ich am dankbarsten sein muss? Muss ich mich einen Moment besinnen? Goethe und Spinoza.

Dann kommen noch andere, Heraklit, nur weiss ich von ihm zu wenig es ist in meinem Denken eher ein Hinführen zu ihm, als dass ich von ihm viel erfähre. Dann Nietzsche, der dem Hier so Nahe; er hat so viel Verstaubtes.

Dann die fast anbetende Achtung vor jenen, die das Höchste erreichten in dem, was man in besonderem Sinne Kunst nennt: Hölderlin, Bach, ~~Balzac~~<sup>1</sup>, und die grosse Liebe: Montaigne. Und so fort.

Und da hätte ich beinahe Lichtenberg vergessen, der Wunderbarsten einer unter allen.

<sup>1</sup>Pr. [scil. Proust] kannte ich damals noch nicht. [\[zurück\]](#)

<sup>17</sup> Dieser Mangel an Belegen ist natürlich bedauerlich. Er kann uns allerdings nicht weiter erstaunen, wenn wir uns folgenden Auszug aus einem siebenseitigen Brief vergegenwärtigen, in dem Hohl am 25. Februar 1942 Konrad Bänninger von den "ausserordentlichen Berührungspunkten" berichtet, die er zwischen sich und dem Freund bei der Lektüre einiger Stücke aus dessen *Geist des Werdens. Umrisszeichnungen* (Rascher, Zürich, 1932) gefunden habe (S. 1f.; diese Brief befindet sich im ungeordneten Nachlass von Hanny Fries):

Und gar erst die Tatsache, dass Sie am häufigsten oder fast ausschliesslich ([...]) Heraklit zitieren! Mit dem ich seit langem mehr Beziehung spürte als mit irgendetwas des ganzen Altertums! – dies übrigens fast ohne nennbare Kenntnisse, da ich das mit 18 Jahren einmal Gelesene vorwiegend vergessen hatte, fast durch die Luft hin (erst in diesen Tagen habe ich mir ein neuerschienenes Bändchen angeeignet, das die Fragmente enthält).

Tatsächlich notiert Hohl am 16. Februar 1942 in sein Journal: "die Fragmente des Heraklit (herausgeg. von Bruno Snell, 54 S.) gekauft". Zu diesem Zeitpunkt aber waren die *Notizen* materiell längst vorhanden und handelte es sich lediglich noch darum, aus dem *Grundmanuskript* die publikationswürdigen Stücke auszuwählen und passend anzuordnen. Hohl hat *Die Notizen* also – von einer jugendlichen Lektüre abgesehen –,

wie er hier selber sagt: "fast ohne nennbare Kenntnis" von Heraklit geschrieben. Dass Hohl auch nach 1942 nie eigentliche *wissenschaftliche* Heraklit-Studien betrieben hat, darf angenommen werden, wenn man die Fortsetzung dieses Briefes in Betracht zieht. Darin scheint Hohl nämlich dafür zu optieren, dass es zu seinem "Durch-die-Luft-hin"-Verstehen" im Fall des dunklen Ephesiens überhaupt keine Alternative gäbe. Seine Frage an Bänninger: "Ob die geringste Hoffnung bestünde, jemals einen auf deduktivem Wege Heraklit anzunähern, mit Erklärungen hinzuführen", ist jedenfalls rhetorisch zu verstehen (a.a.O.). [\[zurück\]](#)

<sup>18</sup> In der Ludwig Hohl gewidmeten Autorennummer von *Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* hat Ferber noch einen weiteren Aufsatz zur geistigen Verwandtschaft von Hohl und Heraklit veröffentlicht (36/2013; S. 39-44): "'Man soll nicht [handeln und denken] als Kinder seiner Eltern. Zu Ludwig Hohls Herakliteischem Lebensmotto'. Leider ist dieser Beitrag zu spät erschienen, als dass er an dieser Stelle hätte berücksichtigt werden können. [\[zurück\]](#)

<sup>19</sup> Als "weinender Philosoph" wurde Heraklit von Lukian beschrieben. Eine offenkundige Parallele zwischen Heraklits Sprüchen und Hohls *Notizen* besteht natürlich auch in sprachlicher Hinsicht. Wenn Ferber schreibt: "Die aphoristische Form der *Notizen* entspricht [...] dem Inhalt. Es gehört nämlich zu dieser Struktur, dass die Hauptsätze nicht systematisch dargestellt, sondern immer wieder neu exemplifiziert und variiert werden müssen; d.h. quasi selber 'fließen' müssen" (S. 410), dann lässt sich ähnliches auch an Heraklits Spruchweisheiten beobachten. [\[zurück\]](#)

<sup>20</sup> Die Parallelen zwischen Hohl und Heraklit reichen natürlich noch viel weiter und vor allem auch über das rein Gedankliche hinaus. Es sei hier nur noch auf eine weitere Übereinstimmung zwischen ihnen hingewiesen, von der sich später zeigen wird, dass sie weitaus "philosophischer" ist, als man vielleicht zunächst vermuten wird. Sie nimmt Bezug auf die Weltabgeschiedenheit, welche beide Denker der Geselligkeit ihrer geschwätzigen Art- und Zeitgenossen mit dem grösstmöglichen "Pathos der Distanz" (Nietzsche) vorgezogen haben. So beginnt die Einleitung ("Liminaire") der Hohl-Nummer der *Revue de Belles-Lettres* (3/1969) nicht ganz zufällig mit einer berühmten Anekdote, die uns Aristoteles von Heraklit überliefert hat (S. 3): "Des étrangers, dit-on, voulaient rencontrer Héraclite. Le voyant se chauffer auprès d'un poêle, ils hésitaient à avancer. 'Entrez, n'ayez crainte, leur dit-il, ici aussi il y a des dieux.'" Die Redaktion stellt den Zusammenhang zwischen dieser Reminiszenz und dem in dieser Nummer zu behandelnden Autor Hohl umgehend wie folgt her: "Voici un fragment (de Part. Anim. A 5, 645a17) qui pourrait aisément venir à l'esprit de celui, qui, après avoir descendu l'escalier sombre qui mène chez lui, se trouve pour la première fois en présence de Ludwig Hohl" (a.a.O.).

Die Herausgeber hätte hier auch den bissigen Spott und die vernichtende Kritik erwähnen dürfen, die Hohl und Heraklit an der gedankenlosen Lebensgestaltung ihrer Zeitgenossen geübt haben. Das tun sie zwar nicht, dafür erinnert sich Anouchka von Heuer in ihrem Beitrag zu dieser Hohl-Nummer der *Revue de Belles-Lettres* an eine interessante Bemerkung von Hohl, in welcher er eine Art Gleichzeitigkeit zwischen ihm und dem antiken Philosophen behauptet habe ("La permanence d'un monologue", hier S. 67): "Ses contemporains, il [scil. Hohl] les rencontre au-delà du temps, dans le temps qui leur est propre. Ne dit-il pas dans un entretien que nous avons eu: je suis attentivement à l'écoute de ce qu'a dit Héraclite d'Ephèse. Nul n'a su l'égaliser en ceci qu'il installa 500 ans av. J.-C. un téléphone spirituel par lequel il est encore possible de s'entretenir avec lui." In dieselbe Richtung wie dieses Zitat von Anouchka von Heuer weist auch folgende Passage aus dem letzten Kapitel der Dissertation von Xaver Kronig (S. 165): "Die Idee von den hereinbrechenden Rändern ist nicht neu, schon im Altertum war sie bekannt; ein Heraklit wusste darum, aber der war eben weise, und unsere ganze Leistung in der Weisheit besteht darin, 'dieselbe Höhe wieder zu erreichen. Denn Weisheit – allgemeiner Ausblick, Ahnungshöhe dem Gesamten gegenüber – kann nicht übermittleit werden; eine wissenschaftliche Entdeckung wohl. Während es sich in der Sache der Weisheit nur darum handelt, ein schon Dagewesenes wieder zu erreichen [...]. Ein Heraklit war zweifellos schon so weise wie Goethe, es bedurfte aber der ganzen Leistung eines Goethe, um heute dieselbe Schau wieder zu erreichen' (*Nuancen und Details* II,47)." [\[zurück\]](#)

<sup>21</sup> Diese Behauptung ist falsch. Bei seinem Tod befand sich in Ludwig Hohls Hausbibliothek auch der zweite Band von Spinozas *Opera* (Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1967), in dem der *Tractatus de in-*

*tellelectus emendatione* klare Lektürespuren aufweist. Aus dem *Grundmanuskript* geht zudem hervor, dass Hohl schon am 9. August 1936 Spinozas Briefwechsel erhalten und gelesen hat. Hohl hat also keineswegs nur die *Ethik* gelesen, und dass er die *Ethik* nur "gelesen" habe, ist zudem eine krasse Untertreibung. In diesem Fall darf und muss man ganz eindeutig von einer lebenslangen, intensiven Beschäftigung reden. Dass man bei Hohl im Fall von Spinoza von einem regelrechten Studium reden kann, zeigen zahlreiche, sogenannte "Lesezettel" in den Schachteln 21, 23 und 229 seines Nachlasses. Wie wir in unserem Exkurs zu Spinoza an späterer Stelle noch sehen werden, hat Hohl auch einiges an Sekundärliteratur zu diesem Philosophen gelesen. Dabei wird sich uns jedoch auch erweisen, dass Ludwig Hohl Spinozas "geometrische Erklärungen", auf die Fuchs in seiner Spinoza-Darstellung abzielt (S. 39), überhaupt nie interessiert haben. [\[zurück\]](#)

<sup>22</sup> Es entsteht fast der Eindruck, Fuchs habe in seinem Goethe-Kapitel weniger Ludwig Hohls "Dichtung und Denkformen" im Auge gehabt als vielmehr seinen Gutachter, Prof. Wolfgang Binder, der mit diversen Publikationen zu Goethe hervorgetreten war, und bei dem Fuchs eigener Angabe zufolge zwischen 1975 und 1978 zwei "Seminarier" zu Goethe samt der entsprechenden Vorlesungen besucht hat (S. 48). [\[zurück\]](#)

<sup>23</sup> Man kann Fuchs darin zustimmen, dass es insbesondere der späte Goethe mit seinem *Faust II* und der posthum unter dem Titel *Maximen und Reflexionen* zusammengestellten Spruchsammlung war, der es Ludwig Hohl angetan hat (S. 47). Zu Goethes späten Werken mit besonderer Wirkung auf Hohl müsste aber auch noch der *West-östliche Divan* gezählt werden. Schon in jungen Jahren hatte sich Hohl auch den frühen Goethe angeeignet, unter dessen Werken er auch später noch voll des Lobes für den *Wilhelm Meister* war, wobei er vor allem den Lehrbrief im 9. Kapitel des 7. Buches hervorgehoben hat ("Johann Wolfgang von Goethe, Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden"; Deutscher Taschenbuchverlag, München, 1998, kurz "Werke"; Bd. 7, S. 496f.). [\[zurück\]](#)

<sup>24</sup> Zum Zusammenhang zwischen Naturbegriff und Denkformen bei Goethe erklärt Fuchs (S. 49): "Die Natur ist das Regulativ von Goethes Denken und Erkennen. Sie verkörpert die Beweglichkeit aller Gestalten, ist das 'schon immer'." Auch dies liesse sich bei Hohl tatsächlich nachweisen, dass er sich in seinem Denken nicht nach den formalen Anforderungen einer argumentativen Logik richtet, sondern nach dem Leben selbst und damit gewissermassen ebenfalls nach den Vorgaben der Natur. In den *Notizen* heisst es dazu (II,236):

Das Systemerzwingen ist ein Ding für sich, und das übelste. Die starrgewordenen Konturen widersprechen dem Lebendigen. Das Lebendige widerspricht sich nicht. Denn wo Lebendiges ist, ist nicht das andere. Die Katze widerspricht nicht der Kuh. Wohl aber widersprechen der Kuh die in die Luft – ins Leere – gezeichneten Konturen der früheren Kuh, die da war, oder gar die über jede Kuh hinaus gezeichneten Konturen, die Anweisung, wie die Kuh immer sein sollte. [\[zurück\]](#)

<sup>25</sup> Fuchs schreibt: "Erkenntnistheoretisch bedeutend ist die Feststellung, dass Goethe der direkten Anschauung den Vorrang gegenüber begrifflichen Darstellungen einräumt. Im Blickwinkel der Ganzheit enthüllen sich auf dem Wege der Metamorphose durch die Schau von (Ur-)Phänomenen die Zusammenhänge" (S. 55). [\[zurück\]](#)

<sup>26</sup> Dazu heisst es bei Fuchs: "Das Prinzip, das zur Erkenntnis des Gesetzlichen in seiner lebendigen Anschaulichkeit führt, die naturgemässe Methode, ist die Reihe" (S. 55). [\[zurück\]](#)

<sup>27</sup> In ihrer Aneinanderreihung lassen sich die scheinbar widersprüchlichen Phänomenen zwar von Hohl und Goethe nie auf eine starre Formel reduzieren; indem wir in ihnen aber gewisse Analogien erkennen, können wir zu immer präziseren "Ahnungen" gelangen. Auf Hohl angewendet bedeutet das: eine einzelne Notiz lässt sich nicht "beweisen"; was in ihr zu erkennen ist, zeigt sich oftmals erst dadurch, dass sie mit anderen Notizen, in denen Facetten desselben Phänomens eingefangen werden, in Zusammenhang tritt. Scheinbar Redundantes, das nur in einer Nuance oder einem Detail vom bereits selbst oder von anderen Erkannten und Gesagten abweicht, ist daher im Prinzip der Reihung gerade das, worauf es ankommt. Insofern trifft auf die *Notizen* auch zu, was Fuchs zum Goethe'schen 'Aperçu' ausführt (S. 58): "Ein solcher Augenblick reiner Geisteskraft bewirkt ein Gewährwerden von dem, was den Erscheinungen zugrunde liegt, ein inneres Er-



kennen des Urphänomens. Durch die innewohnende Unbeweisbarkeit erhält das *Aperçu* esoterischen Charakter.“ [\[zurück\]](#)

<sup>28</sup> "Die 'Erscheinung' wird zu einem Erkenntnisbegriff. Das Aussen wirkt nach Innen und ermöglicht dadurch eine neue, wahrere Sicht des Aussen", heisst es bei Fuchs (S. 55). Goethe schreibt dazu in den *Maximen und Reflexionen* (Werke, Band 12, S. 436): "Die große Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, dass man immer das Innere und Äussere parallel oder vielmehr verflochten betrachten muss. Es ist immerfort Systole und Diastole, Einatmen und Ausatmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf." Wollte man den Parallelen zwischen Hohl und Goethe seriös und umfassend nachspüren – wozu gewiss eine eigene grosse Studie nötig wäre –, würde sich wohl auch Hohls eigenwilliger Begriff der "Arbeit", für welchen ja exakt diese Verflechtung von Innen und Äusserem konstitutiv ist, mit Goethes spätem Denken in Verbindung bringen lassen. [\[zurück\]](#)

<sup>29</sup> Einen solchen "Sinn" in Form einer treibenden Kraft zur permanenten Steigerung hat Goethe nach Fuchs' Auskunft "sowohl im psychischen als auch im physischen Bereich" der Natur gesehen (S. 52), die sich bei ihm in der Tat nie ganz voneinander trennen lassen. Das gilt auch für Hohl. Von neo-marxistischer Seite wurde ihm schon wiederholt ein vermeintlich protestantisches Arbeitsethos attestiert, in dem man eine Entsprechung zum Wachstumszwang in einem kapitalistischen Wirtschaftssystem sehen müsse. Wenngleich gerade diese Interpretation des ubiquitären Steigerungsdrangs, der bei Ludwig Hohl zwar tatsächlich sowohl in seinem Denken als auch in seinen Naturbetrachtungen eine Entsprechung gefunden hat, äusserst problematisch wenn nicht sogar grundverkehrt ist, trifft sie doch den Tatbestand. Gerade was die Steigerung und das Wachstum der Produktion in der Natur und der arbeitsteiligen Gesellschaft betrifft, hat Hohl die faktische Fatalität dieser Tendenz in seinen letzten Lebensjahren sehr beschäftigt, aber eben vor allem auch grosse Sorgen bereitet. Im Reich der Natur sprach Hohl diesbezüglich von einem "Gesetz der Verschwendung", das es hinzunehmen und überall in Rechnung zu stellen gelte; im Bereich der menschlichen Angelegenheiten erachtete er die Überproduktion aber als einen selbstverschuldeten Missstand, den es unbedingt zu korrigieren gelte. In seinen Augen lag in ihr sogar die erste Gefahr für die Ausrottung der Menschheit, die ab den 70er Jahren die atomare Bedrohung abzulösen begann (vgl. S. 24 und S. 40). Als Begründung gab Hohl an, die Zerstörung durch das "Überwachstum", wie er es auch nannte, habe, im Gegensatz zur reinen Potentialität der Verwüstung durch eine Bombe, bereits Aktualität. Dreissig Jahre nach seinem Tod wird man ihm leider darin rechtgeben und ihn zumindest in diesem Punkt als Vordenker bezeichnen dürfen: denn diese Zerstörung bleibt weiterhin sehr "aktuell" – wenn man sie auch in sogenannten wirtschaftlichen Krisenzeiten, in denen man in allen Lagern das Heil der Menschheit in weiterem Wachstum predigt, nicht recht wahrhaben will. [\[zurück\]](#)

<sup>30</sup> Zu Humm vgl. die Angaben im Anmerkungsband der *Nachnotizen*, S. 120f. [\[zurück\]](#)

<sup>31</sup> Ein dritter Einwand von Humm spielt in unserem Zusammenhang kaum eine Rolle. Es handelt sich dabei um eine "Wortkritik". Humm bemängelt, dass Hohl einige "Worte wie 'respektiv' [...] zu unbedenklich gebrauche". Diesen Einwand nimmt der Autor der *Nuancen und Details* vollumfänglich zustimmend und äusserst dankbar entgegen. Das zeigt, dass Hohl nicht grundsätzlich nicht kritikfähig gewesen wäre, sondern sich immer nur gegen seines Erachtens unzutreffende Bemängelungen seiner Arbeit zur Wehr gesetzt hat. [\[zurück\]](#)

<sup>32</sup> An dieser Stelle gibt Hohl ja ganz ausdrücklich zu, dass zumindest seine Aufzeichnungen in den *Nuancen und Details* tatsächlich aus seinem persönlichen Erlebnishorizont erwachsen sind. Dass Ludwig Hohl in seinen Kurzprosa-Stücken sein eigenes Erleben aber als exemplarische Erfahrung und damit als überpersönliches, von einem Leser selbst am eigenen Erleben zu prüfendes Erlebnis zu gestalten versucht, haben wir oben schon angedeutet und werden wir später noch weiter ausführen. [\[zurück\]](#)

<sup>33</sup> Wie wir am Beispiel seiner Beschäftigung mit Spinoza später noch sehen werden, konnte durchaus auch eine Lektüre für Ludwig Hohl zum eigenen "Erlebnis" werden. Insofern hat sich seine Behauptung "Literatur ist selber Leben" für ihn auch als Leser bewahrheitet. Zu "Ludwig Hohl als Leser" siehe den gleichlautenden

und äusserst lesenswerten Beitrag von Werner Morlang in *Ludwig Hohl. Alles ist Werk* (Erismann / Probst / Sarbach [Hgs.]; Suhrkamp, Frankfurt a.M., 2004, S. 193-203), dem man in (fast) allen Punkten zustimmen muss. (Einzig was die vermeintliche Geringschätzung des reifen Hohl für Friedrich Nietzsche angeht, hat sich Morlang geirrt; vgl. a.a.O., S.196.) Indem Morlang Montaigne, Lichtenberg und Valéry als Ludwig Hohls "Eideshelfer" (S. 197) bezeichnet und auf einen "existentiellen Einschlag von Hohls Lesen und Schreiben" hinweist (S. 199), schliesst er sich unserer eben geäusserten Vermutung an (a.a.O.): „Er hat die 'erlesenen' fremden Sätze nicht minder geduldig, existenziell ausgetragen wie seine selbst verfassten, und wenn seine Notate bis heute merkwürdig zeitlos klingen, verdanken sie solche Wirkung mithin dem Umstand, dass er das Eigene und Fremde umstandslos miteinander verschränkt. Wo Hohl zitiert – und er tut es abundant –, prunkt er weder mit Bildung noch mit fremden Federn, sondern er behandelt das für seine Zwecke Appropriierte, als wär's ein Stück von ihm. Eins erhellt das andere, und beide unterstehen der nämlichen auktorialen Verantwortung.“ [\[zurück\]](#)

<sup>34</sup> Hier gilt es, auf eine latente Gefahr und ein mögliches Missverständnis hinzuweisen. Es wäre völlig verfehlt, wenn man sich unter der von Hohl in Anspruch genommenen Eigenständigkeit seines Denkens eine Originalität im Sinne einer völlig neuartigen Philosophie vorstellen wollte. "Selbständigkeit" meint hier gerade nicht "Neuheit" sondern "Neuaufgabe": die selbstverantwortete Wiederholung und individuelle (Neu-) Gestaltung althergebrachter Gedanken. Deutlich kommt das im ersten Stück des IX. Teils der *Notizen* zum Ausdruck, in dem sich Hohl bezeichnenderweise hinter Paul Valéry und Johann Wolfgang von Goethe verschanzte:

*Die Neuheit der geistigen Entdeckungen*

Valéry:

- Ceci n'est pas positivement neuf, mon ami!  
- Mais je me moque du neuf ou vieux en fait d'idées! ... ("L'Idée fixe".)

Dazu lassen sich die Verse aus einem berühmten Buch fügen:

Was du ererbt von deinen Vätern hast, / Erwirb es, um es zu besitzen. / Was man nicht nützt, ist eine schwere Last; / Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen,  
[...]

Die erwähnte Gefahr besteht dabei darin, dass Klassisches und "Eigenes" in einer unsorgfältigen oder allzu eigenwilligen Deutung auf eine Weise in Verbindung gebracht werden, dass sich die Gedanken nicht mehr wechselseitig stützen und erneuern, sondern nur weiter verwirren, verdunkeln und verlieren. Als Beispiel könnte das 527. Stück der *Nachnotizen* dienen ("Die Neuheit in der Literatur"). Darin scheint Hohl die Identität eines Gedankengangs von Schopenhauer und Valéry zu behaupten, der bei den beiden Denkern in ganz unterschiedliche Richtungen führt. [\[zurück\]](#)

<sup>35</sup> Unsere Vermutung ist auch gar nicht neu. In seinen Betrachtungen zum IX. Teil der *Notizen* ("Literatur"), hat Xaver Kronig bereits erkannt, dass Hohl in diese Abteilung aufgenommen hat, was zwar von aussen an ihn herangekommen, mit seinem Innern aber sofort in Kontakt getreten ist, und darum schon vorher auch in ihm selbst schon bestanden haben müsse (S. 62): „Man kann also bei Hohl kaum von einer direkten Beeinflussung sprechen. Er hatte offenbar seine ganz bestimmte Denkrichtung gefunden, noch bevor er viel gelesen hatte. So wird verständlich, weshalb ihm Spinoza durchaus bekannt und vertraut vorkam, schon bei der ersten Lektüre, weshalb er in Bezug auf Heraklit sagen kann, es sei in seinem Denken mehr ein Hinführen zu ihm, als dass er viel von ihm erführe. Beeinflussung gibt es also für Hohl nur insoweit, als ihm die Lektüre in einer schon eingeschlagenen Denkrichtung weiterhalf. Darum hat er auch nur zu jenen Männern der Vergangenheit und Gegenwart ein näheres Verhältnis, die ihm geistig irgendwie nahestehen, zum Beispiel nur zum alten Goethe [...].“ [\[zurück\]](#)

<sup>36</sup> Beispiele für nachträgliche Bestätigungen seiner Gedanken findet Hohl nicht nur während seiner Schaffenszeit, sondern auch noch in späteren Jahren. Unter seinen Lesezetteln – Hohl nannte sie "Talismane" – findet man z.B. folgende Lektürenotiz (SLA, A-07):

Alfred Adler

Am 5.2.50 lese ich (wohl überhaupt zum erstenmal Adler) in der Zeitschrift "Die Individualpsychologie" 15. Jahrgang, Nr.1.:

"Denn alle Lebensfragen münden in die drei: Nächstenliebe, Werk, geschlechtliche Liebe." Und bin quasi elektrisch berührt im Erstaunen über so unheimliche Nähe. (Vgl. Not II,23, 50, 153.)

---

Und dann auch im weiteren die Übereinstimmung! (Überwindung des Todes, Einordnung des Einzelnen, "Rettung". – "Das Bejahende in allem bejaht. Das Verneinende verschwindet nur.")

(Aufsatz ist betitelt: "Ist Fortschritt der Menschheit möglich? Wahrscheinlich? Unmöglich? Sicher?")

[\[zurück\]](#)

<sup>37</sup> Schoders entlarvende Feststellung ist umso bemerkenswerter, als Ludwig Hohl in den *Nuancen und Details* nur einen einzigen Hinweis in einer kleinen Fussnote auf "Faust-Nietzsche" gegeben hat (I,28). [\[zurück\]](#)

<sup>38</sup> "Im Gedanklichen [...] denkt man an Valéry [...]. Mit Valéry teilt Hohl die Faszination durch den Prozess der geistigen Arbeit und überhaupt des geistigen Seins. In der Deutung des Verhältnisses von Inspiration und bewusster, kontrollierter Geistesarbeit, die er sehr schön im Bilde des Fischers dem Homo Faber, dem selbstbildenden, nicht findenden Bäcker gegenüberstellt, berührt sich Hohl weitgehend mit entsprechenden Erkenntnissen Valérys" ("Der Schriftsteller Ludwig Hohl" in: *Die Tat* vom 17./18.7.1943). [\[zurück\]](#)

<sup>39</sup> Wann genau Hohl diesen Zettel eingefügt hat, wissen wir leider nicht. Wie wir gleich sehen werden, könnte er durchaus erst anfangs der 1950er Jahre hinzugekommen sein. Das Komma hinter der einzigen Referenzstelle auf diesem Zettel könnte zudem bedeuten, dass Hohl im Nachhinein damit gerechnet hat, im *Grundmanuskript* noch weitere wichtige Hinweise auf den französischen Philosophen zu finden. Ob ihm dann die Zeit für die notwendigen Recherchen gefehlt hat, oder ihm die wenigen Stellen, an denen Valéry im *Grundmanuskript* tatsächlich erwähnt wird, einfach nicht als bedeutend genug erscheinen wollten, um sie ins Register aufzunehmen, wissen wir nicht. (Zu Hohls relativer Gewichtung der Referenzstellen im Registers und ihrer Bedeutung für eine Interpretation der *Notizen* vgl. S. 65ff.). Ein Indiz dafür, dass Paul Valéry für den Notizenschreiber während seiner Schaffenszeit höchstens von marginaler Bedeutung gewesen sein kann, ist es allemal. [\[zurück\]](#)

<sup>40</sup> Ein Vergleich der publizierten Fassungen der Stücke, in denen Valéry in den *Notizen* erwähnt wird, mit den entsprechenden Einträgen im *Grundmanuskript* zeigt, dass viele Verweise auf den französischen Philosophen erst nach 1938 eingefügt worden sind, als Hohl an den Druckfassungen gearbeitet hat. (Vgl. z.B. IV, 5; IV, 19; V, 10; V, 25; V, 34; VI, 3 und VI,5.) Dasselbe gilt übrigens auch für Montaigne, von dem Hohl die *Essays* erst im Frühjahr 1940 gelesen haben dürfte. Im Nachlass existiert jedenfalls ein Faltbüchlein (Format A6) mit dem Titel "Montaigne Les Essais" in welchem Hohl Lektüreeinträge zu den Aufsätzen macht. Das Heft ist zuvorderst gestempelt worden am "28. Fév. 1940" und auf der hintersten Seite am "10. Avr. 1940". Es gibt Grund zu der Annahme, dass Hohl auch die *Pensées* von Pascal erst im August 1936 zum ersten Mal gelesen hat. Diese Annahme müsste jedoch noch weiter überprüft werden. [\[zurück\]](#)

<sup>41</sup> In der Autorenbibliothek von Ludwig Hohl im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA) findet man von Paul Valéry lediglich den Band "Windstriche. Aufzeichnungen und Aphorismen" (Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1971) mit einer handschriftlichen Widmung des Mitherausgebers B. Böschenstein, datiert vom "Juli 1974". Im Mai 2011 habe ich im noch ungeordneten Nachlass von Hanny Fries an ihrer Wohnadresse jedoch ein Exemplar von Valérys *Variété* entdeckt, das zahlreiche Anstreichungen und handschriftliche Kommentare von Ludwig Hohl enthält samt einem Stempel "L. Hohl. Genève" und der Datumsangabe "9.7.38" (vgl. Abbildung S. 113). Gut möglich, dass Hohl Anfang Jahr noch mit einem Bibliotheksexemplar gearbeitet hatte und sich erst später eine eigene Ausgabe beschaffen konnte. [\[zurück\]](#)

<sup>42</sup> Ein Kuriosum sei hier ebenfalls noch erwähnt. In Hohls "Journalen" findet man im Dezember 1964 eine Auflistung der Dinge, die er in diesem Monat von Freunden und Bekannten erhalten hat. Darunter findet sich auch eine Position: "Salami (sehr gross) von Valéry". Valéry war aber zu diesem Zeitpunkt schon fast 20 Jahre tot. Entweder meint "Valéry" hier also den Namen der Marke dieses grossen Fleischerzeugnisses oder aber mit "Salami" ist hier ein gutes Stück literarischer Nahrung gemeint. [\[zurück\]](#)

<sup>43</sup> Tatsächlich ist es so, dass, wenn man bei Ludwig Hohl überhaupt von Denkern reden kann, die für seine geistige Entwicklung einen wegweisenden Einfluss hatten, man das allenfalls von Nietzsche behaupten könnte, auf den er aber – vielleicht auch deshalb (?) – die meisten positiven Bezüge aus seinen publizierten Schriften weggestrichen hat. Wie erwähnt, hat der Verfasser an anderer Stelle noch auf andere mögliche Gründe für Hohls Nietzsche-Zensur hingewiesen (vgl. den erwähnten Aufsatz in *Quarto* Nr.36/2013, S. 49). [\[zurück\]](#)

<sup>44</sup> Aus philosophischer Sicht interessant ist die Beobachtung, dass Hohl in unveröffentlichten Notizen immer wieder vermutet, mit zentralen Gedanken auch in Übereinstimmung zu sein mit Georg Friedrich Wilhelm Hegel. So heisst es beispielsweise im *Grundmanuskript* in einem Eintrag vom 16.12.1936 unter dem Titel "Dreistufigkeit" (S. 1160):

Not. [scil. Notiz] zu: in Lexikon gelesen von Dreiteilung Hegels ("These, Antithese, Synthese"). Erstmalige Mutmassung, ob mehr oder weniger nahe jener Lehre. – Diese "Dreistufigkeit" muss zwar etwas ganz anders sein, als was ich unter dem Wort verstehe; aber in Welten –

Man wird allerdings bedenken müssen, dass Hohl hier lediglich von einer "Mutmassung" und nicht etwa von einer Einsicht spricht und auch in allen anderen Einträgen, in denen er auf Hegel zu sprechen kommt, meist nur den Verdacht einer Gemeinsamkeit im Denken äussert (vgl. dazu *Grundmanuskript* S. 50f.; 252f.; 290ff.; 301f.; 423f. und 659f.). Das liegt vor allem daran, dass Hohls Quellen zu Hegel – hier ein Lexikonartikel – nicht gerade zuverlässig sind. Wie wir aus folgender Passage aus einem Eintrag im *Grundmanuskript* vom 18.6.1935 erfahren, hat Hohl bis zu diesem Zeitpunkt "noch nie eine Zeile" von Hegel gelesen:

An der Wand sitzt ein Zettel mit den Namen von etwa einem Dutzend zu lesender Werke der Weltliteratur, seit vielen Jahren; nicht seltener Werke, sondern z.B. Hegel (von dem ich noch nie eine Zeile gelesen habe).

Ob Hohl zu recht vermutet hat, dass er einige seiner eigenen Gedanken auch bei Hegel abstützen könnte, müsste in einer eigenen Untersuchung geklärt werden. Es besteht jedenfalls Grund daran zu zweifeln. [\[zurück\]](#)

<sup>45</sup> Fricke schloss sein Referat am 6.10.2010 mit der Frage: "Wie wär's denn, wenn wir alle häufiger mal wieder Ludwig Hohls großes Vorbild Paul Valéry lesen würden...?" (Zu diesem Referat vgl. S. 392, Anm. 72.) [\[zurück\]](#)

<sup>46</sup> Den Widersinn in Fuchs' Versuch, Hohl zum Adepten irgendwelcher Vordenker zu erklären, hat schon Xaver Kronig erkannt (S. 62): "Man kann [...] bei Hohl kaum von einer direkten Beeinflussung sprechen. Er hatte offenbar seine ganz bestimmte Denkrichtung gefunden, noch bevor er viel gelesen hatte. So wird verständlich, weshalb ihm Spinoza durchaus bekannt und vertraut vorkam, schon bei der ersten Lektüre, weshalb er in Bezug auf Heraklit sagen kann, es sei in seinem Denken mehr ein Hinführen zu ihm, als dass er viel von ihm erführe. Beeinflussung gibt es also für Hohl nur insoweit, als ihm die Lektüre in einer schon eingeschlagenen Denkrichtung weiterhalf. Darum hat er auch nur zu jenen Männern der Vergangenheit und Gegenwart ein näheres Verhältnis, die ihm geistig irgendwie nahestehen [...]." [\[zurück\]](#)

## V "Schwer wie ein weisser Stein", Ludwig Hohls ambivalente Bewältigung der Melancholie" (Haupt, 1996)

Den Arbeiten von Bänninger und Fuchs konnten wir vorwiegend in negativer Hinsicht etwas Positives abgewinnen, da sie uns an zentralen Stellen Anlass zu scharfer Kritik und tiefgreifenden Korrekturen geboten haben. Nun, da wir uns der Dissertation von Haupt zuwenden, liegen die Dinge anders. Bei Sabine Haupt haben wir es mit einer Wissenschaftlerin zu tun, die – indem sie sich in die Grenzen ihres Fachs bescheidet – an vielen Stellen zu Erkenntnissen gelangt, die für unsere philosophische Arbeit nicht nur brauchbar, sondern sogar sehr hilfreich sein können. In manchen Punkten können wir ihren Analysen vorbehaltlos zustimmen; und wenn wir vor dem Hintergrund unseres eigenen, philosophischen Ansatzes auch gegen ihre Untersuchung *einen* fundamentalen Einwand erheben werden, dann dürften ihrer literaturwissenschaftlichen Erkenntnisse davon unberührt bleiben: unser Kritik an Haupt soll lediglich die Notwendigkeit und Berechtigung einer Kontrastierung und Komplementierung ihres Ansatzes durch eine philosophische Perspektive vor Augen führen.

Bei unseren Betrachtungen ihrer Studie ist weiterhin nicht Vollständigkeit der Übersicht unser Ziel, sondern die Hervorhebung einzelner, für unsere eigene Arbeit besonders relevanter Passagen und Positionen.<sup>1</sup> Aus zwei Gründen wird unsere Besprechung hier allerdings im Vergleich zu den beiden vorangehenden Dissertationen eher kurz ausfallen: zum einen, weil Haupt's Arbeit von ihrer Anlage her eine zwar ausgezeichnete, aber über weite Strecken eben doch literaturwissenschaftlich-technische Angelegenheit ist; zum andern weil wir ihre Verdienste eigentlich erst in vollem Umfang würdigen und unserer Kritik an ihr detailliert entwickeln könnten, wenn wir unseren eigenen, philosophischen Zugang zu Hohls Notizenwerk entwickelt haben. In den folgenden Passagen werden wir darum gezwungen, einigen Erkenntnissen vorzugreifen, deren stichhaltige Begründung erst im dritten Teil der vorliegenden Arbeit erfolgen kann.

### Haupts zentrale These

Sabine Haupt erachtet "'Melancholie' als eine das Werk Hohls in besonderer Weise bestimmende Tendenz" (S. 45). Diese Feststellung versucht sie einerseits im Rückgriff auf biographisches Material zu begründen (S. 47ff.); andererseits veranschaulicht sie ihre Behauptung überzeugend anhand von "Hohls 'melancholische[n]' Erzählungen" (S. 17).<sup>2</sup> Haupts zentrale These besagt sodann, dass bei Ludwig Hohl mit dem allmählichen Übergang von seinem frühen, erzählerischen Schreiben zu seiner späteren Notizenform ein veränderter Umgang mit "Melancholie" korrespondiere. Konkret heisst es bei ihr dazu (S. 17f.):

Was in Hohls Notizen als philosophisch mehr oder weniger elaborierter Diskurs erscheint [...] bildet in seinen frühen Erzählungen noch das narrative Zentrum. [...] Jede der genannten Erzählungen [vgl. S. 136, Anm. 2; MR] inszeniert – auf ihre Weise – das Scheitern eines Versöhnungsversuchs, der jeweilige Künstler bleibt Opfer und Gefangener seiner Melancholie, utopischer Anspruch und reale Möglichkeit kollidieren in einem ausweglosen Konflikt. [...]

Der sich in den etwas später entstehenden *Notizen* zeigende Künstler [hingegen] ist keine neoromantisch gebrochene, stereotyp anmutende und a priori scheiternde Existenz mehr. Im Gegenteil: Hier geht es um die Erschaffung einer neuen, in ihren Aussagen zwar oft widersprüchlichen, aber zumindest vom Anspruch her rational abgeklärten Künstlerfigur, oder genauer: um die Selbstreflexion eines über seine Kunst und deren Problematik räsion-



ierenden Sprechers, dessen gedankliche Leitlinien eher auf das Erbe der Aufklärung als auf jenes der Romantik verweisen.

Von dieser Beobachtung sagt Haupt, dass sie "die Hauptthese meiner Untersuchung bildet" (S. 18). Wir können ihrer These insofern zustimmen, als Ludwig Hohl mit seinen *Notizen* in der Tat die "Erschaffung einer [...] rational abgeklärten Künstlerfigur" vor Augen hat. Wie wir zeigen werden, ist die Künstlerfigur, die in den *Notizen* erschaffen werden soll, nun aber nicht mehr – wie in den "melancholischen Erzählungen" – ein rein literarisch-fiktives Produkt, sondern Ludwig Hohls eigene (Künstler-)Existenz. Auch dieser Punkt wird von Sabine Haupts schon angedacht, wenn sie sagt, dass die in den *Notizen* angestrebte Erschaffung einer Künstlerfigur gleichzeitig immer auch eine "Selbstreflexion" des "Sprechers" bzw. eben des Notizenschreibers selber sei.<sup>3</sup>

### Erbe der Aufklärung oder Romantik? Keine Alternative

Haupts Behauptung, dass die "gedankliche[n] Leitlinien" der *Notizen* darum "eher auf das Erbe der Aufklärung als auf jenes der Romantik verweisen", können wir hingegen nur unter Vorbehalt zustimmen. Sicher trifft ihre Beobachtung insofern zu, als in den *Notizen* das "rational-abgeklärte" Element eindeutig überwiegt. Auch stellt Haupt zu Recht fest, dass Ludwig Hohl sein neuartiges Denken in den *Notizen* von seiner unmittelbar vorangehenden Denkweise selber klar abgrenzt, die er eine "mystische" nennt.<sup>4</sup> So gesehen, scheint die Alternative zwischen einer aufklärerischen und einer romantischen Herkunft seines Denkens Sinn zu machen, und läge Hohls Denkheimat in den *Notizen* tatsächlich zweifellos in der ersteren. Dennoch sind mit Bezug auf Hohls Apostrophierung als "Aufklärer" auch Bedenken angebracht.

Wie wir bereits gesehen haben, findet sich unter jenen, die auf den Notizenschreiber einen bleibenden und prägenden Einfluss hinterlassen haben, keiner der grossen, klassischen Aufklärer<sup>5</sup> – es sei denn, man wolle, was vielleicht weniger abwegig ist, als es scheinen mag, Heraklit, Spinoza, Goethe und Nietzsche allesamt als solche bezeichnen. Dann allerdings müsste man exakter angeben, was man unter einem Aufklärungsbegriff, der diese Denker der verschiedensten Zeitalter einschliessen würde, genau versteht.<sup>6</sup> Diese mögliche Begriff von Aufklärung, der dann also gleichsam das Gegenteil eines historischen Epochenbegriffs wäre, ist aber offenbar nicht derjenige, den Sabine Haupt mit Bezug auf Hohl vor Augen hat, was in folgendem Zitat deutlich wird (S. 27): "'Aufklärerisch' meint in diesem Zusammenhang durchaus die seit der Kant-Mendelssohn'schen Begriffsdefinition überlieferte didaktisch-rationale und von Schiller ästhetisch-ethisch erweiterte Haltung des bürgerlichen Zeitalters und seiner Philosophie mitsamt den ihr inhärenten Konnotationen und Implikationen." – Was genau die "inhärenten Konnotationen und Implikationen" der Philosophie des bürgerlichen Zeitalters sind, wird von Haupt nicht weiter ausgeführt. Wie immer man diese genau definieren möchte, es ist anzunehmen, dass dazu auch Eigenschaften gezählt werden müssten, die auf Hohls *Notizen* kaum zutreffen, wie: systematische Abhandlung, logische Argumentation, unbeteiligte Betrachtung – kurz: das, was man in einem modernen Sinne eine "wissenschaftliche Darstellung" nennt. Und in *diese* Sparte gehört Hohls Notizenwerk mit Sicherheit nicht. Die zentrale Funktion, die in seinem Denken der "Ahnung" und der "Phantasie" zukommt, würde dann eher dafür sprechen, den *gesamten* Hohl als (Neo-)Romantiker und nicht als (verspäteten) Aufklärer zu taxieren. Die Alternative "Aufklärung oder Romantik" ist darum mit Bezug auf Hohl und die Verortung seines Denkens in den *Notizen* nur bedingt eine fruchtbare Unterscheidung.<sup>7</sup>

Wenn man Ludwig Hohl der Aufklärung zuschreiben kann, dann in der umfassenden Perspektive, in der Max Horkheimer und Theodor W. Adorno sie in der *Dialektik der Aufklärung* (1947) in den Blick nehmen: in ihrer Perspektive geht "Aufklärung" allerdings weit über das bürgerliche Zeitalter

hinaus und beginnt schon mit den Irrfahrten des Odysseus, auf denen dieser seine eigene Subjektivität erfährt; auch ist Aufklärung in *diesem* Sinne dem Mythos weniger entgegengesetzt als mit ihm verschlungen. Entsprechend gehören zu ihren Werkzeugen nicht nur die (begriffsrationalen) Instrumente der "Logik" und "Abstraktion", sondern literarisch-ästhetische Mittel wie z.B. Verführung, List und Täuschung. Als solche trägt die Aufklärung in sich selbst und in ihrer Geschichte eine verhängnisvolle Dialektik aus, welche zu durchschauen und aufzuheben – indem sie über sich selbst in ein Neues, aber von Beginn weg in ihr Angelegtes hinausgetragen würde – nach den politischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts ihre letzte, grosse Aufgabe ist. In diesem Sinne ist der Notizenschreiber Hohl zweifelsohne ein geradezu paradigmatischer und radikaler Aufklärer; in jedem anderen ist er es nicht.

Versuch, <sup>12.54</sup> ~~Skizze~~ Skizze pro me!  
 Der wissenschaftliche  
 Gehalt [der Wissenschaft]  
 ist dann am grössten  
 wenn das Bewusstsein  
 der Dunkelheit am  
 grössten ist.  
 Newton, Leibniz,  
 die moderne Physik;  
 der Gegensatz die  
 Aufklärung, die fast  
 nichts mehr <sup>entdeckt</sup>  
 hat, <sup>hat</sup> <sup>Verflachung</sup>.

(SLA, A-08-a-10) Handschriftliche Notiz von Hohl, datiert vom 12.1954 zum Thema Wissenschaft und Aufklärung

### Von einem Ungleichgewicht in Haupts Melancholie-Ansatz

Haupts Melancholie-Begriff, mit dem sie "den Bereich der Psychopathologie [... mit] geistes- und kulturgeschichtlichen Kontexten" verbinden möchte (S. 19), ist ihren eigenen Angaben zufolge durch "die strukturelle Bipolarität des manisch-depressiven Krankheitsbildes" gekennzeichnet, das auf eine "reale, auf der Affinität von kognitiven und affektiven Strukturen basierende Verwandtschaft" verweisen soll (S. 19f.): "Melancholie ist beides: libidinöse Dynamik und gedankliche Disposition, d.h. ein bestimmtes, von psychischen Strukturen und Konflikten geprägtes und sich in spezifischen – auch ästhetischen – Formen, Motiven und Denkmustern äusserndes Paradigma."

Bei allem Lob, das ihre Dissertation verdient, wird man nicht umhin kommen, zumindest in diesem einen, zentralen Punkt festzustellen, dass Sabine Haupt ihren eigenen Ansprüchen nicht immer gerecht zu werden vermag: die von ihr angestrebte Synthese aus psychopathologischen sowie geistes- und kulturgeschichtlichen Deutungshorizonten schlägt bei Haupt nämlich durchgehend in eine Überbewertung des Psychologischen und damit an manchen Stellen in psychologistisch verkürzte Deutungen aus.<sup>8</sup>

Haupts gesamte Ausführungen zur "Melancholie als historisches Phänomen" belaufen sich auf nicht einmal sechs Druckseiten, in denen sie mit Hans Morgenthaller und Otto Wirz über ganze fünf Seiten hinweg zwei andere Schweizer Schriftsteller und Zeitgenossen von Ludwig Hohl thematisiert. Gegen diese Verbindungen wäre nichts einzuwenden, wenn sie im Rahmen ihrer Arbeit nicht allzu offensichtlich ein – gemessen an ihrem eigenen Anspruch doch erhebliches – Versäumnis vergeblich zu kaschieren versuchten. Unter Abzug dieser Passagen reduzieren sich Haupts gesamte Bemerkungen, die allenfalls einen Anhaltspunkt errahnen lassen könnten für die – nb. aus philosophischer Sicht entscheidende – "Relevanz einer gleichzeitigen Berücksichtigung der geisteswissenschaftlichen Melancholietradition", auf *eine* einzige Seite. Auf dieser werden eine Reihe einschlägiger wissenschaftlicher Studien aufgezählt und fallen die Namen "Kierkegaards, Schopenhauers und Nietzsches" sowie das Stichwort "Nihilismus" (S. 22). Als Gegengewicht zu Haupts psychologistischen Analysen ist das zu wenig.

### Narzissmus, Ichverlust und Melancholie

Auf der anderen Seite erklärt auch Sabine Haupt die ausgeprägten "monomanischen bzw. narzisstischen Tendenzen" zu den hauptsächlichen, psychischen Strukturelementen in Hohls Leben und Werk (S. 20). Im Unterschied zu den "Dorfschulmeistern" aller Couleur belässt sie es nun aber nicht einfach bei diesem psychologischen Laiengutachten, sondern identifiziert mit literaturwissenschaftlichen Mitteln gekonnt auch noch weitere, "zur melancholischen Symptomatik gehörende Strukturmerkmale und Motive" in Hohls Erzählungen "wie: temporaler bzw. lokaler Zirkel, sprachliche Redundanz und Aphasie, die Motive 'Doppelgänger' und 'Einsamkeit' oder die Kategorie des Sakralen bzw. Numinos-Erhabenen" (S. 21). Das ändert nichts daran, dass sie mit ihrem psychologistischen Subjektivismusvorwurf in denkbar schlechte Gesellschaft geraten und gründlich in die Irre gegangen ist, wie wir in unserer Auseinandersetzung mit Bänninger und Fuchs nun schon hinreichend aufgezeigt und mit unveröffentlichtem Material aus dem Nachlass wohl auch hinlänglich begründet haben.

In ihrer Deutung des Zusammenhangs zwischen Narzissmus und Melancholie recurriert Haupt auf Sigmund Freuds Studie *Trauer und Melancholie* (1917) und erklärt (S. 20): "Im Gegensatz zur reaktiven und zeitlich begrenzten Trauer beruht der im melancholischen Krankheitsbild auftretende Selbstverlust auf einer narzisstischen Identifizierung mit dem verlorenen libidinösen Objekt." Der-gestalt werden letztlich – eingestanden oder nicht – sämtliche melancholischen Strukturmerkmale in Hohls Texten zu Stigmata eines imminenden oder erlittenen Ichverlusts und damit auf ein psychisches Symptom reduziert. Was hilft es da noch, dass sie selber dies ausdrücklich bestreitet

(S. 21): "Bei dem hier skizzierten Verfahren handelt es sich weder um den müssigen Versuch, sprachlich-literarisch geformte Äusserungen auf psychisch-vorsprachliche Vorgänge zu reduzieren, noch um das ebenso naive Bestreben, diese Zusammenhänge einfach zu ignorieren. Solange die in die Literaturwissenschaft übertragene psychiatrische Diagnostik nicht dazu dient, implizit ein fragwürdiges Gefüge von gesundheitskonformen Normen zu postulieren und damit unkritisch qualifizierend umzugehen, kann m.E. das solcherart transferierte Analyseinstrumentarium zu durchaus fruchtbaren Resultaten führen".

Was die zweite Behauptung dieser vergeblichen Beteuerung angeht, so werden wir erst an späterer Stelle unsere fundamentale Kritik daran detailliert entwickeln können. Vorwegweisend sei aber bereits hier gesagt, dass sich in diesem Punkt – wenn man Hohls Notizenschreiben als schriftliche Selbst*konstituierung*stechnik interpretiert, wie wir das vorschlagen werden und wovon wir gesehen haben, dass es in Haupts zentraler These eigentlich auch schon angelegt ist – die Problemlage unter philosophischer Perspektive gerade umkehrt: nicht der Interpret ist es dann, der durch die Transferierung eines psychologischen Analyseinstrumentariums unrechtmässig ein literarisches Erzeugnis an einem "fragwürdig[e] Gefüge von gesundheitskonformen Normen" messen würde, sondern der Autor selbst misst sich selbst an einer selbstgesetzten Gesundheitsnorm, die er für sich selbst einzuhalten versucht. Dabei schreibt er also *seinerseits* normativ gegen die gesellschaftlich vermittelten Normen und jegliche Spur ihrer Verinnerlichung in seiner eigenen Person an. Dadurch möchte er sich selbst nach seinen eigenen (Wert-) Vorstellungen gestalten, verändern und gleichsam neu erschaffen. Wenn nun aber sein Ungenügen oder ein allenfalls erkennbares Leiden an einer selbst diagnostizierten Diskrepanz zwischen seinem faktischen Sein und seinem Sein-Wollen, zwischen der realistischen Analyse seiner gegenwärtigen Verfassung und der autonom von ihm gesetzten Norm in Haupts Analysen immer nur als "Ichverlust" oder narzisstische Kränkung interpretiert wird, dann verlaufen ihre Deutungen in verkehrter Richtung.<sup>9</sup>

### **Jenseits der Grenzen reiner Sprachstrukturanalysen**

Insofern Sabine Haupt ihr Versprechen hält und in ihren Untersuchungen zur Sprachstruktur in Ludwig Hohls Texten die "vorsprachlichen Vorgänge" im Inneren des Autors ausser Acht lässt, verfehlt sie genau das Ziel, zu dem dieser vom Erzähler zum Notizenschreiber geworden ist. Wenn – was Haupt ja ausdrücklich und absolut zutreffend selber feststellt hat – es Hohl in den *Notizen* um eine "Selbstreflexion" unter künstlerischen Vorzeichen geht, dann verkürzt sich eine Untersuchung, die rein auf ihre sprachliche Struktur abzielt, um den grundlegenden Zweck dieser Sprache: die Schaffung oder Umgestaltung eines Selbst. Dabei gilt wiederum, dass wir unsere Kritik an ihrer Arbeit nicht von aussen an sie heranzutragen brauchen, sondern aus wertvollen Erkenntnisansätzen entwickeln können, die darin (aus philosophischer Sicht) nicht zu Ende gedacht werden. Ein Beispiel dafür liefert ihr kritischer Blick auf die Säkularisationstheorie im Rahmen ihres Melancholieansatzes. Dabei wird gleichzeitig deutlich, dass die Literaturwissenschaftlerin sich – aus philosophischer Sicht müssen wir sagen: zum Glück – nicht überall strikt an die Grenzen einer rein sprachstrukturellen Untersuchung gehalten hat.

Wie Haupt selber sagt, geht es ihr bei ihrem Rückgriff auf die Säkularisationstheorie nämlich darum zu untersuchen, "ob der Ablösungsprozess von einem protestantischen Sozialisationsrahmen zu einer psychischen Disposition führen kann, die die erwähnte melancholische Symptomatik begünstigt" (S. 73). Diesbezüglich lautet ihre These, "dass die melancholischen Sprach- und Denkmuster im Werk Hohls nicht, im herkömmlichen Sinne der Säkularisationsthese, als Spuren des Verlustes einer vom christlichen Glauben gestützten Ordnung zu interpretieren [seien], sondern eher als Symptom einer nicht vollständig geleisteten, d.h. ambivalenten Säkularisation" (S. 62). Zumindest in

solchen Passagen fragt Haupt also ganz eindeutig nicht mehr (nur) nach den sprachlichen "Erscheinungsweisen", sondern nach dem "Ursprung [...] der Melancholie" im Leben von Ludwig Hohl (S. 52).

Ihre These kann sie natürlich nicht nur anhand von Hohls biographischer Herkunft und seinem furiosen Ausbruch aus dem elterlichen Pfarrhaus illustrieren (vgl. S. 62f.); ausgewählte Passagen aus seinem literarischen Werk können hier ebenfalls leicht zur Veranschaulichung herangezogen werden (vgl. S. 53f). "Melancholie" steht bei Haupt also immer auch in einem engen Bezug zum Religiösen resp. zur "Problematik einer unvollständigen Säkularisation" (S. 58). In diesem Sinne ist Haupt der Meinung, dass bei Ludwig Hohl "die aus der – immer noch virulenten – Perspektive des Glaubens (mit-)gedachte und daher auch sanktionierte, 'sündige' Verleugnung [...] den eigentlichen melancholischen Fundus" seiner Texte bildet (S. 66).<sup>10</sup> Für unseren eigenen Ansatz von besonderem Interesse ist nun aber erst Haupts anschließende Behauptung, dass die "rational-didaktischen und tendenziell antimelancholischen Impulse", die sie in Hohls *Notizen* im Unterschied zu seinen frühen Erzählungen identifiziert, seinem Bestreben gegolten hätten, "den in sich kreisenden Säkularisationsprozess energisch voran zu treiben" (a.a.O). Diese Beobachtung legt nämlich erneut nahe, dass Hohls Notizenschreiben nicht in erster Linie als literarisch-ästhetischer Schöpfungsprozess, sondern als eine Form der (Selbst-)Therapie im Sinne einer reflektierten Selbstgestaltungspraxis zu verstehen ist, wie wir das selber noch genauer darlegen werden.

### **Von einer therapeutischen Funktion des Notizen-Schreibens**

Diese Therapiefunktion entlarvt Haupt bereits in ihrer beeindruckenden Textanalyse des *Nächtlichen Wegs*. Dieser Erzählung spricht sie eine Scharnier-Funktion zu, weil sie zwar von ihrer sprachlichen Form her noch eindeutig zu den (melancholischen) Erzählungen gehört, sich in ihrer äusserst komplexen Erzählstruktur aber auch bereits ein neuer Umgang mit Melancholie in ihr abzeichnet. Von dem gegen Ende dieser Erzählung eingeführten zweiten Sprecher erklärt Haupt nämlich, "dieser repräsentier[e] [...] ein Therapieangebot, das sich aus dem Glauben an die heilsame Wirkung tätiger Vernunft speist" (S. 123f.). Und genau in diesem Sinne habe Hohl danach auch begonnen, Notizen statt Erzählungen zu schreiben, nämlich als rational abgestützte Melancholie-Bewältigungsstrategie. Haupt spricht diesbezüglich ausdrücklich von einer "melancholietherapeutischen Funktion der Hohlschen Denkprosa" (S. 216), in der sich eine Haltung herauskristallisiere, die "erstens dezidiert antimelancholisch und zweitens didaktisch therapeutisch [sei], wobei die Therapievorschläge sämtliche Attribute aufgeklärter Vernunft umfassen: Distanz, Abstraktion, Objektivität, Praxis- und Gegenwartsbezogenheit" (S. 219). Diese Erkenntnis, die Sabine Haupt als erste formuliert hat, kann man nicht hoch genug einschätzen und zielt in das Zentrum des philosophisch-existenziellen Zugangs zum Notizenwerk, den wir in der vorliegenden Arbeit vorschlagen werden. Sie besagt, dass Hohl mit seinen Notizen nicht (primär) ein rein literarisch-ästhetisches Ziel verfolgt, sondern ein – wir würden sagen: philosophisches – Unterfangen betreibt, in dem sich Ästhetik und "rationale Didaxis" die Hand reichen zum Zweck einer (selbst-)therapeutischen, "melancholieeindmmenden Funktion", so Haupt weiter (S. 239). Was die genauere Charakterisierung der rationalen Qualität dieser antimelancholischen Therapie des Notizenschreibens betrifft, so wird deren Bestimmung im Rahmen unserer Arbeit allerdings zu gegenständlichen Attributen führen. Auch werden wir die Rolle der Melancholie in diesem Gefüge weit weniger stark gewichten, als Haupt das getan hat. Mit ihrer Diagnose einer aus rationalen und ästhetischen Komponenten bestehenden Therapiefunktion von Hohls *Notizen* stimmen wir aber grundsätzlich überein. Aus dieser zentralen Einsicht hat die Literaturwissenschaftlerin endlich auch die Gattungsdiskussion um die Hohl'sche Notiz auf einen fruchtbaren Boden gestellt.



In unserer Kritik an den gattungspoetischen Versuchen von Bänninger und Fuchs haben wir bereits wiederholt auf Sabine Haupts vernichtendes Urteil über diese, wie sie sagt "eindimensionalen" (S. 243) und "ein unreflektiert konservatives Konzept von Literatur" (S. 244) vertretenden Studien verwiesen, in denen es ihrer Ansicht nach zu "eklatanten Fehlinterpretationen" gekommen sei (a.a.O.). Wir brauchen es darum an dieser Stelle nicht noch einmal zu wiederholen, sondern wollen uns den positiven Aspekten ihres eigenen Ansatzes zuwenden.

### **Haupts Eröffnung einer Interpretation der Notizen als philosophische Aphorismen**

Die Gattungsdiskussion ist in Haupts Dissertation sehr breit angelegt. Sie umfasst annähernd 100 Seiten (5. Kapitel). Dabei handelt es sich nun aber nicht nur um den Versuch einer formalen Gattungsbestimmung; indem Sabine Haupt ihre gattungstheoretische Analyse vor dem Hintergrund ihrer These von einer "antagonistische[n] Grundstruktur der Paradigmen 'Melancholie' und 'Aufklärung'" entwickelt (S. 28), kommt Kronigs Forderung einer Bestimmung der sprachlichen Form der Notiz aus der gedanklichen Dimension des Notizenwerks endlich in Blick. Dass wir oben gezeigt haben, dass diese "antagonistische Grundstruktur" inhaltlich nur bedingt sinnvoll erscheint, ist dabei zweitrangig.

Konkret fragt Haupt danach, "in welche Beziehung die beiden Tendenzen innerhalb eines Textkorpus treten, das sich zur teilweise explizit formulierten, poetologischen Aufgabe gestellt hat, das 'Erzählende' eines Textes einzuschränken oder gar zu eliminieren. [...] Und weiter [fragt sie]: Entsteht aus dieser Intention, aus dieser Dynamik, womöglich etwas Spezifisches, eine bestimmte Haltung, Sicht oder Struktur, die die Hohlsche 'Denkprosa' in besonderem Masse kennzeichnet?" (S. 205f.) In ihrer anschließenden Untersuchung, in der Sabine Haupt die ihr vorangehende literaturwissenschaftliche Gattungsdiskussion wie gesagt mit scharfen Worten kritisiert, "drängt sich [ihr] immer deutlicher die Frage auf, ob [...] nicht gerade 'Aphorismus' die adäquate gattungsmässige Bestimmung für das Hohlsche Notizenwerk wäre" (S. 214).<sup>11</sup> Für diese Bestimmung sprechen gemäss Haupt folgende, "für eine gattungstheoretische Klassierung als 'Aphorismus' [...] relevante[n] Merkmale" (a.a.O), die ihr zufolge "auf sämtliche in den Notizensammlungen Ludwig Hohls enthaltenen Texte uneingeschränkt zu[treffen]" (S. 215): die "stilistische[] bzw. strukturelle[] Heterogenität des Werks [...], seine explizit antisystematische Programmatik [...], seine[] ambivalente[] Haltung bezüglich seiner Einheit, [...] Zusammenhangslosigkeit, Einprägsamkeit, Pointiertheit [...] sowie 'Einfall' und 'Klärung'" (S. 214).

Wenngleich diese Feststellung bei Haupt unter der Überschrift "'Aphorismus' als adäquate Gattungsbezeichnung" steht, spricht sie selber an dieser Stelle nicht eigens von (literarischen) Aphorismen, sondern belässt es vorsichtigerweise bei der "allgemeinere[n] Bezeichnung 'Denkprosa'" (S. 215).<sup>12</sup> Anderswo zählt sie die melancholietherapeutischen Notizen von Ludwig Hohl dann aber im Unterschied zu seinen frühen, melancholischen Erzählungen doch ganz ausdrücklich zu einer "neuen, dem philosophischen Aphorismus gewidmeten Gattung" (S. 27). Darin liegt nichts weniger als ein Widerspruch; die Ambivalenz verdeutlicht nur, wie sehr und wie geschickt Haupt Kronigs Mahnung befolgt, die Gattungsdiskussion um die Hohlsche Notiz vor einem gedanklichen Hintergrund zu führen. Entsprechend einsichtig und erhellend sind dann auch Haupts weitere diesbezügliche Ausführungen. Wir wollen hier vor allem zwei, besonders treffliche Erkenntnisse aus ihrer Untersuchung hervorheben.

### **Beispielhaftigkeit statt Subjektivität**

Am Beispiel der Nachnotiz Nummer 21 zeigt Haupt gekonnt, wie irrig und dumm es wäre, Hohls Notizen als blosse biographische Reminiszenzen oder solipsistische Stilübungen zu taxieren. Wohl

liegt dieser Notiz, wie so mancher anderen, eine biographische Begebenheit zu Grunde; und wohl wendet sich der Schreiber darin auf sich selbst und diesen biographischen Anlass reflektierend zurück. In ihrer sprachlichen Gestaltung als Notiz und dem damit sich vollziehenden, gedanklichen Verarbeitungsprozess, verwandelt sich die subjektive Begebenheit jedoch zu einem exemplarischen Ereignis, wodurch es potentiell zum eigenen (Lese-)Erlebnis auch für einen fremden Leser werden kann. Haupt erklärt das wie folgt (S. 217): "Nachdem der Sprecher sein Gefühl völliger Verlassenheit geschildert, dessen subjektiv negative und positive Aspekte herausgearbeitet hat, überführt er das Gesagte auf eine zweite Ebene, auf der nun, durch die gedankliche Verbindung zu einem Satz von Spinoza, zurückblickend der erste Teil der Aufzeichnung rein exemplarischen Charakter erhält. Das subjektive Empfinden wird durch dieses Verfahren zu einem Fall, der mittels abstrakter Untersuchungsmethoden und des Instrumentariums distanzierter Reflexion diskutiert und damit entschärft werden kann".<sup>13</sup>

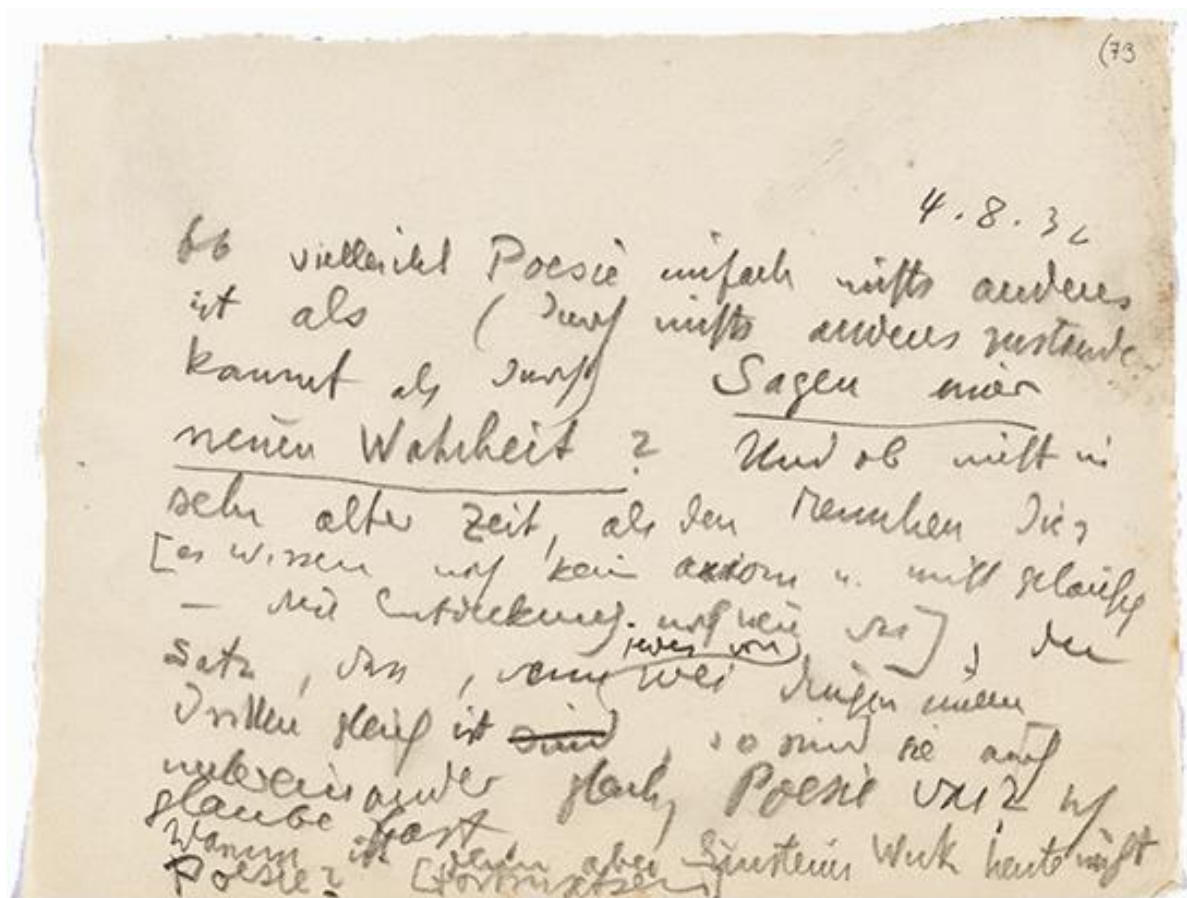
Doch damit nicht genug: Haupt hat nicht nur zu Recht darauf hingewiesen, dass in diesem Sinne der schulmeisterliche Ego- und Vorwurf, in den sie allerdings – wie wir eingangs unserer Betrachtungen zu ihrer Arbeit feststellen mussten – mitunter auch selber mit einstimmt, jeglicher Grundlage entbehrt; am Beispiel der Notiz II, 245 hat sie sogar gezeigt, dass Hohls Notizens Schreiben in Wahrheit gerade das Gegenteil einer egomanischen Tätigkeit ist, nämlich eine reflektierte Kampf- ansage an die Fixierung auf bloss Subjektivität (S. 218): "Die Trauer über einen realen oder imaginären Verlust wird als verkürzte Perspektive hypertropher Subjektivität gedeutet und damit jeder Legitimität enthoben." Sabine Haupt hat also richtig erkannt, dass es Hohl in seinen Notizen gerade nicht um die Fixierung eines subjektiven Empfindens geht, sondern um dessen Überwindung durch seine exemplarische Gestaltung und perspektivische Erweiterung. Noch in einem anderen Punkt hat die Literaturwissenschaftlerin im Rahmen ihrer Gattungsdiskussion der Hohl'schen Notiz vor gedanklichem Hintergrund eine philosophisch wertvolle Feststellung gemacht.

### **Zur Verbindung von Reflexivität und Anschaulichkeit**

Wie Bänninger und Fuchs vor ihr, identifiziert auch Sabine Haupt unterschiedliche Gattungselemente in Hohls Notizen. Im Unterschied zu ihnen differenziert sie jedoch zwischen einzelnen Elementen verschiedener Gattungen auch innerhalb ein und derselben Notiz.<sup>14</sup> Was die literarische Sprache bei Ludwig Hohl betrifft – genauer: deren Funktion in der notizenhaften Darstellung seiner Denkprozesse –, so zeigt die Literaturwissenschaftlerin konkret und überzeugend, worin der konstitutive Zusammenhang zwischen den diversen, ästhetischen Sprachmodi und einigen zentralen gedanklichen Aspekten des Notizenwerks besteht. Gekonnt demonstriert sie diesen Nexus z.B. in ihrer Analyse der Notiz XII,141, in der sie einen "traktathafte[n] Beginn" (S. 223f.), gefolgt von einer "'lyrische[n]' Sequenz" (S. 224f.) und dem Versuch "eine[r] Systematisierung der abgehandelten Begriffe" (S. 226) unterscheidet, wobei letztlich alle diese unterschiedlichen Darstellungsweisen bei Haupt im Zeichen einer bewusst vorgeführten und vollkommen eingestandenen "Poetik des Scheiterns" stehen (S. 228): "Die Einsicht in das grundsätzliche Ungenügen 'direkte[r] Nennungen' führt in XII/141 nun zu einem erneuten Darstellungsansatz, dem Erzählen. Aber auch diesem Versuch räumt der Sprecher wenig Aussicht auf wirkliches Gelingen ein, ausdrücklich bezeichnet er die nun folgende Passage als approximative Erfassung des Gegenstandes, von dem sie nur 'eine schwache Idee' zu geben imstande sei" (a.a.O.).

Aus philosophischer Sicht lässt sich die Vielfalt ästhetischer Darstellungsweisen, die Haupt zu Recht als eine Konsequenz von Hohls "Einsicht in das grundsätzliche Ungenügen 'direkte[r] Nennung" interpretiert, indes nicht nur als eine "Poetik des Scheiterns" begreifen, sondern als reflektierte Absage an eine Logik der propositionalen Repräsentation. Weil es Hohl zufolge prinzipiell unmöglich ist, dass ein Begriff einen Gedanken in seinem gesamten Facettenreichtum und seiner jeweili-

gen situativen Gebundenheit vollständig erfasse, bemüht er sich statt um seine präzise terminologische Fixierung um eine möglichst ergreifende Anschaulichkeit in seiner vielfältigen, lebendigen Veranschaulichung.<sup>15</sup> Insofern hat Haupt zumindest indirekt einen Hinweis darauf gegeben, dass Ludwig Hohl seine Gedankengänge in den *Notizen* nicht darstellen möchte, um sie philosophisch abzuhandeln, d.h. sie terminologisch zu fassen, zu beweisen und damit gleichsam zu erledigen; er inszeniert und veranschaulicht seine Denkprozesse vielmehr mit literarischen Mitteln, um seinen Leser an ihrem Vollzug teilnehmen zu lassen, ihn hineinzuziehen und ihn dergestalt zum eigenständigen Mitdenken aufzurufen. Wenngleich wir darum einigen Schlussfolgerungen, die Haupt mit Bezug auf die Bewältigung der Melancholieproblematik aus ihren Analysen von Hohls literarischer Sprachverwendung zieht, nicht zustimmen wollen, so sind ihre präzisen Beobachtungen zur heuristischen Funktion der nicht begrifflich, sondern ästhetisch operierenden Sprache Hohls für eine philosophische Auseinandersetzung mit dem Notizenwerk ein grosser Gewinn.



(SLA) Kopie einer "Urnotiz", in der Hohl die Vermutung äussert, die antike Formulierung der grundlegendsten Denkgesetzts könnte ursprünglich in literarischer Sprachverwendung erfolgt sein: "Ob vielleicht Poesie einfach nichts anderes ist als (durch nichts anderes zustande kommt als durch) Sagen einer neuen Wahrheit? [...] Warum ist denn aber Einsteins Werk heute nicht Poesie? [fortzusetzen]"

Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, wieso, wie Haupt festgestellt hat, auch in seinen Notizen des Öffern noch "der explizite Reflexionsgestus zugunsten einer didaktischen Erzählweise zurückgedrängt" wird, wodurch ein "zugrundeliegende[r] Gedankengang [...] zu einem bildhaften Vorgang [gerinnt], statt dass er auf stringente Weise zu einer 'conclusio' führte (S. 265). Wenn es nämlich darum geht, den Leser zu eigenem und eigenständigem Denken anzuregen, verfehlt ein wohlgeformter Syllogismus womöglich dieses Ziel trotz einwandfreier, theoretischer Beweisfunktion. Vielversprechender ist dann eine literarische Sprache, die es z.B. erlaubt, dass ein Rezipient

"durch ein reflexives 'Vorspiel' bzw. metaepisches 'Ablenkungsmanöver'" überrascht und affiziert wird, wie Haupt das ganz konkret beobachtet hat (S. 236). Haupt sagt darum völlig zu Recht, dass die gedanklich-reflexiven Momente im Notizenwerk auch und *gerade* in seinen scheinbar rein literarisch-erzählerischen Passagen dominieren.<sup>16</sup>

Eine weitere Beobachtung der Literaturwissenschaftlerin wird in dieser Perspektive verständlich. Sie betrifft die zahlreichen Variationen und offensichtlichen Wiederholungen, auf die man in Hohls Notizen überall stößt. Wenn Hohl seinen Leser nicht mit fertigen Gedankenkonstrukten abspeisen, sondern zur Teilnahme an einem gedanklichen Prozess einladen will, dann versteht es sich von selbst, dass dieser Prozess in seinen Notizen niemals abgeschlossen werden kann, sondern immer wieder aufs Neue beginnen muss. Wir haben es dann in der Tat, wie Haupt sagt, mit "einer sich stets präzisierenden oder ergänzenden gedanklichen Entwicklung" zu tun (S. 262), in welcher eine nur um Nuancen oder Details abweichende Variation eines schon Angedachten heuristisch – und das hiesse dann auch: mit Bezug auf die Erweckung der Denkbereitschaft des Lesers – von beträchtlichem Mehrwert sein kann. Eine neuerliche Inszenierung eines bereits veranschaulichten Gedankengangs in verändertem Kontext wäre dann nicht als bloße inhaltliche Wiederholung zu werten, sondern als neuer Denk-Anlauf. Gewiss, im philosophischen Geschäft ist man sich derartige Reprisen nicht gewohnt; wer aber wollte einem Liebenden vorwerfen, dass er seine Angebetete immer wieder aufs Neue und auf neue Weise für sich zu gewinnen versucht, oder einem van Gogh, dass er immer wieder Sonnenblumen malt?

Wenngleich Haupt im Kapitel "Variation in Form von Wiederholung" mitunter Ansichten vertritt, denen wir unter keinen Umständen zustimmen möchten,<sup>17</sup> hat sie das Zentrale doch vollkommen zutreffend erkannt (S. 281): " bei Hohls Denkprosa [handelt es sich] um keine systematische philosophische Abhandlung, sondern um eine, zum Teil auch in sich widersprüchliche, Sammlung von lose einander zugeordneten Texten. Es wäre also müßig zu versuchen, bei einer nachträglichen Systematisierung die einzelnen Widersprüche zu belegen." An dieser Stelle wird besonders deutlich, wie eine literaturwissenschaftliche Studie, die sich auf ihre eigenen Mittel und Wege besinnt, zu Erkenntnissen vorzustossen vermag, die für eine philosophische Auseinandersetzung mit Hohls Notizenwerk von hohem Wert sein können. Für einige kamen diese Erkenntnisse leider zu spät, nicht aber für uns. Wir werden Haupts Warnung vor "einer nachträglichen Systematisierung" bei unserem eigenen interpretativen Vorgehen streng beachten.<sup>18</sup>

### **Haupts Stellung zur Problematik der Einheit der Notizen**

Haupt hat auch den engen Zusammenhang zwischen der Gattungsfrage und der Problematik der Einheit der *Notizen* bereits richtig erkannt. Der Berechtigung von Hohls Anspruch auf Einheitlichkeit steht sie allerdings zumindest kritisch gegenüber, lässt die Frage aber letztlich ausdrücklich "dahingestellt [bleiben]" (S. 207). Auch die Einheitsproblematik von Hohls *Notizen* erörtert sie wiederum vor dem Hintergrund ihres Melancholieansatzes und seiner inhärenten Bipolarität, wobei sie einen "deutliche[n] Widerspruch" bemerkt zwischen der "melancholie-überwindende[n] Funktion des antiepischen Impulses, de[m] 'Mut zur Lücke'", und "der von Hohl beanspruchten und von einem grossen Teil seiner Interpreten behaupteten 'Einheit' des Werks" (S. 246). Ihre Position in dieser Frage können wir insofern zustimmen, als "es sich bei der von Hohl beanspruchten 'Einheit' [tatsächlich] um ein mittels empirischer Textbeobachtungen oder Strukturanalysen nicht verifizierbares Phänomen [...] handel[t]" (a.a.O.). Und wenn Haupt im Rückgriff auf die Notizen VII,112, V,17 und IX,65 feststellt, dass Hohl selber die Möglichkeit postuliert, dass einem Werk seine "Einheit durch die Bedeutung der Person" und nicht nur durch "vorgefasste Kompositionsidee[n]" und die "'komplizierte[n] Methoden' eines 'im Aussen konstruierten Plans'" erwächst, dann hat Haupt

zumindest das Verdienst, diese Möglichkeit im entscheidenden Zusammenhang explizit erwähnt zu haben.

Leider hat sie selber diese Möglichkeit nicht weiter bedacht. Auf jeden Fall orientiert sich Haupts Kritik am Einheitsanspruch des Notizenschreibers ganz unbekümmert an exakt so einer "vorgefassten Kompositionsidee" und einem "im Aussen konstruierten Plan". Die Möglichkeit einer Einheit, die nicht im (literarischen) Werk, sondern in seinem Autor liegen würde, zieht sie nicht ernsthaft in Betracht.<sup>19</sup> So erstaunt es uns nicht, dass ihr "die Auswahl der einzelnen Kapitelüberschriften" "eher unsystematisch, ja geradezu unzusammenhängend" erscheinen muss (S. 208). Wir können nur bedauern, dass sie ihrer eigenen Vermutung, "dass es bei der von Hohl erstrebten 'Einheit' um etwas anderes geht als um die systematische Zuordnung von Einzelteilen in eine nach bestimmten Prinzipien geordnete Struktur", nicht gründlicher nachgespürt hat (a.a.O.). Wie wir sehen werden, liegt sie damit nämlich goldrichtig. So aber musste Haupt "beim Lesen von 'Die Notizen' der Eindruck [entstehen], dass die den Texten nachträglich verordnete Reihenfolge, zumindest in ihren makrostrukturellen Zusammenhängen, in beträchtlichem Umfang beliebig bleibt" (S. 207).

Haupts Verdikt der Beliebigkeit in der Anordnung und Organisation der Notizen erstreckt sich sowohl auf die Abfolge der zwölf Abteilungen als auch auf deren interne Komposition. Als Hauptursache für die vermeintliche Willkür im Beziehungsgeflecht der *Notizen* führt sie die Tatsache ins Feld, dass "ein grosser Teil von 'Die Notizen' thematisch gar nicht eindeutig einem festabgesteckten Bezirk zuzuordnen" sei (a.a.O.).<sup>20</sup> Weil eine solche klare thematische Fixierung oft fehle, sagt Haupt, wäre es von Vorteil gewesen, Hohl hätte es bei einer chronologischen Anordnung der Texte belassen. Ihrer Meinung nach wäre dann auch in den *Notizen* "die besondere Denkweise, das Insistieren und Variieren [...] aber auch seine [scil. Hohls] an das Gesagte unmittelbar anschliessenden Zweifel und Einschränkungen" so klar zum Ausdruck gekommen, wie das in der chronologischen Abfolge der *Nachnotizen* glücklicherweise festzustellen sei (S. 209).<sup>21</sup>

Nicht nur ihre Kritik an Hohls Einheitsanspruch, auch ihr Korrekturvorschlag bleibt somit implizit einem linearen Strukturmodell verhaftet. Das führt dazu, dass es zum Schluss auch in ihrer Arbeit, um mit Haupts Worten zu sprechen, zu einigen "eklatanten Fehlinterpretationen" gekommen ist. Hohls langjährige Bemühungen um die richtige Anordnung seiner *Notizen* werden von ihr ebenfalls zum reinen psychischen Symptom degradiert, das dem Werk nur geschadet habe. Konkret spricht sie in diesem Zusammenhang von einer "manische[n] Pseudoordnung" und einem "gedanklichen Leerlauf der Hohlschen Denkprosa" (S. 263). Aus philosophischer Sicht tappt die Literaturwissenschaftlerin damit erneut in die ubiquitäre psychologistische Interpretationsfalle, die sie sich selber gestellt hat.

Unter dieser Perspektive müssen ihr Hohls "zwanghaft zirkuläre Reflexion[en] nun auch vom klinischen Standpunkt aus als Symptom" erscheinen (a.a.O.). Diese Einschätzung fasst Haupt im Rahmen ihres Melancholieansatzes schliesslich zur Formulierung eines "Hohlsche[n] Paradox'" zusammen (S. 264): "Das, was über den Weg der explizit didaktischen Problematisierung, den Gestus distanzierter Reflexion und die damit in Zusammenhang stehenden poetologischen Impulse, also inhaltlich, gelöst werden sollte, kehrt als strukturbestimmende Motorik ins Werk zurück. Die scheinbare Konfliktlösung erweist sich als neue Verkleidung der alten Problematik: Der in den Erzählungen motivisch und mikrostrukturell wirksame melancholische Zirkel erstreckt sich in der Denkprosa auf den gesamten Schreibprozess." Dergestalt schlägt das melancholie-therapeutische, didaktisch-rationale Schreiben in philosophischen Aphorismen gemäss Haupt "auf dem Umweg über einen dem Werk nachträglich verordneten und mit diesem nicht wirklich übereinstimmenden Anspruch" wieder in dieses zurück, indem darin erneut "melancholisch manische Denkstrukturen sichtbar werden" (S. 251). So verkommen in Haupts Analyse Hohls *Notizen* letztlich zum Symptom, das sie hätten lindern sollen. Dieses vernichtende Urteil, das zu ziehen Sabine



Haupt zwar ihrem Leser überlässt und nirgends so klar ausspricht, wird in unserer philosophischen Betrachtung allerdings als ebenso starker Einwand auf ihre eigene Arbeit zurückschlagen (vgl. S. 358ff.). Das vermag nichts an der Tatsache zu ändern, dass Sabine Haupts Arbeit für eine philosophische Betrachtung des Notizenwerks einige äusserst aufschlussreiche Anschlusspunkte und vor allem auch einige sehr willkommene Korrekturen gegenüber der früheren literaturwissenschaftlichen Hohl-Forschungen bereithält. Bevor wir aus philosophischer Sicht an sie anknüpfen werden, wollen wir aber zunächst in Hinsicht auf die Einheitsproblematik der *Notizen* die von der Forschung bisher ignorierten, einschlägigen Fakten auf den Tisch legen, in die über weite Strecken erst der Nachlass am Schweizerischen Literaturarchiv Einblick gewährt.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Wir beschränken uns deshalb im Folgenden auf die Kapitel 1, 2 und 5 ihrer Studie. Haupts "exemplarische Textanalyse am Beispiel der Erzählung *Nächtlicher Weg*" (Kapitel 3) und ihre minutiöse "Untersuchung eines Überarbeitungsprozesses" anhand der Erzählung *Optimismus* (Kapitel 4) lassen wir genauso aus wie ihren kurzen "Ausblick" (Kapitel 6), mit dem sie ihre Arbeit beschliesst, und der eigentlich eher einen Überblick über Tendenzen in der damaligen Hohl-Forschung bietet, als dass er eine Prognose für die Zukunft abgibt. [\[zurück\]](#)

<sup>2</sup> Gekonnt identifiziert Haupt z.B. in den Interieur-Beschreibungen der frühen Erzählung *Bergdorf* derart viele melancholische Elemente, dass sie sogar zum Schluss kommt, die Melancholie sei in dieser Geschichte die "den gesamten kreativen Prozess motivierende und steuernde" Kraft (S. 47); als weitere Erzählungen, die sie ebenfalls noch "ganz der Darstellung melancholischen Künstlertums und seiner geradezu romantischen Nobilitierung gewidmet" sieht, werden *Das Pferdchen* und *Und eine neue Erde* genannt (S. 87). Diesen Einschätzungen kann man zustimmen, genauso wie Haupts scharfsinniger Beobachtung einer "melancholischen Optik" in der Raumerfahrung in *Nächtlicher Weg*, die sie in ihrer ausführlichen Textanalyse demonstriert (S. 90ff). [\[zurück\]](#)

<sup>3</sup> Leider hat Sabine Haupt diese richtige und äusserst zentrale Erkenntnis in der Folge selber zu wenig beachtet. Das liegt vor allem daran, dass sie, wie wir gleich sehen werden, einen allzu psychologisch ausgerichteten Melancholiebegriff hat und anderen (geisteswissenschaftlichen) Ansätzen zur Thematik der Subjekts- und Selbstkonstitution kaum Platz einräumt. [\[zurück\]](#)

<sup>4</sup> Zu dieser Wandlung vgl. z.B. VII, 166; Haupt, S. 27 sowie Barbara Lafond-Kettlitz' Artikel "Ludwig Hohls Kehrtwendungen in den *Epischen Grundschriften*", in: *Quarto, Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs*, (36/2013), S. 68-72. [\[zurück\]](#)

<sup>5</sup> Hohls Notizen zeugen zwar von einiger Kenntnis Voltaires, sein Urteil über ihn fällt jedoch höchst zwiespältig aus. Da heisst es an einer Stelle, er sei "einer von denen, denen meine Liebe gehört, den die Veränderung Wollenden, das ist das Leben Liebenden" (XII,89); in anderem Zusammenhang erfährt man von ihm dann aber wieder, er habe eine spezifische Sache "wie so viele Dinge, nicht begriffen" (XI,32). Was Hohl von Immanuel Kant als Philosophen hält, werden wir noch genauer betrachten und ist nicht eben viel. Auf Rousseau kommt die Rede in den *Notizen* kaum und wenn, dann nicht immer vorteilhaft ("Alle Hamsun und Rousseau widerlegen sich selbst"; II, 103). Lessing und Schiller kriegen beim Notizenschreiber ihr Lob genauso wie ihr Fett ab, Diderot wird nur dem Namen nach einmal erwähnt, von Moses Mendelssohn, D'Alembert oder einem englischen Aufklärer fehlt in seinem Werk und Nachlass jede Spur. [\[zurück\]](#)

<sup>6</sup> Ein mögliches Verständnis von "Aufklärung", das in eine solche, umfassende Richtung weist, leuchtet in ihrer Definition bei Kant auf, von der Sabine Haupt in ihrer Arbeit leider nur den ersten Satz zitiert (S. 40): "Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit." Wegweisend für ein derartiges, epochenübergreifendes Aufklärungsverständnis, in dem Hohls "grosse Geister" als genuine Aufklärer erscheinen könnten, wäre allerdings erst die Fortsetzung dieses Kantzitats gewesen: "Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes *ohne Leitung eines anderen* zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern *der Entschliessung und des Mutes* liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen" ("Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung", in: *Berlinische Monatsschrift*. Dezember-Heft 1784. S. 481; Hervorhebungen MR). Hohl, der, wie wir eben gesehen haben, seine Gedanken aus seinem eigenen Erleben entwickeln und begründen möchte und die Kraft des Erkennens darum weniger als Funktion der sogenannten „Intelligenz“ und „Bildung“ versteht, als dass er sie zu einer existenziellen Entscheidung und damit eher zu einer Frage des Muts erklärt, ist in *diesem* Sinne gewiss ein Aufklärer. Genauso wie Heraklit, Spinoza und Goethe. Indes: hätte Haupt *diesen* Aspekt eines *zeitlosen* aufklärerischen Geistes betonen wollen, hätte sie wohl nicht nur die definitorische Kurzformel von Kant zitiert. Stattdessen spricht sie von Hohls "aufklärerischer Attitüde" als

"einem dem melancholischen Komplex intentional entgegengesetzten Impuls" (S. 27). Hier wäre zu fragen, inwiefern Melancholie ohne einen solchen, frustrierten Impuls überhaupt denkbar oder sich selbst bewusst werden könnte. Ist ein aufklärerischer Impetus im Sinne eines selbstgestalterischen Anspruchs wirklich ein ihr entgegengesetzter oder kann er nicht vielmehr auch ein konstitutiver, immanenter Aspekt einer Melancholie-Erfahrung sein? Letzteres scheint zumindest Walter Benjamin zu suggerieren, zu dessen Allegorese Haupt Hohl in enger Verwandtschaft sieht, und den sie selbst wie folgt zitiert: "Die Melancholie verrät die Welt um des Wissens willen. Aber ihre ausdauernde Versunkenheit nimmt die toten Dinge in ihre Kontemplation auf, um sie zu retten" (S. 266). [\[zurück\]](#)

<sup>7</sup> Was Hohl auf einem nachgelassenen Notiz-Zettel festgehalten hat, datiert vom "1.2.[19]54", auf dessen Rückseite er das Stichwort "Wissenschaft" angegeben hat, zeigt vielmehr, dass er gerade die Verdienste der Aufklärung als gering erachtet hat (vgl. Abbildung S. 126):

Versuch, genauer nur Skizzierung pro me.

Der wissenschaftliche Gehalt [die Wissenschaft] ist dann am grössten, wenn das Bewusstsein der Dunkelheit am grössten ist. Newton, Lichtenberg, die moderne Physik; dem gegenüber die Aufklärung, die gar nichts Wichtiges entdeckt hat: Verflachung. [\[zurück\]](#)

<sup>8</sup> Ein erstes Beispiel für eine derartige Fehldeutung, deren Zustandekommen man sich nicht anders als durch Haupts Fixierung auf eine psychologisch verkürzte Perspektive erklären kann, bietet ihre Arbeit schon auf der ersten Seite in einem Kommentar zu Hohls "Gesetz der Vergeudung" (S. 15). Aus diesem möchte Haupt das "Vanitas-Motiv, das Entsetzen und die Trauer angesichts der Vergänglichkeit und des Todes" heraushören bzw. eben in es hineinkonstruieren. Das von ihr zitierte 202. Stück der *Nachnotizen* besagt aber, wenn man es richtig liest, gerade das Gegenteil: das "gewaltige[] Gesetz von der Vergeudung" bzw. seine voll bewusste Anerkennung wird von Hohl als unerlässliche Bedingung dafür angeführt, dass man "das *Reale*" sehe, also wirkliche Erkenntnis habe. Inwiefern ein "Entsetzen" oder eine "Trauer angesichts der Vergänglichkeit" in Nr. 44 der *Nachnotizen* "noch prägnanter auf den Punkt gebracht" werden soll, geht aus diesem Stück weder hervor, noch wird es von Haupt näher erklärt. Andere Stellen in den *Notizen* belegen in aller Deutlichkeit aber gerade das Gegenteil, dass nämlich unser Totgeweiht-Sein, unser Bewusstsein von unserer eigenen Vergänglichkeit, der einzig fruchtbare Grund jeder möglichen Schöpfung und "Arbeit" ist (vgl. u.a. I,1; I,51; II,332 sowie XI,1 und XI,2). Darauf werden wir noch zurückkommen (vgl. S. 239f.).

Als weiteres Beispiel zur Veranschaulichung einer, aus unserer philosophischen Sicht höchst unvorteilhaften Tendenz zum Psychologisieren wird, können wir Haupts Analyse des "Traum[s] von der allerletzten fürchterlichen Grossartigkeit" heranziehen, den Hohl im 4. Stück des 10. Teils der *Notizen* skizziert. Darin erfährt man, dass "die in der Symbolik der Apokalypse [...] imaginierte Bedrohung [...] unter dem möglichen Aspekt eines unbestimmten Schuldgefühls zu analysieren [sei], das sich mittels autoaggressiver Bestrafungsphantasien zu erleichtern versuch[e]" (S. 56). Einen geistesgeschichtlichen Interpretationsansatz suchen wir hier vergeblich. Haupt fährt fort (S. 57): "So erweist sich die Funktion des Traums als psychodynamisch antimelancholisch. [...] Zugleich befriedigt der Traum aber – in dieser spezifischen Gestaltung – auch das Bedürfnis nach Bestrafung und Vernichtung des aufgrund der narzisstischen Identifizierung mit dem verlorenen Objekt nun im Ich angesiedelten Aggressionsziels."

Worin der interpretative Wert derartiger Deutungen für eine gedankliche Auseinandersetzung mit Ludwig Hohl liegen könnte, lässt sich zumindest aus philosophischer Perspektive nicht errahnen, mag er auch in literaturwissenschaftlichem Kontext durchaus gegeben sein, was zu beurteilen wie gesagt niemals unser Anspruch ist. [\[zurück\]](#)

<sup>9</sup> Näher an unsere eigene Position heran reicht Haupts literaturwissenschaftliches Selbstverständnis in einem anderen Punkt. Sie erklärt nämlich ausdrücklich, sie wolle in Hohls Texten "keine Widerspiegelung der Biographie, sondern, um mit Freud zu sprechen, deren 'Korrektur' bzw. Verarbeitung" sehen, und fährt fort (S. 36): "Daher scheint es mir im folgenden sinnvoller zu sein, von melancholieabhängigen bzw. anti-melancholischen Textstrukturen, Erzählstrategien oder Figurendarstellungen zu sprechen als von einer hypothetischen Melancholie des Autors." Insofern Haupt von "Textstrukturen" spricht, möchte man aus philosophischer Perspektive gegen ihre Analysen nichts einwenden. Wie wir sehen werden, vermag sie in der Tat, gerade wenn es um die Gattungsfrage der *Notizen* geht, sehr zu überzeugen. Unsere eigenen Betracht-

tungen zu Hohls Werk-Verständnis haben aber gezeigt, dass sich auch die textuellen Strukturen der *Notizen* ohne einen biographischen Bezug im Sinne des Leben-Schreibens zumindest philosophisch nicht hinlänglich interpretieren lassen. [\[zurück\]](#)

<sup>10</sup> Spuren eines Sündenbewusstseins findet man bei Ludwig Hohl in der Tat vor allem noch in den Aufzeichnungen aus seiner Pariser Zeit in den sogenannten *Epischen Grundschriften* (vgl. dazu auch den eben schon erwähnten Artikel "Ludwig Hohls 'Kehrtwendungen'" von Barbara Lafond). Immer wieder zog es ihn damals in die Hurengässchen im Nordosten der Stadt, "in dem die Teufel so mächtig, aber Gott mächtiger [ist], ein heiliger Nordosten", wie er es in *Aus der Tiefsee. Paris 1926* beschreibt (S. 296). Dort sieht man auch, wie ihm schliesslich eine prachtvoll untergehende Sonne auf der Rückfahrt "[s]einer letzten Fahrt in den Nordosten" folgendes, Bekenntnis entlockt, das er in seinen Taschenblock notiert (S. 314): "Gott ist! Und o Narr der, der ihn leugnet! Und der Mensch vermag nicht alles, Gott hilft ihm, sichtbar tritt er in sein Leben." Diese erstaunliche "Einsicht" wurde ihm zuteil, nachdem er – durch Gottes gütige Mithilfe, wie er damals noch meinte – den Verlockungen der leichten Mädchen tapfer widerstanden hatte. "Ja, es ist die Hand Gottes, sichtbar, schwer lastend, auf dir gewesen und hat dich gegen alle Wahrscheinlichkeit der Welt, gegen das was du wolltest, gegen den Teufel geführt", notiert er weiter (S. 316) und fügt unmittelbar an: "Wie klar ist alles jetzt. Du gehst nicht wieder in den Nordosten, [...] lange hast du gerungen, fast ohne Ziel, mit Misserfolgen, schwer, am Ende, auf einmal, spürtest du die helfende Hand eines Andern, Grossen!" [\[zurück\]](#)

<sup>11</sup> Haupt kritisiert nicht nur zu Recht, dass in vorangegangenen Forschungen Hohls Ablehnung der Bezeichnung 'Aphorismus' für seine *Notizen* mehr oder weniger gedankenlos übernommen worden sei, sondern weist mit Bezug auf die Vehemenz dieser Verweigerung seitens des Autors auf einen interessanten Umstand hin (S. 215): "Kuriöserweise scheint sogar die Aversion des Autors gegen die Gattungsbezeichnung 'Aphorismus' ein für das Genre durchaus typisches Phänomen zu sein." [\[zurück\]](#)

<sup>12</sup> Mit dem Ausdruck "Denkprosa" möchte Haupt vor allem "zwei Aspekte des Hohlschen Notizenwerks berücksichtigen, das reflexive Moment (in Abgrenzung zur reinen Fiktion) und seine literarische Form (in Abgrenzung zur systematischen philosophischen Abhandlung)" (S. 274). [\[zurück\]](#)

<sup>13</sup> Dass die Literaturwissenschaftlerin hier von einer Entschärfung spricht, hat mit ihrem *melancholietherapeutischen* Ansatz zu tun und ist nicht von Belang. Unter allgemein therapeutischer Perspektive könnte man sagen, das subjektive Empfinden werde durch die gedankliche Rückwendung insofern gegenständlich, als ein allfälliger idiosynkratischer psychischer Mechanismus, der ohne diese Reflexion stattgefunden hätte bzw. vor dieser Reflexion im Erlebnis selbst wirksam war, in der gedanklichen Rückwendung durchkreuzt und aufgehoben werden kann. Ein "Denkgeschehnis" (Hohl) braucht also in seiner nachträglichen Meditation nicht unbedingt entschärft zu werden, sondern kann im Gegenteil auch erst in seiner ganzen Schärfe bewusst gemacht werden. Letzteres lässt sich bei Ludwig Hohl z.B. im ersten Stück der *Notizen* bei seiner 'meditatio mortis' beobachten. [\[zurück\]](#)

<sup>14</sup> Damit wird abermals verständlich, wieso Sabine Haupt Hohls Notizen letztlich eben selber doch nicht als literarische Aphorismen klassieren wollte. [\[zurück\]](#)

<sup>15</sup> In diesem Punkt eröffnet sich erneut eine Parallele zwischen Hohls Position und dem Denken von Theodor W. Adorno, wie wir das eben schon im Zusammenhang einer möglichen Apostrophierung von Ludwig Hohl als "Aufklärer" gesehen haben. Hierbei wäre nun allerdings Adornos Spätwerk *Negative Dialektik* (1966) heranzuziehen, in dem auch er ein vom Begriff Unterdrücktes am Begriff aufschliessen möchte (Suhrkamp, Frankfurt, 1970, S. 22): "Die Entzauberung des Begriffs ist das Gegengift der Philosophie. Es verhindert ihre Wucherung: dass sie sich selbst zum Absoluten werde. [...] Nicht ist es an Philosophie, nach wissenschaftlichem Usus zu erschöpfen, die Phänomene auf ein Minimum von Sätzen zu reduzieren. [...] Vielmehr will sie buchstäblich in das ihr Heterogene sich versenken, ohne es auf vorgefertigte Kategorien zu bringen. Sie möchte sich anschmiegen, [...] sie zielt auf ungeschmälerte Entäusserung. Einzig dort ist der philosophische Gehalt zu ergreifen, wo Philosophie ihn nicht oktroziert". In einer posthum edierten Vorlesung sagt Adorno weiter (Ders.: *Vorlesung über Negative Dialektik. Fragmente zur Vorlesung 1965/66*; Suhrkamp,

Frankfurt am Main 2007, S. 15f): "Es handelt sich um den Entwurf einer Philosophie, die nicht den Begriff der Identität von Sein und Denken voraussetzt und auch nicht in ihm terminiert, sondern die gerade das Gegenteil, also das Auseinanderweisen von Begriff und Sache, von Subjekt und Objekt, und ihre Unversöhntheit, artikulieren will."

Mit Blick auf Hohl wäre allerdings hervorzuheben, dass sowohl er wie auch Adorno diese Unversöhntheit nur als Ausgangspunkt nehmen, den es denkerisch zu überwinden gilt. Und wenn Adorno den Versuch dieser Überwindung nicht nur als philosophisch-theoretisches Geschäft, sondern auch als konkrete Sozialkritik verstanden haben will, stimmt Hohl mit ihm auch in diesem Punkt völlig überein. Für ihn begibt man sich erst dadurch auf den Weg zu einer "unvoreiligen Versöhnung", dass man seine theoretisch fundierte Erkenntnis des faktischen Ungenügens der eigenen und gesellschaftlichen Verfassung als konkreten Handlungsbedarf anerkennt. [\[zurück\]](#)

<sup>16</sup> Haupt spricht in diesem Zusammenhang von der "Dominanz der reflexiven Metaebene über die rein erzählende Darstellung" und veranschaulicht diese anhand der Notiz VI,8 (Vgl. S. 236). Umgekehrt entsteht, wie sie ebenfalls zutreffend erkennt, "der ästhetische Wert einer Erzählung [...oftmals] aus den didaktisch reflexiven Zugaben" (a.a.O.). [\[zurück\]](#)

<sup>17</sup> So behauptet sie z.B., "der häufige, bisweilen Widersprüche erzeugende Rückfall in frühere Argumentationsstufen, die mangelnde Berücksichtigung bereits ausgeführter Gedankengänge, aber auch die schlichte Wiederholung bzw. rein stilistische Variation einzelner Äusserungen deute[] [...] auf einen Automatismus, ein nahezu zwanghaftes Rückkehrprinzip der Reflexion [hin]" (S. 262). Mit ihrer Rede von einem "Rückfall" projiziert Haupt implizit ein linear aufbauendes Strukturmodell in Hohls Notizenwerk hinein, was sie bei Bänninger, der das explizit tut, selber scharf kritisiert. Auch hier missachtet Haupt somit ihre eigene Erkenntnis der therapeutischen Funktion der Notizen, in Hinsicht auf welche "Wiederholung" als alles andere denn als schlichte Redundanz zu verstehen ist. [\[zurück\]](#)

<sup>18</sup> Dass eine nachträgliche, starre Systematisierung der philosophischen Dimension bei Ludwig Hohl ein vollkommener Widersinn ist, heisst indes nicht, dass es nicht möglich und sinnvoll sein kann, einige ihrer Hauptsätze und Grundgesetze aus philosophischer Sicht zu identifizieren und zu kommentieren, etwa indem man sie philosophiegeschichtlich verortet. Darin hat sich Sabine Haupt geirrt, was in ihrer vollkommen haltlosen, diesbezüglichen Kritik an Rafael Ferbers "Bemerkungen zu Ludwig Hohl als Philosophen" deutlich zu Ausdruck kommt. Dort heisst es (S. 281): "Abgesehen von der sich aus diesem Ansatz [scil. Ferbers Versuch, ein System von Hauptsätzen in Hohls Denkprosa zu identifizieren] ergebenden Schwierigkeit, eine sich grundsätzlich als 'strömend', 'fragmentarisch' und 'unvollendet' verstehende Philosophie mit der Systematik eines in 'Hauptsätzen' gegliederten Darstellungsverfahrens zu erfassen, scheint mir das wesentliche Missverständnis dieser Perspektive in der mangelnden kritischen Distanz zur Hohlschen Terminologie zu liegen. Freilich gebraucht Hohl gelegentlich [...] den Ausdruck 'Hauptsatz' [...] und spricht er mitunter von] 'Gesetze[n]'. Das Charakteristische dieser Sätze ist [aber], wie Ferber auch selbst betont, gerade ihre permanente Variation, Korrektur oder Kontexterweiterung, welche sich einer zusammenfassenden Begrifflichkeit gegenüber versperren, wodurch ihr axiomatischer Anspruch, wie mir scheint, doch erheblich in Frage gestellt wird."

Dazu gibt es zweierlei zu sagen: erstens ist es prinzipiell immer möglich und könnte es gerade von Ferbers gesunder "kritische[r] Distanz zur Hohlschen Terminologie" zeugen – wobei von einer (philosophischen) "Terminologie" bei Hohl ja nur in Anführungsstrichen gesprochen werden kann, da es sich, wie Haupt selber sagt, im Grunde um einen ästhetischen Sprachgebrauch handelt –, wenn er in den multiplen Variationen und diversen Kontexten, in denen ein nämlicher Gedankenprozess vorgeführt wird, eine philosophische Grundgesetzlichkeit zu erkennen vermag. Diese erlaubt es ja überhaupt erst, ein und denselben Gedanken in unterschiedlichen Erscheinungsweisen wiederzuerkennen. Zweites ist zu sagen, dass die Literaturwissenschaftlerin in ihrer "Argumentation" an dieser Stelle an den Basler Rheinfischer erinnert, bei dem einst Bernoulli vorbeispaziert sein soll, nachdem er gerade seine berühmten Gesetze der Strömungsmechanik entdeckt hatte. Im Rausche seiner Entdeckung begann er natürlich dem Fischer seine neuen Erkenntnisse zu veranschaulichen und zeigte dabei immer wieder auf den Fluss. Da gebot ihm der Fischer aber zu



schweigen: der Fluss könnte sonst nämlich, wenn er diese starren Gesetzmässigkeiten höre, auf einmal aufhören zu fließen, ... Anders gesagt: Die Stömungsgesetze fließen nicht, was strömt ist der Fluss. [\[zurück\]](#)

<sup>19</sup> Dies ist umso erstaunlicher und bedauerlicher, als Haupt gerade im Kapitel "Hohls Einheitskonzept" die Einheit von Autor und Werk in seiner Denkprosa ausdrücklich festhält, indem sie von einer "originalen 'Personalunion' von Werk und Autor" spricht (S. 247). [\[zurück\]](#)

<sup>20</sup> Exemplarisch illustriert Haupt diesen nicht unzutreffenden Befund anhand der Notiz IV,3, deren thematische Platzierung ihr sowohl in Teil I als auch in den Teilen IV,V,VI und IX möglich schiene. [\[zurück\]](#)

<sup>21</sup> Wie wir gleich sehen werden, hat in Tat und Wahrheit auch der Autor der *Notizen* Haupts Wunsch schon in viel weitgehendem Umfang entsprochen, als sie das ohne Kenntnis der einschlägigen unveröffentlichten Materialien im Nachlass errahnen konnte. [\[zurück\]](#)

## Exkurs 1: Zur Einheit und Struktur der *Notizen*

Der Gesamtausgabe der *Notizen* bei Suhrkamp (1981) wurde ein Vorwort vorangestellt, dem die Hohl-Forschung bisher sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt hat.<sup>1</sup> In diesem Vorwort heisst es u.a. (S. 5):

Die Notizen sind geschrieben worden in den drei Jahren 1934 bis 1936, während deren ich in Holland in grösster geistiger Einöde lebte. Das ursprüngliche Manuskript, bedeutend umfangreicher als die endgültige Fassung, welches Anfang 1937 vorlag, enthielt die Texte in der chronologischen Reihenfolge ihres Entstehens; und in den folgenden Jahren ist dieses Manuskript umgebaut worden nach rein thematischen Gesichtspunkten, d.h. ohne die mindeste Rücksicht auf das Datum des Entstehens der einzelnen Stücke. (Das letzte Stück des XII. Teils, zum Beispiel, ist früher entstanden als das erste des I. Teils usw.). Und zwar erfolgte diese Aufteilung prinzipiell – d.h. soweit dergleichen praktisch möglich ist – gleichzeitig. Das Umbauen war dem Willen entsprungen, dem Ganzen eine – offenbar bis jetzt noch kaum von jemandem beachtete – Struktur zu geben. – Was während der langen Zeit des Auswählens, Anordnens, Eliminierens an Neuem hinzugekommen ist (vorwiegend Fuss-noten), besteht in insgesamt ein paar Seiten, ist also dem Ganzen gegenüber belanglos.

Diese Angaben wollen wir im Folgenden prüfen, indem wir sie mit Dokumenten aus dem Nachlass vergleichen und ergänzen. Unser Ziel ist es, in der Beantwortung der Frage nach der Einheit und Struktur der *Notizen* dadurch einen entscheidenden Schritt voranzukommen.

### I Zur Einheitsfrage

In der eben zitierten Passage aus dem Vorwort behauptet Hohl, dass sämtliche 1185 kotextuell isolierte<sup>2</sup> Stücke seiner *Notizen* ein grosses, gemeinsames "Ganzes" bilden, womit sie zusammen-treten zur Einheit eines "Systems" (von griech. *systema* = das Zusammengestellte, Vereinigte).<sup>3</sup> Etwas später wird dieser Einheitsanspruch noch einmal und noch deutlicher erhoben, wobei Hohl bei dieser Gelegenheit explizit auf der Bedeutung des richtigen Verständnisses ihrer Einheitlichkeit für eine adäquate Interpretation seiner *Notizen* insistiert (S. 5f.): "Das Werk – was immer es sei – kann nicht richtig erfasst werden, bevor man seine Einheitlichkeit erfasst hat. Es ist nicht eine Sammlung von Aphorismen."

Auf die Gattungsproblematik, die im zweiten Satz dieses Zitats anklingt, werden wir noch ausführlich zu sprechen kommen (vgl. S. 360ff.). An dieser Stelle möchten wir lediglich herausfinden, worin die von Hohl reklamierte Einheitlichkeit in seinen Augen bestanden haben könnte. Die Berechtigung seines Einheitsanspruchs interessiert uns zum jetzigen Zeitpunkt also noch nicht; diesbezüglich wollen wir uns fürs Erste damit begnügen festzustellen, dass der Konsens der literaturwissenschaftlichen Forschung dahingehend lautet, dass Hohl ihn zu Unrecht erhoben habe, während er aus philosophischer Sicht von Hans F. Geyer und Hans Saner schon prominente Anerkennung gefunden hat. Später werden wir uns dem Urteil dieser Philosophen anschliessen, wobei unsere eigene Begründung über deren Analysen hinaus die Einheitlichkeit des *gesamten* Notizenwerks erweisen wird.<sup>4</sup>

## Ein erster Hinweis

In Hinsicht auf *die Natur* ihrer Einheit liefert uns das Vorwort der *Notizen* keinen Anhaltspunkt. Wir erfahren nur, dass (fast) die gesamte Arbeit an diesem umfangreichen Werk in die verhältnismässig kurze Zeitspanne der drei Jahre von Hohls Holland-Aufenthalt gefallen ist. Diese Auskunft bietet Anlass zur Spekulation, die prätendierte Einheitlichkeit des Werks beschränke sich in Wahrheit auf den rein subjektiven, zeitlichen Zusammenhang einer biographischen Phase im Leben von Ludwig Hohl. Wie wir gesehen haben, sind "Schulmeister B." und Adrian Ewald Bänninger dieser Vermutung schon erlegen. Sie hat dazu geführt, dass ihnen schliesslich Hohls gesamte *Notizen* – einem Tagebuch nicht unähnlich – von rein *biographischer* Natur und darum auch von bloss biographischem *Wert* erscheinen mussten (vgl. S. 76). Wie irrig und verkehrt ihr letztes Verdikt damit auch ausgefallen ist: der Ansatz ihrer Spekulation, der von der (zeitlichen) Einheit des Lebensvollzugs ihres Autors ausgegangen war, ist nicht ganz unberechtigt. Ludwig Hohl hat nämlich selber wiederholt so geredet, als ob das Ganze seiner *Notizen* mit der lebenszeitlichen Einheit ihres Entstehens eng zusammenhinge.

Einige seiner dahingehenden Aussagen wollen wir im nächsten Abschnitt zusammentragen. Dabei hoffen wir weiter zu erfahren, was es mit dem einheitsstiftenden Zusammenhang von Leben und Werk bei Ludwig Hohl auf sich hat. Es sei vorweggeschickt, dass auch wir feststellen werden, dass sowohl die innere Einheitlichkeit der *Notizen*, als auch ihre äussere Struktur tatsächlich eng mit den persönlichen Lebensumständen ihres Autors verbunden sind; wie wir aber zeigen werden, lässt sich der existenzielle Charakter ihrer (programmatischen) Synthese *philosophisch* noch ganz anders interpretieren als durch ihre biographistische Reduktion.

## Weitere Indizien erhärten den Verdacht

Ein kurzer Auszug aus dem Interview, das Johannes Beringer mit Ludwig Hohl ungefähr ein Jahr vor seinem Tod geführt hat (SLA, IMVOCS V-1472 bis V-1479), legt nahe, dass der erste Hinweis aus dem Vorwort auf die richtige Fährte weist. Nachdem Hohl Beringer gegenüber erwähnt hat, dass Siegfried Unseld für das kommende Frühjahr eine Gesamtausgabe der *Notizen* bei Suhrkamp in Planung habe, fragt Beringer: "Und die bleiben so wie in der Artemis-Ausgabe, die *Notizen*? – Oder verändern Sie die?" "Nein nein", fällt ihm Hohl sofort ins Wort, "es wird nichts verändert daran!" – Nach einer kurzen Denkpause erklärt er dann seine vehemente Reaktion wie folgt: "Ich kann da nicht anfangen, das zu verändern. Das Werk ist – abgesehen von zwei drei Kleinigkeiten, ... nicht, ... eine Fussnote setzen ... das Urteil über Jean Paul ist falsch und ..., aber das lass ich stehen – ich kann das nicht in die Hände nehmen, um es zu verändern! Das Werk ist viel zu organisch geschlossen, eine Geschlossenheit". Weil Hohl an dieser Stelle erneut nicht mehr weiterspricht, fragt ihn Beringer noch einmal, ob er nicht vielleicht doch hier und dort "Sachen dazwischenschieben" könne, um einige solche Kleinigkeiten zu "korrigieren". Auch hier entgegnet Hohl aber auf der Stelle: "Nein nein..., nein nein! Das kann ich nicht beginnen, das... man lasse das Andere anderes..., das Andere anderswo wachsen."

Was zeigt uns diese kurze Gesprächssequenz? Sie zeigt, dass Ludwig Hohl selber die Einheit – oder wie er hier sagt: die "Geschlossenheit" – seiner *Notizen* als eine *organisch gewachsene* verstanden hat. Entsprechend verwendet er hier das Bild von einem gemeinsamen Nährgrund, den seine Holland-Jahre für das Wachstum der *Notizen* abgegeben haben. Die organische Geschlossenheit der *Notizen* wäre dann also ohne spezielles Dazutun ihres Autors wie von selbst entstanden. Dieser Umstand würde erklären, wieso Bänninger Hohls Einheitslichkeitsanspruch nicht stattgeben konnte. Wer, wie Bänninger, der offenbar *irrtümlichen* Meinung ist, erst durch ihre nachträglich verordnete thematische Strukturierung hätten die einzelnen Stücke zu einer (äusserlichen) Einheit zusammengepfertcht werden sollen, wird, an falscher Stelle suchend, diese Einheit-

lichkeit niemals finden. Die spontane Emergenz ihrer inneren Geschlossenheit vermöchte auch zu erklären, wieso sich die *Notizen* – trotz einiger Urteile, die Hohl in der Zwischenzeit als verfehlt erkannt hatte – im Nachhinein durch ihren Autor nicht mehr "korrigieren" liessen.<sup>5</sup>

Noch deutlichere Anzeichen dafür, dass für Ludwig Hohl die Einheit seines Werks tatsächlich in der zeitlichen und personalen Identität seines damaligen Lebensvollzugs begründet lag, finden wir, wenn wir uns ein paar Seiten aus dem Umschlag mit der Signatur E-04-b-8 und der Überschrift "Auszüge betr[effend]. Einheitlichkeit d[er]. Not[izen]." aus seinem Nachlass ansehen (vgl. die Abbildungen auf dieser und der nächsten Seite). Dieser Umschlag enthält folgende Kopien maschinenschriftlicher Texte von Ludwig Hohl, die dem Inventar zufolge von Madeleine Hohl-de Weiss angefertigt wurden, als sich das Hohl-Archiv noch bei ihr in Lausanne befand (für die originalen Typoskripte s. B-02-b-470). Diese Dokumente lassen nicht den geringsten Zweifel daran bestehen, dass Hohl die Einheitlichkeit seiner *Notizen* nicht bloss als eine vage erwünschte vorgestellt, sondern als eine *absolute* und *beweisbare* Einheit vor Augen hatte. Unter ihrer "Einheitlichkeit im absolutesten Sinne" verstand er nicht nur den Zusammenschluss der gesamten Notizen ihrer Form und ihrem Geiste nach; an erster Stelle verweist er auch hier auf die einheitliche und zusammenhängende Zeitspanne ihres Entstehens.

- 38 -

DIE EINHEITLICHKEIT DES WERKES

DIE NOTIZEN oder Von der unvoreiligen Versöhnung

habe ich immer und immer wieder betont und es äussert mich, dass die Herren Doktoren Witz und Niederer trotz alledem die feste Überzeugung zu haben scheinen, dass diese Einheitlichkeit nicht bestehe oder nicht bewiesen werden könne; dass sie von "immer noch tiefer absinkender Qualität" zu reden sich getrauen (S.25) und (S.19) von "dem besseren oder schlechteren Ausfall eines schon vor seiner Vollendung zur Herausgabe übernommenen Werk" und (S.15) von "Auffüllung"!

"Auffüllung": Frau Hanny Fries, Klostbachstrasse 150, Zürich kann eventuell als Zeuge auftreten (ich war mit ihr verheiratet von Februar 46 bis Dezember 47) dass ich damals, im Frühling und Sommer 1945, mich halb zu Tode geschunden habe mit dem letzten Handanlegen an die definitive Fassung der Teile VII und IX, dem letzten Handanlegen, das insbesondere in dem Ausscheiden aller derjenigen Stücke bestand, die mir entweder zu schlecht erschienen oder deren Anwesenheit im Werk nicht unbedingt notwendig war. Und, wie schon erwähnt, sind dabei rund 30 Blätter (nicht 20, wie ich vorher schrieb) ausgeschieden worden, nämlich nur aus dem gerade der "Auffüllung" bezichtigter Teil VII, d.h. eine grössere Anzahl von Stücken, die in der vorhergehenden, der provisorischen Fassung des Teiles VII - welche schon vor dem 20.8.1944 abgeschlossen worden und am 20. (oder 21.?) vgl. Beilage n bis m) August 1944 dem Dep. des Innern eingereicht worden war - figuriert hatten. Und, wie ebenfalls schon erwähnt, habe ich diese ausgeschiedenen ca. 30 Blätter, welche zu schlecht befunden und ausgeschieden worden sind, zufällig noch aufbewahrt und sende Sie Ihnen:

Beilage v : ca. 30 aus dem Teil VII ausgeschiedene Blätter (in hellgrünem, beschütztem Karton).

Die Einheitlichkeit des Werkes - in absolutesten Sinne: der Zeit des Entstehens, der Form, dem Geiste nach - wird niemand wegleugnen können; was immer sich diskutieren liesse, sie lässt sich nicht einmal diskutieren. Ich habe das immer versichert, mehrere Personen haben mir nicht geglaubt, aber ich werde recht bekommen, wenn auch der schlagende Beweis zuletzt geführt werden müsste, mit einer Keule von viertausendundachtzig Gramm.

Erstens lässt Dr. Niederer im unklaren, welches das Objekt der psychiatrischen Begutachtung sein sollte. Das Werk oder der Autor? (Das Wort "Begutachtung" lässt doch wohl auf ein Sach-Objekt schliessen? Würde man nicht, wenn es sich um einen Menschen handelt, ein anderes Wort verwenden ("Untersuchung" oder dgl.? mir im Augenblick nicht klar)? In der Klage-Antwort, S.14, hat er es gesagt: "die Begutachtung seines Klageaktes". Wenn er jetzt Unklarheit herrschen lässt, so tut er es absichtlich; Man muss, oder doch man kann annehmen, er meine das Werk, aber er zwinkert hinüber... und hat dabei natürlich doch nichts gesagt.

Nun meine drei Gegenargumente, von denen, wie mir scheint, jedes einzelne allein genügend stark wäre, auch vor dem geringsten Landgericht die Sache zurückschleudern zu machen. (Du hättest, oder hast schon, wahrscheinlich die Dinge auch so oder ähnlich zurechtgelegt, ich bringe sachlich nichts Neues; schreibe aber diese drei Argumente doch nieder, um den Kopf frei zu bekommen.)

- I -

Herr Dr. N. hat noch immer nicht begriffen, dass das Werk ein einheitliches Werk ist; nicht einmal von der Existenz jenes schweren Pakets - 1185 S., broschiert in drei Bänden -, das man an einer Schnur hinter die Barriere des Handelsgerichts senkte, scheint er im mindesten Kenntnis genommen zu haben. (Weil er nur weiterstetst, da, wo schon nichts mehr ist, an dem vorbei, was ist, ...)

Er stellt sich die Sache so vor: Erst hat der Autor den ersten Band geschrieben; dann, als schon geistige Ermüdung eingetreten war, er aber immerhin manuell noch schreiben konnte (aber der Gegenstand des Verlagevertrages ist ja nicht Tinte und Papier!), den zweiten.

Graphisch und schematisch: angenommen dass insgesamt nur 20 Stücke existierten; die schwarzen Striche bezeichnen die den ersten Band bildenden Stücke, die roten Striche die den zweiten Band bildenden; die Linie von links nach rechts bezeichnet die zeitliche Folge der Entstehung:

In der Vorstellung Dr. Niederers:

Original

In Wirklichkeit:

a = weiches Blei  
b = Rotstift

Was wird Dr. N. beginnen mit folgender Zahlenreihe:  
526, 46, 1080, 1159, 81, 424, 531f., 412, 166, 273, 460, 1027, 332, 390, 891, 275f., 216, 71., 107, 241., 51f., 71f.

Diese Zahlen bezeichnen die Seiten des chronologischen Grundmanuskripts, denen die Texte zu finden sind, die die ersten 20 Stücke des Teiles VII (VARIA) bilden. (Leicht nachzuprüfen, wenn man über Grundmanuskript und Druckmanuskript des Teiles VII verfügt, welche beide auf dem Gericht liegen.) (Ich hätte gerne noch eine weitere Reihe angefügt, nämlich die Seitenzahlen von 20 aufeinanderfolgenden Stücken irgend eines Teils des ersten Bandes, was mir praktisch unmöglich ist, da ich weder das Grundman., noch ein Verzeichnis besitze. Es hätte sich genau das gleiche Bild ergeben. - Überigens kann man vom Grundman. aus die Aufteilung der Texte erkennen.)

Da also mit der grössten Klarheit bewiesen werden kann, dass der erste und der zweite Band genau zu gleicher Zeit geschrieben worden sind, ist es nicht möglich, dass der Verfasser vor der Vollendung des zweiten Bandes, aber nach der Vollendung des ersten Bandes unfähig wurde. Wenn der Verfasser des zweiten Bandes unfähig war, so muss es in genau derselben Masse der Verfasser des ersten Bandes gewesen sein.

(SLA, E-04-b-8) Zwei Ausschnitte aus Hohls umfangreichen Ausführungen z.H. seines Anwalts Dr. Howald im Prozess gegen den Artemis-Verlag. Hohl nennt das Grundmanuskript "eine Keule von 4080 Gramm" und spricht von "der Einheitlichkeit des Werks [scil. der *Notizen*] – im absolutesten Sinn: der Zeit des Entstehens, der Form, dem Geist nach."

## Ein schlagendes Beweisstück taucht auf

In seinen eigenen Auszügen zur Einheitlichkeit der *Notizen* wird diese nicht einfach nur als eine prinzipiell beweisbare postuliert; Ludwig Hohl nennt uns auch das 'corpus delicti', anhand dessen

sich ihre Einheitlichkeit konkret nachweisen lassen soll: eine Keule von viertausendundachtzig Gramm. Damit kann nichts anderes gemeint sein als das *Grundmanuskript* der *Notizen*.<sup>6</sup> Inwiefern lässt sich nun aber die Einheitlichkeit der *Notizen* mit dem *Grundmanuskript* beweisen? Sicher nicht mit seinem Gewicht. Indem es aber die einzelnen (Grund-)Stücke dreier Jahre in chronologischer Reihenfolge versammelt, ist es tatsächlich ein Indiz für den inneren Zusammenhalt aller *Notizen* im gemeinsamen Nährboden einer sie verbindenden Entstehungszeit. Aus diesem "Gewebe" seiner mannigfaltigsten Aufzeichnungen und Beobachtungen hat Hohl dann im Nachhinein die zwölf thematischen "Fäden" wieder herausgelöst und als einzelne Teile der *Notizen* veröffentlicht.

#### DIE EINHEITLICHKEIT DES WERKS.

Es ist jedenfalls meine Hauptthese, dass, wenn irgendetwas jemals einheitlich war, dieses Werk eine Einheit ist, - der Zeit des Entstehens, der Form, dem Geist nach. - Wann ist der Teil I entstanden? In den drei Jahren 1934-36. Wann der Teil XII? In den drei Jahren 1934-36. Und der berühmteste Teil VIII? In den drei Jahren 1934 bis 1936. Es sind alle zwölf Teile zu gleicher Zeit entstanden, nämlich in den drei Jahren 1934-36, keiner früher und keiner später; denn sie sind nicht etwa nacheinander - auch innerhalb dieser drei Jahre - entstanden, sondern zugleich; indem nämlich im Grundmanuskript, wie ich immer wieder betont habe - im Vorwort des Teils I, im Vorwort des 1. Bandes, im "Bericht über Artemis" (S.13, 21), mündlich, brieflich - alle Texte enthält und zwar in der chronologischen Reihenfolge ihres Entstehens; es gab noch keine "Teile"! Ich zitiere aus dem Vorwort zu Teil I (Selbstverlag ~~1934~~ 1943):

"DIE NOTIZEN sind entstanden in den drei Jahren 1934 bis 1936. Später ist das umfangreiche Manuskript, das die Texte in chronologischer Reihenfolge, d.h. in derjenigen ihres Entstehens, enthält, nach thematischen Gesichtspunkten umgebaut worden, wodurch sich folgende zwölf Abteilungen ergaben ...."

Ganz links auf den Seiten der Manuskripte der definitiven Fassungen finden Sie Zahlen (manchmal nur so wenig vom linken Seitenrand entfernt, dass man die Broschierung öffnen muss, um diese Zahlen zu sehen); beispielsweise was den Teil XII betrifft, dessen Druckmanuskript ich hier habe, sind diese Zahlen: (bei Stück 1) 130, (bei Stück 2) 175, (bei Stück 3) 565, (bei Stück 4) 213 f., (bei Stück 5) 50, (bei Stück 6) 885, (bei Stück 7) 409 f., (bei Stück 8) 15, (bei Stück 9) 18, und weiter: 2, 233, 97, 73, 84 f., .... gegen Ende des Teils: 728, 752, 166 f., 1061, 623, 120 f. (letztes Stück des Teiles XII und des 2. Bandes). Was ~~bedeuteten~~ *bedeuten* diese Zahlen?

(SLA, E-04-b-8) Ein weiterer Auszug aus Hohls Prozessunterlagen

Wenn wir das *Grundmanuskript* als Beweisstück für die innere Einheit und Geschlossenheit der *Notizen* akzeptieren, reicht seine Beweiskraft allerdings weit über den Zusammenhang der beiden Bände ihrer Originalausgabe hinaus. In dieser Hinsicht ist eine Eintragung vom 18. September 1935 bemerkenswert. Dort heisst es:



Die Nuancen und D. sollen die Beifügung erhalten (denn ich sehe, dass nicht so schnell die Teile II und III "fertig" sein werden, und möchte doch längst mit dem IV. Teil beginnen //dieser ist aufgegeben; drei Teile genügen und dann folgen die "Notizen", aus denen Auszüge nach Stoffkreisen veranstaltet werden können, wenn nötig und möglich//

Diese Notiz zeigt deutlich, dass für Hohl die Arbeit an den drei Teilen der *Nuancen und Details* zum Zeitpunkt seiner Arbeit an den *Notizen* keinesfalls von Beginn weg abgeschlossen war. Seine Bemerkung an dieser Stelle, dass statt eines ursprünglich geplanten vierten Teils von *Nuancen und Details* nun "'Notizen'" folgen sollen, ist vielmehr ein Hinweis darauf, dass sein Schreiben an den Stücken für *Nuancen und Details* erst allmählich und von ihm selbst vielleicht noch längere Zeit ganz unbemerkt in die Verfassung erster Passagen einer neuen Publikation übergegangen ist, die er als "Notizen" zu bezeichnen begann. Die zeitliche Überschneidung der Entstehung von *Nuancen und Details* und *Die Notizen* beweist die Tatsache, dass Ludwig Hohl Ende September 1936 im dritten Band des *Grundmanuskripts* seine chronologischen Eintragungen unterbrochen und "DIE VARIANTEN, ZUSÄTZE, NACHTRÄGE zu NUANCEN UND DETAILS II" eingeschoben hat (vgl. Abbildungen S. 28f.). Diesen Seiten ist zu entnehmen, dass die – n.b. erst noch *provisorische* – Fassung auch schon des 2. Teils von *Nuancen und Details* erst am 28. September 1936 fertiggestellt wurde. Zu diesem Zeitpunkt war 90 Prozent der Textbasis der *Notizen* bereits vorhanden.<sup>7</sup> Wenn wir Hohl also darin zustimmen, dass das chronologische *Grundmanuskript* die Einheit seiner *Notizen* verbürgt, dann beweist es zugleich die grössere Einheit, zu der *Nuancen und Details* und *Die Notizen* sich verbinden. Doch damit nicht genug.

Dem Nachwort der Herausgeber der *Nachnotizen* ist zu entnehmen, dass Ludwig Hohl nach Abschluss des dreibändigen Grundmanuskripts ohne Unterbruch weiter Notizen geschrieben hat. Diese wurden später zu einem neuen, zweibändigen 'Grundmanuskript' zusammengefasst, das "handschriftliche Notizen aus den Jahren 1937 bis 1951" enthält (Anmerkungsband, S. 5). Ihm sind die Herausgeber bei ihrer Edition gefolgt. Dabei haben sie richtig bemerkt, dass sämtliche Stücke des ersten Bandes "aus dem Zeitraum 1. Januar 1937 bis Juni 1939" datieren, womit sie in der Tat nahtlos an die Zeit der *Notizen* anschliessen. Ungefähr 450 der 586 Stücke, die zusammen die Textbasis der *Nachnotizen* bilden, rühren somit ursprünglich aus einer Zeit, in der Hohl intensiv mit der Arbeit an seinen *Notizen* und den *Nuancen und Details* beschäftigt ist.<sup>8</sup> Von hier aus eröffnet sich also – unter Hohls eigener Perspektive der Begründung der Einheitlichkeit seiner *Notizen* aus dem zeitlichen Zusammenhang ihrer Entstehung, ihrer Form und ihrer gemeinsamen Geisteshaltung – ein Blick auf die Zusammengehörigkeit seines gesamten Notizenwerks<sup>9</sup> (Vgl. auch S. 27ff.).

Dazu gilt es zu bemerken, dass die ersten Jahre seiner Rückkehr in die Schweiz – seine Ansiedlung in Genf, die Trennung von einer ersten und baldige Eheschliessung mit einer zweiten Frau usw. – *von aussen gesehen* zwar wie ein markanter Einschnitt in Ludwig Hohls Biographie erscheinen mögen. Von einem *wirklichen* Bruch, der, wie er selber sagte, sein "gesamtes Leben in zwei Hälften zerschmettert" hat, sprach Hohl aber immer erst im Zusammenhang mit den Verlagsstreitigkeiten bei der Herausgabe des zweiten Bandes der *Notizen* im Artemis-Verlag.<sup>10</sup> Die entscheidende Zäsur in seinem (inneren) Leben erfolgte somit erst in den späten 1940er Jahren. In Analogie zu Hohls eigenem Einheitsbeweis dürfen wir somit auch noch den grössten Teil der *Nachnotizen* zur geistigen Einheit seiner *Notizen* hinzuzählen, oder eben – wie wir das in dieser Arbeit immer wieder tun – alle diese Werke zusammenfassend nur noch von einem einzigen Werk sprechen: dem Notizenwerk.

Bevor wir die Entstehung des bunten Gewebes der *Notizen* und ihre nachträgliche Entwirrung genauer untersuchen wollen, müssen wir an dieser Stelle noch einige Gedanken zur Herkunft der oben abgedruckten, für die Frage der Einheit und Struktur der *Notizen* so aufschlussreichen Dokumente aus dem Nachlass einschieben. Sie alle gehören nämlich in den Kontext des eben erwähnten Rechtshandels zwischen Hohl und dem Artemis Verlag. Ohne Kenntnis ihres juristischen Hintergrunds wird man Hohls Argumentation für die Einheitlichkeit der *Notizen* nämlich leicht missverstehen.

### Zum juristischen Kontext

Bei der Verfassung der oben abgebildeten Auszüge haben für Ludwig Hohl zwei Motive im Vordergrund gestanden. Primär sollte gezeigt werden, dass der 2. Band der *Notizen* nicht später entstanden war als der erste. Damit wollte Hohl im laufenden Gerichtsprozess das Argument des Gegenanwalts, Dr. Niederer, entkräften, wonach er während der Arbeit an seinen *Notizen* allmählich verrückt geworden sei, wovon die späteren Teile immer deutlichere Anzeichen trügen, weshalb die Publikation des zweiten Bandes dem Verlag nicht mehr zugemutet werden könne. Vor dem Hintergrund dieser Anschuldigung und zum dadurch gegebenen *juristischen* Zweck genügte es vollkommen, wenn Hohl *die Gleichzeitigkeit* der Entstehung aller Stücke seiner *Notizen* nachweisen, bzw. die Tatsache überzeugend belegen konnte, dass die Stücke des zweiten Bandes teilweise früher entstanden waren als die ersten Notizen im ersten Band. In dieser Absicht ist Hohls rudimentärer Versuch einer graphisch-schematischen Darstellung der Gesamtkomposition seiner *Notizen* zu verstehen (vgl. Abbildung S. 143, unten rechts). Als *philosophischer* Nachweis einer geistigen Einheitlichkeit dieser Stücke reicht diese Beweislage indes noch nicht aus – geschweige denn als hinreichendes Argument für die philosophische Einheit des gesamten Notizenwerks. An späterer Stelle werden wir diesen Beweis darum noch zu führen haben (vgl. S. 355ff.).

In zweiter, untergeordneter Hinsicht bediente sich Ludwig Hohl aber des Beweises ihres simultanen Entstehens auch schon zum Nachweis einer gemeinsamen *geistigen* Verfassung der *Notizen*.<sup>11</sup> Auf diese Weise versuchte er zu verhindern, dass einzelne Stücke aus dem Ganzen herausgerissen und in ein einseitiges Licht gestellt werden. Der Anwalt der Gegenseite hatte nämlich exakt das getan, als er in seiner Klageantwortschrift alle verunglimpfenden Invektiven Hohls gegen altehrwürdige helvetische Kulturträger und Kultgestalten für das Gericht zusammengetragen hatte. Sogar sein eigener Anwalt, Dr. Howald, hat Ludwig Hohl daraufhin geraten, die heikelsten Passagen aus dem zweiten Band seiner *Notizen* "freiwillig" zu streichen. In einem Brief an seinen Freund Paul Brenner vom 10. Juni 1949 erwähnt Hohl die Existenz einer Liste, in der sein Rechtsanwalt alle, seiner Meinung nach besonders böartigen Stellen aufgeführt hatte (SLA, B-LH-a-5a).<sup>12</sup> Von dieser Liste erklärt Hohl seinem Freund Paul Brenner ausdrücklich, "dass es sich nicht um Bezeichnungen derjenigen Stellen handelt, die jemandem unangenehm sein könnten (denn sonst könnte man gleich den ganzen Teil VIII und noch einiges weglassen); sondern lediglich um Bezeichnung derjenigen Stellen, die im juristischen Sinne das Delikt der Ehrverletzung darstellen könnten. Und das heisst: Stellen, die – im Gegensatz zur fundierten Kritik und zu (infolge der verschiedenartigen Denkweise) allgemein Anstössigem – in der unmittelbaren Umgebung nicht durch Argumente fundiert, sondern unmittelbar hervorbrechen, rein beschimpfungsartigen Charakters sind. Das ist die Unterscheidung" (Hervorhebungen i.O.). Dass eine solche Unterscheidung freilich eine delikate Angelegenheit ist, war Ludwig Hohl bewusst. Seinem Freund Brenner gegenüber gesteht er, dass ihm "etwas bange [würde] bei der ganzen Sache. Denn wo ist die genaue Grenze? (Und zuletzt könnte man vorschlagen, den ganzen VIII. Teil und noch mehr wegzulassen!)"





Eine selbst- oder fremdzensurierte Ausgabe seiner *Notizen* kam für Hohl darum nicht in Frage. Zwar verfolgte auch er mit diesem Werk – wie es sein Untertitel ja explizit sagt – eine "Versöhnung". In *letzter Instanz* hätte er darum konsequenterweise tatsächlich auch die von ihm scharf attackierten eidgenössischen Säulenheiligen und Kulturbetriebe bejahen müssen. Daraus vorschnell zu schliessen, dass er also einen kleinen Preis bezahlt hätte, wenn er seinen düpierten "Lektoren" gefolgt wäre und seine angestrebte Versöhnung etwas vorgezogen hätte, statt so starrsinnig auf dem abschreckenden Umweg ihrer harschen Kritik zu bestehen, wäre jedoch falsch. Als "unvoreilige" hat die Versöhnung, die *Hohl* meint, unbedingt im klaren Bewusstsein aller beklagenswerten und weiterhin zu bekämpfenden Mängel und Schändlichkeiten dieser Welt zu erfolgen. Seine unversöhnliche Kritik ist bei Ludwig Hohl darum eine unerlässliche Bedingung für seine Art von (unvoreiliger) Versöhnung. Diese Tatsache wird im folgenden Auszug aus seinen Prozessunterlagen besonders deutlich, den schon Jürg Zbinden in seiner Dissertation zitiert hat (1995, S. 198f.):

Wie schon gesagt, reisst Dr. N[niederer]. aus meinem (im absolutesten Sinn einheitlichen) Werk eine Anzahl winziger Einzelheiten heraus, die alle – ihrem Charakter als *Einzelheit* nach – Angriff, Schärfe, Verneinung sind. Andere Einzelheiten hat er nicht zitiert und nicht im mindesten darnach gefragt, was in dem Werk, Bejahung, Gegenstand der Liebe, wie Kraft der Liebe, und was *Versöhnung* ist. "*Versöhnung*" sagte ich; vor allem aber wäre hier zu reden von dem, was *unvoreilige* Versöhnung ist.

Hier müssen wir allerdings ein naheliegendes Missverständnis ausräumen, von dem Ludwig Hohl – für einmal! – in der Vergangenheit zu Unrecht profitiert hat. Mit seinem Hinweis auf ihre Einbettung in einen Gesamtzusammenhang wollte er den einzelnen Sprüchen, die er wie scharfe Pfeile gegen die Missstände seiner zeitgenössischen, bürgerlichen Gesellschaft abschoss, sicher nicht die Spitze brechen. Jeder Versuch, ihnen den Stachel ziehen, indem sie mit affirmativen Passagen seines Werks in Verbindung gebracht werden, würde sie kastrieren. Ganz im Gegenteil: erst aus ihrer Funktion im Gesamtzusammenhang geht hervor, wie *ernst* Hohls Invektiven gegen die bürgerliche Gesellschaft gemeint waren, und *wie* dieser Ernst gemeint war: als konstruktiver Beitrag zur Überwindung derjenigen gesellschaftlichen und kulturellen Übel, die Hohl am drückendsten empfand. Wer in den *Notizen* darum wildwütige Zielübungen eines verbittert Scheiternden mit psychohygienischem Selbstzweck sehen möchte – bei denen einzelne Schüsse sogar so weit danebengegangen sind, dass man das umstehende Publikum vor ihnen in Schutz nehmen muss –, erkennt damit nicht nur die ernsthafte Absicht ihres Autors; er zerstört damit gleichzeitig auch ihre mögliche, kritisch-*konstruktive* Wirkung.<sup>13</sup>

Als Fazit aus dieser Kontextualisierung von Ludwig Hohls Ausführungen zur Einheit der *Notizen* können wir zweierlei festhalten: erstens genügte ihm für seine juristischen Absichten der Nachweis der mehr oder weniger gleichzeitigen Entstehung der ersten und letzten der zwölf Teile seiner *Notizen*. Da die Gegenseite auf zunehmende Spuren von Wahn- bzw. Schwachsinn im zweiten Band plädierte, reichte die simultane Genese beider Bände als Gegenargument für den Prozesszweck vollkommen aus. Über die innere, gedankliche Einheit und formale Geschlossenheit der *Notizen* ist damit aber noch kaum etwas ausgesagt. Es stellt sich also die Frage, ob Ludwig Hohl mit seiner Rede von der Einheit vielleicht gar nie mehr im Sinn hatte als die *rein äusserliche* Zusammengehörigkeit der beiden getrennten Bände der Artemis-Ausgabe. War sein Insistieren auf einer "absoluten" Einheitlichkeit der *Notizen* also nur ein Schachzug im juristischen Gefecht? Dagegen spricht, dass Hohl in einem zweiten Schritt seiner Argumentation ausdrücklich auf einer *inneren* Verbindung im Geflecht seiner *Notizen* insistiert – ohne sie allerdings selber noch weiter

zu begründen. Hier wird erst unsere philosophische Gesamtinterpretation die erforderliche Klärung bringen, indem das einzelne Sprachstück dann nicht mehr vergeblich in einen sprachlichen oder gedanklich hypostasierten Zusammenhang gebracht werden soll, sondern seine existenzielle Funktion als philosophisches 'exercitium' erhält. Bis wir soweit sind, ist es aber noch ein weiter Weg. Zunächst wollen wir uns dem zweiten Teil der Behauptung zuwenden, die der Autor der *Notizen* im Vorwort bezüglich ihrer formalen Eigenart aufgestellt hat: ihrer prätendierten Struktur.

## II Zur Frage der Struktur

Von dieser angeblichen Struktur erfährt man im Vorwort lediglich, dass sie als solche – im Gegensatz zur Einheit der *Notizen* – willentlich vom Autor hergestellt worden sei, indem er das Geflecht seiner *Notizen* nach *thematischen* Gesichtspunkten umgebaut hat. Zudem beklagt sich Hohl darüber, dass sie bisher noch "kaum von jemandem beachtet" worden sei.<sup>14</sup> Unter seinen nachgelassenen Dokumenten finden wir auf einem undatierten Zettel – von dem wir aufgrund seines Inhaltes und seiner Lage in der Ordnung des Nachlasses annehmen dürfen, dass er in den späteren 70er Jahren entstanden sei –, dieselbe Klage noch etwas ausführlicher und deutlicher formuliert (SLA, E-06-a-10):

### Allgemeines

Die eine der beiden mir so wichtigen Eigenschaften, die Einheitlichkeit ist gesehen worden (Bänninger [scil. Konrad Bänninger! MR], Mohler); die andere aber, die Vielfältigkeit innerhalb dieser Einheit, die interne Struktur (oder Komposition) – die mich so unendliche Arbeit gekostet hat –, von ihr hat offenbar noch niemand etwas geahnt.<sup>15</sup>

In diesem Zitat wird die Struktur der *Notizen*, von der bis zu Hohls Tod noch nicht einmal jemand eine *Ahnung* gehabt haben soll, von Ludwig Hohl auch eine "Komposition" genannt (von lat. 'cum' = zusammen und 'ponere' = stellen, legen, setzten); in diesem Sinne und im ursprünglich griechischen Sinn dieses Ausdrucks haben wir oben auch schon von einem "System" gesprochen. Wie Hohl dieses "System" seiner *Notizen* unter langjährigen Anstrengungen allmählich zustande gebracht hat, und wie viel daran im heute geläufigen Sinne "systematisch" ist – bzw. eben wie wenig – wollen wir nun weiter untersuchen.<sup>16</sup>

## Die Arbitrarität des zeitlichen Rahmens

Eine längere Eintragung im *Grundmanuskript* lässt darauf schliessen, dass der zeitliche Umfang, aus dem Ludwig Hohl die Stücke für die *Notizen* entnommen hat, von ihm aus keinem zwingenden Grund so gewählt wurde. Als Hohl mit der Abschrift der Grundnotizen am 26. Januar 1937 bei den Stücken vom 3. September 1936 und damit exakt an dem Tag angelangt ist, an dem er ihre mühsame Abschrift in ein *Grundmanuskript* begonnen hatte, hält er fest (S. 978):

Ich wäre also somit hier an dem Punkte angelangt, an dem ein Kreis sich schliesst. Was damals geplant war, ist ausgeführt; (ich setzte aber das Abschreiben fort, wenigstens noch bis Ende des Jahres 1936).

Wieso er hier – unter dem nachträglich handschriftlich hinzugefügten Titel "Die Notizen" – gerade den 31. Dezember 1936 als Endpunkt gesetzt und diesen später so auch eingehalten hat, wird nicht weiter erläutert. Wir wissen es also nicht. Die Grenze bleibt ein Rätsel. Oder ist sie das



vielleicht gar nicht? Ein wirkliches Rätsel ist doch erst gegeben, wenn es tatsächlich einen verborgenen, tieferen Grund zu erraten gibt. Hat Hohl die zeitliche Beschränkung seiner *Notizen* aber vielleicht rein zufällig gesetzt? Seine Bemerkung, dass er die Abschrift der Urnotizen ins *Grundmanuskript* noch "wenigstens" bis ans Ende des Jahres 1936 fortführen wolle, lässt die Marke jedenfalls ziemlich willkürlich erscheinen.<sup>17</sup> Ein Grund, der zwar auf der Hand liegt, die zeitliche Grenze der *Notizen* aber eher in ihrer Äusserlichkeit und Beliebigkeit vor Augen führt, als dass er ihre innere Notwendigkeit verständlich machen würde, liegt in Hohls Abreise aus Holland in die Schweiz. Am 28. Februar 1937 notiert er nämlich in seiner Agenda: "Abschr. 9 Std. (bis S. 1185, Ende 1936) und schon eine Woche später heisst es dann: "ca. 5. bis 12. [scil. März] (Reise) Nichts.", wozu von fremder Hand später hinzugefügt wurde: "voyage à Genève". All das lässt darauf schliessen, dass der zeitliche Rahmen der *Notizen* ein über weite Strecken beliebiger Ausschnitt aus Hohls (geistigem) Leben darstellt.

<u>Chronologische Tabelle</u> der Notizen von			
Januar 34 bis Dez. 36 .			
-----			
Vorbemerkung (3 Seiten, vor S.1)			
Nachtrag zur Vorbemerkung S.979 f.			
-----			
Die Anfänge	Seite		Seite
1934		1936 Forts.	
Januar - - - - -	1	April (rein) - -	738
<del>Ende September</del>		Mai (depressiv) -	781
Ende September - - - -	37	Juni - - - -	813
		Juli (gross) -	851
1935		August - - -	927
Jan. - - - - -	105	Sept. (unbeträchtl.)	976
Febr. - - - - -	157	N.&D.II, Nachtrag	1000
März - - - - -	177	Okt. - - - -	1080
Apr. - - - - -	200	Nov. - - - -	1086
Mai - - - - -	244	Anhang 1: "Trix"	1112
Juni - - - - -	273	Anhang 2: "Werkl."	1120
Juli - - - - -	302	Dez. - - - -	1131
Aug. (Panthalis) -	330	(Ende 1936 - -	1185)
Sept. - - - - -	418	- - -	
Oktober - - - -	461		
Nov. - - - - -	479		
Dez. - - - - -	531		
1936			
Jan. - - - - -	578		
Febr. - - - - -	624		
März - - - - -	655		

(SLA) Wie diese "Chronologische Tabelle" am Ende des *Grundmanuskripts* zeigt, beinhaltet dieses tatsächlich Stücke aus dem gesamten Zeitraum von Januar 1934 bis Dezember 1936. Die Stückzahlen sind jedoch nicht gleichförmig auf diese Zeitspanne verteilt. So füllen alle Stücke aus dem Jahre 1934 zusammen nur knapp über 100 Seiten, während im ersten Halbjahr 1935 beinahe 200 Seiten Notizen hervorgebrochen sind.

## Strukturierungsprinzip "Stoffkreise"

Die eben zitierte, längere Eintragung vom 26. Januar 1937 beinhaltet u.a. auch folgenden "Nachtrag" zur *Vorbemerkung* des *Grundmanuskripts*, in dem Ludwig Hohl zu einem "Plan" der Umgestaltung des chronologischen Konvoluts ziemlich konkrete Angaben macht:

Plan inzwischen, nach Beendigung der Abschrift (wenigstens bis Dez. 36) einzelne Auszüge herzustellen, die, jeder einen bestimmten Stoffkreis haltend, die bezeichnendsten Stücke ohne auf das Chronologische zu achten, herausheben. Solcher Auszüge etwa zehn, von wohl etwa je 30 Seiten, nummeriert B,C, usf. (A ist ein Auszug aus N&D II)

Wie wir in der weiter oben ebenfalls schon auszugsweise zitierten Notiz vom 18. September 1935 feststellen konnten, war Hohls Absicht, einzelne Stücke aus dem *Grundmanuskript* für eine eigenständige Publikation anzuordnen, aber schon mindestens 16 Monate früher entstanden zu der Zeit, als er sein damaliges Vorhaben, weitere Stücke für einen vierten Teil von *Nuancen und Details* zusammenzutragen, endgültig aufgegeben hatte. Die organisatorische Grundidee der *Notizen*: ihre Zusammenstellung zu sogenannten "Auszügen", die alle "einen bestimmten Stoffkreis [ent-]halten", entstand also gleichzeitig mit ihrem ersten "Ausbruch".<sup>18</sup> Die genaue Fixierung und definitive Anordnung, in der die 12 Teile der publizierten Fassung heute vor uns liegen, ist in dieser Art dann allerdings erst sehr viel später entstanden. Sie ist das Produkt einer permanenten "Transformationsarbeit" und in ihrer letzten Gestalt – wie wir gleich sehen werden und eben schon beim zeitlichen Rahmen der *Notizen* zu mutmassen begonnen haben – zu einem nicht geringen Teil eher auf äussere Umstände zurückzuführen als auf einen langwierig angelegten, minutiös umgesetzten Editionsplan.<sup>19</sup>

Lange Zeit war Hohl noch nicht einmal wirklich klar, wie viele Teile die *Notizen* letztlich enthalten sollten. 1937 waren noch "etwa *zehn*, von wohl etwa je 30 Seiten" geplant (Hervorhebung MR); Anfang 1938 scheint Ludwig Hohl diesbezüglich dann schon etwas detailliertere Vorstellungen gehabt zu haben: im maschinenschriftlichen Register "zu einer gewissen, unvollständigen Übersicht über die Abschrift der NOTIZEN" schreibt er am 16. Februar dieses Jahres, dass "vorläufig folgende 11 Auszüge nach Stoffkreisen geplant" sind (Hervorhebung MR).<sup>20</sup>

Auszug	C	:	REDEN, SCHWATZEN, SCHWEIGEN (event. Dreistufigkeit)
"	D	:	MONDWALD (Mondwald und Igelwald) wohl + "Vorbereitung"
"	E	:	ARBEITEN
"	F	:	KUNST (vom Schreiben wohl separat)
"	G	:	PLAGIAT UND ZITIEREN
"	H	:	SCHWEIZ. LITERATUR
"	J	:	APOTHEKER (event. Plus Hund, Narren, Sonn- und Feiertage)
"	K	:	BILD (und Veränderung und Goethe)
"	L	:	TRAUM (Träume und vom Traum)
"	T <del>M</del>	:	TOD
"	N	:	SCHICKSAL (Unglück, Umstände, Erreichbares etc.)

Dieser Auflistung im Register wird allerdings sogleich folgende Bemerkung nachgeschoben, die zeigt, wie wenig abschliessend oder gar definitiv ihr Charakter gemeint war: "Diese 11 – denen sich andere anfügen können – mit C bis N bezeichneten Auszüge sind statt mit den obenstehenden Titeln, oder neben diesen Titeln durch Zitate zu bezeichnen".<sup>21</sup> Im oben abgedruckten Brief vom 1. September 1941 spricht Ludwig Hohl seinem Freund Brenner gegenüber auch fast vier Jahre später noch ganz unverbindlich davon, "dass das ganze Werk aus 12 bis 15 Teilen" bestehen

werde (Hervorhebung MR). Unter den zahlreichen Dokumenten, die nach Brenners Tod in den Nachlass Hohl am Schweizerischen Literaturarchiv eingegangen sind, befindet sich aber auch ein Blatt mit dem Titel: "Übersicht über meine sämtlichen Werke", auf dem Hohl am 13. Juni 1942 zum ersten Mal diejenigen 12 Auszüge vollständig aufführt, die wir aus den publizierten *Notizen* kennen. Auch diese Auflistung scheint zum damaligen Zeitpunkt noch sehr provisorisch gewesen zu sein, wie wir aus folgender Erklärung erfahren, die man dort unter der Rubrik "DIE NOTIZEN oder VON DER UNVOREILIGEN VERSÖHNUNG" lesen kann:

Entstanden 1934-36, Grundmskr[ipt]. 1185 S.. Im Umbau begriffen. Definitiv liegen vor die drei ersten Teile: "Vom Arbeiten", "Reden, Schwatzen, Schweigen", "Der Leser"; nahezu bereit sind die Teile IV und V: "Kunst" und "V. Schreiben"; die übrige Materie soll in voraussichtlich noch 7 weiteren Teilen untergebracht werden: "Literatur", "Apotheker", "Varia", "Traum und Autobiographisches", "V. Tod", "V. Erreichbaren und v. Unerreichbaren", "Bild". Wünschenswerte Herausgabe: in 3 Bänden. Ca. ein Zehntel des Werks ist im Laufe der letzten 5 Jahre in Zeitungen und Zeitschriften erschienen.

Auf die ungewöhnliche Anordnung der einzelnen Teile und den Umstand, dass die Abgrenzung der provisorischen Teile "Varia" und "Traum und Autobiographisches" hier gegenüber ihrer endgültigen Festlegung noch Abweichungen aufweist, werden wir zurückkommen. An dieser Stelle wollen wir lediglich festhalten, dass Mitte 1942 zwar eine Einteilung der *Notizen* in ziemlich genau jene 12 Teile bereits vorlag, die später in die publizierte Fassung eingehen sollten, dass diese Strukturierung von Hohl aber immer noch vorsichtig als "voraussichtliche" Aufteilung bezeichnet wurde.

Auch die endgültige Fixierung der 12 Auszüge der *Notizen* scheint erst durch ein äusseres Ereignis herbeigeführt worden zu sein. Am 23. Juli des darauffolgenden Jahres ist dieses eingetreten. In seinem *Journal* notiert Hohl an diesem Tag: "Morgarten-Verlag (Altorfer, Witz, Bucher). Vertrag unterzeichnet über 'Nächtl. Weg' und das gesamte Werk 'die Not.' (12 Teile)". Nach diesem Vertragsabschluss macht sich Hohl mit neuem Elan an die Umbauarbeiten des zweiten Bandes. (Wie wir gleich sehen werden, haben zu diesem Zeitpunkt – vom II. Teil abgesehen – alle Teile des ersten Bandes bereits in mehr oder weniger definitiven Fassungen vorgelegen). Zwei Wochen später, am 9. August 1943, einem Montag, trägt ein Journaleintrag deutliche Spuren dieser Aufbruchsstimmung:

Das 'Ancien régime' wieder aufgenommen. Von Zü[rich]. aus schon 20 l. Wein bestellt. – Beginn der Transformationsarbeiten, sämtlicher restlicher 7 Teile der Not[izen]. (Arbeit, die in 11 Monaten beendet sein soll! Nebenbei mehrere Pr[scil. Presse].-Auszüge, vorerst für Welw[öche].

Lektüre: Eckermann.

Arbeiten in der Regel 9 Tage lang ohne Unterbrechung.

Wie die grossen "Transformationsarbeiten" an den *Notizen* genau von sich gegangen sind, und wie sich dabei ihre Anordnung und Einteilung allmählich ergeben hat, wollen wir nun sehen. An vielen Kleinigkeiten werden wir dabei ablesen können, dass Ludwig Hohl bei dieser Arbeit nicht einem vorgefassten Plan zur immanenten Strukturierung seiner *Notizen* gefolgt ist, sondern diese weitgehend aufgrund äusserer Verhältnisse in ihrer heutigen Anordnung entstanden ist. Zum Auftakt sei hier Ludwigs Arbeitsweise kurz vorgestellt.



(NHF) Zeichnung [von Hanny Fries?] mit Datumsstempel vom 10. November 1943 in einem Brief von Hohl mit den Worten in seiner Handschrift: "Ici le paysage à changé" und "ta lettre est arrivée!". Am 1. Oktober hatten die beiden ihre gemeinsame Wohnung an der Rue de la Terrassière (Nr.8, 3. OG) bezogen. Hanny hielt sich während dieser Zeit aber sehr oft in Zürich auf. Diese Sicht aus dem Fenster könnte in etwa Hohls Perspektive an seinem Arbeitsplatz entsprechen haben, an dem er seine grossen "Umbauarbeiten" an den *Notizen* vorgenommen hat.



## Ein ganz normaler Arbeitstag

Wie wir gezeigt haben (vgl. S. 39, Anm. 31), hat der Notizenschreiber grossen Wert auf die Einhaltung einer geregelten Tagesordnung gelegt. Im Laufe der Zeit hat er offenbar eine ganze Palette unterschiedlicher Arbeitszeitmodelle entwickelt, aus der er für die gerade anstehende Aufgabe das jeweils Passende auswählte.<sup>22</sup> In obigem Journaleintrag vom 9. August 1943 wird mit der kryptischen Bemerkung: "Das 'Ancien régime' wieder aufgenommen", also wohl die Wiedereinführung jener Strukturierung seines Arbeitsalltags gemeint gewesen sein, bei der seine Transformationsarbeiten am ersten Band der *Notizen* bis dahin am besten vorangekommen waren. Wurde seine Tagesordnung einmal gestört, wurde sein Rhythmus durch irgendwelche äusserlichen Widrigkeiten aus dem Gleichgewicht gebracht, konnte das seine Arbeitskraft empfindlich schwächen oder vollends zum Erliegen bringen.

Bei Ludwig Hohl konnten solche äusseren Störungen von scheinbaren Kleinigkeiten wie einem (falschen) Wort, das an ihn gerichtet wurde – vor allem morgens –, bis zu gröberen Hindernissen reichen wie fehlendem Papier oder gar zu einer existenziellen Bedrohungen für ihn werden, wenn er wieder einmal während längerer Zeit an Mangelernährung litt.<sup>23</sup> Eine weitere, unerlässliche und von ihm peinlich überwachte Arbeitsbedingung war auch die Verfügbarkeit von Alkoholika und ihre exakt bemessene Applikation. Fehlten sie oder wurden Alkoholika falsch dosiert, kam Hohls Arbeitsschwung sofort ins Stocken. Wenn er sich darum an jenem Montag, den 9. August – beflügelt durch den eben abgeschlossenen Publikationsvertrag – in die "Transformationsarbeiten" am zweiten Band der *Notizen* stürzt und dazu 20 Liter Wein aus Zürich bestellt, dann gehört diese Bestellung durchaus zu den notwendigen Arbeitsvorbereitungen *für den Schriftsteller* Ludwig Hohl und nicht zum Aktionsfeld eines einfachen Säufers.<sup>24</sup>

Wie genau sah nun ein ganz gewöhnlicher Arbeitstag mit Umbauarbeiten im Leben des Notizenschreibers aus? Darüber erfahren wir einiges in einem Brief, den Hohl drei Tage nach Aufnahme seiner Arbeiten am zweiten Band am 12. August 1943 an Hanny Fries zu schreiben begann. In folgender Passage beschreibt er, wie der – wie er es nennt – "normale Lauf" seiner Arbeit ausgesehen hat:

Ich mache nichts als lesen, mit einem Stift in der Hand; dann lese ich auch nicht mehr und schaue lange auf die Abendwolken und am Morgen ist es schöner heller Sonnenschein, der mir so schön hilft, seiner Schwester wegen – und auch selber ein wenig; dann muss ich da oder dort was nachschauen; hie und da mache ich mit dem Stift ein Zeichen (wie (L), (A), (U) etc.) und schreibe auf ein anderes Blatt eine Ziffer. Ich komme immer langsamer vorwärts. Manchmal glänzt was auf. Dann wieder, vor unsäglichem Wirrwarr der Vielfalt, erlahmen die Sinne: Ich gehe über den klippigen Ort hinweg, aber ohne klar gelöst zu haben, mechanisch nur, teile vorläufig ein.

Dann gehe ich – es ist  $\frac{1}{2}$  8 Uhr – bald hinunter telephonieren.

Ich stehe um 6 Uhr oder etwas früher (in der Theorie um 5 Uhr) auf; von 10 Uhr an, von Ermattung befallen, trinke ich etwas Wein; um 14 oder 15h esse ich und gehe schlafen; von 19h an sitze ich wieder in meiner Stille, neben den Abendwolken. Um 23h gehe ich aus dem Hause.

Der Tagesablauf, den Hohl hier beschreibt, unterteilt einen Kalendertag in zwei Zyklen und verdoppelt ihn damit gleichsam zu zwei Arbeitstagen. Jeder dieser Arbeitszyklen dauert ungefähr 12 Stunden; er beginnt mit einer Phase angestrenzter Konzentration unmittelbar nach dem Erwachen – genau in jenem Dämmerungszustand des Bewusstseins also, von dem Ludwig Hohl immer gesagt hat, dass er für ihn der produktivste Zustand gewesen sei – und endet mit der notwendigen



Sorge für sein körperliches Wohl. (N.b. In der Briefpassage entspricht Hohls bevorzugtem, bewusstseinsmässigem Dämmerungszustand während seiner Arbeit auch die Stimmung am Morgen- resp. Abendhimmel, wie er sie vom Fenster seines Schreibtischs an der Rue de la Terrassière aus beschreibt und beobachtet). Zur Reproduktion seiner Arbeitskraft gehören für Ludwig Hohl nicht nur die Schlafens- und Essenszeiten sondern auch soziale Kontakte und ihre Bedingung: der Rausch.<sup>25</sup>

Was den konkreten Arbeitsvorgang an den *Notizen* betrifft, so scheint dieser vorwiegend aus Lektüre im *Grundmanuskript* bestanden zu haben. Dieser Befund stimmt auch mit Hohls Aussage aus dem Vorwort überein, wonach seine hauptsächliche Arbeit damals im "Auswählen, Anordnen und Eliminieren" einzelner Stücke bestanden habe. Was aber hatten die seltsamen "Zeichen" zu bedeuten, die er von Zeit zu Zeit im *Grundmanuskript* angebracht und dazu auf separaten Blättern einige Ziffern aufnotiert hat? Dieses Rätsel ist recht schnell aufgeklärt. Es handelte sich dabei um Siglen für die drei damals gerade in Arbeit befindlichen Teile "Literatur" (L), "Apotheker" (A) und "Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren" (U). Mit diesen Buchstaben hat Hohl also die Stücke markiert, die er in den jeweiligen Auszug aufzunehmen gedachte.<sup>26</sup> Auf separaten Blättern hat er gleichzeitig zu jedem Auszug eine Liste angelegt, auf der die Herkunft der ihn konstituierenden Stücke aus dem *Grundmanuskript* verzeichnet wurde. Allerdings bleiben wir bezüglich dieser Listen auf Mutmassungen angewiesen, da unseres Wissens keine von ihnen im Nachlass erhalten geblieben ist; ohne derartige Quellenverzeichnisse lässt sich Hohls Arbeitsweise aber kaum erklären.

Anhand einschlägiger Bemerkungen in Hohls *Agenden* und *Journalen* sowie aufgrund fortlaufend datierter Typoskripte einiger Auszüge, die erst kürzlich im Nachlass von Hanny Fries aufgetaucht sind, lässt sich die strukturelle Genealogie der *Notizen* heute recht genau rekonstruieren.<sup>27</sup> Im Rahmen der vorliegenden Arbeit müssen wir uns aber mit einer groben Skizzierung der mannigfaltigen und vielfach verschlungenen Transformationen *innerhalb* des grossen "Umbaus" der *Notizen* begnügen, die wir an einigen Stellen exemplarisch illustrieren. Eine detaillierte Genealogie würde im Kontext der vorliegenden, philosophischen Studie nicht nur zu weit sondern vor allem vom Hauptsächlichen zu weit fortführen.

### Zur Genealogie der einzelnen Teile

Unsere Absicht in diesem Abschnitt ist zu demonstrieren, dass schon ein kurzer Einblick in die Genealogie der zwölf Auszüge der *Notizen* genügt um nahezulegen, dass sie nicht nur ihrem (zeitlichen) Umfang nach, sondern auch in ihrer definitiven Anordnung keinem elaborierten Organisationsplan entsprechen, sondern vor allem aufgrund äusserer Umstände ihre letztendliche literarische Form erhalten haben. Indem wir das zeigen, möchten wir verhindern, dass in dem (literarischen) Werk weiterhin *dort* eine Struktur gesucht werde, wo keine angelegt ist. Gleichzeitig möchte unser Blick dadurch in eine *philosophische* Richtung gelenkt werden, in der sich eine immanente Struktur der *Notizen* und ein Motiv zu ihrer (gedanklichen) Strukturierung aufzeigen und begründen lassen wird. – Für einen kurzen aber dennoch erhellenden Einblick in die Entstehung der *Notizen* bietet sich ein kombiniertes Vorgehen an: einerseits wollen wir Hohls Arbeit exemplarisch während einer gewissen Zeit verfolgen; andererseits sollen die Eckdaten der Genese sämtlicher Auszüge angegeben werden, um auch einen Überblick über das Ganze zu gewähren.

## Teil I

Nach Abschluss der chronologischen Abschrift seiner Urnotizen ins *Grundmanuskript* und nach seiner Rückreise in die Schweiz ist Ludwig Hohl zunächst während eines ganzen Jahres vorwiegend mit der "Gesamtabschrift" der *Nuancen und Details* beschäftigt, für deren Publikation bei Oprecht sich sein Freund Albin Zollinger einsetzt.<sup>28</sup> Anschliessend wendet er sich den *Notizen* zu. Im März 1938 notiert er in sein *Journal*: "vorl[äufig]. beendet: Auszüge C, O, J, E". – Unterdessen wissen wir, dass es sich bei Auszug "E" um den Teil "Arbeiten" handelt. Diesen hat Hohl nicht nur als einen der ersten in Angriff genommen, sondern später – unter dem leicht veränderten Titel "Vom Arbeiten" – auch als ersten und noch losgelöst vom Ganzen publiziert.

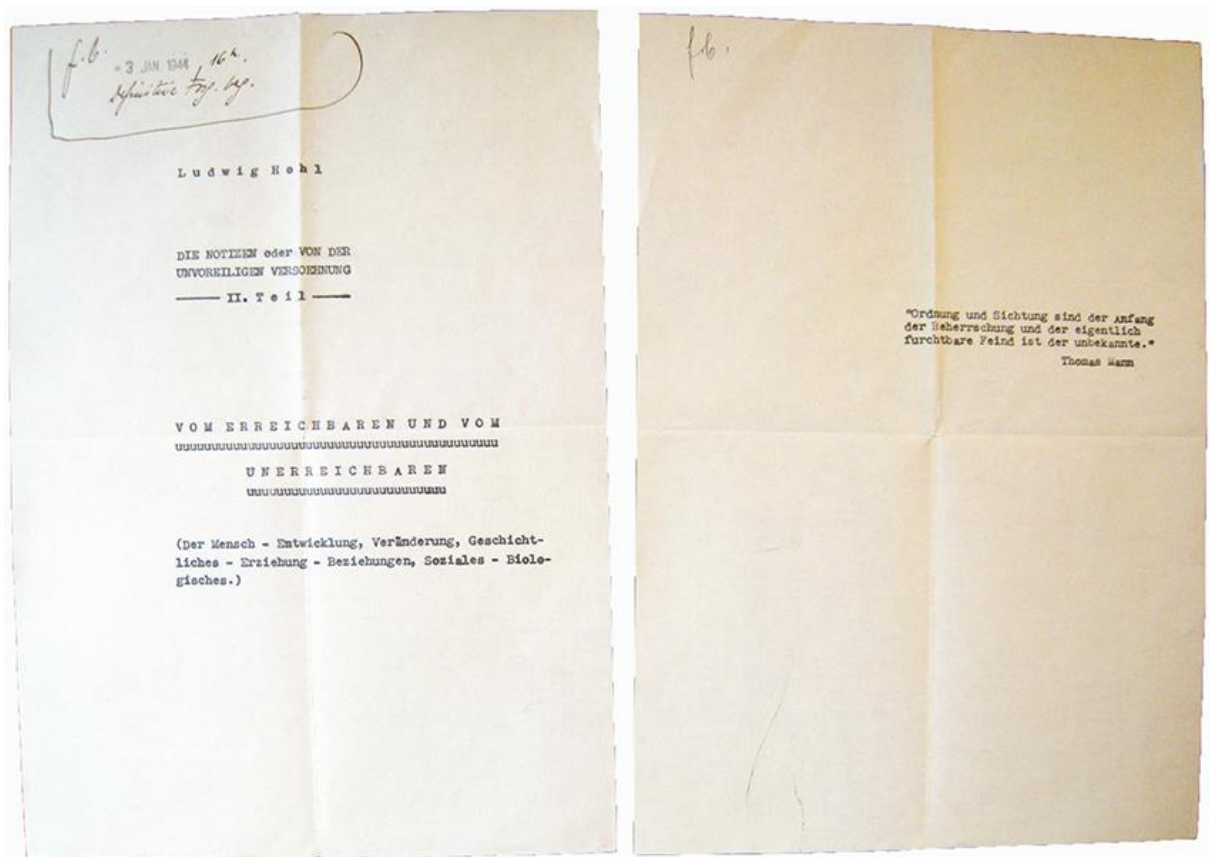
Eine Durchsicht sämtlicher Stücke, die den publizierten Stücken dieses Teils zugrunde liegen, hat ergeben, dass abgesehen von I,37 alle bereits dieser frühen Fassung "(E)" angehört haben. Dem Journaleintrag "Defin. Fssg. [scil. Definitive Fassung] des Auszuges E" zufolge hat dieser erste Teil der *Notizen* bereits Ende 1938 in seiner heutigen Form existiert.<sup>29</sup> Der gesamte Auszug "Vom Arbeiten" ist damit innerhalb von nur zehn Monaten in seiner endgültigen Form entstanden. Damit bleibt er *die* grosse Ausnahme; in allen anderen Fällen weichen frühe, provisorische Fassungen nämlich umfangmässig und inhaltlich noch beträchtlich von den entsprechenden später veröffentlichten Auszügen ab; vor allem aber bleiben sie auch immer wieder lange Zeit liegen.

## Teil II

Eine Ausnahme in einem anderen Sinn bildet der zweite Teil der *Notizen* ("Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren"). Dieser Auszug hat seine endgültige Position nämlich erst im allerletzten Moment erhalten. Am 11. Dezember 1943 lesen wir dazu in Hohls *Journal*: "U. (nun = Teil II) beendet". Zwei Wochen später berichtet er Hanny Fries in einem Brief vom Abschluss einer provisorischen Fassung des Auszugs "Tod", den er nun, wie es heisst: "nach der Neuen Anordnung", nicht mehr als Nummer X sondern als Teil XI bezeichnet.<sup>30</sup> Wenn wir uns nun daran erinnern, dass Hohl schon zwei Jahre vor dieser Umstellung der Reihenfolge die Absicht hatte, von den *Notizen* die Teile II-IV, wie er sie damals nannte, mit *Nuancen und Details III* als Anhang bei *Niehaus* herauszugeben, dann sehen wir, dass die sogenannte "Struktur" seiner *Notizen* also um ein Haar eine andere geworden wäre. (Es ist nicht anzunehmen, dass Ludwig Hohl die Anordnung eines bereits veröffentlichten Teils der *Notizen* bei einer allfälligen späteren Gesamtausgabe noch einmal geändert hätte.)

## Teil III

Der Auszug, der lange als Nummer II gehandelt wurde ("Reden, Schwatzen, Schweigen") ist – wie "Vom Arbeiten" – bereits sehr früh entstanden. Die Eintragungen in Ludwig Hohls *Journal* lassen sogar vermuten, dass es sich bei diesem Teil um den allerersten Auszug überhaupt gehandelt haben könnte, und die oben erwähnten Auszüge "C, O, J, E" im Februar und März 1938 also in genau dieser chronologischen Reihenfolge entstanden sind. (Dieser Verdacht wäre allerdings anhand der nachgelassenen Dokumente noch genauer zu prüfen.) Wann genau die definitive Fassung des III. Teils entstanden ist, müsste ebenfalls noch erforscht werden. Wie wir gesehen haben, spricht Ludwig Hohl in seiner "Übersicht über meine sämtlichen Werke" vom 13. Juni 1942 nämlich zwar davon, dass u.a. auch dieser Teil zu diesem Zeitpunkt schon in endgültiger Gestalt vorgelegen habe, womit zumindest ein 'terminus ante quem' gegeben wäre. Da diese Behauptung aber auch auf den Auszug "Der Leser" zutreffen soll, was – wie wir gleich sehen werden – nachweislich falsch ist, könnte sich diese Auskunft sehr leicht auch mit Hinsicht auf den III. Teil als nicht korrekt erweisen.



(NHF) Typoskript des zweiten Teils der *Notizen* mit Datumsstempel vom 3. Januar 1944

#### Teil IV

Von den frühen, ersten Ansätzen zum Auszug "O" ("Lesen"), der in der endgültigen Fassung an vierter Stelle steht, haben wir oben bereits berichtet. Er wird in vorläufiger Gestalt am 4. Dezember 1938 beendet. Ende Monat versinkt Hohl dann, wie er selber sagt in "tiefe Depression, innen u. aussen, fast holländ. Zustände". Im Frühjahr 1939 finden wir Hohl immer noch in unverändertem Zustand: "Tiefe Depression durch die Verzögerung des Erscheinens meines Buches [scil. *Nuancen und Details I-II*] u. den Weltzustand", heisst es in seinem *Journal*.<sup>31</sup> Zwar arbeitet er in den kommenden Monaten am dritten Auszug von *Nuancen und Details*, der drei Jahre später im Selbstverlag erscheinen wird; auch kommt es gemäss seinem *Journal* am 1. August dieses Jahres schon zur "Beendigung der Abschr.[ift] d.[er] Nachnotizen (332 S.)" und zwei Wochen später zum Abschluss von Hohls "Aufsatz über K[arl]. K[raus]" (in: *Mut und Wahl*, S. 11-19). Seine Arbeit an den Auszügen der *Notizen* kam während dieser Zeit wohl vollständig zum Erliegen. Erst im Frühsommer 1941 nimmt er sie – nur für kurze Zeit – wieder auf, indem er sich erneut dem Auszug "Der Leser" zuwendet. Bis zum Jahresende bringt er diesen offenbar soweit, dass er ihn einem Publikum vorlesen kann.<sup>32</sup> Zum Abschluss der definitiven Fassung kommt es allerdings erst weitere zwei Jahre später (laut dem *Journal* am 30.3.1943). Vom ersten, provisorischen Auszug "O" aus dem Jahre 1938 bis zur endgültigen Version dieses IV. Teils der *Notizen* sind also fast fünf Jahre vergangen ...

#### Teile V und VI

Ähnlich verhält es sich mit den zwei letzten Teilen des ersten Bandes der *Notizen* (V. "Kunst" und VI. "Vom Schreiben"). Auch hier entstehen vorläufige Fassungen bereits Ende 1938, bleiben dann

aber lange liegen, bis im Frühjahr 1943 unter gewaltigen Anstrengungen auch von ihnen rasch definitive Fassungen entstehen.<sup>33</sup>

Das wirft natürlich einige Fragen auf. Ein paar Hinweise, die teilweise erklären können, wieso Ludwig Hohl seine Transformationsarbeit an den *Notizen* nach einem ziemlich enthusiastischen und recht produktiven Beginn während einiger Zeit fast vollständig niedergelegt hatte, haben wir unterdessen schon erhalten.<sup>34</sup> Gerne würden wir auch erfahren, wieso zu Beginn des Jahres 1943 plötzlich eine definitive Fassung nach der anderen entstanden ist. Anhand der Teile V und VI wollen wir dieser Frage exemplarisch nachgehen. Dabei helfen uns vor allem die vielen, von uns im Nachlass Fries entdeckten Briefe aus dieser Zeit weiter, die Ludwig Hohl fast täglich an seine "liebe Seele" ("Ch.[ère] â[me]"), "mau" oder "furybee" geschrieben hat, und im Rahmen der vorliegenden Arbeit zum ersten Mal wissenschaftlich ausgewertet werden können. Zu ihnen gehört sicher auch ein Brief vom 4. Februar 1943. Darin lesen wir u.a. (vgl. Abbildungen S. 159):

Ch. Â. [scil. Chère Âme]

- d'un grand poids je me suis dégagé: la lettre au Département est partie hier. Lettre assez officielle, qui était demandée, nécessaire pour la suite. Phrase essentielle: "Die Arbeiten an den genannten zwei Teilen – KUNST und VOM SCHREIBEN – sind zur Zeit so weit fortgeschritten, dass ich denke in etwa sechs Wochen, spätestens bis Ende März dieses Jahres, Ihnen die Manuskripte der endgültigen Fassung vorlegen zu können." Que je n'aie pas encore touché à la chose, cela se comprend de soi-même.

In diesen Zeilen wird deutlich, was wir bereits angedeutet haben, dass nämlich der Übergang der provisorischen Auszüge zu definitiven Fassungen und damit die sogenannte Struktur der *Notizen* zu einem erheblichen Grade von äusseren Ereignissen abhängig war. Bei dem im Brief erwähnten "Département" handelt es sich um das Eidgenössische Departement des Innern, das Hohls schriftstellerische Aktivitäten damals finanziell unterstützt hat, für diese Unterstützung aber offenbar von Zeit zu Zeit Arbeitsbeweise eingefordert hat, wie die Formulierung "Lettre assez officielle, qui était demandée, nécessaire pour la suite" unterstellt. Mit "la suite" scheint nämlich primär das Fortdauern der Geldsendungen gemeint zu sein und nicht Hohls weitere Transformationsarbeit, die aber natürlich indirekt von diesem Geldsegen entscheidend abhing.<sup>35</sup> Weiter erfahren wir im deutschen Zitat aus diesem offiziellen Brief, dass Hohl anfangs Februar 1943 mit der Arbeit an den "endgültigen Fassungen" von "Kunst" und "Vom Schreiben" noch nicht begonnen hatte, diese dem Departement aber binnen zweier Monate zuzustellen versprach. Dieses Versprechen hat der dringend unterstützungsbedürftige Schriftsteller Hohl wohlweislich eingehalten, was nicht nur die entsprechenden Eintragungen in seinem *Journal* beweisen, auf die wir bereits hingewiesen haben. Zunächst scheint Hohl jedoch einige Anlaufzeit benötigt zu haben und sich – zumal nach so langer Zeit des Stillstandes – mit der Wiederaufnahme seiner Transformationsarbeit schwer getan zu haben. Zwei Wochen später finden wir ihn dann aber wieder so tief in seine Arbeit versunken, dass er kaum mehr Zeit findet, um seiner Hanny ein paar Zeilen zu schreiben. Über seinem Brief vom 17. Februar heisst es jedenfalls in seiner Handschrift entschuldigend: "(Hâtivement écrit.)". Diesen Brief, in dem sich, wie so oft in der Korrespondenz mit Hanny Fries, deutsche und französische Passagen abwechseln, beginnt Hohl auf Französisch;<sup>36</sup> an folgender Stelle, an der er auf seine Arbeit zu sprechen kommt, geht er aber ins Deutsche über:

[...] "Le mouvement est déclenché": Mit äusserster Langsamkeit zwar vorgerückt (gestern, heute) aber die grössten Riffe sind doch vorüber, vielleicht nicht zu voller Zufriedenheit erledigt, aber doch irgendwie [...]. Noch ein Stück, das übernächste, wird eine schwierige Nuss sein; dann kommen die leichten – weil fraglos bereiten, auch in der Anordnung – Stücke vom Heroischen und damit wird die erste Hälfte von IV bewältigt sein.



- 4. FEV. 1943  
midi

Ch. A.  
- d'un grand poids je me suis  
dépêché : la lettre au Département  
est partie hier. Lettre assez officielle,  
qui était demandée, rien de plus pour  
la suite. Phrase insolite : "Die  
Arbeiten an den gemeinsamen griech.  
Texten - KUNST und VON SCHREIBEN -  
sind zur Zeit so weit vorgeschritten,  
dass ich denke in etwa sechs Wochen, mög-  
licherweise bis Ende März, vier Jahre, Ihnen  
ein Manuskript der endgültigen Fassung  
vorlegen zu können." Que je n'ai  
pas encore touché à la chose, cela se  
comprend de soi-même. - Et Thémis  
a la presque chose à la radio vendue  
pour ; je l'ai appris hier par Roux,  
qui l'a de Xenia, qui l'a de - ; tu  
l'imagines la netteté du renseignement.  
Sérieusement je ne suis pas fatigué

à amener jamais à constater ce  
qu'on lui se moi, et comment on  
le lui .. ce qui est peut-être  
bien. Par contre je suis dans  
une joie véritablement grande  
au sujet de cette pièce de  
Frankhauser, d'une force et  
dureté qu'on n'a jamais vues.  
(Tu sais que je ne réagis pas  
beaucoup sur ces choses qu'on  
font, au général; mais voilà une  
exception; je n'arrive même  
pas tout à fait à m'expliquer  
cette forte joie [savait-elle un  
mauvais signe?]; en partie  
d'ailleurs elle tire sa force de  
la réaction qu'elle représente sur  
les mauvaises expériences que  
j'ai faites avec ces sales enfants

à Kinnik. - Chasiers: possible.  
Et Fohrwilth est à on près de  
Montana et Gormaine est à Mon-  
tana. - J'ai rencontré Julia hier  
soir. Lui a parlé ses expériences.  
De l'entreprise.  
Je suis toujours comme  
un peu malade presque ..  
79, 18  
J.

S'au the photo.?

[illegible]

zu Tausende werden solche Leute im Hohl  
pfeifend sehen? Deswegen sollen geknall  
knallen werden sind es die vielen Dutzend  
andere, das heißt keine Menschen, die sehen.  
Schnell kann man nicht, dann ist A. Volzger  
gibt es, da vor Jahren zu Hohl's ersten Bändchen  
steht: "Wir meinen uns nicht, daß  
die an Lichtheit pfeifend mit der Welt  
pfeifend, das Betrachten im dunkeln  
schwingen, den Schmetterling sehen einmal  
dagegen Tare."

-Kk-  
(Frankfurter)

159



(Dass die römische Ziffer IV nach der alten Zählweise auf den späteren Teil V. ("Kunst") verweist, sollte unterdessen klar sein und wird in Zukunft nicht mehr jedes Mal eigens erwähnt.) Die Art und Weise, in der Hohl seine Editionsarbeiten vom 16. und 17. Februar 1943 beschreibt, ist typisch. Nicht nur seine Klage, dass er nur "mit äusserster Langsamkeit" vorrücke, erhebt er auch an anderen Stellen; auch die naturalistische Beschreibung von Hindernissen, auf die er bei seiner Umbauarbeit gestossen ist, ist durchaus typisch: als "Riffe" versperren sie ihm den Weg, um vor unseren Augen das Bild einer felsigen Unwegsamkeit in einer Meerlandschaft zu evozieren. Ähnliche Metaphern von gewaltigen Felswänden und tiefen Schluchten, die seinen Weg versperren, verwendet Ludwig Hohl zur Beschreibung schwieriger Passagen immer wieder.<sup>37</sup> Drei Tage später berichtet er Hanny Fries aber schon wieder ganz euphorisch von seinen grossen Fortschritten (20. Februar 1943):

Geliebte! – [...] Ich bin seit dem grossen Aufschwung ([...]) rund um 4 ½ S. vorwärtsgekommen; ich gerate jetzt in das schwierige Stück mit der "Intention" hinein (5 bis 8 S.) Nachher gibt es wohl kaum mehr ein Problem, da die Stücke sowohl gut gereinigt als auch angeordnet sind. [...]<sup>38</sup>

Aufgrund solcher Angaben liesse sich exakt rekonstruieren, an welchen Stücken Ludwig Hohl wann gearbeitet hat und welche ihm die grössten Schwierigkeiten bereitet haben. So spricht er im Brief vom 17. Februar von Stücken zum Heroischen, die "fraglos" seien und die erste Hälfte des V. Teils beschliessen sollen. Ein Blick in die publizierte Fassung zeigt, dass es sich bei diesen Notizen um die durch – in der Suhrkamp Ausgabe von uns bereits als viel zu unscheinbar kritisierten – Trennlinien eingefassten Stücke 23-27 gehandelt haben wird. Wenn diese Vermutung zutrifft, müsste das "übernächste" Stück, das Hohl am 17. Februar als eine veritable Knacknuss bezeichnet, also wohl das 21. gewesen sein. Für die Schwierigkeit des Umbaus dieser Notiz spricht in der Tat einiges. Im Gegensatz zu allen anderen Stücken in seinem Umfeld – und in den gesamten *Notizen* überhaupt –, sind die Abweichungen zwischen der Urnotiz und der publizierten Fassung bei dieser Notiz nämlich beträchtlich (vgl. Abbildungen S. 161.).<sup>39</sup> Wir wollen die Dinge hier aber nicht im Detail weiterverfolgen und nur noch anfügen, dass Ludwig Hohl den Auszug "Kunst" dann auch wirklich fristgerecht an das Departement des Innern abgeschickt hat, wie er Hanny Fries am 26. Februar schreibt:

Jamais je n'ai expédié une chose aussi vivement que cette partie IV; reste V... [...]  
En tout les cas j'aurais bientôt des pages difficiles ... – mais qui jamais n'entameront ce qui est – – – au dessus.

Im *Journal* verzeichnet er sogar schon zwei Tage zuvor: "DIE NOT. IV, KUNST, def. Fsgg. beendet.". Weiteren Eintragungen zufolge hat er am 2. März sofort die Umbauarbeiten am "Auszug V" (sprich: "VI") aufgenommen und diesen Teil ebenfalls fristgerecht abgeschlossen (am 30.3.). Am 12. Februar 1944 beginnt er mit den letzten "Revisionen aller 6 Teile des I. Buches", die er am 18. September abschliesst. Am 19. Oktober 1944 erscheint endlich der erste Band der *Notizen*. Diese exemplarische Rekonstruktion einer kurzen Passage aus Ludwig Hohls Transformationsarbeiten wird hoffentlich schon anschaulich genug vorgestellt haben, wie detailliert sich die Genese der ersten sechs Teile der *Notizen* anhand nachgelassener Materialien reproduzieren lässt und von welcher Bedeutung dabei die Dokumente aus dem Nachlass von Hanny Fries sind.<sup>40</sup> Unsere Beobachtungen haben erneut gezeigt, wie "definitive Fassungen" solcher Teile durch äussere Ereignisse zustande gekommen sind. Analoges gilt auch von dem zweiten Band, den wir aber nur noch summarisch behandeln wollen. Aus den weiter oben abgedruckten Prozessunterlagen wissen wir über sein Zustandekommen ja eigentlich schon Bescheid.

5:6  
de Merkmal, Schmecke nur das Aeusserste (dann du hast ein Bild). Vor  
Bemerkung: empfänglich man selbst (dann hat man die Form und Form)  
Gleiches mit dem Bild, dann das Bild ist, das Bild ist - Form  
eines bestimmten Geistes, aber Form in ihrer Verflechtung hat immer  
eine Stärke - und die erschließt vor der Leere.  
War die Kunst historisch nicht bedeutend genug, zu wenig gross?  
Denke an andere, nicht bedeutendere Stätten, ganz mit der ge-  
waltigen Lichtquelle (landschaftlich). Dort stand Rousseau, der  
Mann Europas. Calvin ist mir selber unentraglich - ein  
schrecklicher Karl. (Ein Mann, der vor dem Papst floh, fand ihm  
"pöbellicher als den Papst".) Aber ausserordentlich, ein "schö-  
nlicher" er doch, dann ist nichts zu ändern. // (Vgl. mit die-  
sem Zwingli: Was fuer ein anderer Ton, Still!)//  
Auch Keller hat das einzige Substantielle, das er schuf (Gr.  
"Einrich") nicht in Zürich geschrieben, jedenfalls nicht dort emp-  
fangen.  
Oder denke an "Aaal" - sofort faellt dir Erasmus ein. Warum hat  
in Zürie ein grosser Mann gewirkt? Und Burchard.

IV (F)

K u n s t

35.11.35

Z. bemerkt sich um das Konstruktive. Also noch "ein Licht, hoch-  
stens "Aemmerung".  
In der Kunstauffassung fühlte ich mich aller "Welt weit voraus,  
auch Russland. Vor allem Russland, weil man dort eben einen Fort-  
schritt, einen ganz andern Fortschritt ergriffte.  
Hochstens Karl "Kraus", "Brecht" sind dem richtigen Er"ennen nahe,  
Kraus hat die eine "Seite schon vollkommen erkannt, die Wort-Sai-

5:7  
te (dass das Wort alles ist, dass man nicht u e b e r et'was  
schreibt, ob die Seite der Gattung auch, "eiss ich nicht. // Ich  
habe ja von K.K. "ie von jedermann, fast nichts gelesen.//  
In Russland: Die Bedingungen sind anders, also soll die Kunst  
anders sein, sagen sie richtig. Also, fahren sie fort, werden "ir  
andere Menschen darstellen, andere Roma-  
ne schreiben. // Sie das nicht entsetzt. // Das ist ungefähr so,  
wie "enn sie in der "olitik geredet hätten: "....also werden  
wir in K a i s e r r e i c h uns anders einrichten." "as,  
Herrgott im Himmel (immer fehlt noch der neue Fluch), ist denn  
der B a u t e i n der Kunst (- das Unmöglichkeit, das Klein-  
täre, das, "ovon aus, "omit man immer bauen wird; Wie - um ein  
Beispiel zu geben - Linie und "rbe in der "oloriel.) ?  
Romane? "argestellte Menschen? Drama in 5 Akten?  
Nie und nimmer.

In Homers Zeit "usste man nichts von Dramen und Romanen. (Heute  
"eiss man zusammen nichts von Epen (aber ich soll klare  
Beispiele geben).) (Das alte, "estament hat "eine Abnung von der  
Darstellungsform eines Epos. "ie Leute nennen das "Menschen  
darstellungsfähig ob an "einen "Menschen dargestellt hette, Sol-  
che gibt es doch "ohl genug? Die Kunst hat andere Zue"e. Ver-  
gleichs "ontaigne mit Shakespeare, Lichtenberg mit Höpfer -  
und so fort und fort (gut Wählend und immer nur von den "reess"  
ten, bis du endlich all das Hinneidividierst hast, "as Geisse  
"eute als das "essentliche der Kunst bezeichnet habest, "ann  
also das "essentliche nicht sein.  
// Einschlebung, Versuch:  
Stein und "e "ang stehend, mit mossefärbeten  
Stein durchsetzt, schluchtdurchgezogen, von "aeren  
be"ohnt : das nennt du das "essentliche des Waldes.  
Da aber die Beobachtung lehrt, dass es "welder gibt,  
die nicht braun sind, sondern grün, nicht an "lag, son-  
dern in der Ebene stehend, ohne "chluchten, ohne "eine,  
"ald nicht sein. Du tust gut, sie alle fallen zu lassen  
und "eiter zu sehen, bis du endlich: Viele "eume, der  
Erde entstehend und zusammenstehend, das ist inner ein  
Wald zu bilden. Beachte, dass du "eine einzige dieser  
drei Eigenschaften entbehren kannst, sonst ist kein

5:8  
Wald !! Wenn nicht viele "eume sind, oder nicht zusammen  
sich befindend, oder nicht der Erde entstehend (sondern  
z.B. vor einer "egoriel "agende), so ist kein "ald : Es gibt  
aber Kunst, hochste, in der "eine "Menschen dargestellt  
werden (Lichtenberg, sog. Aphorismen von Goethe, Karl Kraus,  
Montaigne, "agel, "edichte von Kollertin, Voléry, Goethe,  
Verlaine, Rilke), in der kein Schicksal dargestellt wird  
(Beispiele ebenso leicht zu geben), keine fuenf Akte sind,  
keine Akte, keine Reize, keine Handlung, keine Gruppe von  
Personen, keine "ation, usw. - Ja sogar die "Schönheit  
... sch"ierig wird es mit dieser, ell "ein "ensch weiss,  
"s man darunter versteht ... - also kann keine einsige  
dieser Eigenschaften - "eder "Menschen, noch "andlung, noch  
Reiz, noch Akte, noch Fabel; weder Drama, noch Epik, noch Ly-  
rik, noch Aphorismus, noch "aror, noch Holz, noch Gold - zum  
Wesen der Kunst gehören. //  
Vergleiche doch unaufhörlich und alleinere und alleinere;  
alles "as du eliminieren kannst, ist nicht das Elementare.  
Das Elementare in der Wortkunst ist nur das Wort. (Dieser Satz,  
dreifach zu unterstreichen, "ont sehr einfach; aber alle "elt  
versteht ihn nicht.)  
Und man wird immer andere Formen der Kombinationen von Worten  
erzeugen, d a s ist das Fortschreiten, die "eränderung in der  
Schriftstellerei.  
Das haben nur die Surrealisten, Karl "raus, "Brecht, Gide ungefähr  
begriffen, in Russland ist man vorläufig in die Zeit Zolas  
zurückge"ungen (der nicht nur vergangen ist, sondern ueber-  
haupt kein bedeutender Kuenstler "ar). (In "eben ist gewaltige  
Steigerung eingetreten, in der Kunst hat man "eine Fortschritte  
gemacht.) Das ist vielleicht et'was uebertrieben, ich kenne  
wenig. Vielen mutet doch schon stark "stru"urlos an und d a -  
r a u f k o m m t e s a n . Es kommt darauf an, dass die alte  
Struktur (Roman etc.) sich auflöse. ((Im "alten "ald im Wind  
geschr., Still schlecht))  
... also auflöse. Dann wird man endlich "eder denjenigen er-  
kennen, der et'was zu sagen hat ( s a g e n - W o r -  
t e ) . Denn vorher "ar das sch"ierig. Man sahnte immer: "wer

5:9  
kann Romane schreiben" und das verunkelte alles. "Was bedeu-  
tet es, dass einer Romane schreiben kann? Sogar im Z i r k u s  
kann man schon sehr sein.  
I.a.W.: Es lernen so viele Leute Romane schreiben und verdunkel  
ganz die Schriftsteller, die seltenen; dann Romane schreiben  
kann man l e r n e n .  
Was ist denn Kunst (das Kriterium, ob et'was Kunst sei) ? (Oben  
war die Frage nach den Elementen, den Bausteinen; die sind: das  
WORT, fuer die Schriftstellerei, und nichts anderes - Farbe  
und Linie fuer die "alerei - und nicht noch Pflanzen oder schos-  
ne "olber. "WAGEL - Hier nach der "edeutung.)) - ?  
dass man - - -  
dass man - - -  
dass man et'was bringt, "as vorher nicht in der Welt  
war (nicht in der geistigen Welt ((der "elt der menschlichen  
Konzeptionen)), denn in d e r Welt ist alles), und das "ann  
man nicht, indem man Originalität sucht, sondern nur, indem  
man tapfer ist.  
... et'was an sich - - in den Dingen - - e r t a p p e n  
g r e i f e n , p a c k e n , nicht loslas-  
sen, bringen (nicht nach anderem fragend).  
Das ist alle alte Kunst.

VII

35.11.35  
... dass die und die tot seien.  
Ist es nicht geschehen? Aber es macht gar nichts aus, es haet-



DIE NOTIZEN oder VON DER UNVOREILIGEN VERSÖHNUNG

Übersicht über den zweiten Band

		Mskr.-S. Stücke	Def.Fasg.be- endigt
VII. Teil	VARIÄ (inklusive Mondwald und Igelwald) mit einem Anfang: Autobiographi- sches.	136	181 9.6.45
VIII. Teil	APOTHEKER (Von Narren, Redaktio- nen, Sonn- und Feier- tagen, Dummheit, Häss- lichkeit, Faulheit.)	92	133 16.10.44
IX. Teil	LITERATUR (Lese-Erlebnisse - Hervorhebungen und Assoziationen - über Stil, Sprache.)	127	123 6.7.45
X. Teil	TRAUM UND TRAUME	37	34 29.4.45
XI. Teil	VOM TOD	31	45 31.8.45
XII. Teil	BILD (Geist - Welt - Ver- söhnung - das Reale.)	89	153 3.11.44
		512 S.	669 Stücke

(Erster Band: 425 Mskr.-S., 522 Stücke.)

Genf, 6. Juli 1945

## Teile VII-XII

Hohls Angaben zufolge haben provisorische Fassungen aller, den zweiten Band konstituierenden Teile im Spätsommer 1944 vorgelegen; für die Teile XI, VIII und XII war das sogar schon im Frühjahr 1944 der Fall. Über den Abschluss der definitiven Fassungen informiert uns ein Blatt mit dem Titel: "Die Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung, Übersicht über den zweiten Band" vom 6. Juli 1945, auf das wir ebenfalls unter den Dokumenten im Nachlass Fries gestossen sind (vgl. S. cyz). Wenn wir diese Liste durchgehen, fällt folgendes auf: von den Teilen XI, VIII und XII lagen nicht nur die provisorischen Fassungen am frühesten vor, als erste der sechs Teile des zweiten Bandes existierten sie Ende 1944 auch schon in ihrer endgültigen Gestalt.<sup>41</sup> Die Teile "Traum und Träume", "Varia" und "Literatur" entstanden in dieser Reihenfolge erst ungefähr ein halbes Jahr später. Auch die Anfertigung der definitiven Fassungen dieses zweiten Bandes ist erst auf erheblichen äusseren (Termin-)Druck hin entstanden, wobei Hohl dieses Mal nicht "disgrâce" beim "Département" drohte, sondern höchst unliebsame Verzögerungen bei der Publikation. Was für Auswirkungen dieser Zeitdruck auf die interne Struktur der Teile hatte, werden wir gleich sehen.

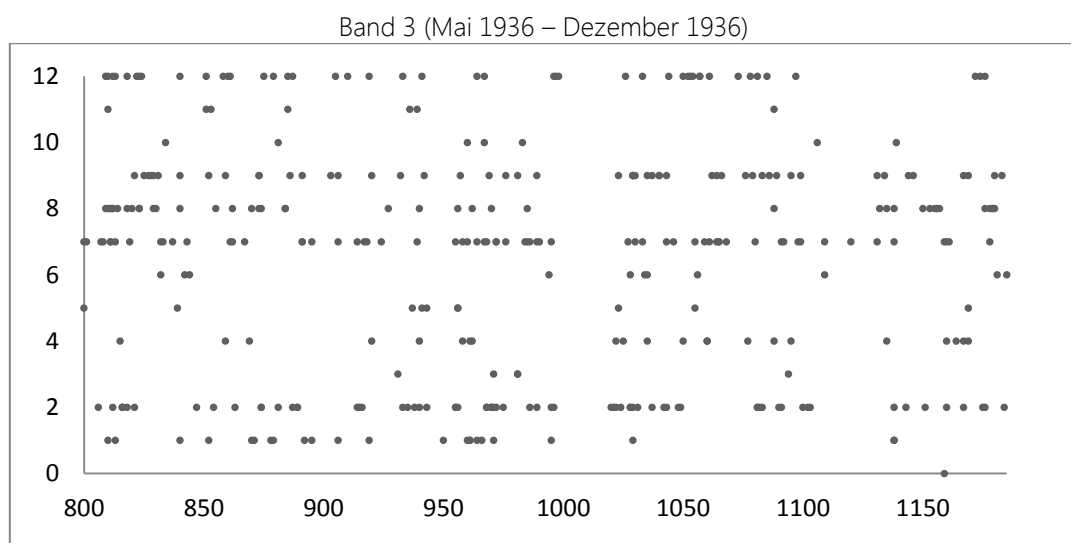
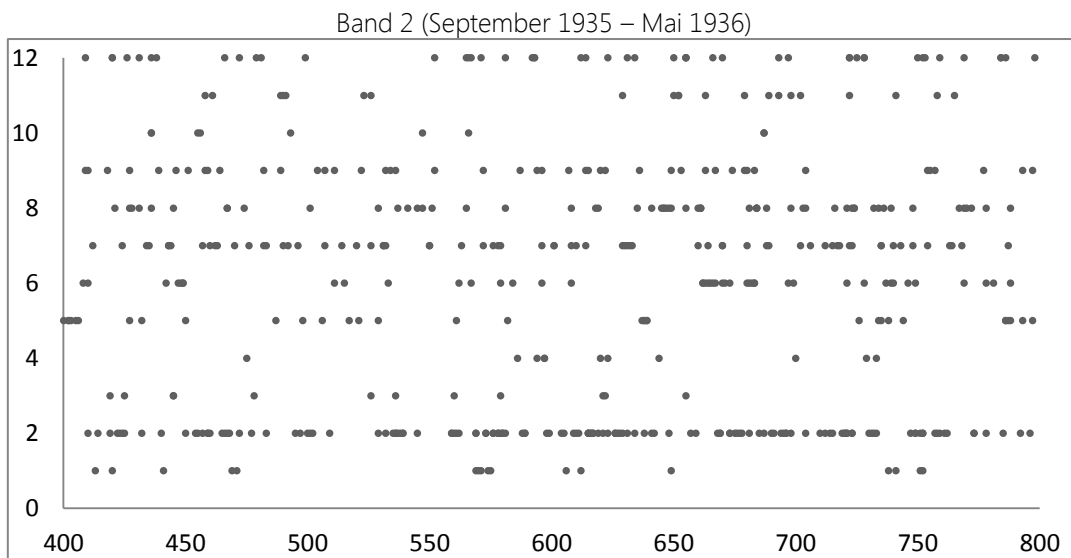
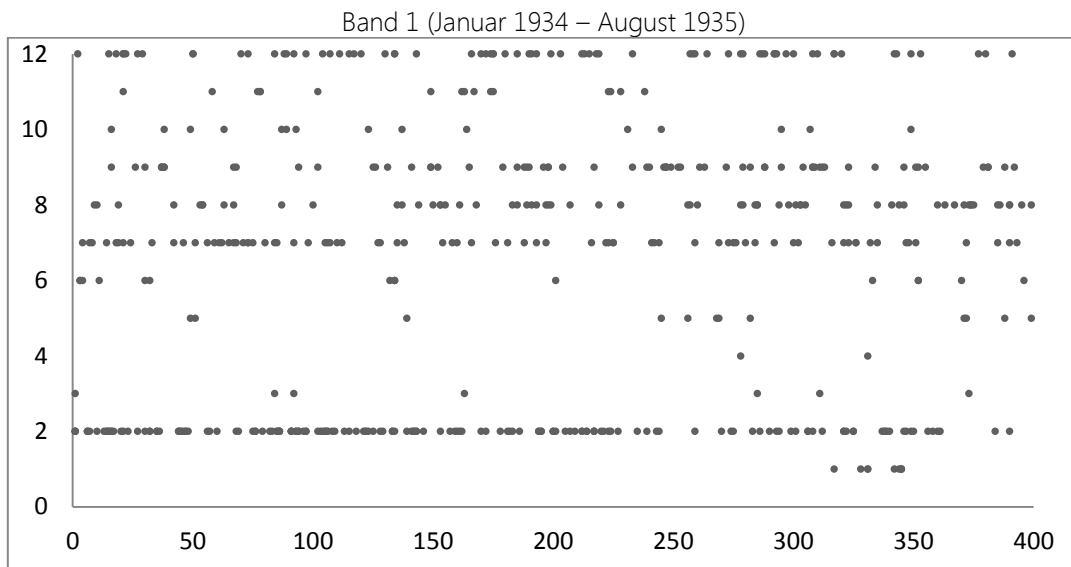
Was die endgültige Anordnung der einzelnen Teile des zweiten Bandes betrifft, so würde man sich von einer detaillierteren textgenetischen Forschungsarbeit auch dazu noch interessante Auskünfte erhoffen. Insbesondere wäre man gespannt zu erfahren, was sich über Hohls (späte) Gründe für die Umplatzierung des späteren II. Teils in Erfahrung bringen liesse. Das von uns nur auszugsweise und oberflächlich analysierte Material zeigt schon, dass die Abfolge der sechs Teile des zweiten Bandes in der alphabetischen Auflistung der geplanten Auszüge im Register von 1938 schon rudimentär angelegt war; die Teile "Literatur", "Apotheker", "Bild", "Traum und Träume" und "Tod" werden dort in dieser Reihenfolge aufgeführt. In der Übersicht von 1942 wurde deren Abfolge dann dahingehend abgeändert, dass Hohl einen neuen Teil "Varia" statt "Bild" zwischen "Apotheker" und "Traum" eingeschoben hat.<sup>42</sup> Wie es scheint, hat der Auszug "Bild", dem in der Darstellung von 1942 noch der spätere Teil II aus dem ersten Band vorangeht, von diesem Zeitpunkt an als abschliessender Teil der *Notizen* festgestanden.<sup>43</sup>

Damit wollen wir unsere Betrachtungen zum Zustandekommen der strukturierenden Teile, in welche Hohl die Auswahl seiner Notizen aus dem *Grundmanuskript* in ihrer edierten Fassung zusammengefügt hat, abschliessen, und zur schematischen Darstellung der Herkunft der einzelnen Stücke übergehen. In unserer genetischen Analyse dringen wir damit gleichsam von einer strukturell übergeordneten Ebene in eine kleinere Dimension vor: haben wir bisher grob darzustellen versucht, wie und wann Hohl die einzelnen *Teile* der *Notizen* komponiert hat, so wollen wir nun sehen, von wann die einzelnen *Stücke* datieren, die diese Teile konstituieren, und wie es um die *innere* Organisation dieser zwölf Abteilungen bestellt ist.

## III Das Genom der Notizen

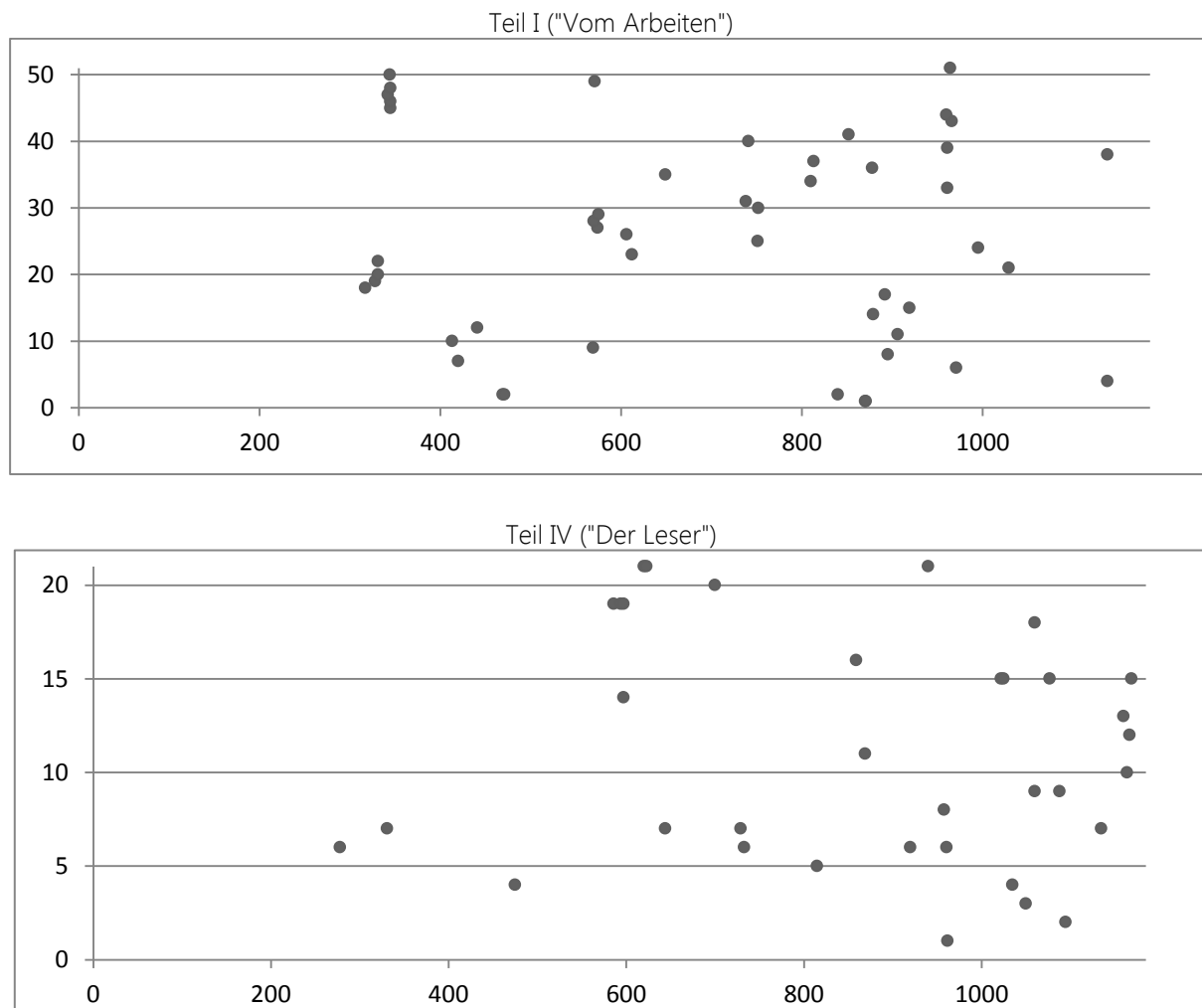
In Anlehnung an Hohls eigenen Versuch in den Prozessunterlagen, die Herkunft der Stücke aus dem *Grundmanuskript* "graphisch und schematisch" darzustellen und dadurch das Geflecht ihrer zeitlichen Entstehung sichtbar zu machen (vgl. Abbildung S. 143), sind die nachfolgenden Diagramme entstanden, die als erstes einen Überblick über die gesamten drei Bände des *Grundmanuskripts* bieten. Die Datenpunkte stehen für die einzelnen Stücke; auf der x-Achse lässt sich deren zeitliche Entstehung anhand der Seitenzahlen des (chronologischen) *Grundmanuskripts* ablesen und an der y-Achse ihre Zugehörigkeit zu jedem der publizierten zwölf Auszüge.

## Gesamtübersicht über das *Grundmanuskript*





Auf den ersten Blick scheint diese Gesamtdarstellung zu beweisen, dass die Logik der Abfolge der einzelnen Stücke in den *Notizen* tatsächlich, wie Hohl in seinen Prozessunterlagen behauptet, keine chronologische Anordnung ist. Schauen wir etwas genauer hin, lässt aber auch schon diese Gesamtsicht einige auffallende Ballungen und Leerstellen erkennen. So sind z.B. die Stücke des ersten und vierten Teils der *Notizen* nicht früher als im Juli 1935 und gleichsam phasenweise entstanden. (Eintragungen vom Juli 1935 finden sich im *Grundmanuskript* auf den S. 300-340.) In der detaillierteren graphischen Einzeldarstellung der 12 Abteilungen wird dieser Befund noch deutlicher.

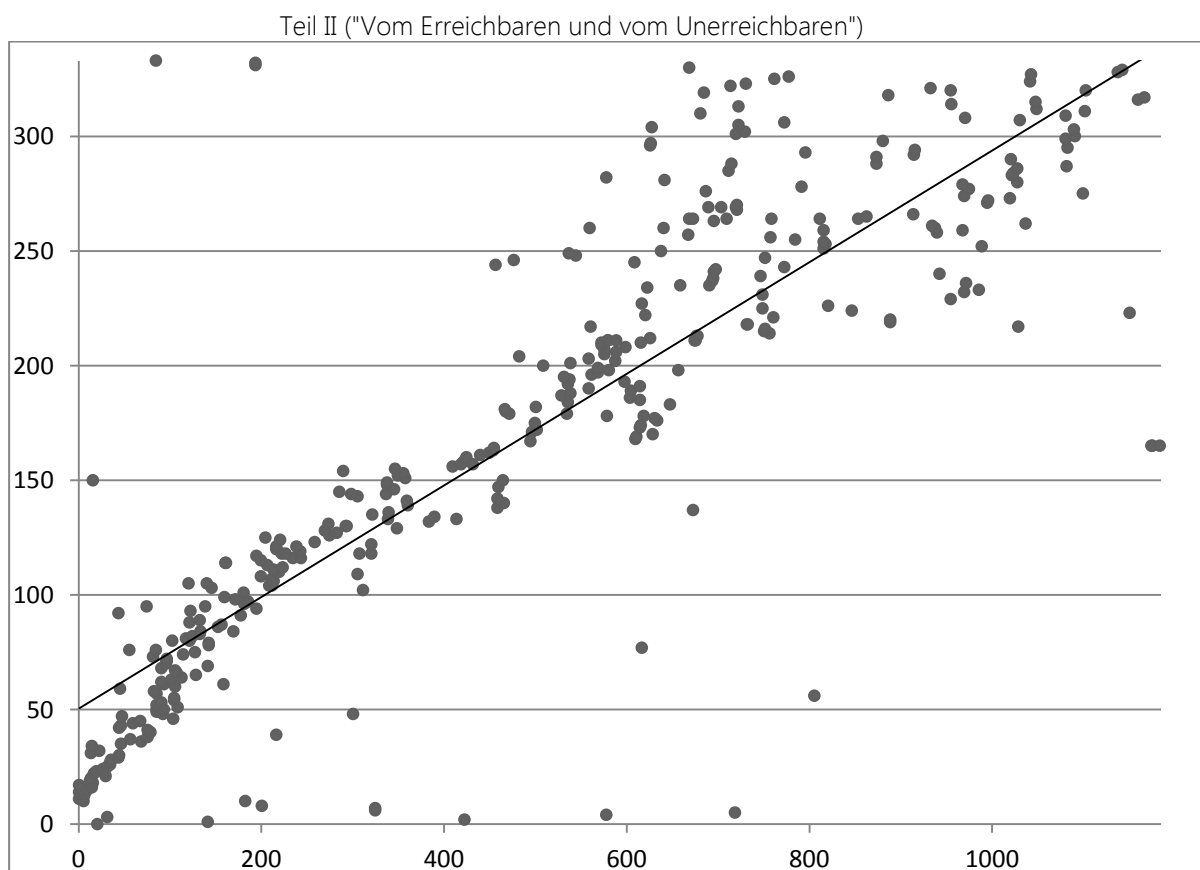


Indem in den Einzeldarstellungen der zwölf Teile auf der y-Achse nun die Stücknummern sichtbar werden, erhalten wir jetzt einen Einblick in die interne Anordnung der Teile. Dabei zeigt die schematische Darstellung der Abteilung "Der Leser" nicht nur, dass die darin versammelten Stücke von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen sogar alle erst ab 1936 entstanden sind (ab S. 586 im *Grundmanuskript*), sondern auch, dass ihre Abfolge – wie erwartet – keinerlei chronologische Struktur mehr erkennen lässt.<sup>44</sup>

Die Graphik des ersten Teils hingegen zeigt, dass eine mittlere Gruppe (Nummern 18-22, mit der Ausnahme von 21) und eine spätere Gruppe (Stücke Nummer 45-50) dieses Teils innerhalb kurzer Zeit entstanden sind (genau gesehen handelt es sich um den Zeitraum zwischen dem 20. Juli und dem 8. August 1935). Besonders bemerkenswert ist dabei die Tatsache, dass Ludwig Hohl diese mittlere Gruppe auch in der ursprünglich publizierten Fassung als Einheit erscheinen lässt, indem er sie mit Trennungslinien von ihrer Umgebung abgegrenzt und in der Originalausgabe mit "DREI-

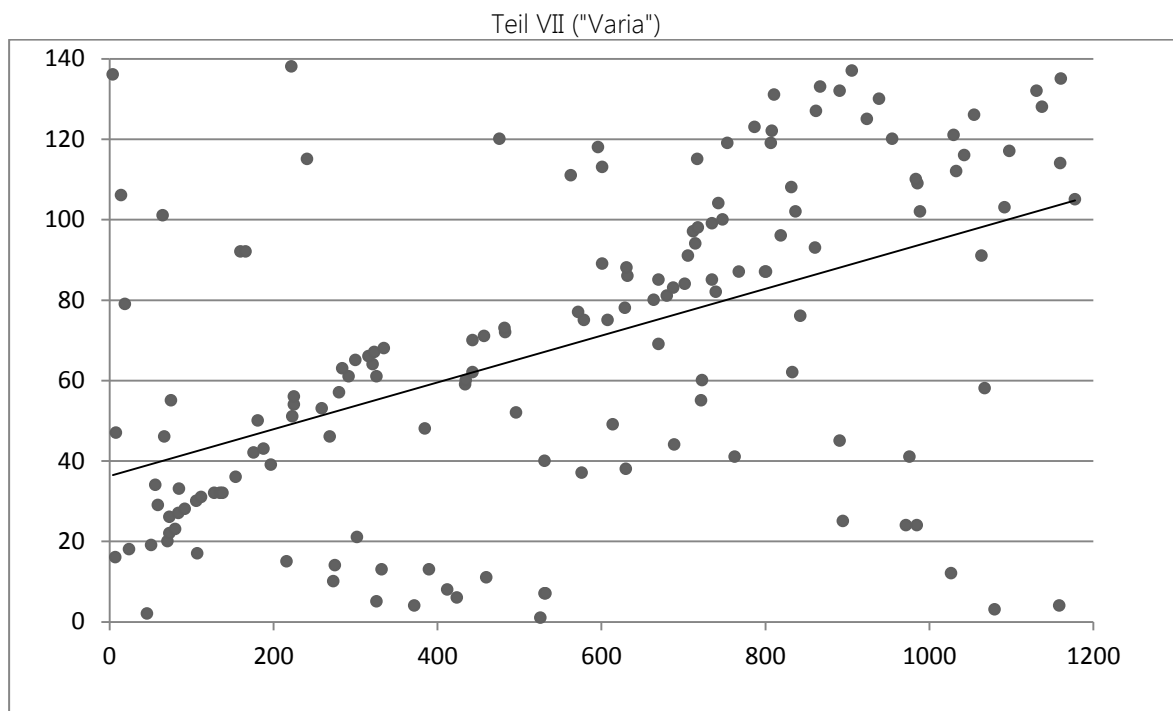
STUFIGKEIT (Von einer Dreistufigkeit oder von der Nichtexistenz der grossen Tat)" überschrieben hat. Wir haben diese Gruppe in unserer Auseinandersetzung mit der Dissertation von Bänninger schon eingehend betrachtet (vgl. S. 65ff.). Insofern bleibt die interne Struktur des ersten Teils der *Notizen* – dessen einzelne Stücke ansonsten ebenfalls in keiner Weise chronologisch angeordnet sind – nicht *ganz* ohne jeden zeitlichen Bezug.

Eine andere Beobachtung, welche die graphische Gesamtübersicht der drei Bände des *Grundmanuskripts* bereits schwach erahnen lässt, durch einen Blick in die innere Organisation des betreffenden Teils aber weiter verdeutlicht werden soll, betrifft die auffallende Häufung von frühen Stücken im Teil II ("Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren"; verhältnismässig viele Notizen vor Juli 1935, nur noch wenige nach Februar 1936). Die detaillierte Ansicht dieses zweiten Teils fördert aber auch noch eine viel erstaunlichere Erkenntnis über seine interne Struktur zutage: wie die nachfolgende Graphik zeigt, sind die ersten 150 Stücke auch in der publizierten Fassung in einer weitgehend chronologischen Anordnung geblieben.<sup>45</sup>

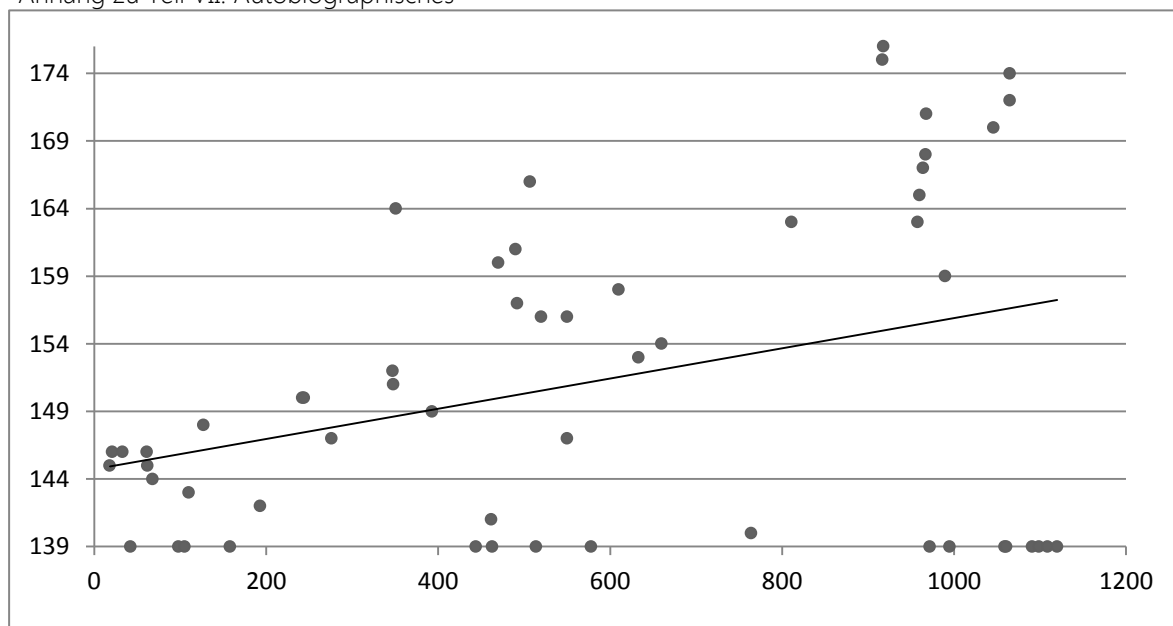


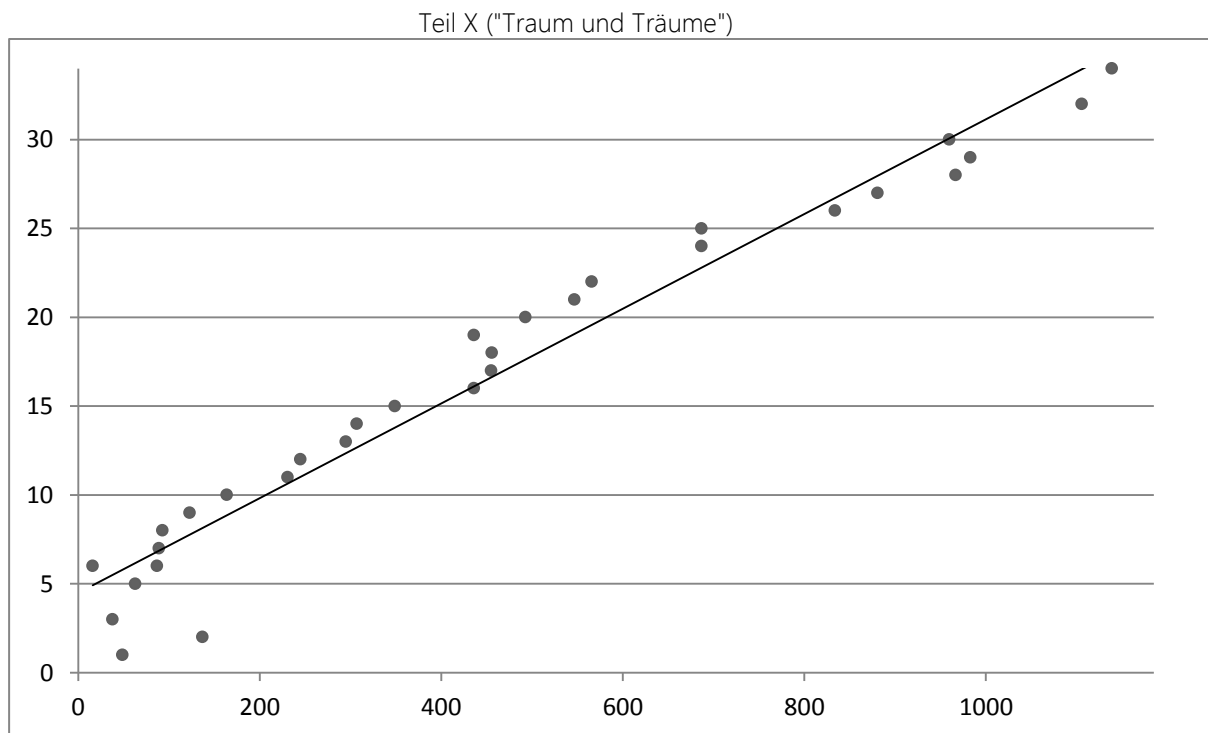
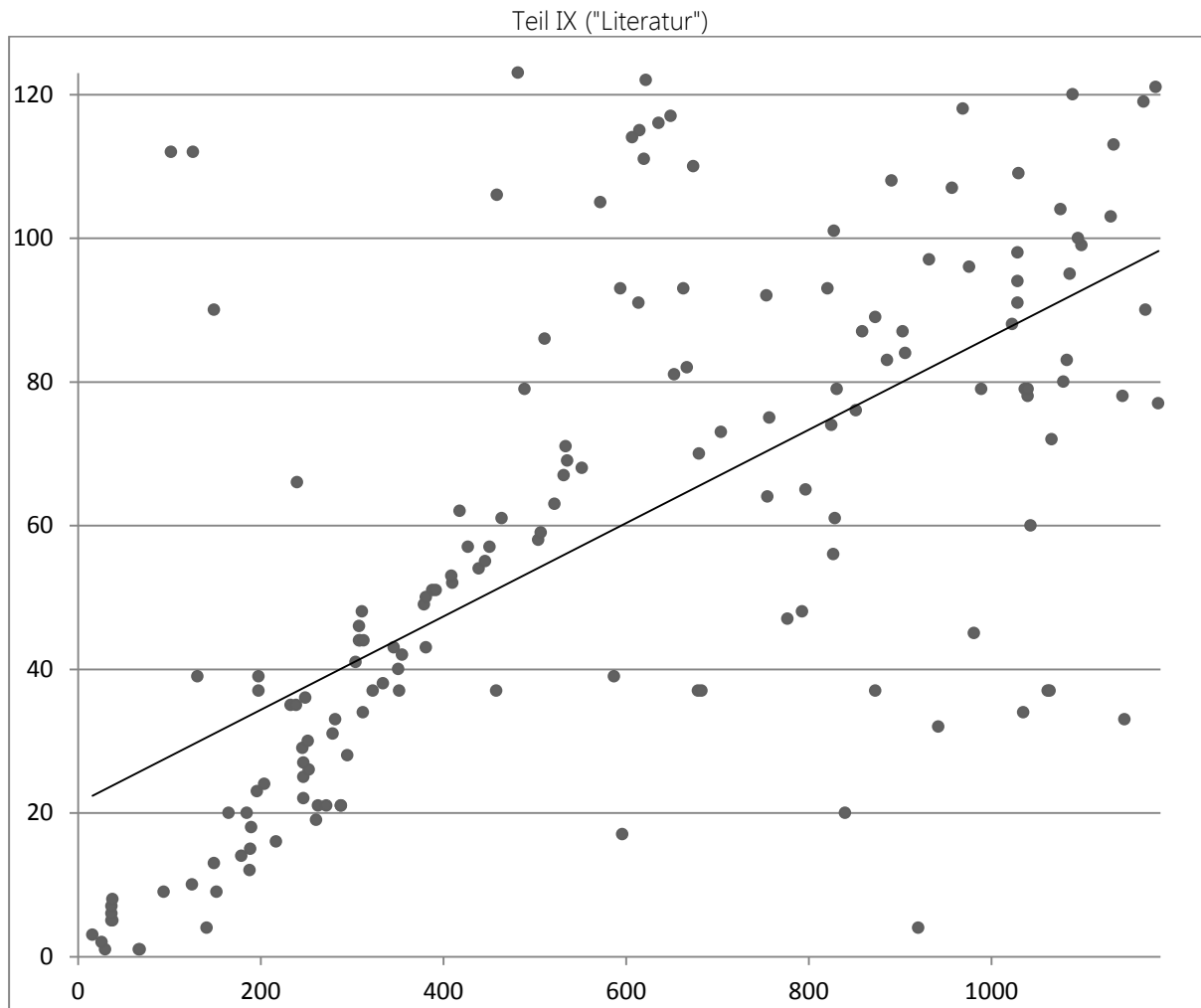
### Von einer versteckten Chronologie

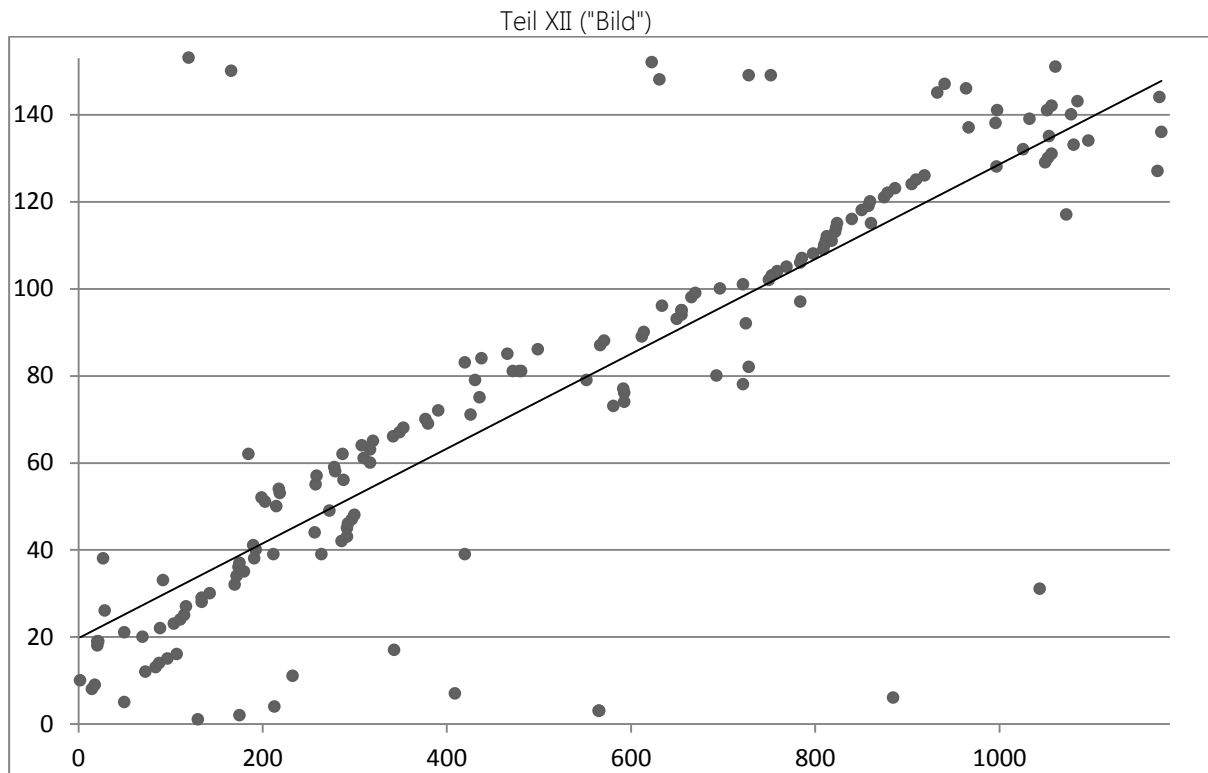
Noch erstaunlicher ist jedoch die bisher unbekannte Tatsache, dass diese chronologische Stückfolge in den *Notizen* bei weitem keine Ausnahme ist. Die weiteren graphischen Darstellungen der internen Organisation der Teile VII (inkl. Anhang), IX, XI und XII aus dem zweiten Band der *Notizen* belegen das eindeutig; in ihnen allen lassen sich Passagen identifizieren, die klar chronologische Tendenz aufweisen oder sogar strikt chronologisch aufgebaut sind (Teil X und XII).



"Anhang zu Teil VII: Autobiographisches"<sup>46</sup>



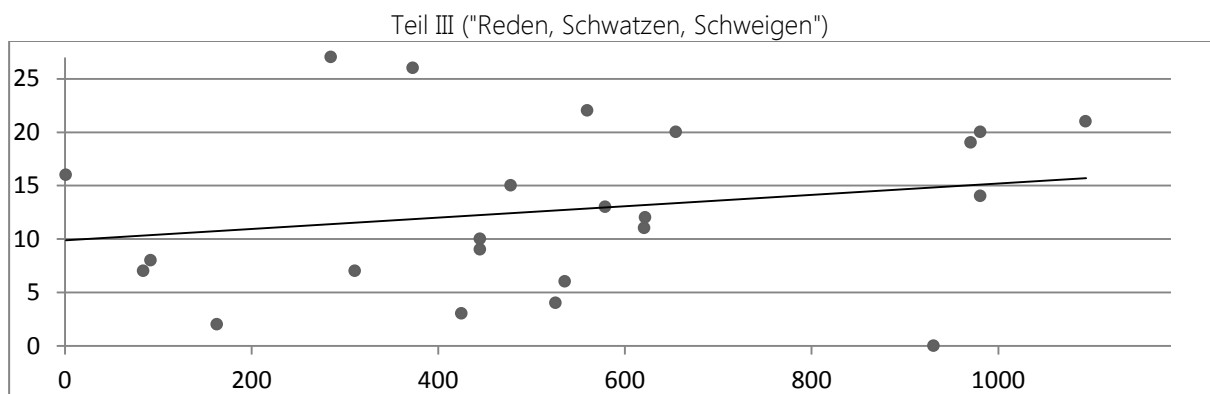




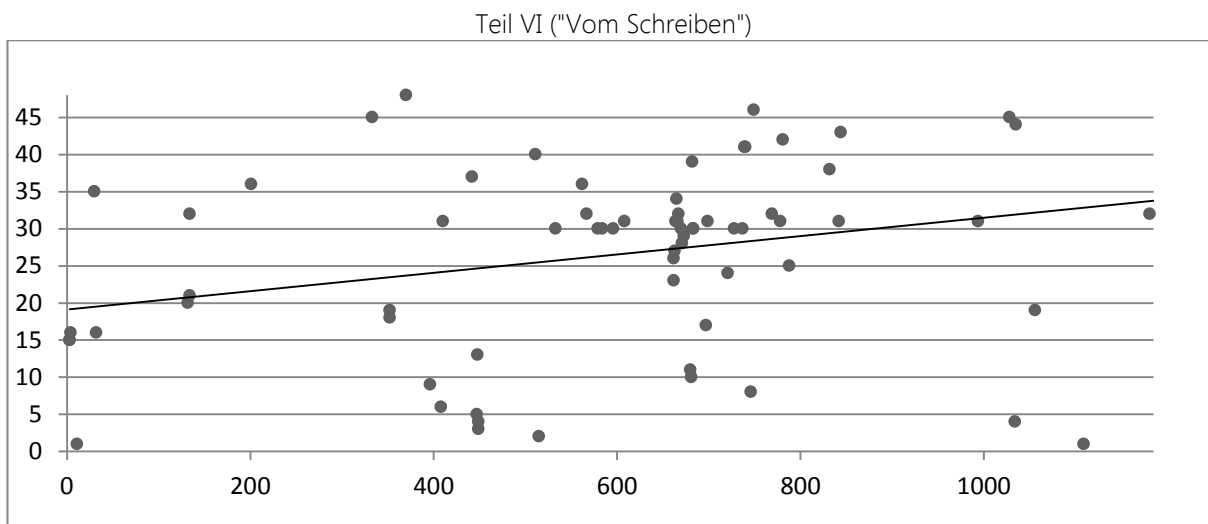
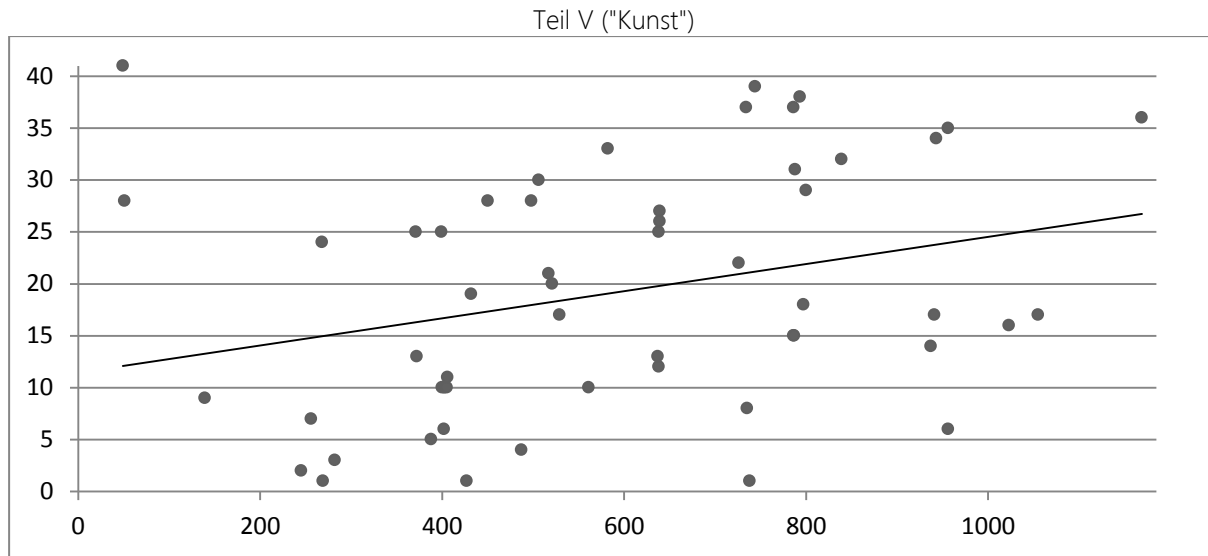
Als Ludwig Hohl also *vom Ganzen* seiner Notizen mit Recht behauptet hat, seine temporale Struktur sei die Gleichzeitigkeit und seine Einheit dadurch bewiesen, hat er uns eine versteckte Chronologie in der Stückfolge einzelner Auszüge verschwiegen. Warum? – Hatte er dafür vielleicht gute Gründe? Ihm selber wird diese interne Chronologie doch mit Sicherheit aufgefallen sein.

### Zur strukturellen Differenz zwischen frühen und späten Teilen

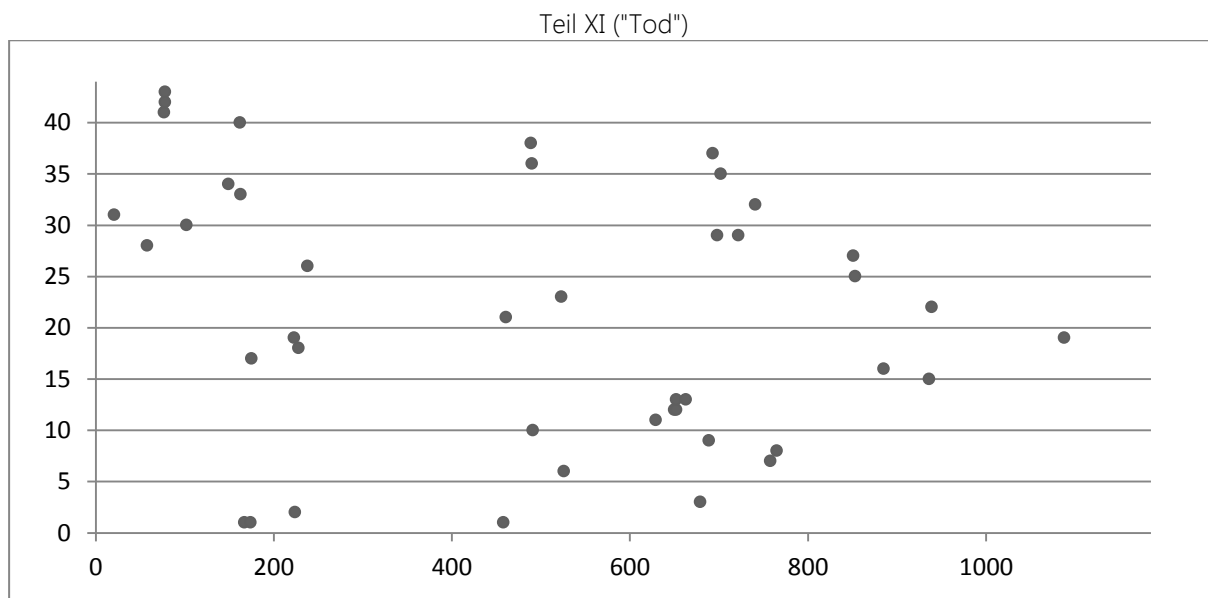
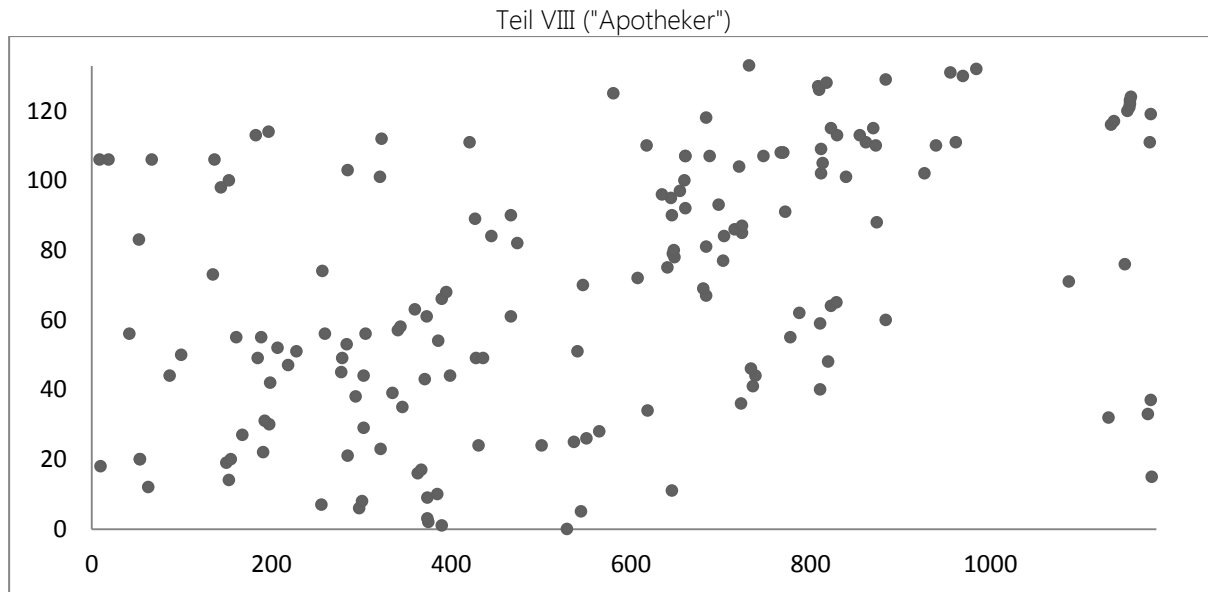
Im Folgenden werden wir sehen, dass der Notizenschreiber tatsächlich einen plausiblen Anlass gehabt haben könnte, die Chronologie im Aufbau einiger – besonders der späteren – Teile seiner *Notizen* zu verschweigen. Werfen wir nun nämlich einen Blick in die Graphiken der restlichen Teile des *ersten* Bandes und vergleichen wir sie untereinander und mit obenstehender Gruppe aus dem *zweiten* Band, dann fallen ihre Gemeinsamkeiten und (gemeinsamen) Differenzen sofort auf:







Auch in diesen Teilen verlaufen die Trendlinien zwar noch leicht ansteigend, was immer noch auf eine schwach chronologische Tendenz ihrer Stückfolge schliessen lässt; die Steigung ist dabei allerdings so gering und vor allem die Anzahl klarer Ausreisser und die mittlere Abweichung von dieser schwachen Tendenz überall so gross, dass wir von der Anordnung in diesen Teilen dennoch sagen können, sie sei eindeutig *nicht* als temporale Struktur angelegt worden. Wie lässt sich dieser markante Unterschied zwischen den Teilen des ersten und des zweiten Bandes erklären? – Bevor wir eine Antwort auf diese Frage finden, müssen wir sie korrigieren. Indem wir die augenfällige Differenz zwischen chronologischen und nicht chronologischen Teilen nämlich als Frage nach einem Unterschied zwischen den sechs Teilen des ersten und den sechs Teilen des zweiten Bands gestellt haben, haben wir sie falsch gestellt. Wie wir schon festgestellt haben, weist schon der zweite Teil aus dem *ersten* Band ("Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren") deutliche Anzeichen einer chronologischen Struktur auf, während die folgenden Strukturdiagramme der Teile VIII und XI aus dem *zweiten* Band wiederum keine signifikant temporale Anordnung erkennen lassen.



Richtig gestellt, muss unsere Frage nicht nach den Unterschieden und Gemeinsamkeiten der Teile I-VI und VII-XII, sondern nach der Differenz zwischen folgenden zwei Gruppen fragen: den *atemporal* strukturierten Teilen I, III, IV, V, VI, VIII, XI auf der einen und den *chronologisch geordneten* Teilen II, VII, IX, X und XII auf der anderen Seite. In dieser Form lässt sie sich im Rückgriff auf unsere oben angestellten Untersuchungen zur Genealogie der einzelnen Teile beantworten. Wir haben gesehen, dass Ludwig Hohls ursprünglicher Plan vorgesehen hatte, ungefähr ein Dutzend Auszüge von etwa 30 Seiten anzufertigen, die alle jeweils einen eigenen "Stoffkreis" enthalten sollten. Unter dieser thematischen Anordnung mag Hohl 1937 zwar primär die Sammlungen von zusammenhängenden Stücken zu einzelnen Auszügen verstanden haben; später hat er aber – ohne dies jemals explizit zu sagen, da im Kontext der juristischen Verlagstreitigkeiten immer nur die Einheitlichkeit und Gleichzeitigkeit der beiden Bände zur Diskussion stand – immer so geredet, als ob die *gesamte* Struktur der *Notizen* nicht mehr eine chronologische sei. Unsere Strukturdiagramme zeigen nun aber, dass bei einer Mehrzahl von sieben der zwölf publizierten Teile der *Notizen* ihre interne Ordnung tatsächlich nach rein inhaltlichen Kriterien erfolgt ist.

Von diesen sieben atemporal strukturierten Teilen haben wir gesehen, dass provisorische Auszüge und endgültige Fassungen bereits sehr früh entstanden sind.<sup>47</sup> (Von den früh entstandenen Teilen weisen nur die Abteilungen "Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren" und "Bild" eine lineare Zeitstruktur auf.) An der Gruppe der frühen Teile fällt aber noch eine weitere Gemeinsamkeit auf: mit durchschnittlich 34 Seiten entsprechen die Teile I, III, IV, V, VI und XI auch ihrem Umfang nach noch ziemlich exakt dem Plan von 1937, während die späteren Teile mitunter erheblich länger geworden sind. So umfassen die Teile VII (inkl. Anhang) und IX in der Gesamtausgabe bei Suhrkamp beide über 100 Seiten. (Auch hier bilden die Teile II und XII wiederum die Ausnahme, zu denen sich unter diesem Aspekt auch noch der Teil "Apotheker" gesellt.<sup>48</sup>) Grundsätzlich können wir also festhalten, dass die frühen Teile in Umfang und Struktur ganz dem ursprünglichen Plan von 1937 entsprechen, während alle Teile, die ab Dezember 1943 entstanden sind, umfangmässig zusehends ausufern und grösstenteils in chronologischer Anordnung geblieben sind. Es sieht somit ganz danach aus, als hätte Ludwig Hohl sich die Transformationsarbeiten von diesem Zeitpunkt an sehr viel leichter gemacht. Die Vermutung liegt nahe, dass er durch Terminvorgaben seines Verlags unter erhöhten Zeitdruck geraten und so zu einem schnelleren Vorgehen gedrängt worden sei.

### Zur Chronologie zunehmender Zeitnot

Ein kurzer Blick in Hohls *Journal* und die Prozessakten des Handelsgerichts zum Fall Hohl gegen Artemis erhärtet den Verdacht. Bereits am 9. August 1943 notiert Hohl in seinem *Journal*: "Beginn der Transformationsarbeiten sämtlicher 7 restlicher Teile der Not[izen]." und fügt diesem Eintrag folgende Anmerkung hinzu: "Arbeit, die in 11 Monaten beendet sein soll." Die Arbeiten an diesen "restliche[n] Teilen", zu denen – wie wir unterdessen wissen – auch der einzige chronologisch strukturierte Teil aus dem ersten Band gehört (II), haben also von Anfang an unter einem gewissen Zeitmanagement gestanden. Die genauen Liefertermine für die weiteren Teile waren Hohl vielleicht im Rahmen der Vertragsverhandlungen in diesem Sommer bereits vorgegeben worden. Ziemlich rasch gerät er mit seinen Arbeiten jedoch in Verzug. So lesen wir in seinem *Journal* am 8. August des kommenden Jahres, also geschlagene zwölf Monate später, erst vom "Ende aller provis[orischen]. Fassungen des 2. Buches" (Hervorhebung MR). Zum ersten Abschluss einer definitiven Fassung einer Abteilung aus dem zweiten Band kommt es mit dem (N.b. nicht-chronologisch strukturierten) Teil XI erst am 31. August; den einzigen anderen, nicht chronologisch strukturierten Teil (VIII) dieser "7 restliche[n]" schliesst Hohl als zweiten am 16. Oktober ab. Alle Teile, die nach diesem Zeitpunkt entstanden sind, sind in chronologischer Abfolge geblieben.<sup>49</sup>

In den Prozessakten des Handelsgerichts Zürich, das erstinstanzlich für den Fall Hohl-Artemis zuständig war, lesen wir, dass "der Kläger noch im November 1944 die Teile XI (Vom Tod) und XII (Bild)" an den beklagten Artemis Verlag geschickt habe, "welche die Beklagte sofort setzten liess." Die Tatsache, dass der Verlag diese Teile sofort setzen liess, kann als Hinweis darauf gewertet werden, dass er diese Manuskriptteile sehnlichst erwartet hatte. Spätestens gegen Ende 1944 hat Ludwig Hohl also unter erheblichem Zeitdruck gehandelt.<sup>50</sup> Dieser Umstand kann erklären, wieso er auf den Teil "Bild", der in definitiver Fassung erst am 3. November beendet wurde, nicht mehr die gleiche Mühe verwenden konnte wie auf alle früheren Auszüge. Zu einem inneren Umbau der chronologischen Stückfolge dieser Abteilung hat die Zeit nicht mehr gereicht.

In den Handelsgerichtsakten lesen wir weiter, dass Artemis Hohl "am 26. Januar 1945 ersuchte [...], ihr den Rest des Manuskriptes bis spätestens 10. Februar 1945 einzureichen, sofern der zweite Band auf Ostern 1945 erscheinen sollte (act.26). Der Kläger sandte jedoch erst am 13. Mai 1945 das Manuskript von zwei weiteren Teilen VIII (Apotheker) und X (Traum und Träume) (act.27)."

Auch der chronologische Teil "Traum" dürfte somit unter starkem Zeitdruck entstanden sein.<sup>51</sup> Arg in Verzug geraten, machte sich Hohl dann als letztes an die Teile VII (abgeschlossen am 29.5.) und seinen autobiographischen Anhang (abgeschlossen am 9.6.) sowie den Teil IX (abgeschlossen am 6.7.1945). Auch diese Teile sind in chronologischer Reihenfolge geblieben.

All diese Beobachtungen bestätigen unsere Vermutung, dass in Form der terminlichen Vorgaben durch den Artemis-Verlag ein äusseres Ereignis die *interne Struktur* der "späten Teile" von Hohls *Notizen* erheblich beeinflusst hat (vgl. S. 186, Anm. 47). Zudem legen sie nahe, dass Hohls Plan, die Notizen aus dem *Grundmanuskript* nach "Stoffkreisen" anzuordnen, nicht nur ihre Gruppierung zu einzelnen Auszügen zum Ziel hatte, sondern auch *innerhalb* dieser Abteilungen zu einer Verwebung und Verknüpfung der einzelnen Stücke hätte führen sollen. In den frühen Teilen hat er diesen Plan noch verwirklicht, später hat er ihn aus Termingründen aufgegeben. – Entweder ist Ludwig Hohls Plan also letztlich gescheitert; dann suchten wir vergeblich nach einer Struktur der *Notizen*, oder die Chronologie seines Lebens kann selber als *Teil* ihrer geistigen Ordnung verstanden werden. Dann wären die Ergebnisse unserer Nachforschungen zur Struktur der *Notizen* – wie zuvor schon unsere Ausführungen zur Frage ihrer Einheitlichkeit – als weitere Hinweise darauf zu interpretieren, dass in Hohls Notizenwerk ein konstitutiver Zusammenhang zwischen Leben und Werk besteht.

## Fazit

An dieser Stelle wollen wir unsere Betrachtungen zur Einheit und Struktur der *Notizen* abschliessen. Anhand folgender Passage aus Hohls "Bemerkungen zu Gides Tagebuch" seien die philosophischen Konsequenzen, die wir aus unseren Beobachtungen ziehen werden, hier schon einmal ins Auge gefasst (in: *Mut und Wahl*, S. 47f.):

Man muss nicht wie bei einem hermetischen Werk erst das Ganze durcharbeiten, um zu dem verborgenen Zentrum vorzudringen und von dort aus zu reden. Muss man nicht? Siehe, jene, die von Schwierigkeiten reden, haben vielleicht doch recht; man müsste durch die Wirrnis des Einzelnen zu dem verborgenen Zentrum vordringen und dieses Zentrum ... findet man nicht. Findet man es nicht? Nicht so, dass man es nennen kann; man muss es aber spüren. Die verschiedenartigen Linien kann man freilich nicht zusammenfassen; es wird wirklich nur möglich sein, an Einzelnes anzuknüpfen oder einzelne Linien aus dieser Vielfältigkeit von Dingen hervortreten zu lassen. Aber: welche Linien? Oder: diese Linien, die man zeigen will, muss man *wählen*. [...] Hier ist die grosse Frage: welche Einzelheiten werden imstande sein, dem dunklen Zentrum, welches man nie nennen kann, welches man aber spüren muss, [sich] anzunähern, für es zu zeugen? Wird es gelingen – – – – –  
– – – – Man muss Mut haben: Mut zu dieser Wahl.

In Analogie zu seinen eigenen Ausführungen zu André Gide werden wir von Ludwig Hohls Notizenwerk zum Schluss sagen können:

- 1) in seinem "verborgenen Zentrum" steht das Leben des Notizenschreibers; es garantiert nicht nur seine Einheit, sondern erklärt bis zu einem gewissen Grad auch seine "Struktur";
- 2) um zu diesem Zentrum vorzustossen, braucht man keine Biographie von Ludwig Hohl zu lesen; man muss nur seine Lehre vom bloss graduellen Unterschied zwischen Lesen und Schreiben ernst nehmen, auf sich selbst anwenden und mit seinem eigenen Leben an die Stelle des Notizenschreibers treten, der mit seinen Stücken einen exemplarischen Einblick in ausgewählte Übungsfelder seiner Selbstgestaltung gegeben hat;<sup>52</sup>

3) darum lässt sich dieses Leben im verborgenen Zentrum des Notizenwerks auch "nicht nennen"; auch im Leben seines Autors war und ist dieses "Leben" nicht "gegeben", sondern "aufgegeben" und immer nur als permanente Aufgabe präsent.<sup>53</sup>

Wie wir in diesem Abschnitt gezeigt haben, hat der Notizenschreiber von der exemplarischen Weise, in der er selber sich diesem Leben und der damit verbundenen Aufgabe seiner sinnvollen Gestaltung gestellt hat, einige Linien hervortreten lassen, indem er sie in gesonderten Teilen der *Notizen* sichtbar gemacht hat. Diese Teile sind von ihm zunächst intern noch nach Kriterien ihres inhaltlichen Zusammenhangs organisiert worden; später vermochte Ludwig Hohl allerdings nicht mehr zu verhindern, dass ihre Anordnung immer mehr dem zu entsprechen begann, dem sein Notizenwerk als Ganzes dienen sollte: dem Leben selbst. Wer in diesem Werk darum die einheitsstiftende, strukturierte Ordnung eines rein literarischen Erzeugnisses suchen möchte, könnte zum Schluss nur sein eigenes oder das vermeintliche Scheitern eines Literaten konstatieren. Hätte Hohl die chrono-logisch-biographische Struktur gewisser Teile der *Notizen* publik gemacht, wären Leser wie Witz, "B." und Bänninger bestimmt mit noch mit mehr Lärm über ihn hergefallen und hätten sich gewiss im Besitz eines noch schlagkräftigeren Indizes – vielleicht des einzig wirklichen – für Hohls "Egomanie" gewährt. Insofern hatte Ludwig Hohl vielleicht tatsächlich einen guten Grund, sie zu verschweigen.

Sorgfältigere und hellstichtigere Leser haben indessen trotz Hohls Verschwiegenheit die "organische Geschlossenheit" des Notizenwerks schon erkannt. So hat z. B. Albin Zollinger in den *Nuancen und Details (I-II)* eine "eigentümliche Legierung von 'Philosophie' und 'Poesie', doch ohne eine Spur des Bastardischen" erkannt: "nicht systematisch, sondern organisch, von der Systematik des Organischen" ("*Nuancen und Details*", in: *Der öffentliche Dienst*, Zürich, 23.6.1939). Was an der "Legierung" des Notizenwerks tatsächlich genuin philosophische Anteile sind und *inwiefern* sie das sind, werden wir im Weiteren noch genauer untersuchen. Dieser Untersuchung wird jedoch eine grundsätzliche Besinnung vorangehen müssen auf das, was Ludwig Hohl *vordergründig* als "Philosophie" bezeichnet, und das, was er *hintergründig* darunter verstanden hat. Erst dann lässt sich die Frage beantworten, in welchem Sinn von "Philosophie" wir sein Notizenwerk tatsächlich (auch) als ein philosophisches verstehen dürfen. Aristoteles' Ausspruch: *to on legetai pollachôs*, den er als Antwort auf die Frage nach dem Was-Sein des Seienden gegeben hat (*Metaphysik*, 1060b37), war nämlich schon immer auch eine treffende Antwort auf die Frage nach der Bestimmung der "Philosophie". Zum Einstieg in die Beantwortung dieser Frage *im Kontext der Notizen* wollen wir uns jetzt in einem zweiten Exkurs Ludwig Hohls Verhältnis zu einem Denker zuwenden, den man zweifellos als einen der grössten Philosophen der abendländischen Geschichte betrachten darf, den Hohl selber aber erstaunlicherweise nur ungern zu den "Philosophen" und eigentlich viel lieber zu den Künstlern gezählt hat: Baruch de Spinoza.



## Anmerkungen

<sup>1</sup> Das Vorwort zur Gesamtausgabe konnte von Ludwig Hohl nicht mehr selber besorgt werden. In seinem Auftrag hat es der Philosoph Hans Saner aus den beiden Vorworten der Artemis-Bände (1944/1954) zusammengestellt. [\[zurück\]](#)

<sup>2</sup> Zum Begriff der "kotextuellen Isolation" – nicht "kontextuell"(!) – vgl. Harald Fricke: "Aphorismus", Metzler, Stuttgart, 1984, S. 10ff.. [\[zurück\]](#)

<sup>3</sup> Obschon der Verfasser dieses Vorworts also gewissermassen Hans Saner ist, können wir den Anspruch auf Ganz- und Einheitlichkeit der *Notizen* doch auch Ludwig Hohl selber zuweisen. Im Gespräch mit dem Verfasser hat Saner bestätigt, dass Hohl seine Vorworts-Kollage auf dem Sterbebett noch autorisiert habe. Zudem hatte Hohl im Vorwort zum zweiten Band der *Notizen* auch selber schon mit Nachdruck auf der Einheitlichkeit dieses Werks insistiert, indem er diesen Band "die zweite Hälfte eines völlig einheitlichen Werks" genannt und ausdrücklich angemerkt hat (a.a.O): "Das Werk ist vor allen andern Dingen eine Einheit." Um vor einem möglichen Missverständnis zu warnen, das hier leicht aufkommen könnte, wenn bezüglich ihrer Anordnung eben von einem "System" der *Notizen* die Rede war, sei darauf hingewiesen, dass das Prinzip der Auswahl und Anordnung einzelner Komponenten zu einem *systema* nicht selber auch noch einmal ein (im modernen Sinne) "systematisches" zu sein brauchte. Auf eine solche, gewissermassen *unsystematische* Systematik hat Walter Hilsbecher bei Erscheinen der Gesamtausgabe von *Nuancen und Details* hingewiesen ("Das Leben bedeutender / Zu Ludwig Hohls Nuancen und Details", in: Frankfurter Hefte, Oktober 1965; erneut in Beringer, 1981: S. 74): "Vielleicht kann man sie [scil. die einzelnen Stücke] annähernd als "philosophische Brocken" bezeichnen, Denk-Ergebnisse, gleichweit vom Fragment und vom Aphorismus entfernt. [...] Es ist sicher richtig zu sagen: Hohl gebe mit seinem Werk kein System. Aber man muss diese Aussage ergänzen durch die Feststellung, dass es selbst System hat. Es verweist lichtpunkthaft auf ein im Dunkeln verborgenes "unendliches System". Die Aufzeichnungen sind Inseln eines "submarin" zusammenhängenden Kontinents." [\[zurück\]](#)

<sup>4</sup> Unter den Literaturwissenschaftlern hat bisher nur Xaver Kronig Hohls Rede von einer Struktur und Einheitlichkeit der *Notizen* ohne Vorbehalt übernommen – ohne sie freilich selber genauer zu bestimmen (vgl. z.B. S. 36). Bänninger, Fuchs und Haupt dagegen stimmen in ihrer Zurückweisung überein, wenngleich auffällt, wie geflissentlich sie es alle vermeiden, ihr (negatives) Urteil klar auszusprechen. Nicht nur der Nachweis seiner Berechtigung, auch eine wissenschaftlich fundierte Zurückweisung von Hohls Einheitsanspruch steht also immer noch aus. Bänninger spricht z.B. ganz vorsichtig und reichlich unverbindlich von einem thematischen Aufbau der *Notizen*, "der das Werk zu einer Einheit führen *sollte*" (S. 53, Hervorhebung MR). Die konjunktivische Verbform verrät, dass dieses Projekt seiner Meinung nach gescheitert ist. (Seltsamerweise beansprucht Bänninger zwei Seiten später dann aber doch für sich selbst, "die Einheit der Stücke wenigstens aus philosophischer Sicht zu begreifen" [S. 55f.]; was er mit "wenigstens" hier genau meint, und *worin* diese philosophische Einheit denn nun besteht, bleibt offen.)

Ein weiteres, anschauliches Beispiel von oberflächlicher Zurückhaltung bei hintergründiger Kritik an Hohls Einheitsanspruch finden wir bei Sabine Haupt. Scheinbar ganz sachlich heisst es bei ihr zunächst (S. 207): "Über acht bis neun Jahre hinweg versuchte er [scil. Ludwig Hohl], seine Aufzeichnungen dergestalt zu gliedern, dass sie einer von ihm erwünschten "Einheitlichkeit" entsprachen. Ob dieses Unternehmen letztlich erfolgreich war oder nicht, möchte ich dahingestellt sein lassen. Um diese, wie mir scheint, äusserst schwierige und womöglich auch müssige Frage wirklich zu klären, bedürfte es, ausser präzisen Definitionskriterien, zumindest eines eingehenden textkritischen Vergleichs von 'Grundmanuskript' und Endfassung." Bei allem Anschein einer urteilsmäßigen Enthaltung begreifen wir sofort, dass, wenn Haupt schreibt, Hohl habe über lange Jahre eine Einheitlichkeit herzustellen *versucht*, sie wohl eher der Ansicht sein muss, dieser Versuch sei gescheitert. Dieser Eindruck verschärft sich, wenn Haupt uns wenig später mit einem kleinen Wort verrät, dass ihr nicht nur das Gelingen, sondern auch die Aufrichtigkeit von Hohls Bemühung um Struktur und Einheit der *Notizen* zweifelhaft erscheint (S. 208): "Die 'einheitliche Struktur', um die Hohl sich *angeblich* be-

mühte, entspricht [...] durchaus nicht den herkömmlichen Kriterien einer übersichtlichen Systematik" (Hervorhebung MR). Auch sie bedient sich des Mittels der vornehmen Zurückhaltung um nicht wirklich behaupten zu müssen, was bei ihr klar genug zum Ausdruck kommt. [\[zurück\]](#)

<sup>5</sup> Nicht nur die *Notizen* schienen Hohl im Nachhinein aus diesem Grund nicht mehr überarbeitbar, auch seine unveröffentlichte, stark autobiographisch gefärbte Erzählung "Seltsame Wendung" wird von ihm als ein organisches Gewächs bezeichnet, das als solches durch nachträgliche Korrekturen nur zerstört werden könnte. Dennoch hat Ludwig Hohl – wie seinen *Journalen* zu entnehmen ist – anlässlich eines Genf-Besuchs seines Verlegers Siegfried Unseld eine Publikation dieser Geschichte noch am 5. Oktober 1976 "nicht ausgeschlossen". In den darauffolgenden Monaten scheint er sogar ganz konkret an einer Herausgabe dieser Geschichte gearbeitet zu haben, wovon ein weisser Zettel, datiert vom 20. Juni 1978, zeugt, der diverse Titelvarianten aufführt und auf die Umschlagvorderseite des Manuskriptkonvoluts geklebt wurde. Es ist anzunehmen, dass Hohl erst dann, zwei Jahre vor seinem Tod, einen so substantiellen Anteil von Seiten aus dieser Erzählung herausgerissen und zerstört hat, dass ihre Publikation für die grosse Leserschaft nun (fast) unmöglich geworden ist. Diese Annahme wird durch folgende Sequenz aus den Gesprächen bestätigt, die Alexander J. Seiler im Vorfeld seiner Dreharbeiten mit Hohl geführt hat:

S.: Irgendwo in den *Notizen* steht, dass es im Künstlerischen keine Vorarbeiten, keine Vorbereitungen gibt.

H.: Ja, in einem Sinne gibt es keine Vorbereitungen, aber in einem anderen Sinne gibt es doch Vorbereitungen. Ein Stück ist darunter, das mich ärgert jetzt. Das ist auch aus dieser Zeit, aus diesen ewigen Aufzeichnungen, aber das hat sich doch isoliert, schon früh, zu einer eigentlichen Erzählung, die mich nichts mehr anging. Aber sehr viel von mir enthielt. Das ist das Verteufelte, die letzte Fassung ist hier von 1932/33, nachher habe ich keine Fassung mehr, und ich kämpfe damit, was zu unternehmen ist, und ich komme zu keinem Resultat. [...] Es ist furchtbar schlecht geschrieben, jedoch ist es so geschrieben in einem Wurf, es ist eigentlich ohne Abschnitt gedacht, geschrieben, sozusagen das ganze Buch, etwa 100 Seiten, und mir liegt daran, denn etwas in der Linie ist sehr wichtig, überhaupt wichtig. Und andererseits kann ich doch den früheren Stil nicht wieder aufnehmen oder es umändern, das geht überhaupt nicht, es muss doch im früheren Stil sein. Also, ich kann es nicht ausdrücken, was das für eine Schweinerei ist. Und ich habe es immer noch nicht zerstört. [...] Wenn ich plötzlich mich verabschiede, ich meine einen Abgang mache, der dauernd Abgang ist, dann möchte ich nicht, dass das übrig bleibt. Es sollte ein Instrument daran sein, dass es auch stirbt, sobald der Tod eintritt, denn ich möchte nicht, dass das jemals gedruckt würde in dieser Form, weil so schreckliche Dinge darin stehen. [\[zurück\]](#)

<sup>6</sup> Eine Nachmessung hat ergeben, dass die drei Bände ohne Packungsmaterial (Packpapier und Schnur) 3750 Gramm wiegen. Im Kapitel "Die Notizen" zeigt das Filmportrait von Alexander J. Seiler ebenfalls sehr schön, wie Ludwig Hohl Jahre später noch vom physischen Gewicht seines Grundmanuskripts beeindruckt war. Während er die Schnur aufknüpft, die das Paket zusammenhielt, zu dem er die drei Bände immer noch zusammengeschnürt hatte, sagt Hohl: "Das Gewicht sollte man auch fotografieren." [\[zurück\]](#)

<sup>7</sup> Die in der Publikation später weggelassenen Überschriften, Zusätze und Varianten dieser provisorischen Version von *Nuancen und Details* (II) sind teilweise so bedeutend, dass sie in einer neuen Ausgabe dieses Werks unbedingt in irgendeiner Form berücksichtigt zu werden verdienen. Uns ihnen weiter zuzuwenden, würde in dem gegebenen Kontext allerdings zu weit fortführen. Wir können sie deshalb hier nicht weiter behandeln, sondern wollen lediglich noch erwähnen, dass zentrale Differenzen gegenüber der publizierten Version vor allem bei den Nummern 21, 27, 30, 34, 37, 43, 44, 45, 46, 47 (ein überaus bedeutender Zusatz!), 48, 49, 50 und 51 auftauchen. [\[zurück\]](#)

<sup>8</sup> Hohls langjährige Umbauarbeiten an den *Notizen* werden wir umgehend detailliert verfolgen. Auch *Nuancen und Details* war zu diesem Zeitpunkt noch nicht definitiv abgeschlossen, obschon Hohl als ihren Entstehungszeitraum nur die Jahre 1932-34 angibt; die Editionsarbeiten für ihre Publikation dauern bis in die 40er Jahre hinein. [\[zurück\]](#)

<sup>9</sup> Für die einheitsstiftende Funktion einer "gemeinsamen Geisteshaltung" des gesamten Notizenwerks lassen sich auch inhaltliche Argumente vorbringen. Schon im ersten Stück der *Notizen*, in dem Hohl seinen Arbeitsbegriff vorstellt, fügt er "der Deutlichkeit halber" einen längeren Abschnitt aus *Nuancen und Details* II,51 ("Vom Arbeiten überhaupt") an und zitiert er das Stück II,11 aus ihnen sogar integral (weitere Stücke der *Nuancen und Details* in denen Hohl seine Lehre vom "Arbeiten" bereits angedacht hat, sind u.a. die Nummern 2, 3, 38, 39 und 42 aus dem ersten Teil, die Nummern 16, 28 und 50 aus dem zweiten sowie das Stück 14 aus dem dritten Teil). Auch die Titel des zweiten und des achten Teils der *Notizen* – "Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren" und "Apotheker" – werden in den *Nuancen und Details* bereits als Stücktitel verwendet (II,47 bzw. III,12). Das Gesetz "Von den hereinbrechenden Rändern", das Hohl als Titel für seine unvollendeten *Nachnotizen* vorgesehen hat, wird ebenfalls bereits in den *Notizen* formuliert (IX,48). [\[zurück\]](#)

<sup>10</sup> Diesem Umstand hat Anna Stüssi mit dem Zeitrahmen, den ihre Teilbiographie umfasst, leider nicht Rechnung getragen. Das Verständnis für die tatsächliche Zweiteilung des Lebens von Ludwig Hohl wird durch den arbiträren Abbruch ihrer Biographie – auch wenn dereinst noch ein zweiter Band folgen sollte – eher irregeleitet und erschwert. (Rudimentäre Angaben zum Zeitraum, den Stüssis Hohl-Biographie umfassen würde, hat der Verfasser Ende 2011 an seiner ersten Sitzung als Stiftungsrat der Ludwig Hohl-Stiftung erfahren. Einsicht in erste Textproben erhielt er erst im Frühjahr 2012, als er seine Nachforschungen am Literaturarchiv längst beendet und die inhaltliche Konzipierung der vorliegenden Studie bereits weitgehend abgeschlossen war. Zu seinem Bedauern hat Frau Stüssi während der Jahre ihrer gleichzeitigen Forschungstätigkeit am Nachlass von Hohl ausdrücklich jeden Austausch über Forschungshypothesen und Zwischenergebnisse abgelehnt.) [\[zurück\]](#)

<sup>11</sup> Schon der erste Satz im Vorwort zur Gesamtausgabe der *Notizen* bei Suhrkamp weist darauf hin, dass in Hohls Augen seine Hollandjahre nicht nur eine *temporale* Einheit bilden, sondern vor allem auch von einer durchgehend unveränderten, *geistigen* Stimmung geprägt waren: "Die Notizen sind geschrieben worden in den drei Jahren 1934 bis 1936, während deren ich in Holland in grösster geistiger Einöde lebte" (Hervorhebung MR). Zu fragen wäre dann allerdings, ob diese "Einöde" nicht schon seit seiner Ankunft in Holland im Jahre 1932 bestanden hat und inwiefern sie durch seine Rückkehr in die Schweiz in irgendeiner Weise beendet worden wäre. Zumindest auf den ersten Teil dieser Frage wird Stüssis Biographie möglicherweise eine Antwort liefern. [\[zurück\]](#)

<sup>12</sup> Hohls Briefwechsel mit Brenner liefert zudem einen weiteren Beweis für die Einheit von *Nuancen und Details* und den *Notizen*. Seinem Brief vom 1. September 1941 zufolge wäre Ludwig Hohl nämlich damals durchaus bereit gewesen, die ersten drei Teile der *Notizen* mit dem dritten Teil von *Nuancen und Details* "als Anhang" in "vereinigter Ausgabe" herauszugeben, wenn sich ein Verlag für dieses Publikationsprojekt hätte finden lassen (vgl. Abbildung S. 147). Einem Brief des Max Niehaus Verlags vom 20. August 1941 ist sogar zu entnehmen, dass man sich in diesem Hause bereits ernstlich mit einer solchen Hohl-Publikation auseinandergesetzt und begonnen hatte; ein "Memento" auf einer Postkarte, die Ludwig Hohl neun Monate später an Paul Brenner schickt, lässt vermuten, dass auch diese Verlagsverhandlungen letztlich an Hohls hartnäckiger Weigerung, auf Abänderungswünsche der Verleger einzugehen, gescheitert sind. "1. Alle Korrekturvorschläge von Seiten des sog. Verlegers sind verworfen", schreibt Hohl auf dieser Karte. So sind *Nuancen und Details* und *Die Notizen* letztlich doch nie unter einem Buchdeckel vereint erschienen; dass Ludwig Hohl aber eine Zeitlang eine Publikation von *Nuancen und Details III* unter dem "Gesamttitle" "DIE NOTIZEN oder Von der unvoreiligen Versöhnung" ins Auge gefasst hat, spricht dennoch klar für ihre innere Zusammengehörigkeit. [\[zurück\]](#)

<sup>13</sup> Die eingangs dieses Abschnitts angedeutete "vorteilhafte" Tendenz zur Fehlinterpretation des kritischen Einzelstücks im Gesamtzusammenhang findet sich auch in der Begründung des Gerichtsurteils, mit dem der *Artemis* Verlag schliesslich zur Herausgabe des zweiten Bandes gezwungen wurde. Im Detail verläuft diese Begründung zwar etwas anders als die eben vorgetragene, indem sie davon ausgeht, dass man es bei den *Notizen* mit Texten zu tun hat, die der literaturwissenschaftlichen Gattung 'Aphorismus' angehören (vgl. auch S. 395f., Anm 83). [\[zurück\]](#)

<sup>14</sup> Wir haben oben auf den bislang einzig vorliegenden, aber zu Recht auch schon stark angezweifelten, *linearen* Interpretationsversuch von Adrian Ewald Bänninger hingewiesen (vgl. S. 66f.). Zu seiner vernichtenden Kritik werden die folgenden Beobachtungen noch weiter beitragen. [\[zurück\]](#)

<sup>15</sup> Von Vater Bänninger, den Hohl hier erwähnt, ist dem Verfasser als einziger Text zu Ludwig Hohl eine wohlwollende Rezension der *Nuancen und Details* bekannt (NZZ, 1939, auszugsweise abgedruckt in der Dissertation seines Sohnes [S.13f.] sowie in: Beringer, 1981, S.13-16). Über die Einheitlichkeit der *Notizen*, die er erkannt haben soll, steht in diesem Artikel allerdings nichts.

Als einziger Text von Armin Mohler, der die Einheit der *Notizen* ebenfalls richtig erkannt haben soll, ist eine Rezension der *Notizen* bekannt, die im Juni 1945 in der *Basler Studentenschaft* veröffentlicht wurde (erneut abgedruckt in: Beringer, 1981, S. 29-31). Von diesem Text ist bekannt, dass Ludwig Hohl ihn sehr geschätzt hat. Inhaltlich besteht Mohlers Artikel in der Hauptsache aus dem Versuch zu zeigen, dass Hohls *Notizen* nicht eine Sammlung von Aphorismen sind (S. 29): "Ludwig Hohl schreibt [...] gar keine Aphorismen, wenn man darunter die knappe, komprimierte, abgeschlossene Fassung einer Lebensweisheit im Sinne der grossen französischen Aphoristiker versteht. Hohls Form ist offen, er lässt den Leser am Denkprozess selbst teilnehmen. Zu Unrecht hat man ihm 'Unterformung' vorgeworfen." Dass die Korrektur der falschen Lesart der Stücke der *Notizen* als (literarische) Aphorismen auch für Hohl die alles entscheidende Bedingung für ein richtiges Verständnis ihrer Einheit war, haben wir ebenfalls schon gesehen. Das Kriterium der Abgrenzung von dieser literarischen Gattung drängt sich darum als Träger und Element der Einheit der *Notizen* geradezu auf. In diesem Zusammenhang insistiert Armin Mohler immer wieder auf der Offenheit und Prozesshaftigkeit von Hohls Denken als zentralem Punkt (S. 30): "Sein Eigentümliches ist, dass es langsam Schritt für Schritt an einer geistigen Entwicklung in all ihren einzelnen Stadien teilnehmen lässt. Dadurch wird es auch deutlich von einem echten Aphorismus geschieden." Obschon er selber die Einheitlichkeit der *Notizen* in seinem Artikel gar nie eigens erwähnt, geht aus Mohlers Beitrag hervor, dass diese in nichts anderem als der Einheitlichkeit einer lebendigen, geistigen Entwicklung bestehen kann, an welcher der Notizenschreiber seinen Leser "in all ihren einzelnen Stadien teilnehmen lässt". Entsprechend lautet die allgemeine Charakterisierung dieser spezifischen, die Einheit der *Notizen* anzeigenden Denkweise bei Armin Mohler (a.a.O.): "Das Ganze liesse sich vielleicht am ehesten der Versuch einer 'empirischen' Philosophie des Lebens nennen."

In diese Richtung einer "'empirischen' Philosophie", in der sich Leben und Denken, Erkenntnis und Tat wechselseitig durchdringen, weist übrigens auch die Interpretation der Einheit der *Notizen* des Philosophen Hans F. Geyer, wie folgender Auszug aus seinem Brief an Hohl vom 21. April 1974 zeigt, in dem er Hohls *Notizen* mit Canettis *Provinz des Menschen* vergleicht: "Ich schätze es [scil. Canettis Buch] allerdings nicht so hoch wie die 'Notizen', denn Elias Canetti erreicht nicht die Einheit von Gedanke und Leben wie Sie, nicht Ihre philosophische Existenz, die an einen Lebensphilosophen des Altertums erinnert, etwa an Heraklit." In diesem Zusammenhang ist auch der Zusatz "Verhältnis von Werk und Leben" äusserst aufschlussreich, den Geyer Hohl im Brief vom 7.11.1959 geschickt hat (SLA, B-2-a-527). Wir werden ihn später noch genauer betrachten (vgl. S.323, Anm. 130). Darin handelt Hans F. Geyer zwar von der Einheit seines eigenen *Philosophischen Tagebuchs*, doch lassen sich seine Ausführungen 'mutatis mutandis' auch auf Hohls Notizenwerk übertragen.

Ein ähnliches Verständnis der Einheit der *Notizen* scheint auch in der "Rede am Tag der Beerdigung" auf, die der Philosoph Hans Saner am 7. November 1980 in der Chapelle des Rois auf dem Friedhof Plainpalais in Genf gehalten hat (in: Beringer, 1981, S. 158-160). Darin spricht auch er davon, dass "der Kern von Hohls Denken [...] ineins Philosophie, Kunst und Reflexion des gelebten Lebens war" (S. 158). In derselben unauflösbaren Verflechtung von Leben, Denken und Schreiben erkannte also auch der Philosoph Saner schon die geistige Einheit der *Notizen* (a.a.O.): "Wer sich den konkreten Dingen, der Wirklichkeit, überlässt und doch mit ihnen kämpft; wer in sie eindringt und doch an ihnen hinansteigt, der lebt und das heisst für Hohl: der arbeitet richtig. 'Die richtige Arbeit ist das Erkennen.'"

Richtiges *Leben* und richtiges *Denken* müssen bei Hohl immer Hand in Hand gehen, wenn "Höchstes" erreicht werden soll. Bald werden wir sehen, dass sich genau an dieser Schnittstelle von Kunst, Philosophie und Leben aus *philosophischer* Sicht die Möglichkeit ergibt, aus der subjektiv-zeitlichen Einheit ihrer Entstehung auf die innere Einheitlichkeit der *Notizen* zu schliessen. Dann wird sich erweisen, dass das, was Mohler "'empirische' Philosophie des Lebens", Geyer "antike Lebensphilosophie" und Hans Saner in einem Brief an

Hohl sein "ursprüngliches Verhältnis zum Geist" genannt hat (SLA, B-02-a-544), etwas ganz Ähnliches sein dürfte wie das, was wir später "antike" oder "sokratische" Philosophie nennen werden und "exercices spirituels" (vgl. S. 330ff.). [\[zurück\]](#)

<sup>16</sup> Es ist hinlänglich bekannt und braucht deshalb hier nicht weiter ausgeführt zu werden, dass Ludwig Hohl Zeit seines Lebens – und kurz vor seinem Tod noch einmal sehr intensiv – analoge Anstrengungen zu einer thematisch strukturierten Publikation der *Nachnotizen* ("Von den hereinbrechenden Rändern") angestellt hat, die er jedoch nicht mehr zum Abschluss brachte. [\[zurück\]](#)

<sup>17</sup> Natürlich möchte man gerne auch wissen, wieso Hohl in sein *Grundmanuskript* nur Texte ab Januar 1934 aufgenommen hat. Eine längere Eintragung vom 26. Januar 1937 gibt darauf zwar keine direkte Antwort; sie zeigt aber, dass auch der zeitliche Anfangspunkt der *Notizen* – d.h. der Entschluss zur Anfertigung eines *Grundmanuskripts* – durch äussere Umstände zustande gekommen ist. Ausschlaggebend dafür waren nämlich wohl die sich zuspitzenden politischen Verhältnisse in Europa. Am 26. Januar beschreibt Hohl die konkreten Vorkommnisse vom 3. September 1936 wie folgt (S. 978f.):

Der Entschluss erreichte sein letztes, sein äusseres Zustandekommen einem kleinen äusseren Vorfall des Tages: Ich gehe aus, schwenke um die Ecke, schaue in die Leere der Stadt, in die Unendlichkeit der Welt, denke an das Einzige ..., suche zugleich auch einen Plan, irgendwohin meine Schritte zu lenken (aber es gibt kein Ziel – !) – denke an das Einzige, dessen Manifestation ich zu Hause liegen gelassen habe – und werde plötzlich von zu grosser Angst erfasst: was geschieht, wenn Brand ausbricht?? (In diesem Hause, der Baracke, wird niemand einen Wert vermuten; die Feuerwehr wird ihr Gewicht weder darauf legen, etwas aus dem Hause zu retten, noch das Feuer im Hause zu löschen, sondern nur, es zu isolieren, damit es nicht in die anderen, die Bürgerhäuser übertrete. Niemand von den hier wohnenden Leuten besitzt etwas, das man nennen könnte. Dazu steht noch anderthalb Meter vom Hause entfernt ein Holzlager.) – Es ist unerträglich, ich kann nicht gehen – (überlege ich auf der Strasse.) – Diese eine Angst vor dem Näheren ist aber nur ein Echo der grösseren vor dem Ferneren: dem Krieg, den Kriegszuständen, dem gewaltigeren Brande, der Verwirrung der Leute, dem Eingreifen der Behörden, der Panik, der Veränderung aller Werte ... Verwirrung, Eingreifen, Panik, das sind aber Dinge, denen vor allem jemand in meiner Lage, ohne Ruhm und ohne Geld, ausgeliefert ist; wer wird die Schriften retten? Wenn ich tot oder gehindert bin? – aus diesen beiden Ängsten sprang ich fast plötzlich zum Entschluss.

– – –  
Würde es nur besser bestellt sein um die Orte des Deponierens! [\[zurück\]](#)

<sup>18</sup> Wiederholt sprach Hohl von dem Zustandekommen seiner *Notizen* in Holland als von einer gewaltigen Eruption, mit der diese Stücke aus einer Glut, die sich lange aufgestaut hatte, plötzlich hervorgeschleudert wurden. Dass bereits die drei Teile von *Nuancen und Details* jeweils für sich eine thematische Einheit bilden würden, hat bisher noch niemand gezeigt. Dass Ludwig Hohl sie nur numerisch beziffert hat, spricht eigentlich dagegen; dass er überhaupt drei Teile voneinander abgetrennt hat, eigentlich dafür. Oder handelt es sich bei diesen drei Abteilungen vielleicht nur um zeitlich auseinanderliegende Arbeitsphasen der Edition? Mit grösster Wahrscheinlichkeit liesse sich diese Frage anhand des Nachlasses beantworten. In unserem Zusammenhang spielt sie keine entscheidende Rolle. [\[zurück\]](#)

<sup>19</sup> Obschon Hohl in seinen *Notizen* an vielen Stellen auf die Notwendigkeit eines äusserlich gleichförmigen, abwechslungslosen Alltagsleben als ideale Voraussetzung für eine innere, geistige Produktion hinweist – vgl. z.B. das Stück "Der Sockel" (II,275) –, hat er zumindest in einem Punkt auch einen heilsamen Effekt äusserer Veränderungen anerkannt. Der zweite Teil der unpublizierten Notiz vom 18. September 1935 legt nämlich nahe, dass er selber schon sehr früh ahnte, dass er sein Leben lang an provisorischen – oder wie er sie auch genannt hat: "definitiv provisorischen" und "provisorisch definitiven" – Fassungen würde schinden müssen, wenn nicht eine ihrer vorübergehenden Gestalten einmal durch ein *äusseres* Ereignis, fast wie zufällig, in eine endgültige Form übergehen würde:



sehe, dass ich noch vielmal einzelne Stücke werde erneuern müssen ...; und weshalb sollte es nicht so sein?// Jedenfalls sollte die äussere Lage nicht so sein//) : Definitive Fassung, provisorischer Zustand.

Ist es ganz genau?

Doch wohl; und die Umkehrung wird nur das Schicksal besorgen, das von meinem Übertritte an sagen wird: (Einer) provisorischen Fassung definitiver Zustand.

In diesem Sinne war wohl nicht nur Hohls Rückkehr aus Holland für den definitiven Zustand der *Notizen* ein durchaus hilfreiches, äusserliches Ereignis, sondern, wie wir umgehend sehen werden, auch die vom Artemis Verlag und vom Schweizerischen Schriftstellerverband für die Drucklegung einzelner Teile resp. für weitere Geldüberweisungen aus der Werkbeleihungskasse gesetzten Abgabefristen. (Beim Schriftstellerverband scheint sich insbesondere Traugott Vogel für Hohl eingesetzt zu haben; von Oktober 1938 bis März 1939 lesen wir in seinem *Journal* von monatlichen Unterstützungsbeiträgen von ca. 100 Franken.) Dass Hohl sich vor den endgültigen Abschlüssen seiner Arbeiten richtiggehend gefürchtet und sich geradezu methodisch geweigert hat, überhaupt etwas abzuschliessen, geht auch aus dem bekannten Satz: "Ich will nie mehr sagen, dass ich ein Werk fertig habe; *alles ist Werk.*" aus der Notiz VII,150 hervor. "Abschliessen ist etwas *Tötendes*", heisst es dort. Nicht ganz zufällig steht dieses Stück im "autobiographischen" Teil der *Notizen*... [\[zurück\]](#)

<sup>20</sup> "(A ist ein Auszug aus N&D II)" steht dazu erklärend im Grundmanuskript auf S. 980, was die Vermutung nahelegt, B könnte für *Nuancen und Details* III reserviert gewesen sein. Verwirrender Weise verwendet Hohl dann aber den Buchstaben "A" später für den Auszug "Apotheker" und "B" für den Auszug "Bild", womit er den Versuch einer Zuordnung der Eintragungen im *Grundmanuskript* zu den veröffentlichten Stücken für einen Forscher nicht eben erleichtert hat. [\[zurück\]](#)

<sup>21</sup> Abgesehen von Teil II, von dem wir noch sehen werden, dass er in vielfacher Hinsicht eine Ausnahme darstellt, und von Teil VII ("Varia"), in den – wie es sein Titel schon sagt – allerlei thematisch nicht platzierbare Stücke aufgenommen wurden, lassen sich in dieser Auflistung der Auszüge "C" bis "N" bereits fast sämtliche späteren Teile der *Notizen* erkennen. Nur "Der Leser" (Teil IV) und "Vom Schreiben" (Teil VI) fehlen. Es sei darum an dieser Stelle schon vorweggenommen, dass Ludwig Hohl zwei der frühesten Auszüge, an denen er nach seiner Rückkehr in die Schweiz zu arbeiten begonnen hat, tatsächlich mit den im Alphabet nächstfolgenden Buchstaben "O" und "P" bezeichnet und mit den Titeln "Lesen" bzw. "Vom Schreiben" überschrieben hat. [\[zurück\]](#)

<sup>22</sup> Von Hohls minutiöser Einhaltung solcher Tagesordnungen haben u.a. Friedrich Dürrenmatt im *Vallon de l'Ermitage* (in: *Versuche*) und Hanny Fries in den Gesprächen mit Werner Morlang berichtet (in: *Die verlässlichste meiner Freuden*). Erste Versuche, die Tage zu ihrer optimalen Ausnutzung für seine Privatstudien besser zu strukturieren, findet man bereits in Hohls *Jugendtagebuch*, wo er tabellarische Schemata seiner Tagesabläufe erstellt (s. dort z.B. S. 99). Den Zusammenhang zwischen seiner Einhaltung strikter Tagesordnungen und dem Erfolg seiner Schreibarbeiten hat Ludwig Hohl selber ebenfalls schon früh bemerkt. Gemäss einer Anmerkung, die der Herausgeber Ulrich Stadler zu folgender Passage aus *Aus der Tiefsee* gemacht hat, soll ein "Gesetz über die Tagesordnung" sogar ganz direkten Einfluss auf die Entstehung der *Notizen* gehabt haben (S. 167f.):

In diesen Tagen erreichte ich das Ende des "Gesetzes über die Tagesordnung". Ich hatte das Gesetz mir gegeben vor Wochen, ja, fast vor Monaten, denn solange dauerte es, bis ich damit erreichte was ich wollte. Ich wollte erreichen dass mir der Tag wieder Tag und die Nacht Nacht wurde im Instinkt, denn es hatte sich umgekehrt. Warum ich es wollte zu ergründen würde sehr schwierig sein, das merkte ich als ich zum erstenmal die tieferen Gründe ahnte, lange nachdem ich begonnen mit den Anstrengungen; denn als ich das Gesetz mir gab und die Anstrengungen, es auszuführen, begann, ahnte ich noch nicht einmal dass mich tiefere Gründe bestimmten, Gründe die im Zusammenhang standen mit der Eisenkugel an der ich täglich meine Körperkräfte übte, mit dem Arbeiten an diesem meinem Werke das in jener selben Zeit, etwa um die Jahreswende zum erstenmal einsetzte\*, und mit neuen Resultaten der Weltanschauung, von tieferen Gründen ahnte

ich nichts, ich meinte einzig aus diesen äusseren Gründen zu handeln die mir die Vernunft eingab: "Du solltest den Louvre gestern besuchen, es war zu spät. Du langweiltest dich vorgestern nachts 2 Uhr [...]."

\*[Anm. d. Hg.] Die Bemerkung darf wohl als Vorankündigung der *Notizen* und damit als ein Hinweis auf die neue Schreibart verstanden werden, die Hohl später entwickeln sollte.

Leider hat Stadler seine Vermutung nicht weiter begründet. Wäre die Annahme nicht vielleicht *noch* plausibler, dass wir es hier mit einer "Vorankündigung" der *Nuancen und Details* statt der *Notizen* zu tun haben? Doch was liegt am Unterschied? Vielleicht, dass Stadler selber dazu noch präziser Auskunft geben wird, wenn seine gegenwärtig in Arbeit befindlichen, textgenetischen Untersuchungen zu Hohls Abkehr vom Erzählen bald vorliegen. Auch von Barbara Lafonds Habilitationsschrift dürfen wir uns diesbezüglich weitere Aufklärungen erhoffen. [\[zurück\]](#)

<sup>23</sup> Wir haben das erschütternde Beispiel eines Briefes der Sozialarbeiterin Erika Hubacher bereits zitiert, in dem das Ausmass von Hohls Mangelernährung plastisch genug zum Ausdruck kommt (vgl. S. 23f.). [\[zurück\]](#)

<sup>24</sup> Für wie zentral Hohl sein Verhältnis zum Alkohol selber gehalten hat, haben wir eingangs dieser Arbeit bereits angedeutet (vgl. S. 14ff.). Diese grosse Bedeutung geht auch aus folgender Passage aus einem Brief an Kurt Hiller hervor, den er diesem am 20. April 1950 offenbar auf seine vorgängige Bitte um biographische Angaben hin geschickt hat (SLA, B-01-a-22):

Nur einen Hauptsatz: Ihr Brief hat mir eine grosse, milde, lang wirkende Freude gemacht.

Und einige Nebensätze:

"Mich würde unglaublich interessieren, zwei oder drei biographische Daten über Sie zu erfahren": Geboren 1904. Dem Alkohol in meinem Leben sehr viel zugesprochen habend und mich, bis jetzt, einer "eisernen" Konstitution erfreuend. [...] Mit zwei sehr hohen Fähigkeiten begabt: der Fähigkeit zur unvoreiligen Versöhnung und der Fähigkeit, die voreilige und die unvoreilige Versöhnung immerzu (bis jetzt) scharf auseinanderzuhalten. (Sind schon zu viele Daten; Sie haben ja höchstens drei verlangt.)

Dass Ludwig Hohl selber sein Verhältnis zum Alkohol nicht *nur* als Erfüllung einer notwendigen Arbeitsbedingung ansah, sondern darunter teilweise auch gelitten hat, haben wir anhand einer Passage aus seinem Brief vom 7. Oktober (scil. 1951) an Hanny Fries bereits gezeigt (vgl. S. 15.). Schon in früherer Zeit hat Hohl sogenannte "Leberexperimente" unternommen, was jeweils eine befristete Alkoholabstinenz bedeutet hat (z.B. vom 3.-6. Januar 1938). Es wäre also töricht bestreiten zu wollen, dass der Alkoholkonsum Ludwig Hohls Arbeitskraft auch – vielleicht sogar ganz entscheidend – geschwächt und er sich in diesem Punkt selber möglicherweise getäuscht hat. Aus dem Brief vom 2. Juni 1946, den Hanny Fries an ihre Eltern geschickt und später ebenfalls in ihren Hohliana aufbewahrt hat, wissen wir, dass Hohl auch zu diesem Zeitpunkt (vergeblich) gegen seinen Hang zu regelmässigem übermässigem Alkoholkonsum ankämpft. Darin heisst es nämlich:

Hohl leidet unter depressiven Zuständen (der Härte seiner Eltern wegen etc.) und hat grosse Vorsätze gefasst (ohne dass ich von Eurem Schreiben etwas sagte) in Bezug auf das Trinken. – Ich war diese Tage viel mit netten Leuten zusammen, ein guter "Kreis" hilft – oder sollte auch Hohl helfen. – Hoffen wir das Beste. [\[zurück\]](#)

<sup>25</sup> Mit Bezug auf seinen Alkoholkonsum hat Ludwig Hohl zwei Funktionen hervorgehoben. Die eine, seine Schreibarbeit in seinen Augen ganz konkret fördernde, weil vor Ermattung bewahrende, haben wir eben gesehen. Hohl erwähnt aber auch immer wieder, dass der Alkohol auch darum zu seinen Lebensbedingungen gehöre, weil es ihm nur unter seinem Einfluss möglich sei, sozial mit anderen Leuten in Kontakt zu treten. Diese beiden Bedeutungen hat Hugo Sarbach in seinem Vorlesungsskript für eine InfoLunch-Veranstaltung im Schweizerischen Literaturarchiv im Hohl-Gedenkjahr 2004 auf folgenden, gemeinsamen Nenner gebracht (SLA, E-10-b-4): "Im Nachlass von Ludwig Hohl findet sich eine Brustflasche, halb gefüllt mit einer undefinierbaren Flüssigkeit. Bis ins Alter war Alkohol (AlkoHohl) ein ständiger Begleiter. Er pflegte das Trinken mit kultischer Gebärde, wie sein Leben überhaupt, entgegen der Bohèmehaftigkeit und der

Exzentrik, die ihm nachgesagt werden, von einem unbeirrbaren Glauben an den Verstand bestimmt war.“  
[\[zurück\]](#)

<sup>26</sup> Wir haben eben schon erwähnt, dass eine grundsätzliche Problematik, welche die Aufschlüsselung der Bedeutung solcher Sigeln erschwerte, darin besteht, dass Hohls *Grundmanuskript* die Spuren mehrerer Bearbeitungen und darum auch Verweise auf mehrere *aufgegebene* Fassungen enthält. Überschneidungen und damit verbundene Irrtümer sind deswegen leicht möglich. Eine gewisse Hilfe bieten die verschiedenen Farb- und Bleistifte, mit denen Hohl seine Referenzen in seinen unterschiedlichen Strukturierungsversuchen über den einzelnen Stücken angebracht hat. Siglen, die sich auf die alphabetischen Auszüge gemäss dem Register von 1938 beziehen, scheinen z.B. mit blauem Farbstift angebracht und – wahrscheinlich im Nachhinein – zur besseren Kennzeichnung in Klammern gesetzt worden zu sein. Dadurch lassen sie sich von teilweise gleichlautenden Siglen unterscheiden, mit denen Hohl jene Stücke bezeichnet hat, die er in provisorisch definitivere, spätere Auszüge aufgenommen hat, wobei sich frühe und späte Fassungen oft überschneiden (vgl. dazu den entsprechenden Zettel vom 9. September 1943, der im *Grundmanuskript* auf S. 1 eingeklebt wurde). [\[zurück\]](#)

<sup>27</sup> Vgl. Hohls eigene Berufung auf Hanny Fries als Zeugin seiner Umbauarbeiten an den *Notizen* in den oben abgedruckten Prozessakten. [\[zurück\]](#)

<sup>28</sup> Am 19. April 1939 erscheint *Nuancen und Details I - II* in diesem Verlag. Im Vorfeld scheint es jedoch zu einigen Schwierigkeiten zwischen Hohl und dem Verlag gekommen zu sein. Von Januar bis März 1939 spricht Hohl in seinem *Journal* jedenfalls immer wieder von "Mühungen" und "fortwährende[n] Geschichten mit Oprecht". [\[zurück\]](#)

<sup>29</sup> Am 5. Dezember 1938 heisst es zwar im *Journal*: "Ausz[ug]. E, wieder Beginn (von vorn, auf blauem Papier)", zwei Wochen später dann aber endgültig: "Aus. E. (v. Arbeiten) (def. Fssg.: beendet)". Wir haben zwar nicht genau festgestellt, ab wann Hohl am ersten, provisorischen Auszug dieses späteren ersten Teils der *Notizen* zu arbeiten begonnen hat; folgendem Journaleintrag ist aber ein 'terminus post quem' für diesen Arbeitsbeginn zu entnehmen: "Feb.-März [1938:] Erste zwei Auszüge aus Notizen (C und O)". Mit dem Auszug "E" wird Hohl also ebenfalls frühestens im Februar/März begonnen haben. [\[zurück\]](#)

<sup>30</sup> Der hier zitierte Journaleintrag bezieht sich auf eine provisorische Fassung des Teils. Einem späteren Eintrag zufolge wurde die definitive Fassung erst am 2. Januar 1944 nachmittags um 4 Uhr abgeschlossen. Das bestätigen die ersten Typoskriptseiten dieses Auszugs, die Hohl Hanny Fries geschickt hat und die in ihrem Nachlass erhalten geblieben sind: auf der Titelseite findet sich ein Datumsstempel vom 3. Januar 1944, zu dem Hohl handschriftlich "16h. Definitive F[a]ss[un]g. beg[onnen]" angemerkt hat (vgl. Abbildung S. 157). Im Grundmanuskript wird dieser Auszug meistens mit "U" bezeichnet; in der endgültigen Version mit einem roten, in frühere Versionen mit einem blauen und in noch früheren mit einem blauen "U" in Klammern. (Ein allererster Auszug dieses Teils könnte auch mit einem "B" in Bleistiftschrift bezeichnet worden zu sein.) Auf seine späte Umplatzierung werden wir noch zurückkommen. Über ihre Gründe können wir allerdings nur spekulieren. Vielleicht, dass eine umfassende textgenetische Untersuchung der *Notizen* und eine vollständige Erforschung des Hanny Fries-Nachlasses in dieser Angelegenheit mehr Klarheit bringen wird. Sicher ist, dass dieser Teil insgesamt einen Sonderstatus hat: zusammen mit "Vom Arbeiten" hat Hohl ihn als einzigen der zwölf Teile der *Notizen* nämlich auch für selbständig publizierbar gehalten. Womöglich erschien er ihm also – mehr noch als alle anderen Teile – durch seine Eigenständigkeit geprägt. (Vielleicht hängt seine Eignung zu einer selbständigen Publikation aber auch einfach nur mit seinem Umfang zusammen.) Was ebenfalls auffällt, ist, dass bereits das Stück II,47 der *Nuancen und Details* mit "Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren" überschrieben war. Wenn man dazu noch bedenkt, dass zunächst nur die ersten zwei Teile von *Nuancen und Details* veröffentlicht worden waren, und dieses Stück also eines der letztveröffentlichten vor den *Notizen* war, könnte Hohl mit der Aufnahme dieses Teils in ihren ersten Band eine geistige Verbindung zwischen beiden Publikationen anzuzeigen versucht haben. (Diese Vermutung wird zusätzlich gestärkt durch den nun schon mehrfach von uns erwähnten Umstand, dass das allererste Stück

der Notizen (I,1) zum grössten Teil aus einem Zitat aus *Nuancen und Details* II,51 besteht.) Später werden wir in der Tat feststellen, dass gerade in diesem zweiten Teil auffallend viele Stücke aus der frühesten Entstehungszeit der *Notizen* versammelt sind, die unmittelbar an den Entstehungszeitraum von *Nuancen und Details I-II* anschliesst. Auch von seiner zeitlichen Entstehung her scheint ihnen dieser Teil also am nächsten verwandt zu sein. Aber wie gesagt: darüber können wir nur spekulieren. Was hingegen mit Sicherheit feststeht, ist, dass durch die nachträgliche Einfügung von "Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren" als zweitem Teil des ersten Bandes die Zählweise der folgenden Auszüge durcheinandergelassen ist. Alle roten, römischen Ziffern, die im *Grundmanuskript* auf Stücke aus den Teilen III – VI verweisen, sind darum irreführend. Die Nummerierungen der Auszüge des zweiten Bandes stimmen dann wieder. [\[zurück\]](#)

<sup>31</sup> Wir haben eben gesehen, dass Hohl auf die Zuspitzung der damaligen weltpolitischen Lage sehr sensibel reagiert hat. In seinem *Journal* hält er ein Ereignis wie "Deutsches Militär in Österreich eingedrungen. Österreichischer Staat aufgehoben" so fest, als ob es ihn persönlich betroffen hätte (12. März 1938). Tatsächlich hatte Ludwig Hohl selber und hatte vor allem seine damalige Frau Charlotte von Mayenburg in Wien gute jüdische Freunde, um deren Wohl sie sich zu Recht Sorgen machten. Zwei Monate später notierte Hohl im *Journal* erneut heillos, was damals zu viele Köpfe in Europa nicht sehen wollten: "Grosse Kriegsgefahr" (23. Mai). Auch in den folgenden Monaten verzeichnet er weitere, ihn persönlich bedrohende Ereignisse, die seine Niedergeschlagenheit weiter verstärkt haben dürften: "schlechtestes politisches Ereignis seit Jahren: Russisch-deutscher Pakt angekündigt" (am 22. August 1939) und "Generalmobilisierung der schweiz. Armee" (2. September 1939). Zur weiteren Verschlechterung seines allgemeinen Zustands und seiner Arbeitsmoral im Besonderen dürfte in dieser Zeit auch der Gesundheitszustand seiner Frau beigetragen haben, die mehrere Male wegen Magenproblemen hospitalisiert und später auch operiert werden musste, wie Ludwig Hohl in seinem *Journal* vermerkt. [\[zurück\]](#)

<sup>32</sup> Im Nachlass von Hanny Fries befindet sich ein persönlicher Einladungszettel von Ludwig Hohl für eine Vorlesung, die am 22.12.1941 um 20 Uhr 30 stattfinden sollte. Auf der Einladung steht als erster Programmunkt: "DER LESER ('Die Notizen' III. Teil)". Ludwig Hohl pflegte das Öffnen solcher Vorlesungen abzuhalten, in denen er aus eigenen oder aus den Werken ihm besonders lieber Dichter las oder seine Gedanken zu ihren Werken vortrug. Diese Veranstaltungen scheinen teilweise von grosser Wirkung gewesen zu sein, wie aus den Reaktionen auf eine "Conférence en langue allemande" im "Maison Internationale des Etudiants" zu schliessen ist, die Hohl laut Programm am 5. Februar 1952 zum Thema "Karl Kraus" gehalten hat. Zehn Tage später erhält er nämlich folgendes Schreiben "im Namen des Komitees", das ihm "noch einmal sagen soll, wie wesentlich uns gewesen ist, was Sie uns von Karl Kraus und über ihn dargebracht haben. Ich habe inzwischen Gelegenheit gehabt, mit vielen Ihrer Hörer zu sprechen, und ich möchte mir zu eigen machen, was sie alle an Ihren Worten erlebt – und, weil erlebt, gerühmt haben: dass Sie uns eine geistige Essenz des Kraus'schen Seins und Schaffens vermittelt, dass Sie das aus tiefer eigener Überzeugung getan und dass Sie Ihr eigenes Karl Kraus=Erlebnis auf uns, Ihre Hörer, übertragen haben." – Zusammen mit diesem Brief hat Hohl einen Zeitungsausschnitt aufgehoben, in dem ein mit "e.b." Signierender unter der Überschrift "Kleine Chronik, Genfer Vortragsleben" die Lebendigkeit von Hohls Vortragsweise ebenfalls hervorhebt: "Das enthusiastische Bekenntnis des Vortragenden zu dem grossen Stilmeister fand bei den zahlreichen Hörern lebhaften Widerhall" (handschriftlich wurde als Quellenangabe auf diesem Zeitungsausschnitt "NZ [scil. National-Zeitung?]. 31.1.52" vermerkt, was aufgrund der Programmankündigung unmöglich richtig sein kann). [\[zurück\]](#)

<sup>33</sup> Die genauen Daten zum Teil V ("Kunst") sind: Abschluss der provisorischen Fassung als "Auszug F" am 21. Oktober 1938 und in definitiver Gestalt am 24. Februar 1943. Einen ersten Anlauf zu einem "Auszug P (Vom Schreiben)" unternimmt Hohl am 29. Oktober, einen zweiten am 21. Dezember 1938; am 17. Januar 1939 verzeichnet sein *Journal* dann: "Auszug P, 'Vom Schreiben', vorl[äufige]. Gest[alt]. beendet". Am 30. März 1943 liegt auch dieser Auszug in definitiver Fassung vor. [\[zurück\]](#)

<sup>34</sup> Zu diesen Gründen wird gewiss auch Hohls sorgfältige Vorbereitung der Herausgabe von "Vom Arbeiten" im Selbstverlag gehören, resp. die seiner Entscheidung zum Selbstverlag vorangehenden, zeitraubenden

und gescheiterten Bemühungen um ausreichend Subskribenten für eine Verlagspublikation (vgl. auch S. 69 sowie S. 189f., Anm. 9). [\[zurück\]](#)

<sup>35</sup> Für diese Vermutung werden wird umgehend noch weitere Bestätigung im – vermutlich falsch "datierten" – Brief an Hanny Fries vom 14. August 1943 finden. [\[zurück\]](#)

<sup>36</sup> Manchmal schreibt Hohl aus Spass oder Vorsicht einige Passagen in beiden Sprachen auch verschlüsselt in griechischer Schrift, in den Anfängen seiner Liebesbeziehung zu Hanny, als er noch mit Lotte zusammen wohnt und wohl riskieren muss, sie könnte einen seiner Briefe zu Gesicht bekommen wohl eher aus Vorsicht. [\[zurück\]](#)

<sup>37</sup> Meistens zeichnet er mit solchen Bildern aber nicht eine maritime, sondern eine hochalpine Landschaft, und vergleicht seine Transformationsarbeit an den *Notizen* mit einer schwierigen Bergbesteigung, bei der sich zerklüftete Überquerungen und leichtere Aufstiege abwechseln. Wenn Hohl von den einzelnen Stücken spricht, vergleicht er sie oft mit kleinen Steinen, die er noch reinigen oder zurechthauen muss, um sie kunstvoll zu einem Mosaik anzuordnen. [\[zurück\]](#)

<sup>38</sup> In seiner Fortsetzung zeigt dieser Brief erneut, wie der Schriftsteller Alkoholika als Produktions- und Aufputzmittel verwendet, und es für ihn – wie wir oben schon bemerkt haben – neben dem abendlichen Rauschtrinken, auch einen produktiven Umgang mit Alkohol gegeben hat:

Um jenen Aufschwung zu bewerkstelligen genauer: durchzuhalten, die Ermüdung zu zerschmettern, habe ich 2 dl. Marc und einige Gläser Wein getrunken. Als ich dann, mich zu erholen, 10h, ausging, noch ohne gegessen zu haben, trank ich noch einiges, das ich auch wohl verdient hatte, und wurde offenbar gegen Abend etwas belebt. (Merkmal: als ich gegen 20h zurückkam, wollte ich diesem Giacometti, der immer feister wird, immer mehr im eigenen Fett erglänzt, und jetzt in der Nähe meines Hauses wohnt, einen Besuch abstatten.) [\[zurück\]](#)

<sup>39</sup> Diese hypothetische Identifikation der von Ludwig Hohl am 16. und 17. Februar 1943 bearbeiteten Stücke wird durch seine Ausführungen vom 20. Februar weiter gestützt. Bis dann will er nämlich "4 ½ Seiten vorwärtsgekommen" sein und gibt nun an, in ein Stück hineinzugeraten, das "mit der 'Intention'" zu tun haben und ungefähr 8 Seiten lang werden soll. Tatsächlich finden wir in der Gesamtausgabe der *Notizen* ca. vier Seiten nach dem Zwischenteil, der das "Heroische" umfasst, ein Stück mit der (Unter-)Überschrift "Die 'Intention'", das mit fast sieben Seiten das mit Abstand längste dieses Teils ist (V,34). Den schlagkräftigsten Beweis für unsere Vermutung liefert aber erst ein Brief, den Hohl am Abend des 23. Februars 1943 an Hanny Fries zu schreiben beginnt. Diesem legt er nämlich Durchschläge eines Typoskripts des V. Teils der *Notizen* bei – nummeriert als Seiten 37 bis 42 – auf denen die Stücke 28-34 in der endgültigen Gestalt ihrer später publizierten Form zu lesen sind. [\[zurück\]](#)

<sup>40</sup> Umso dringlicher erscheint deshalb, dass alle Hohl betreffenden Materialien aus diesem Nachlass möglichst rasch in dessen Nachlass am Schweizerischen Literaturarchiv aufgenommen werden (im Original oder als Kopie). Zur sinnvollen Inventarisierung dieser umfangreichen Materialien würde man sich allerdings aus Sicht der Forschung wünschen, dass dabei nicht nur die übliche professionelle Sorgfalt und das notwendige Fachwissen angewendet würden, sondern diese Arbeit von jemandem ausgeführt würde, der mit Ludwig Hohls Werk und Leben so eingehend vertraut ist, dass er das chaotische Durcheinander, in welchem der Verfasser diese Papiere einsehen konnte, nicht einfach nur registrieren, sondern zu einer richtigen Ordnung zurückführen könnte. Dazu hier nur ein kleines Beispiel aus dem unmittelbaren Kontext: in einem Couvert mit Poststempel vom 14. August 1943 findet man im Nachlass von Hanny Fries einige (undatierte) Briefseiten, auf denen Hohl erklärt, dass er im Grunde mit seinen Umbauarbeiten an den *Notizen* ganz zufrieden sei...

si seulement je ne devrais pas plus que jamais laisser tout et me retirer dans le silence, le dégagement, pour m'occuper uniquement d'une seule chose: car dans peu de semaines je dois livrer à Berne les parties IV et V en état net, autrement... (je risque en tout cas une perte d'argent



sinon la disgrâce). Voilà le problème! C'est, je crois, la première fois que je laisse s'interposer d'autres affaires devant la seule affaire... Mais je ne pouvais pas laisser tomber les affaires d'écrivain.

In seinem sonst so überaus zuverlässigen *Journal* notierte Ludwig Hohl aber bereits am 31. März: "NOT. IV und V ab an Depart. des Innern". Dieses frühere Datum macht aufgrund der von uns vermuteten und hier ganz klar ersichtlichen Bedingung der Einhaltung seiner auf diesen Tag angesetzten Abgabefrist zur Verhinderung einer "perte d'argent" auch vollkommen Sinn. Diese Briefseiten sind also offensichtlich in ein falsches Couvert geraten und sind damit leider keine Ausnahme. Bei sehr vielen Briefen ist die Datierung nur aufgrund der Poststempel auf dem Umschlag möglich, da Hohl sie oft nur mit den Namen der Wochentage "datiert" hat, und somit ebenfalls zweifelhaft. Eine richtige Datierung ist aber nicht in allen Fällen so leicht möglich wie hier; oft wären dazu genaue Kenntnisse der Lebensumstände von Ludwig Hohl unerlässlich. [\[zurück\]](#)

<sup>41</sup> Auch hier hat sich jedoch später wieder einmal eine endgültige Version als nur vorläufig definitiv entpuppt. Vom Teil "Apotheker" existiert nämlich ein Typoskript, datiert vom 9. Juni 1945, das gegenüber der veröffentlichten Fassung noch diverse Abweichungen aufweist. [\[zurück\]](#)

<sup>42</sup> Zu "Varia" sei bemerkt, dass im Nachlass von Hohl ein Dokument existiert, auf dem er die Herkunft der Stücke dieses Teils in Form entsprechender Seitenzahlen aus dem Grundmanuskript aufgelistet hat. Ob es sich dabei um die Reinschrift einer früheren Liste handelt, die – wie wir vermutet haben – bereits während seiner Transformationsarbeiten entstanden sein könnte, oder um eine nachträgliche Übersicht, lässt sich nicht mehr entscheiden. Interessant und aufschlussreich ist hingegen der Titel, den Hohl über diese Zahlenreihe am 24. Februar 1945 hingeschrieben hat. Er lautet: "VII. Teil VARIA (inklusive Mondwald und Igelwald) Mit einem Anhang: Autobiographisches". (Im Nachlass von Hanny Fries sind wir zudem auf ein Typoskript dieses Teils gestossen, das ebenfalls einen Datumsstempel vom 24. Februar 1945 aufweist und überschrieben ist mit: "VII. Teil VARIA (inklusive Mondwald und Igelwald)".) Somit scheint also auch dieser Teil als Auszug "D" gewissermassen 'in nuce' schon 1938 in der alphabetischen Auflistung möglicher Auszüge im Register zum *Grundmanuskript* angelegt gewesen zu sein. Wann und wieso sich Ludwig Hohl letztlich dazu entschieden hat, den "Autobiographischen Anhang" thematisch nicht wie ursprünglich vorgesehen dem Teil "Traum und Träume" sondern "Varia" zuzuschlagen, wäre in einer umfassenden, textgenetischen Untersuchung ebenfalls noch zu zeigen. [\[zurück\]](#)

<sup>43</sup> Bei diesem letzten Teil ist allerdings interessant zu bemerken, dass sein allerletztes Stück, also gleichsam der Schlussstein der gesamten *Notizen*, wiederum erst spät an diese Position gerückt ist. In einem Typoskript im Nachlass Fries mit Datumsstempel vom 23. November 1943, rangiert die Notiz XII,153 nämlich noch am Kopf dieses Teils, wozu Hohl allerdings in einer Fussnote bereits folgende Anmerkung macht: "Dieses Stück (Nr. 1) event. als Endstück des Teils und des Werks". [\[zurück\]](#)

<sup>44</sup> Die Stücke dieses Teils entstammen also eigentlich alle dem letzten Drittel der Gesamtentstehungszeit der *Notizen* und nicht, wie es unsere Darstellung glauben machen könnte, schon ab der Hälfte. Der Grund für diese Verzerrung liegt darin, dass die Anzahl Stücke pro Zeitraum im ersten Jahr (1934) noch viel tiefer liegt als in späterer Zeit, in der sie relativ konstant bleibt. Weil die Skalierung der Zeitachse in allen unseren graphischen Darstellungen aber eine gleichförmige Notizengenerierungsfrequenz unterstellt, erscheinen sie um diesen Effekt verzerrt. Obschon auch der 20-seitige Einschub der "Varianten, Zusätze und Nachträge zu Nuancen und Details II" (ab Seite 1000) noch zu einer weiteren Verzerrung führt, bleibt der verfälschende Effekt für die Schlüsse, die wir aus den Grafiken ziehen werden, doch unerheblich. (Das wirklich Entscheidende ist natürlich nicht die Frequenz ihrer Generierung, sondern die gleichförmige Anzahl zur Publikation ausgewählter Stücke pro Zeiteinheit; diese schwankt indes in einem nicht relevanten Ausmass.) Wer sich schliesslich über die Tatsache wundern sollte, dass in unseren graphischen Visualisierungen mitunter auf einem y-Achsenabschnitt mehrere Markierungen auf derselben Höhe liegen, sei hiermit darauf aufmerksam gemacht, dass in diesem Fall ein Stück aus mehreren Grundnotizen zusammengesetzt wurde. (In der Darstellung des vierten Teils lässt sich das Phänomen knapp über und unterhalb des y-Achsenabschnitts mit dem Wert 20 beobachten. Im Fall der Notiz IV,19 liegen alle drei – im Fall von IV,21 zwei der

drei – konstituierenden Stücke allerdings zeitlich so nahe beisammen, dass die einzelnen Datenpunkte sich in dieser Darstellung kaum voneinander unterscheiden lassen.) [\[zurück\]](#)

<sup>45</sup> Auch in der Anordnung der Stücke aus der zweiten Hälfte dieses Teils lässt sich noch eine gewisse Chronologie erkennen. Die Trendlinien, die wir in dieses und die nachfolgenden Diagramme eingefügt haben, zeigen jeweils die Gesamttendenz über alle Stücke des dargestellten Teils an. [\[zurück\]](#)

<sup>46</sup> Die etwas flachere Steigung der Trendlinie in der Graphik des Anhangs hängt mit dem ersten Stück (Nr. 139) zusammen. Hierbei handelt es sich um eine Collage aus 16 Auszügen, von denen sich einige Teile im *Grundmanuskript* sehr weit hinten befinden. [\[zurück\]](#)

<sup>47</sup> Wie wir gesehen haben, sind nach Hohls Rückkehr in die Schweiz zunächst die provisorischen Auszüge "E", "C" und "O" entstanden, also die späteren Teile I, III und IV, deren provisorische Fassungen allesamt bereits im März 1938 abgeschlossen wurden. Auch von den Auszügen "F" und "P" – den späteren Teilen V und VI – lagen provisorische Fassungen schon zu Beginn des Jahres 1939 vor. Zu den früh entstandenen Teilen gehören auch noch die beiden ebenfalls nicht chronologisch strukturierten Teile XI und VIII aus dem zweiten Band der *Notizen*. Diese sind ebenfalls bereits im März 1938 bzw. im Dezember 1943 "vorläufig beendet" worden, wie wir in Ludwig Hohls *Journalen* erfahren haben. Mit Beginn des Jahres 1944 hatte Hohl also die Arbeit an allen sieben atemporalen Teilen weitgehend abgeschlossen, während seine Umbauarbeiten an den chronologisch strukturierten Teilen erst begann. Als "frühe Teile" bezeichnen wir hier und im Weiteren darum nicht die ersten sechs Abteilungen in den *Notizen* (I–VI), sondern die eben erwähnten neun Teile, die zeitlich am frühesten entstanden sind. [\[zurück\]](#)

<sup>48</sup> Interessanterweise zeigt ein Journaleintrag vom 23. November 1943 genau von diesen Teilen, die hier jeweils Ausnahmen bilden, dass sie als letzte der Gruppe der frühen Teile entstanden sind und also gleichsam einen Übergangsblock bilden:

Teil B beg. (die 2 andern weiterführend).	
Stand der provis. Fassungen am 30.11.43	
U ("V. Erreichb. u. v. Unerr.")	145 S.
A ("Apotheker")	18 S.
B ("Bild")	26 S.

Eine endgültige Version von "U" verzeichnet Hohl in seinem *Journal* dann zwar bereits Mitte Februar, jene von "Apotheker" hingegen erst Mitte April, und vom Auszug "Bild" wurde eine definitive Fassung sogar erst am 2. Oktober 1944 begonnen. Zu diesem Zeitpunkt war mit der definitiven Fassung von "XI. Vom Tod" der letzte nicht-chronologisch angelegte Teil längst abgeschlossen (genau am 31. August 1944). [\[zurück\]](#)

<sup>49</sup> Zwar hat Hohl mit dem im letztem Moment als Nummer "II" in den ersten Band aufgenommenen Auszug "U" schon vorher einen Teil der *Notizen* in chronologischer Reihenfolge belassen ("Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren"). Seinem *Journal* zufolge ist diese äusserst umfangreiche Abteilung aber anfangs 1944 als letzte des ersten Bandes in auffallend kurzer Zeit entstanden. Auch hier liegt darum die Vermutung nahe, Hohl habe zum Schluss für den Umbau seiner chronologischen in eine thematische Abfolge schlicht die Zeit gefehlt. Für diese Annahme spricht auch die Tatsache, dass der erste Band der *Notizen* dann bekanntlich nicht wie geplant schon im Frühjahr dieses Jahres, sondern erst im Herbst erscheinen konnte. [\[zurück\]](#)

<sup>50</sup> Unter diesen Akten findet sich auch ein Brief, in dem Artemis Hohl am 24. Mai 1945 die Mitteilung macht, dass sich der "vorgesehene Erscheinungstermin für Band II der *Notizen* nicht innehalten [liesse...], weil die Ablieferung des Manuskriptes ganz unerwartet ins Stocken" geraten sei. Weiter heisst es in diesem Schreiben: "Zwei erste Faszikel, die Sie Ende letzten Jahres unserem Herrn Dr. Witz aushändigten, wurden sofort an die Buchdruckerei Berichthaus weitergegeben und dort in Satz genommen. Als dann der Satz nicht weiter geführt werden konnte, da die Manuskriptfortsetzungen ausblieben, sah sich die Druckerei genötigt, die für Ihr Werk reserviert gewesene Maschine für andere Aufträge frei zu machen und den Schriftsatz auszuwechseln." [\[zurück\]](#)

<sup>51</sup> Was hingegen den Teil "Apotheker" betrifft, so haben wir gesehen, dass dieser zu den allerfrühesten Auszügen und provisorischen Fassungen gehört hatte, die Ludwig Hohl beinahe sieben Jahre zuvor schon angefertigt hat. Wir können darum davon ausgehen, dass er an ihm zuletzt nur noch einzelne kleinere Korrekturen und Eliminationen vorgenommen hat und dass die thematische Anordnung der Stücke schon viel früher erfolgt war. [\[zurück\]](#)

<sup>52</sup> *Darum* ist der biographisch-reduktionistische Ansatz von Bänninger und allen "Schulmeistern", die Hohl sonst noch "Egomanie" vorwerfen möchten, ja auch so gründlich verfehlt, weil dieses *Leben*, um das es hier geht, nur für den Notizenschreiber selber das Leben von Ludwig Hohl war, für jeden anderen Leser des Notizenwerks aber, der ein *wirklicher*, ein *richtiger* Leser sein will, immer auch *sein eigenes* Leben sein muss. In dem Stück "Die Erbschaft" hat Ludwig Hohl auf diese Notwendigkeit ausdrücklich hingewiesen. Den seines Erachtens einzigen Weg, auf dem man der doppelten Gefahr einer sinnlosen oder beliebigen Interpretation entgehen kann, beschreibt er darin wie folgt (II,203):

Wo ist der gute Weg [...]? Er ist nur im Schweren zu finden. – Es ist nur dadurch möglich, das man ähnlich erlebt, das Unaussprechliche in den Sätzen jenes Mannes *wieder*-findet; – dass man vom Gesamten aus jene Sätze wieder bilden kann und somit, mit gleicher Mühe, entsprechend neue. – Wirken denn jene nicht? Doch; aber nur, wenn man aus eigener Kraft eine große Nähe erreicht hat: dann springt der Funke herüber.

Später werden wir sehen, dass wir darum ebenso gut sagen könnten: im verborgenen Zentrum des Notizenwerks steht das Leben jedes richtigen Notizen/*lesers*. *Diese* Behauptung liesse sich nun freilich an Ludwig Hohls Biographie – n.b. in allen ihre Phasen – sehr trefflich illustrieren; der Grund dafür liegt darin, dass der Autor des Notizenwerks auch sein permanenter Leser geblieben ist. Damit hat er zwei der zentralen Lehren aus dem Teil "Der Leser" selber befolgt:

Der wirkliche Leser wird in dem gut Geschriebenen immer neue Seiten entdecken; in jeder Lage ergeben sich neue Wirkungen. Selbst wenn er das Stück "auswendig" weiß, wird es erst recht inwendig, ein Teil von ihm und erreicht kein Ende, da es fortzeugend ist wie das Leben – da es selber das Leben ist, ein realer Teil der Dinge und unabsehbar in den Folgen. (IV,1)

Diejenigen, die Lesen und Schreiben als Gegensätze sehn – während doch das eine nur die Intensivierung dessen ist, was auch dem andern allein das Leben gibt, – haben vom Lesen nichts begriffen, nie gelesen, ja, nie geahnt, was Lesen ist. (IV,5)

Es wird uns nicht weiter verwundern, dass in einem Werk mit einem derart starken, konstitutiven Zusammenhang von Leben und Werk, wie das in Ludwig Hohls Notizenwerk der Fall ist, das verbindende Element zwischen dem (richtigen) Lesen und dem (richtigen) Schreiben als *das Leben selbst* und ein *Lebensspendendes* erscheint.

Wir werden noch sehen, dass die Themenkreise der zwölf Auszüge der *Notizen*, deren Entstehung und Struktur wir hier darstellen, "geistigen Übungen" entsprechen, die in der antiken Lebensphilosophie und den frühen christlichen Mönchsorden von grosser Bedeutung waren und u.a. von Pierre Hadot und Michel Foucault zuletzt unter der Bezeichnung "exercices spirituels" resp. "Existenztechnik" auch wieder in die Philosophie eingeführt worden sind (vgl. S. 347ff.). [\[zurück\]](#)

<sup>53</sup> Diesen Umstand bringt Hohl in der Notiz 33 des fünften Teils der *Notizen* zum Ausdruck, wenn er sagt: Das Leben ist einen Schritt von dir entfernt, nur einen Schritt, aber immer einen Schritt, den Schritt muss man immer wieder tun [...] ; je mehr Male du den Schritt tatest, um so mehr bist du. [...] Besseres als diesen Schritt kann keiner tun; wer aber öfter den Schritt tat, hat die höheren Eigenschaften. [\[zurück\]](#)

## Exkurs 2: Zur Bedeutung von Spinoza

Was Hohls Verhältnis zu Spinoza – dem seiner Meinung nach "sicherste[n] und grossartigste[n] aller Atheisten" (IX,21) – angeht, so finden wir bereits im *Jugendtagebuch* des 17-jährigen einen äusserst aufschlussreichen Eintrag. Am 24.11.1921 notierte er dort (S. 66): "Geschl.[afen] von ¼ 11 Uhr – 4 Uhr, also 5 Std. Geburtstag *Spinozas*. 289 Jahre sind verflossen seit seiner Geburt." Dieser Eintrag wirft die Frage auf, wie der Schüler dazu gekommen ist, diesen Gedenktag zu Ehren des holländischen Philosophen zu begehen; darüber hinaus lässt der Eintrag vermuten, dass Spinoza für Hohl schon sehr früh von herausragender Bedeutung war.<sup>1</sup> Ludwig Hohls Rede von 289 Jahren, die seit Spinozas Geburt einfach nur "verflossen" seien, könnte man sogar als Hinweis darauf deuten, dass Hohl auf seinen jugendlichen Streifzügen an den Ufern der neueren Geistesgeschichte seit Spinoza nichts Vergleichbares an Bedeutung mehr gesichtet hat. Die strahlende Wirkung des marranischen Leuchtturms, an dem die Zeit jahrhundertlang vergeblich ihr verdunkelndes Werk des Vergessens betrieben hat, scheint den innerlich sturmgepeitschten Jüngling gewaltig erfasst zu haben.<sup>2</sup>

Aus seiner Faszination für den verfemten Freigeist machte der Sirnacher Pfarrerssohn kein Geheimnis. Dem *Jugendtagebuch* zufolge hatte er seinem Klassenkameraden Kurt Müller bereits am 9. November dieses Jahres (1921) vom holländischen Philosophen gesprochen;<sup>3</sup> und noch drei Wochen vorher hatte er neben so ambitiösen Titeln wie: "Eingang zur Philosophie", "Für wen ist die Philosophie?", "Nietzsches Leben", "Nietzsches Lehre" und "Warum sich Kleist den Tod gegeben" auch "Spinoza" schon als Thema für ein grosses Referat vor dem örtlichen Männerverein in Betracht gezogen (S. 45).<sup>4</sup> – Spätestens aufgrund dieser Tatsache dürfen und müssen wir beim Kantonsschüler Spinoza-Kenntnisse voraussetzen, die weit über seine nackten Lebensdaten hinausreichen.

Ludwig Hohls gesamte frühe Beschäftigung mit Spinoza scheint sich im Rahmen seiner ominösen "Gelehrsamkeitsübungen" allerdings nur auf *indirektem* Weg abgespielt zu haben.<sup>5</sup> Die konkreten (Um-)Wege, auf denen der junge Hohl in den Bannkreis des Philosophen geraten ist, lassen sich zum Glück recht genau recherchieren. Dabei ist vor allem das *Jugendtagebuch* äusserst aufschlussreich.

## I Jugendliche Lektüren

### Ein überwiegend biographisches Interesse

Wenn man die ganz oder auszugsweise gelesenen Bücher betrachtet, die im *Jugendtagebuch* erwähnt werden, erkennt man bei Ludwig Hohl leicht eine gewisse generelle Vorliebe für biographische Lektüren während dieser Zeit.<sup>6</sup> Neben zwei Kleist-Biographien und Lebensbeschreibungen von Schiller, Goethe, Herder, Meyer, Schopenhauer und Michelangelo hat Hohl auch eine längere biographische Abhandlung von Coronel gelesen mit dem Titel: "Baruch Spinoza im Rahmen seiner Zeit" (Basel, 1873). Dem *Jugendtagebuch* zufolge hat der Schüler dieses kleine Werk am Sonntag, den 13. November 1921 "angefangen zu studieren" und ist er am nächsten Morgen um 4 Uhr aufgestanden, um sein Lektürestudium zu Ende zu führen.

## Coronels Biographie

Schon in der Einleitung erklärt Coronel ausdrücklich, das Schwergewicht seiner Beschreibung auf Spinozas *Lebensgeschichte* und seinem *Charakter* und nicht eigentlich auf sein philosophisches Werk legen zu wollen (S. 4): "Ich habe vor, Sie bekannt zu machen mit dem Leben und dem Charakter eines Mannes, dessen höchste Glückseligkeit im Denken bestand, dessen einziges Streben das Forschen nach Wahrheit war. Er war ein König im Reich der Gedanken, ein Apostel der Wahrheit. Als ausgezeichnete Philosoph hat er die Konsequenz zum Äussersten getrieben, sowohl in seiner Lehre als in seinem Leben. Einzig in seiner Art stand er allein in seinem Denken und Leben. Er ist ein Ideal, das uns anziehen muss, das aber nicht viel Chance hat einen Nachfolger zu finden."<sup>7</sup>

Die heroische Schilderung vom Leben und Leiden des Philosophen, den Coronel ausziehen lässt, um als "unbekannte[r] Sprössling der Verfolgten [...] dem Autoritätsglauben den Gnadenstoss zu geben, und das selbstständige Denken zum Throne zu erheben" (S. 6), wird gewiss so recht nach dem Geschmack des nach geistigen Helden und ihrer Verehrung hungernden und gegen jede Form von Bevormundung durch Lehrer und Eltern aufbegehrenden Jünglings gewesen sein.

Spinoza wird von Coronel nicht nur als Bewahrer des wahren Judentums gefeiert, das in jener Zeit angeblich "durch die rabbinistischen und kabbalistischen Erklärungen missgestaltet wurde" (S. 22); gleichzeitig preist er ihn auch als Erneuerer eines echten "christlichen Lebens", das seiner Meinung nach damals "in der Lehre der orthodoxen Kirche" umzukommen und "zu einem philosophischen Heidenthum missgestaltet zu werden" drohte (S. 16).<sup>8</sup> Das notwendige intellektuelle Rüstzeug für diese geschichtsträchtigen geistigen Erneuerungen habe sich Spinoza über weite Strecken autodidaktisch angeeignet, heisst es bei Coronel (S. 20): "Die Neigung zur Wissenschaft führte Spinoza über den engen Kreis des alltäglichen Studiums, den Vorschriften seiner Lehrer gemäss zu vollbringen. Ausser der Schule studierte er die Schriften der ältern jüdischen Philosophen [...]. [ungrammatikalische Konstruktion i.O. MR.]

Hier zeigt sich eine weitere Parallele zwischen Ludwig Hohl und dem holländischen Philosophen. Auch Hohls Ungenügen am schulischen Lehrstoff und seine privat betriebenen "Gelehrsamkeitsübungen" sind längst bekannt, und auch Hohl hat sich in seinen Privatstudien hauptsächlich mit "ältern [...] Philosophen" beschäftigt, z.B. eben mit Spinoza.<sup>9</sup> Ludwig Hohls weiterer Lebensweg ist von diesen frühen, intensiven Auseinandersetzungen mit Philosophie nicht unberührt geblieben: nicht zuletzt durch sie wurde er – genau wie Spinoza – in eine zunehmende Auflehnung gegen seine Herkunft und sein damaliges institutionelles Umfeld getrieben, die schliesslich auch bei Hohl zu einem radikalen Bruch führen musste.

Wir dürfen davon ausgehen, dass gerade Coronels romantisch-revolutionäres Bild von Spinoza als eines heiligen Ketzers, der – um in seinem Denken nicht den kleinsten Kompromiss eingehen zu müssen oder die kleinste Unaufrichtigkeit an sich zu dulden – ohne Zögern ein "verfluchtes" Leben in sozialer Isolation und materiellem Elend gewählt hat, die Kompromisslosigkeit von Hohls jugendlicher Verweigerungshaltung gegenüber den Erziehungsbemühungen seiner Eltern und den disziplinarischen Anforderungen der Frauenfelder Kantonsschule entscheidend verschärft hat. Es wird kein Zufall gewesen sein, dass die heftige Auseinandersetzung mit Lehrer von Greyerz, in der die Weichen für den späteren Schulabbruch gestellt wurden, exakt an jenem 14. November 1921 stattgefunden hat, an dem Ludwig Hohl nach einer kurzen Nacht um 4 Uhr morgens "Spinoza nach der Biographie von *Coronel* [...] fertig gelesen" hatte.<sup>10</sup> Wie man leicht sieht, gleicht das Loblied auf seinen eigenen Mut und seine Standhaftigkeit, zu dem der Schüler nach diesem (vor-)entscheidenden "Gefecht" anstimmt, in Form und Inhalt ganz dem feierlichen Duktus seiner Coronel-Spinoza Lektüre der letzten 24 Stunden (S. 61):



Wohl hätte ich die Sache nach dem Wind richten können, so einstellen, dass G. [scil. Greyerz] nicht getroffen worden wäre. [...] *Aber Derartiges ist mir unmöglich.* Ich muss diese höchsten Dinge klar u. gerade darlegen, wie sie mir scheinen, klar u. gewaltig, wie meine Überzeugung ist, die im Inneren steckt.

Hohls Rede von "höchsten Dingen" und einem stahlharten "Duell" auf Leben und Tod lässt den Schuljungen vor seinem Lehrer Greyerz erscheinen, wie der grosse Philosoph vor Rabbi Morteira. Im heroischen Pathos dieser Darstellung, das zwar auch sonst vielen Passagen im *Jugendtagebuch* eignet, dürfen wir an dieser Stelle durchaus eine direkte Folge seiner intensiven Auseinandersetzung wenn nicht einer vollständigen Identifikation mit dem holländischen Philosophen vermuten, wie Samuel Senior Coronel ihn porträtiert hat. Wenn dieser nämlich von Spinoza schreibt (S. 22): "Etwas in der Theorie als unwahr zu erkennen und es doch aus Furcht, Gewohnheit oder eigenem Interesse anzuwenden, war seinem Charakter gänzlich zuwider", dann kann man darin nicht nur so etwas wie eine Vorlage für Hohls obenstehenden Tagebucheintrag sehen. Unschwer erkennt man darin auch schon eine der ganz zentralen Position des späteren Notizenschreibers, welche besagt, dass jede (wahre) Erkenntnis mit einer ihr entsprechenden Tat in unauflösbarer Wechselwirkung stehen müsse (vgl. z.B. *Die Notizen* I,47 und XII,17).

Wie wir aus dem *Jugendtagebuch* wissen und bereits erwähnt haben, hatte Pfarrer Hohl im geistigen Kurs seines Sohnes die Zeichen eines heraufziehenden und Untergang drohenden Sturms deutlich erkannt. Ludwig Hohl von seiner "geistigen Mission" abzubringen, war zu diesem Zeitpunkt aber bereits aussichtslos. Wie ein letztes Zitat von Coronel zeigt, dürfte der Schüler im zunehmenden Zerwürfnis mit seinem Vater nur eine weitere Parallele zu Baruch de Spinozas 'vita philosophica' gesehen haben (S. 21): "Sein Vater blickte hoffnungsvoll in die Zukunft dieses einzigen männlichen Sprösslings hinein, der die Ehre und den Ruhm seines Geschlechts erhalten würde, und der einmal ein Stützpfeiler werden würde des Judenthums, eines Glaubens, den viele so theuer hatten büssen müssen. Aber man hatte ohne die Umstände gerechnet, die Dinge nahmen eine ganz andere Wendung. Der kritische Geist des jungen Talmudisten kam in Aufruhr gegen die Lehre seiner Väter und Lehrer."

### **Windelbands Rede zum 200. Todestag**

Coronels Biographie war für Hohl bei Weitem nicht der einzige Anlass, sich bereits als Kantonsschüler autodidaktisch mit Spinoza zu beschäftigen. Sie war auch nicht der erste. Am 26. Oktober 1921 verzeichnet das *Jugendtagebuch* nämlich bereits folgende Lektüre (S. 50): "Windelband, Zum Gedächtnis Spinozas aus den 'Präludien'". Dieser Text scheint den Jüngling ebenfalls sehr begeistert zu haben, heisst es doch auch hier am nächsten Tag bereits wieder, dass er "fertig gelesen" sei.<sup>11</sup> Welches Spinoza-Bild wurde ihm dort vermittelt?

In seiner Rede zum 200. Todestages spricht Wilhelm Windelband ebenfalls voller Ehrfurcht von einem "Heiligkeitag der Wissenschaft" und nennt er Spinoza einen "Märtyrer" (S. 88). Wie die folgende Passage zeigt, bezieht auch er sein Lob dabei weniger auf Spinozas philosophisches System als vielmehr auf seinen grossen Charakter, den Windelband (fast) ebenso überschwänglich preist, wie wir das eben schon bei Coronel gesehen haben (S. 89f.): „So gut wie nur irgend einer der Heroen der menschlichen Denkarbeit ist Spinoza der leuchtende Beweis dafür, dass es keine wahre Genialität und keine höchste Entfaltung geistiger Kräfte giebt ohne die Grösse des Characters. Wenn die Geschichte der Philosophie immer mit einer gewissen Feierlichkeit bei dem Namen Spinozas anhält und über seine Bedeutung mit besonderer Vorliebe sich ergeht, so rührt das vor Allem daher, dass bei ihm ebenso sehr der Mensch unser Herz gewinnt, wie der Philosoph unseren Geist fesselt; und es ist [...] der ergreifende Eindruck wahrer innerer Grösse, worauf dies

allgemeine Interesse an seiner Persönlichkeit beruht. [...] Alles, was er thut, was er lebt, was er lehrt, trägt an sich den Stempel reinsten Wahrhaftigkeit und vollster Überzeugtheit. [...] Diese innerliche Festigkeit aber erwächst nur daraus, dass sich alle Kräfte einer ganzen Lebensarbeit mit klarem Bewusstsein auf Ein grosses Ziel hinreichten, und jene nach allen Seiten strahlende Wahrhaftigkeit wurzelt eben darin, dass es ihm von Jugend auf voller und heiliger Ernst war um die Wahrheit. Die Arbeit des Denkens war ihm Pflicht und Seligkeit zugleich.“

Erstaunlicher Weise insistiert hier also selbst der Kantianer und selbsternannte Kritizist Windelband nicht auf dem systematischen und methodischen Charakter von Spinozas begrifflichem Operieren, sondern charakterisiert seine Philosophie im Ganzen als "eine Anweisung zum seligen Leben" (S. 95). Dabei stellt auch Windelband fest, dass wohl "von keinem Philosophen [...] je in höherem Grade gegolten [habe], dass er lebte, was er lehrte" (S. 109). Im Unterschied zu Coronel, der bei Spinoza eine "tief eingewurzelte Schwermuth" und eine "nie ausgeheilte Gebrochenheit des Herzens" vermutet (S. 9), deutet Windelband Spinozas absolute Ernsthaftigkeit nun aber als "wahre[n] Ausdruck antiker Ataraxie" (S. 111): "Nie vielleicht, mit Ausnahme des Sokrates, hat ein Mensch das trübe Geschick des Nicht-verstandenseins und der Verfolgung mit weniger Pathos getragen, als Spinoza. [...] Jeder Zug des Ernstes stammt nur aus der tiefen Wahrhaftigkeit, vor der das Spiel des Lebens vergeht: denn die Wahrheit ist der Ernst. Und daneben mischt sich in diesen Ausdruck ernster Ruhe noch ein anderer – es ist der der Arbeit, zwar nicht derjenigen, welche die Hände schwielig macht, aber doch der schwersten und zerreibendsten von allen – der Arbeit des Denkens.“

Auch in Windelbands Spinoza-Porträt klingt an dieser Stelle bereits ein programmatisches Moment des Notizenwerks an: Hohls Begriff vom (geistigen) Arbeiten, durch welches sich alles Leiden und selbst der Tod überwinden und Zeitliches in Ewiges fortsetzen lassen soll.<sup>12</sup> Philosophisch-inhaltliche Kenntnisse hat auch diese kleine Rede aus den *Präludien* Ludwig Hohl kaum vermittelt. Im Vordergrund stehen auch bei Windelband eindeutig Spinozas Geist und sein unerbittlich eigenständiger Charakter, wie er sich in der exemplarisch philosophischen Lebenswahl und unbeirrbar philosophischen Lebensweise dieses Mannes auch hier offenbart.

## Wissenschaftliche Sekundärliteratur

### Paulsens Einführung

Wenn wir alle frühen Quellen untersuchen wollen, aus denen Hohl seine Spinoza-Kenntnisse bis 1935 bezogen hat – wobei wir aufgrund des Bisherigen eigentlich nicht von "Kenntnissen", sondern allenfalls von einer gewissen Vertrautheit sprechen dürfen – dann müssen wir auch einen kurzen Blick in Friedrich Paulsens "Einleitung in die Philosophie" werfen (Cotta, Berlin, 1892). Im *Jugendtagebuch* figuriert dieses Werk nämlich bereits am 1. Oktober 1921 auf Hohls Liste seiner "zusammengetragenen" Bücher (S. 39). Wann genau er mit dem Studium dieser Einleitung begonnen hat, können wir heute nicht mit Sicherheit angeben. Fest steht, dass er am 3. Oktober den ganzen Tag "im Studium von Paulsen [...] begriffen" ist, von dem es heisst: "ich folge ihm gut" (S. 40); der letzte Eintrag zu Paulsen erfolgt allerdings bereits zwei Wochen später, am 19. Oktober, und lautet: "Paulsen, Einl. i.d.P. / Zu Ende gelesen. S. 'Zu meiner Lektüre'".<sup>13</sup>

Im Vorwort (zur ersten Auflage) bezeichnet Paulsen sich als einen Verfechter des idealistischen Monismus, unter welchem er eine Position *zwischen* rationalistischer Metaphysik und empiristischem Positivismus versteht. Abweichend von Paulsen, der Spinoza dem ersten Pol zuordnet, haben andere in dessen Philosophie einen paradigmatischen Fall des idealistischen Monismus gesehen, dem sich auch Paulsen selbst zuordnet. So gesehen könnte Hohl seine Lektüre unterschwellig durchaus in die Richtung des Holländers geführt haben, obschon in seiner *Einleitung in die Philosophie* ein eigenes Kapitel über Spinoza fehlt. (Paulsens Werk folgt nicht einem philosophisch-

historischen, sondern einem systematischen Leitfaden). Entsprechend ist von ihm immer nur 'en passant' die Rede. Paulsen klassiert Spinozas Ethik als eine "teleologische", wobei er erklärt, dass sie darin der griechischen Philosophie und in jüngerer Zeit dem Utilitarismus gleiche (vgl. S. 51); bei anderer Gelegenheit lässt er verlauten, dass Spinoza – wie auch Hobbes, Leibniz, Wolff und er selber – ein Vertreter des Energismus sei, der, im Gegensatz zum Hedonismus, dafür halte, dass "ein gewisser Lebensstypus und seine Betätigung [...] das tatsächliche Ziel alles Lebens und Strebens" sei (S. 453). Diese Stellen zeigen an, dass wir mit Paulsen zwar in der Lektüreliste des Kantonsschülers endlich auf eine sachliche Einleitung in die Philosophie gestossen sind; ihr Studium scheint er dafür umso rascher und oberflächlicher betrieben zu haben. Dem *Jugendtagebuch* zufolge verhallte dieses Werk, in dem man über Spinoza kaum etwas erfährt, beim Jüngling jedenfalls (fast) echolos.

### ***Erdmanns Geschichte der Philosophie***

Ähnlich liegen die Dinge in einem zweiten Fall von wissenschaftlich analytischer Sekundärliteratur, demjenigen von Johann Eduard Erdmann. Wir haben eben bemerkt, dass sich nicht mit Sicherheit angeben lässt, um welches Werk es sich bei Hohls Erdmann-Lektüre genau gehandelt hat, die er am 8. September 1921 zum ersten Mal im *Jugendtagebuch* erwähnt. Allerdings ist diese Unsicherheit nicht weiter problematisch. Der nächste – und gleichzeitig auch schon letzte – Tagebucheintrag zu Erdmann erfolgt nämlich bereits zwei Tage später: "Kuno Fischers Geschichte der neuern Philosophie machte mir einen sehr viel grösseren Eindruck als Erdmanns" (S. 36). Wenn unsere Vermutung zutrifft, und es sich bei dieser Erdmann-Lektüre tatsächlich um Passagen aus dessen zweibändigem *Grundriss der Geschichte der Philosophie* gehandelt hat, und wenn wir überdies aus Hohls mangelndem Enthusiasmus für dieses Werk 'ex negativo' auf die Natur seiner ansonsten offenkundigen und leidenschaftlichen Begeisterung für Philosophie Rückschlüsse ziehen können, dann wird sich ein kurzer Blick in das Spinoza-Kapitel bei Erdmann vielleicht lohnen. Wir finden es im zweiten Teil des zweiten Bandes seines Grundrisses (§272-273).

Aufgrund dessen, was wir bisher über die Natur von Hohls früher Begeisterung für Philosophie im Allgemeinen und für Brauch de Spinoza im Besonderen festgestellt haben, wäre es auch äusserst verwunderlich, wenn diese dreissig Seiten bei Erdmann den Schüler irgendwie beeindruckt hätten. Wenn Hohl das Spinoza-Kapitel überhaupt gelesen hat, müssen wir davon ausgehen, dass er Erdmanns Ausführungen darin weder im Einzelnen noch in ihrem Zusammenhang zu folgen vermochte. Das strukturierende Prinzip dieser Philosophiegeschichte ist nämlich ein geschichtsphilosophischer Hegelianismus (vgl. §10), der an vielen Stellen vor spitzfindiger Begriffshegelei nur so strotzt! Wer die Philosophie des schwäbischen Grossmeisters nicht verinnerlicht hat, wird die Lektüre seines virtuoson Adepten so ermüdend und derart dunkel finden, dass er Erdmann bald weglegen muss.<sup>14</sup> Das ist natürlich in keiner Weise als Kritik an Erdmanns Grundriss gemeint; es soll dadurch lediglich der Umstand hervorgehoben werden, dass seine Lektüre für den jungen Hohl damals höchst ungeeignet war.

Erdmann selbst erklärt ausdrücklich, dieses Lehrbuch zur Examens-Vorbereitung für seine Studenten konzipiert und damit beabsichtigt zu haben, "einen Grundrisse zu entwerfen, der meinen Zuhörern in conciser Form wiedergäbe, was ich vorgetragen hatte" (VIII). Für den Hochschul-Dozenten standen dabei überall "die feinsten Unterschiede der Systeme" im Vordergrund (§8), die auch noch den begabtesten Kantonsschüler restlos überfordern mussten. Kommt dazu, dass der rechtshegelianische Professor aus Halle gerade in jenen Passagen, in denen er auf Spinozas Philosophie eingeht, bei seinen Lesern so viele Vorkenntnisse voraussetzt, dass er sich über weite Strecken nur noch damit beschäftigt, seine eigenen Interpretationsansätze gegen diejenigen seiner neukantianischen Berufskollegen abzugrenzen (v.a. Kuno Fischer und Friedrich Adolf Trendelen-

burg). Sein Diskurs ist also über weite Strecken ein Metadiskurs, wobei Erdmann viel Gewicht darauf legt, dass jede Spinoza-Interpretation unbedingt überall dessen geometrischer Methode Rechnung tragen müsse, "selbst wo die Beweise geschmacklos sind und Erschleichungen enthalten. Jeder Gesichtspunkt, der für den Mathematiker nicht da ist, wird daher von Spinoza ausdrücklich als ein ungehöriger verworfen" (S. 49). – Gerade in diesem letzten Punkt ist der Jugendentagebuchschreiber exakt der gegenteiligen Ansicht. Ein rekurrerender Topos im Hohl's *Jugendentagebuch* und ein zentrales Thema in vielen seiner Schulaufsätze besagt, dass "der trockene äusserliche Verstand [nur] der Vorhof des Geistes" ist (S. 46): "Der leere Verstand bildet nicht einmal einen grossen Philosophen", heisst es etwas später, wobei der Schüler dazu noch folgende Erklärung abgibt (S. 86): "Der Verstand ist zu *nüchtern*, zu *klein*, zu *ruhig*, zu *bescheiden*, um das *gewaltige Treiben* zu erfassen", dazu braucht es noch das "Gefühl".<sup>15</sup> Erdmann, der in seiner "Geschichte der Philosophie" entschieden einen andern Ansatz verfocht, musste Hohl darum kalt lassen. Anders präsentiert sich die Lage im Fall von Kuno Fischers 10-bändiger Philosophiegeschichte, von der Ludwig Hohl in jungen Jahren die ersten beiden Bände verschlungen hat. Von ihr heisst es im *Jugendentagebuch* (S. 36): "Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie machte mir einen sehr viel grösseren Eindruck als Erdmanns. Ich sollte mehr an meinen Arbeiten sein."

### **Fischers Geschichte der Philosophie**

Mit Kuno Fischer beschäftigt sich Hohl mindestens vom 21. September bis am 7. Dezember 1921 intensiv. Während dieser Zeit macht er im *Jugendentagebuch* präzise Angaben über den Fortschritt seiner Arbeit an dem gewaltigen Werk.<sup>16</sup> Daraus können wir schliessen, dass Ludwig Hohl sein Spinoza-Studium bei Fischer in grosser Eile und bewusst oberflächlich betrieben hat.<sup>17</sup> Angesichts dieser Tatsache würde es nicht nur den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wenn wir Fischers Spinoza-Darstellung inhaltlich abbilden wollten, um daraus auf mögliche Kenntnisse seiner philosophischen Gedanken beim Kantonsschüler zu schliessen; es erschiene auch völlig unsinnig. Wir wollen Fischers Spinoza-Porträt hier darum nur in einem, wie wir nun schon mehrfach gesehen haben, freilich ganz entscheidenden Aspekt beleuchten.

In der *Geschichte der neuern Philosophie* von Kuno Fischer wird nicht nur beiläufig eine detaillierte Lebensbeschreibung des holländischen Philosophen der Analyse seines geometrischen Systems vorangestellt. Auch Fischers Auffassung zufolge ist ganz allgemein "die charaktervolle Eigentümlichkeit eines grossen Denkers [...] die Quelle und der Träger auch seiner Philosophie. [...] Um diese verstehen zu lernen, gibt es [darum auch ihm zufolge] keinen besseren Weg, als die Einsicht in die charakteristischen Grundzüge der Persönlichkeit des [jeweiligen] Philosophen" (Bd.3, S. 2).<sup>18</sup> Im konkreten Fall von Spinoza konnte Hohl bei Fischer lesen, seine "Philosophie [...] der Alleinheit" und sein "System der blossen Kausalität", die in schroffem Gegensatz zu allen althergebrachten, religiösen und philosophischen Vorstellungen der Zeit gestanden haben, hätten ihre volle Entsprechung gefunden in seinem "völlig bedürfnislosen, einsamen, der Erkenntnis allein gewidmeten Leben" (a.a.O.).

An späterer Stelle, wo es um die philosophische Analyse seines Systems geht, wird Fischer freilich erklären, Spinozas grösste Tat habe in der ersten rein mechanistischen Welterklärung bestanden, die auch "eine natürliche Moral, eine natürliche Religion [und] eine natürliche Theologie" ermöglicht hätten (Bd.3, S. 6; vgl. weiter Bd.1, S. 328f. und v.a. Bd.2, S. 353ff.). Entsprechend charakterisiert er Spinozas philosophisches System mit den Schlagworten: "Rationalismus und Pantheismus" (Bd.2., S. 557ff.) sowie "Naturalismus" (Bd.2., S. 560ff.). Soweit dürfte ihm der Schüler Hohl aber gar nicht mehr gefolgt sein. Diese technischen Passagen hat er wahrscheinlich einfach übersprungen.<sup>19</sup>

## Ein erstes Fazit

Es ist an der Zeit, dass wir ein kurzes Fazit aus Hohls frühen, indirekten Beschäftigungen mit Baruch de Spinoza ziehen. Vom Umfang und Ablauf her ergibt sich gesamthaft gesehen folgendes Bild: der Kantonsschüler hat sich während relativ kurzer Zeit derart intensiv und wie in einem Rausch mit Spinoza beschäftigt, dass wir von keinem anderen Philosophen sagen könnten, seine Auseinandersetzung mit ihm reiche in dieser Zeit auch nur annähernd an Hohls Spinoza-Studium heran – abgesehen von der bedeutenden Ausnahme Nietzsches vielleicht. Dieses Studium fiel in den Herbst 1921 und dauerte drei Wochen. Es begann mit der Lektüre von Wilhelm Windelbands Gedenkreferat, ging dann zu einer überschlagartigen Lektüre ausgedehnter Spinoza-Passagen bei Kuno Fischer über und endete schliesslich mit der Lektüre von Coronels überschwänglicher Spinoza-Biographie am 14. November.<sup>20</sup>

Was den Inhalt von Ludwig Hohls frühem Spinoza Studium betrifft, so können wir festhalten, dass es überwiegend *biographischer* Natur war, und er also mit der Lebensgeschichte und den typischen Charaktereigenschaften Spinozas sehr früh vertraut war. Gleichzeitig sind uns zahlreiche Ähnlichkeiten zwischen den Lebens- und Charakterbeschreibungen des grossen Philosophen aufgefallen, die der Jüngling gelesen hat, und Hohls Selbstinszenierung im *Jugendtagebuch*. Unser genereller Verdacht, sein Studium des Philosophen könnte auf den gerade in dieser Zeit sich zunehmend isolierenden und in seiner Opposition gegen Eltern und Lehrer radikalisierenden Kantonsschüler einen direkten Einfluss gehabt haben, liess sich am Beispiel der fatalen Unterredung mit Greyerz vom 14. November 1921 konkretisieren.

Wo seine frühe Auseinandersetzung mit Spinoza dem Kantonsschüler hingegen Gelegenheit zur Aneignung philosophisch-theoretischer Einsichten geboten hätte, hat er solche Passagen entweder einfach übersprungen oder ihre Lektüre zumindest mit rasender Eile betrieben. Aufgrund der Lektüreeintragungen im *Jugendtagebuch* wird man darum nicht behaupten können, Ludwig Hohl habe sich schon zu dieser Zeit *inhaltliche* Kenntnisse von Spinozas Philosophie angeeignet, die als Fundament für die These einer philosophisch-inhaltlichen Affiliation ausreichen würden. Zumindest während der Zeit des *Jugendtagebuchs* bestand Ludwig Hohls Beschäftigung mit Spinoza nicht in einer wissenschaftlich fundierten Analyse seiner Philosopheme, sondern in einer begeisterten Identifikation mit dem Schicksal eines "geistigen Helden", dessen radikale philosophische Lebenshaltung sich Ludwig Hohl offensichtlich zum Vorbild genommen hat.

## II Spinozas Präsenz während der Schaffenszeit

Wir wollen nun die Jugendjahre verlassen und nach weiteren Spuren einer Auseinandersetzung von Ludwig Hohl mit Baruch de Spinoza in der Zeit seiner Arbeit am Notizenwerk suchen. Dabei fällt auf, dass im Frühling 1935 der holländische Philosoph in Hohls Wertschätzung kaum gesunken, geschweige denn aus seinem Blickfeld verschwunden ist. Bereits vor jenem 27. Mai, an dem er zum ersten Mal Spinozas *Ethik* "im Original" lesen wird, finden sich im *Grundmanuskript* diverse Einträge, die auf eine anhaltend hohe Wertschätzung hindeuten.<sup>21</sup>

### Positive Hinweise vor der ersten Lektüre

Zum ersten Mal erwähnt Hohl Spinoza im *Grundmanuskript* in einer Notiz vom 14. März 1935.<sup>22</sup> In dieser Notiz geht es ihm darum, diejenigen Schriftsteller, die "ordentlich viel Bewusstsein des .... heiligen Guts [...] aus einer Potenz" heraus erreicht haben, von solchen abzugrenzen, bei denen



ein ähnliches Bewusstsein seiner Meinung nach nur "aus Impotenz des Geistes" entstanden sei (S. 187, kursive Hervorhebung MR). Als Beispiel eines solchen Geistes der ersten, potenten Klasse wird neben Goethe, Montaigne und Nietzsche eben auch Spinoza genannt.

In zwei weiteren Notizen finden wir den holländischen Philosophen zwei Monate später im *Grundmanuskript* erneut in bester Gesellschaft (vgl. Abbildungen S. 196f.); gleichzeitig geben diese Eintragungen Aufschluss darüber, weshalb Ludwig Hohl Spinoza noch vor seiner ersten Primärlektüre und viele Jahre nach seiner ersten Begeisterung für ihn noch immer zu den Allergrössten gezählt hat. Wir werden diese beiden wichtigen Eintragungen vom 14. Mai 1935 eingehend analysieren, wenn es darum gehen wird, Hohls Philosophieverständnis anhand seiner eigenen Schriften zu entwickeln (vgl. S. 265ff.). Zusammenfassend können wir vorwegschicken, dass Spinoza in diesen Notizen – erstaunlicher Weise – zu denjenigen Philosophen gezählt wird, die begriffen haben, dass das Ziel der Philosophie nicht ein *System* und ihr Mittel nicht (allein) philosophische "Spekulation" sein darf, sondern alles Denken von einem konkreten Menschenleben ausgehen und im Dienste dieses Lebens und des Menschen stehen muss, der es zu gestalten hat (vgl. *Die Notizen* IX,30).<sup>23</sup> Drei Monate später, am 11. August 1935, formuliert Hohl diese Grundauffassung im *Grundmanuskript* noch einmal anders (S. 354):

[...] Es gibt Erkenntnisstufen, wo der Mensch umkehren muss – sonst wird er absurd. Die Erkenntnis steigert sich selbst in die Unerkenntnis hinein. [Das grösste Beispiel dafür ist Kant – bewunderungswürdig und lächerlich.] Man kann nicht Musik machen mit der an sich selbst gesteigerten Musikidee, die Musik muss bei den Tönen bleiben; und die Idee bei den Dingen.

Die Idee hat die Eigenschaft, sich an sich selbst ins Leere steigern zu können. Sie kommt nicht weiter auf eine gewisse Art, schiesst zurück in sich, gleichsam um die Erde herum, und da die Leute das nicht spüren, wird alles, was sie sagen, falsch. Weiter kommen können sie nur in einer andern Dimension. (Es ist mir nicht alles ganz klar, aber das Falsche in anderer Leute Auffassungsweisen ist mir ganz klar.) Das haben die grossen Denker, Spinoza, Goethe, Heraklit, begriffen [und Kant hat das nicht gewusst.]

" " "

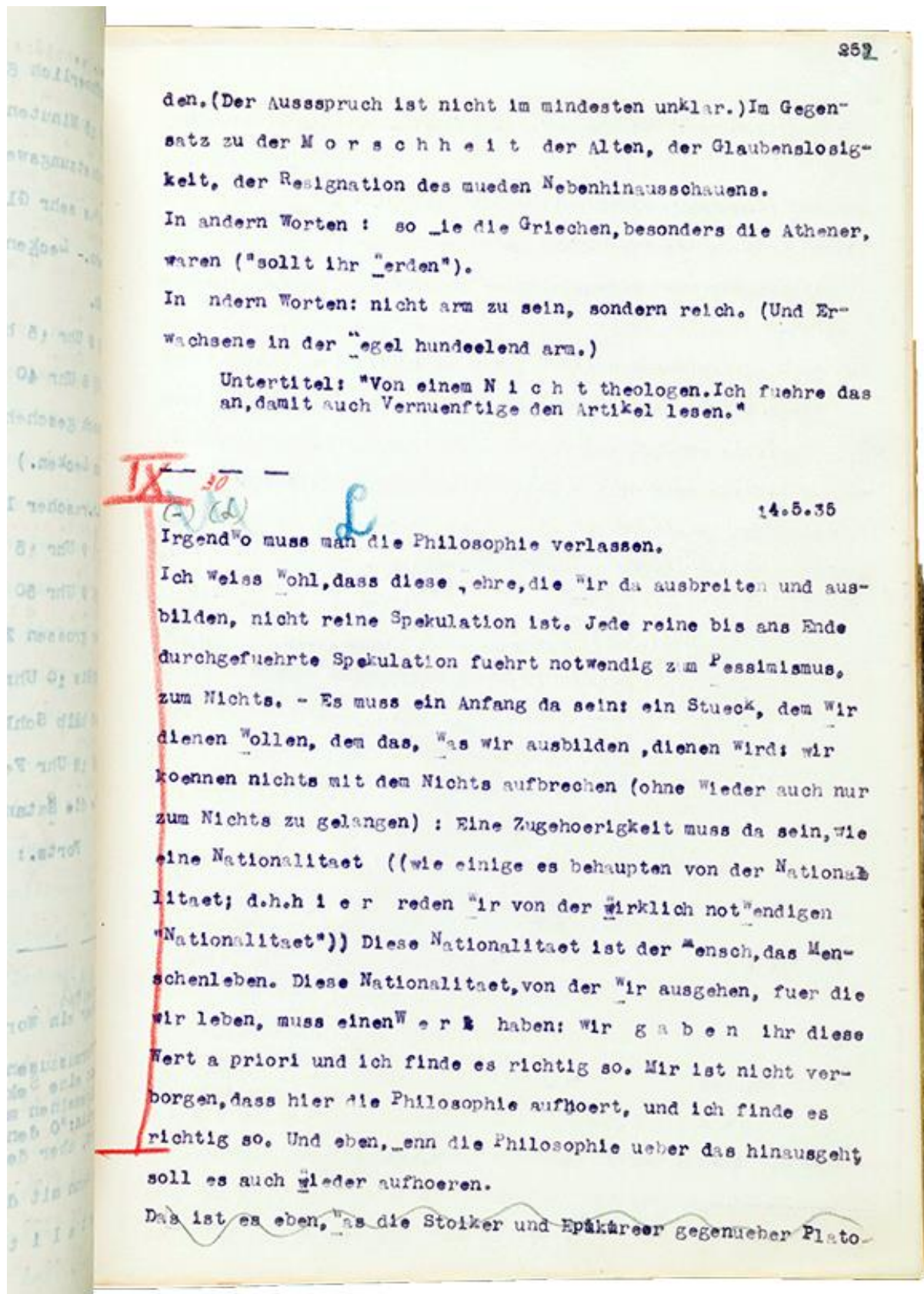
Kant ist ein grosser Denker gewesen – zweifellos – zu gross.

Wenn Hohl hier die Meinung ausdrückt, grosse Erkenntnisse bedürften noch "einer andern Dimension" als ihrer "spekulativen" Selbststeigerung, dann haben wir unter letzterer also die Beschränkung des Denkens auf begriffliche Analysen und logische Kalküle zu verstehen. Ob er dagegen, wenn er Spinoza zu jenen zählt, die darüber hinaus in eine "ander[e] Dimension" vorgestossen seien, hier bereits ganz konkret dessen dritte (intuitive) Erkenntnisart im Auge hat, oder sich einfach an den Grundton seiner Jugendlektüre zurückerinnert, anhand derer er die Überzeugung gewonnen haben muss, dass sich eine Spinoza-Interpretation nie nur auf die Entschlüsselung des Gedanken-Systems beschränken darf, sondern immer auch seiner (philosophischen) Lebensgestaltung Rechnung tragen muss, vermögen wir nicht zu entscheiden. Beides scheint hier möglich. Eine andere Beobachtung, die man an dieser Notiz vom 11. August leicht anstellen kann, führt hingegen zu einem eindeutigen Befund.

### **Von einer allgemeinen, ungewohnten Zurückhaltung**

Es ist interessant zu bemerken, dass Hohl nachträglich im *Grundmanuskript* nicht nur die gesamte, eben zitierte Passage von Seite 354 mit Bleistift durchgestrichen hat, sondern, wie nachfolgende Abbildungen der Seiten 253 und 254 zeigen, auch dort alle Passagen, in denen er klare Urteile über Philosophen ausspricht, durchgestrichen oder nicht veröffentlicht hat. Derart skeptischer Zu-

rückhaltung seiner eigenen Urteile *auf philosophisch-technischem Gebiet* begegnen wir im unveröffentlichten Werk von Ludwig Hohl an vielen Stellen. Dabei werden immer in etwa die gleichen Gründe für dieses Zögern genannt: "Mangel an Dokumentierung" (S. 253) oder mangelnde Kenntnisse (z.B. S. 271 und S. 291).<sup>24</sup>



252

den. (Der Ausspruch ist nicht im mindesten unklar.) Im Gegensatz zu der Morschheit der Alten, der Glaubenslosigkeit, der Resignation des mueden Nebenhinausschauens.

In andern Worten: so wie die Griechen, besonders die Athener, waren ("sollt ihr werden").

In andern Worten: nicht arm zu sein, sondern reich. (Und Erwachsene in der Regel hundeelend arm.)

Untertitel: "Von einem Nichttheologen. Ich führe das an, damit auch Vernünftige den Artikel lesen."

14.5.35

Irgendwo muss man die Philosophie verlassen.

Ich weiss wohl, dass diese Lehre, die wir da ausbreiten und ausbilden, nicht reine Spekulation ist. Jede reine bis ans Ende durchgeführte Spekulation führt notwendig zum Pessimismus, zum Nichts. - Es muss ein Anfang da sein: ein Stück, dem wir dienen wollen, dem das, was wir ausbilden, dienen wird; wir können nichts mit dem Nichts aufbrechen (ohne wieder auch nur zum Nichts zu gelangen): Eine Zugehörigkeit muss da sein, wie eine Nationalität ((wie einige es behaupten von der Nationalität; d.h. hier reden wir von der wirklich notwendigen "Nationalität")) Diese Nationalität ist der Mensch, das Menschenleben. Diese Nationalität, von der wir ausgehen, fuer die wir leben, muss einen Wert haben: wir geben ihr diesen Wert a priori und ich finde es richtig so. Mir ist nicht verborgen, dass hier die Philosophie aufhoert, und ich finde es richtig so. Und eben, wenn die Philosophie ueber das hinausgeht, soll es auch wieder aufhoeren.

Das ist es eben, was die Stoiker und Epikureer gegenueber Plato



Aristoteles und vor allem gegenueber der deutschen Spekulation auszeichnet.

- es ist das, was Heraklit, ((wahrscheinlich?)) Spinoza, Goethe, Nietzsche so gut begriffen haben (und Sokrates hatte es wenigstens unbewusst als Norm in sich). Dagegen ist Schopenhauer ein Beispiel dafuer, wie man es nicht machen soll: dort, wo es nichts mehr zu spekulieren gibt, weiterzuspekulieren. Kant war das Aeusserste in einer Entwicklungsfolge: er konnte nicht mehr ueberboten werden, ohne dass man ins Absurde stiess. Man musste die Philosophie von andern Elementen aus neu beginnen: von den Elementen aus, die in den Stoikern, Epikureern, Heraklit, Montaigne etc. die wichtigsten waren; was Nietzsche begriffen und getan hat.

(Hegel zu lesen, sobald Gelegenheit.)

Ueber die Grenzen der reinen Spekulation

Die Richtigen:

Heraklit u.a.  
Sokrates  
Spinoza  
Montaigne  
Goethe  
Nietzsche  
etc.

Die falsche Linie:

Plato-Aristoteles  
Kant  
Schopenhauer  
Die Theologen  
etc.

14.5.35

Geschätzte Schriftsteller

So manchmal geschieht es, dass man hoert ueber einen: "Ja ...; aber er ist jetzt veraltet." Und dann untersucht man und findet: Der war ja gar nie jung!

Vielleicht war diese Zurückhaltung berechtigt. Wie wir nämlich bald noch genauer sehen werden, hat sich Hohl zwar durchaus um die begriffliche Klärung zentraler Konzepte in Spinozas *Ethik* bemüht; an den spärlichen Stellen, an denen wir bei ihm aber konkrete, inhaltliche Bezugnahmen auf philosophische Positionen der *Ethik* finden, werden wir aus wissenschaftlicher Sicht zumindest von problematischen Deutungen wenn nicht gar von Fehlinterpretationen sprechen müssen. Oder hat man vielleicht in obigem Zitat vom 11. August ohne Weiteres eingesehen, wieso ausgerechnet dieses Opus – 'more geometrico demonstrata' – davor gefeit sein sollte, Ideen zu enthalten, die sich "an sich selbst ins Leere steigern" (S. 354)? Viel eher liesse sich wohl an der Idee Gottes gerade das Gegenteil demonstrieren: handelt es sich dabei nicht um das paradigmatische Beispiel einer (methodisch angestrebten) spekulativen Begriffsentleerung in der Philosophiegeschichte schlechthin?<sup>25</sup> Wir wollen indes diesen Dingen hier nicht zu weit vorgreifen und erst einmal sehen, wie Ludwig Hohl seine erste Lektüreerfahrung von Spinozas Hauptwerk selber beschreibt.<sup>26</sup>

### Der ungeheure Eindruck der ersten Lektüre

Der überwältigende Eindruck, den seine erste Spinoza-Lektüre bei Hohl hinterlassen hat, ist offensichtlich: im *Grundmanuskript* wird sie am 4. November rückblickend als das "grösste Ereignis der Lektüre" dieses Jahres beschrieben (S. 483) und noch ehe er richtig in der *Ethik* zu lesen beginnt, scheint Hohl eiligst diese erste, enthusiastische Notiz verfasst zu haben (27.5.1935, S. 237):

Ich habe kaum 3 Minuten darin gelesen. Der Herausgeber sagt im Vorwort, das Buch müsse dem Leser nicht eine Lektüre sein, sondern ein Studium. Tiens. Mir aber ist es nicht einmal eine Lektüre: alles ist mir schon bekannt, von jeder Einzelheit, auf die meine Augen fallen, springt mein Blick auf das Ganze ohne irgendeine Mühe; bei keinem Satz muss ich nachdenken: ich verstehe alles in der ersten Sekunde: es ist in der Tat und genau so, als hätte ich selbst geschrieben.

Gerade lange hat es also nicht gebraucht, bis Ludwig Hohl in blanke Begeisterung für Baruch de Spinoza ausgebrochen ist; und eben viel Neues scheint er darin auch nicht entdeckt zu haben. Innert Sekunden kommt es zur totalen Identifikation. Nach drei Tagen musste sich Hohl – wie es scheint fast zwanghaft(!) – wieder zu mehr skeptischer Distanz aufrufen (*Grundmanuskript*, S. 271):

Nochmals: sich sehr zu hüten vor dem sektären Geist. Nicht aus einem, aus vielen soll die Zukunft hervorgehen (nicht aus einem (Paulus), wie das Christentum, welches so umfassend, so schädlich gewirkt hat! [...]) – Mit den Griechen zu vergleichen.

Bei dieser identifikatorischen Ekstase ist es keine Überraschung, dass man im *Grundmanuskript* kaum Spuren eines nüchternen philosophischen Studiums der *Ethik* findet. Am ehesten könnte man eine Notiz vom "Juni 35" als Hinweise auf den Versuch einer systematischen Auseinandersetzung lesen.<sup>27</sup> In dieser Notiz listet Ludwig Hohl eine Reihe von Lehrsätzen auf, "die [ihm] den grössten Eindruck machten". (S. 288f.). Wir wollen uns hier mit ihrer blossen Aufzählung begnügen:

II: 32, 33, 40 (inkl. Anm., die für Hohl von "unabsehbare[r] Bedeutung!" ist), 42, 43;

III: 3, 4, 10

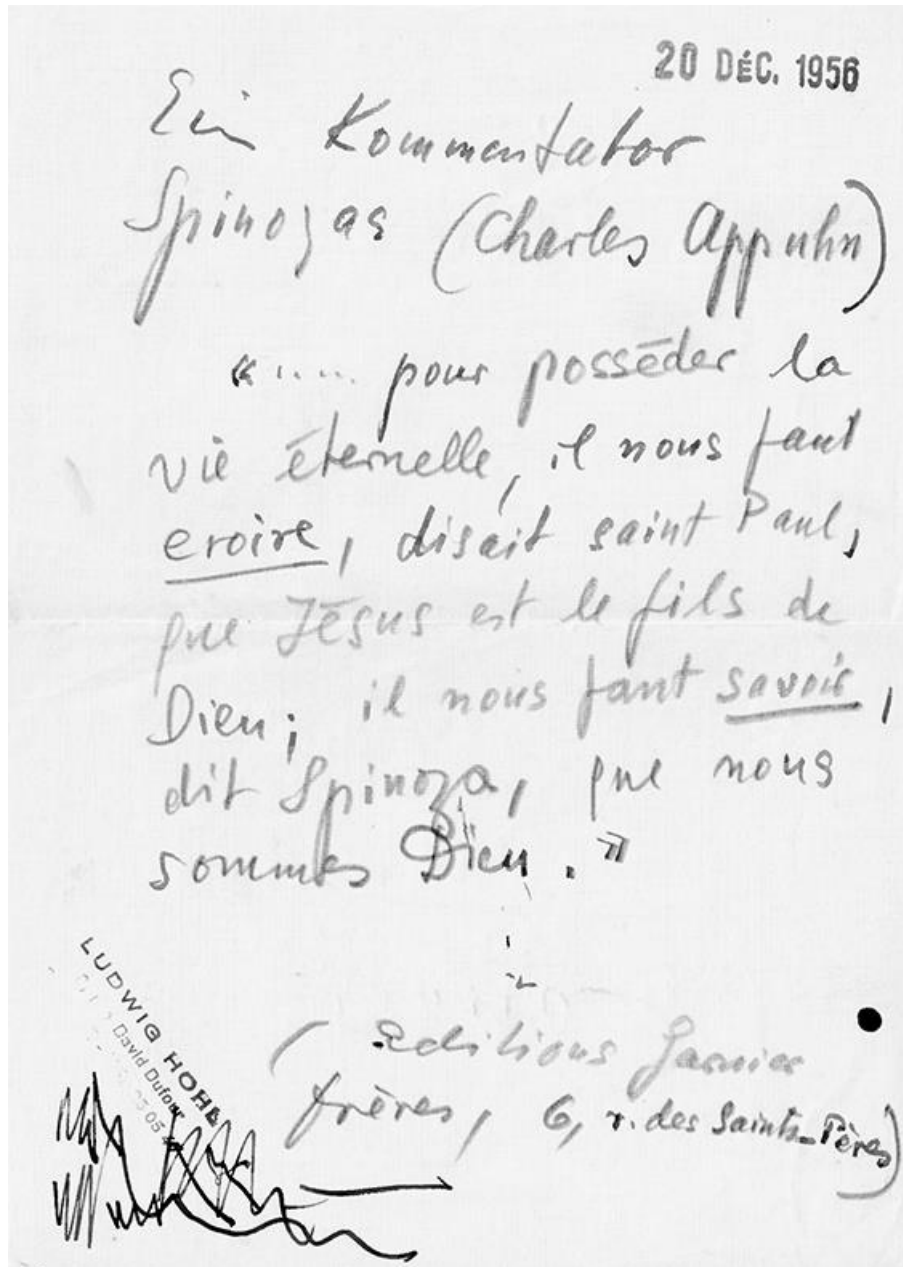
IV: 1, 14, 22, 23, 24, 41, 43, 48, 52, 53, 55, 56, 67, 68

V: 15, 18, 19, 26, 27, 29, 34, 36 (inkl. Folgesatz), 37, 38, 39, 40, 41 (inkl. Anm), 42

Diese Liste zeigt, dass sich Ludwig Hohl vor allem für die Teile IV und V der *Ethik* interessierte. Wenn man die ganze Notiz liest, findet man darin aber auch einen Hinweis auf einige Stellen aus dem ersten Teil, die Ludwig Hohl bedeutend erschienen sind (S. 290):

Wichtig ist, sich seine [scil. Spinozas] Definition von "Gott" beim Lesen stets gegenwärtig zu halten: "Unter Gott verstehe ich das absolute unendliche Sein" Teil I, Anfang. Dazu gehören auch die Sätze 14 und 15, Teil I.

Dieser Hinweis ist umso wichtiger, als Hohl bis an sein Lebensende um eine angemessene Interpretation von Spinozas Gottesidee gerungen hat, wie mehrere Notizen im Nachlass belegen (vgl. Abbildungen S. 259). Hierin liegt ein deutliches Indiz dafür, dass Ludwig Hohl philosophische Begriffsbestimmungsversuche keineswegs pauschal als Unsinn erachtet hat, sondern nur dafür hielt, dass sie immer noch einer "andern Dimension" zu Ergänzung bedürfen.<sup>28</sup>

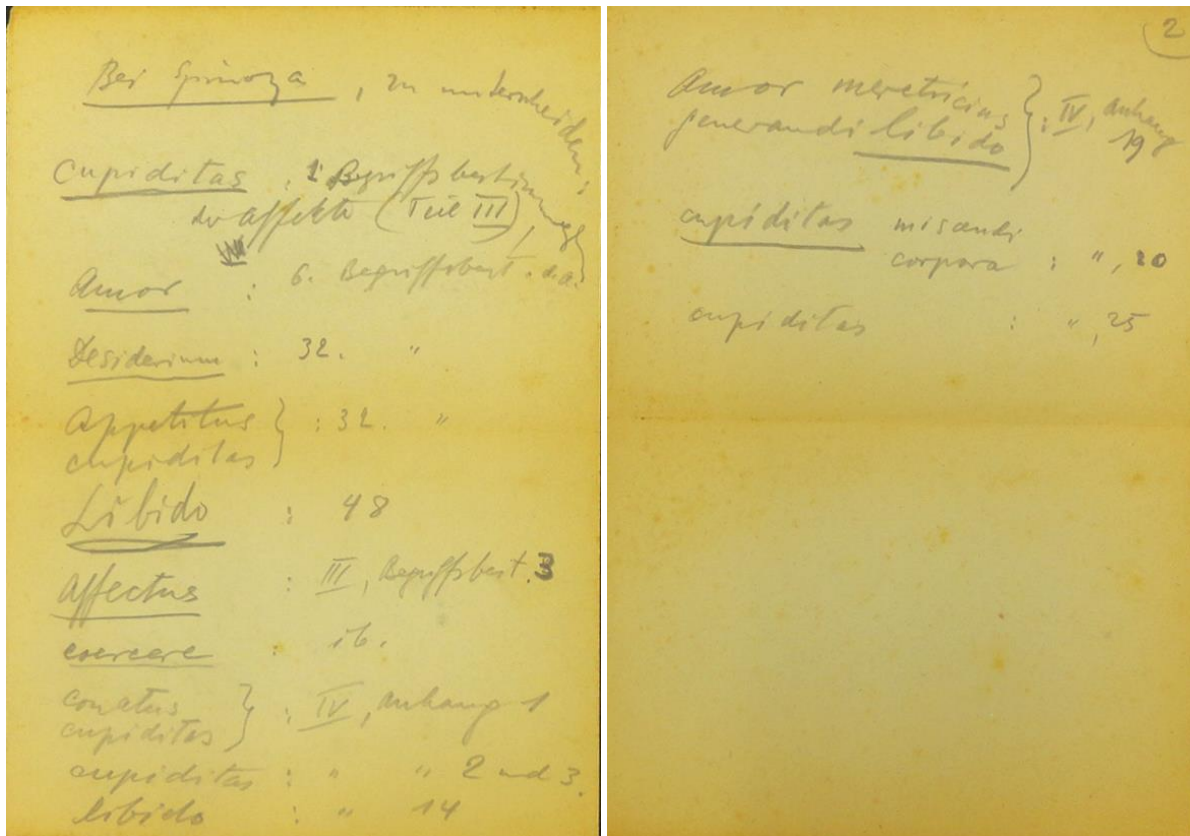


(SLA, A-07-a-25) Das abgebildete, handschriftliche Zitat stammt aus dem 3. Band der "Oeuvres" von Spinoza, das die *Ethik* in der Übersetzung von Appuhn enthält (Paris, Garnier-Flammarion, 1965, S. 378).

Trotz solcher gelegentlicher Ansätze zum Versuch einer philosophisch-systematischen Klärung der *Ethik* lag aber auch für den einunddreissigjährigen Hohl die Grösse seiner (zweiten) tieferen Aus-



Nie kann ich begreifen, wie die Leute zwischen Kunst und Philosophie so sicher unterscheiden können. Über die Verwendbarkeit der Begriffe für äussere Untersuchungen sind wir uns nicht unklar (so würde ich Spinozas Ethik eher als "Philosophie" Goethes Faust oder die Comédie humaine wohl eher als Kunst bezeichnen[]): aber wie weit kommen wir mit diesen äusseren Abgrenzungen, die doch nur nach äusseren Unterscheidungen zielen? Wie unwichtig und gering werden sie im Hinblick auf das Gemeinsame in den inneren Räumen! – Was ist denn wichtig, ist der Geist wichtig (in den geistigen Reichen!) oder das sozusagen zufällige der äusseren Formen, der von Temperament, äusseren Bedingungen bestimmten. ((Stil normalisieren.))



## Zwischen Philosophie, Kunst und Leben: Hohls Interpretation der *Ethik*

200

grossen Anteil hat wie der argumentierende Verstand. (Für diese Behauptung spricht auch der Umstand, dass Hohl das grosse Stück "Spinozas Ethik" in der publizierten Fassung der *Notizen* in den neunten Teil unter dem Titel "Literatur" einordnen wird.) Wir werden uns später noch eingehender darüber Gedanken machen müssen, was wir unter dieser (geistigen) "Kunst" genau zu verstehen haben, die Hohl so weitgehend mit "Philosophie" identifiziert hat, und was daraus für sein eigenes Philosophieverständnis folgt. Vorwegnehmend sei hier bereits darauf hingewiesen, dass an mehreren Stellen im Notizenwerk die herkömmliche Unterscheidung zwischen "Kunst" und "Leben" als genauso irreführend bezeichnet wird, wie die arbiträre Abgrenzung eines Zuständigkeitsbereichs der "Kunst" von einem Feld der "Philosophie".<sup>29</sup> Etwas salopp könnte man daher sagen, Hohls Philosophie bestehe darin, "Philosophie", "Kunst" und "Leben" einander soweit anzunähern, dass aus ihrer Synthese ein neues, organisches Ganzes entsteht: ein vitales Werk, das keinen dieser Bereiche unberührt, sich selber aber auch keinem mehr eindeutig zuordnen lässt. Offenbar hat Ludwig Hohl Spinozas *Ethik* als ein derartiges lebendiges, philosophisches Kunstwerk verstanden. Dazu passt auch unsere Beobachtung, dass er sich als Kantonschüler mehr für seine Biographie und seinen Charakter begeistert hatte, als für Spinozas im engeren Sinne philosophisches System. Dass der (philosophische) Wert der *Ethik* für Hohl zuerst und zuletzt in einer Verbindung aus konkreter Lebensführung und literarischem Werk besteht, und dass es sich in seinen Augen dabei eher um eine existenzielle als um eine intellektuelle Höchstleistung gehandelt haben muss, zeigt auch der folgende Eintrag im *Grundmanuskript* vom 30. Mai 1935 (S. 268f. Vgl. auch *Die Notizen* I,20 und V,24):

Geist (Kunst) ist nicht eine Summe von vielen Dingen, die mühsam zusammengehalten werden; Geist (Kunst) ist die direkte Emanation eines gesteigerten Daseins, das man erreicht hat. (Es gibt also keine "Zufälle" zu fürchten, wie bei einem Schulexamen.) (Erreicht durch Herkunft und langen Weg der Gewissenhaftigkeit.) Die Ethik zu schreiben war für Spinoza leicht : für Spinoza, da, wo er war. Und wenn Schwierigkeiten sich fanden, dann waren sie nur sekundärer Art, d.h. eben nicht da, wo des Werkes einzigartige Höhe, Bedeutung liegt.

Diese "Schwierigkeiten sekundärer Art", worunter Hohl Probleme exakter Begriffsdefinition und technische Anforderungen des "geometrischen" Beweisverfahrens der *Ethik* gezählt haben mochte, gelten im Allgemeinen aber als eigentliche Markenzeichen des philosophischen Rangs dieses Werks. Gerade sie scheinen Hohl aber überhaupt nicht interessiert zu haben, wie folgende, weitere Lektüre-Notiz vom selben 30. Mai 1935 deutlich unterstreicht (S. 272, vgl. *Die Notizen* IX,21):

Zur Beschreibung der 5 Minuten Lektüre des 5.Teils der E t h i k SPINOZAS (s. 27.5.)  
.... Als ob es – nicht mein Bruder: als ob es ich geschrieben hätte, – und zugleich schaue ich es wie ein himmelhohes Gebirge über mir. (In seiner Fülle und seiner Klarheit.)

Die vorausgehenden Teile sind mir nicht so nahe liegend; aber der 5. ist ja die eigentliche Ethik nur, das andere //vorwiegend// ist metaphysischer Unterbau. Da wird mir doch zuweilen etwas bange vor der Ungeheuerlichkeit gewisser abstrakter Begriffe, besser: der abstrakten Ungeheuerlichkeit. –; obwohl ich grosses Vertrauen habe, wie wohl zu keinem andern Mann, der diesen Sport betrieb –, Vertrauen, dass er sich am wenigsten vergriffen habe.

Was hier unter der Bezeichnung "metaphysischer Unterbau" zur Nebensächlichkeit degradiert wird und Hohl wie eine "abstrakte Ungeheuerlichkeit" erscheint, erklären wissenschaftliche Lehrbücher

für gewöhnlich zum zentralen Gehalt von Spinozas Philosophie; einen wissenschaftlich-analytischen Umgang mit seiner Philosophie verspottet Hohl aber als blossen "Sport", will heissen: als einen ernst- und sinnlosen Zeitvertrieb. Wie weit das allgemeine wissenschaftliche Verständnis von Philosophie und Hohls Anforderungen an eine Aktivität, die diesen Namen in seinen Augen erst verdienen würde, auseinander liegen, lässt sich hier ein erstes Mal erahnen.<sup>30</sup>

### Wider einen wissenschaftlichen Zugang

Folgendem, unveröffentlichtem Eintrag im *Grundmanuskript* vom 13. August des Jahres 1936 können wir entnehmen, dass Ludwig Hohl nicht nur – wie Fuchs fälschlicherweise behauptet – die *Ethik* von Spinoza gelesen hat, sondern zumindest ein halbes Jahr später auch seinen Briefwechsel (S. 951f. vgl. Abbildung S. 271).<sup>31</sup>

Philosophie, Spinoza

Da lese ich in der Vorrede zu Spinozas Briefwechsel (Buch, das ich am 9. erhalten konnte) und was ich da stellenweise lese . . . , w a s die Leute bei Spinoza lesen, wie die ihn lesen . . . ; mir schwindelt ein bisschen. Ja war denn Spinoza am Ende ein Philosoph ? ( – nicht ein Wissender, ein Arbeiter, ein Weiser, ein Entdecker?)

(Sie gehen auf eine seltsame Weise seinen Sätzen nach und gerade in jenen Sätzchen, die ich, immer mit der Sache beschäftigt, überschlagen habe, entdecken sie auf einmal einen WIDERSPRUCH ((oder etwas ähnliches))!! Auch ein Beruf.)

(Auf einmal wird verkündet mit ungeheurem Schallen, mit einer aufdringlichen Sicherheit – wie ein Schiff, wenn es ins richtige Fahrwasser kommt, wie Beethoven, wenn er richtig loslegt – , dass Spinoza ein RATIONALIST gewesen sei, ein Rationalist ganz und gar! Solches muss ja auf der Universität sehr wichtig sein. Ich schüttle mein Haupt, ich werde so verlegen; wenn ich doch wüsste, was der Mann sagen will.)

( "Philosophie" nenne ich das, was bei Kant überwiegt und was natürlich auch in Spinozas äusseren Bemühungen liegt. Ja – auf irgendeine Art müssen wir uns doch ausdrücken.) [...]

X            X            X

// Zu bemerken zu Obenstehendem, dass die genannte Vorrede nur Ausgangspunkt ist, nicht Thema; ich will mich nicht auf diese Schrift einlassen, die ich – besonders damals – kaum gelesen habe; (von Carl Gebhardt); sondern mit einer allgemeinen Meinung auseinandersetzen (die ich in jener Vorrede wieder wahrzunehmen meinte bei flüchtigem Lesen; vielleicht aber ist jene Vorrede nicht schlecht)// [...]

In der Nachbemerkung tritt hier erneut Ludwig Hohls skeptische Zurückhaltung gegenüber seinen eigenen Urteilen in wissenschaftlichen Angelegenheiten ans Licht.<sup>32</sup> Wenn er dadurch Gebhardt aus seiner Schusslinie zu nehmen scheint: die "allgemeine Meinung", auf die es ihm in dieser Notiz ankommt, rückt dadurch noch stärker ins Kreuzfeuer seiner Kritik. In ihrer Eigenart erinnert sie stark an die in Hohls Augen defizitäre, "gewisse Wissenschaft", von der eben die Rede war. Es wird sich daher wohl lohnen, wenn wir statt Spinozas Briefe hier einmal diese (wissenschaftliche) Vorrede etwas genauer betrachten (S. VII-XXXVIII).

Die ersten fünf und letzten fünfzehn Seiten dieser Vorrede nehmen editionstechnische und -geschichtliche Bemerkungen ein. Auf weiteren fünfzehn Seiten des Textes werden sodann die einzelnen Briefpartner von Spinoza vorgestellt;<sup>33</sup> was wir in diesem Text zu der "allgemeinen Meinung" erfahren können, die Ludwig Hohl in obiger Notiz ins Visier nimmt, beschränkt sich somit auf knappe zehn Seiten (S. XI bis XVIII).<sup>34</sup>

Mit Freude wird Hohl bei Gebhardt erfahren haben, dass "Goethe [...] den Briefwechsel Spinozas das interessanteste Buch genannt [hat], das man in der Welt von Aufrichtigkeit und Menschenliebe lesen könne" (S. XI), und auch mit seinem eigenen diesbezüglichen Urteil dürfte der Notizen-schreiber voll und ganz einverstanden gewesen sein (a.a.O): "Er [scil. der Briefwechsel Spinozas] bedeutet für uns zugleich die notwendige Ergänzung der Ethik Spinozas, denn er offenbart die tiefe und reine Menschlichkeit, die hinter den mathematisch starren Sätzen jenes Buches steht. [...] Und darin zeigt sich, dass für ihn nicht der Intellekt, sondern der lautere Wille der Wert des Lebens gewesen ist."<sup>35</sup> Auf solche Stellen wird sich Hohls negatives Urteil also kaum bezogen haben. Worauf aber dann? – Die Antwort findet man, wenn weiterliest. Nur wenige Seiten später schlägt Gebhardt nämlich plötzlich ganz andere Töne an und erklärt seinem Leser, dass für "Spinoza die Philosophie eine Mathematik des Seins" (S. XIII) und "die Mathematik [...] die erhabenste Wissenschaft" gewesen sei (S. XIV). Im darauffolgenden Absatz folgt dann jener Passus, von dem wir annehmen dürfen, dass er den eigentlichen Ausschlag für Ludwig Hohls Entrüstung über eine universitäre Spinoza-Lektüre gegeben habe (a.a.O): "In einem anderen Betrachte noch zeigt sich in den Briefen der Charakter und das Schicksal des Systems. Spinozismus ist absoluter Rationalismus".<sup>36</sup>

Dagegen, dass Gebhardt plötzlich eine Kehrtwende macht und nun also an Spinozas *Ethik* doch das rein Rationale und strikt Systematische (im Sinne der wissenschaftlichen Systemphilosophie und des philosophischen Rationalismus) auf Kosten ihrer existenziellen Dimension und ihres lebensgestalterischen Impetus' in den Vordergrund stellt; dagegen, dass jeder aufgedeckte Widerspruch innerhalb dieser Philosophie darum auch automatisch als Einwand gegen sie gelten muss;<sup>37</sup> dagegen also, dass Gebhardt Spinozas *Ethik* auf formale Mathematik reduziert, statt sie als einen authentischen Ausdruck von und konkrete Anleitung zur philosophischen Praxis zu verstehen; *dagegen* hat sich Hohls Widerstand geregt. Damit zeigt sich uns erneut die Richtung an, in welcher eine philosophische Dimension in Ludwig Hohls Notizenwerk zu suchen ist – und in welcher *nicht*.<sup>38</sup>

### **Hinweise auf Spinoza im publizierten Notizenwerk**

Wenn man die Präsenz Baruch de Spinozas in Ludwig Hohls Notizenwerk genau untersuchen wollte, müsste das im Rahmen einer eigenen Arbeit geschehen. Hier wird es nicht für mehr reichen als für eine summierende Charakterisierung einer allgemeinen Tendenz, die sich anhand von wenigen Beispielen veranschaulichen lässt. Nachdem wir bei Hohl bis anhin schon zahlreiche, deutliche Belege für seine Spinoza-Verehrung gefunden haben, wird es dabei nicht mehr nötig sein, diese positive Seite seiner Präsenz weiter hervorzuheben. Das Gegenteil tut jetzt Not; denn es ist bei Leibe nicht so, dass Ludwig Hohl Spinozas Philosophie in allen oder auch nur in den hauptsächlichsten Aspekten einfach nachgebetet und kritiklos übernommen hätte.

### **Kaum inhaltliche Bezüge**

Unseres Wissens hat Hohl nur an einer einzigen Stelle in seinem publizierten Werk selber eine direkte *inhaltliche* Verbindung zwischen seinen Gedanken und einer philosophischen Position von Spinoza explizit gemacht, nämlich dort, wo er den Anfangs- und Schlussstein der *Notizen* – *seine* Gedanken zum "Arbeiten" und zum "Bild" – in Zusammenhang gebracht hat mit dem, "was Spinoza die dritte Gattung der Erkenntnis nennt" (IX,21).<sup>39</sup> In den unmittelbaren Folgerungen, die

Hohl aus seiner Anlehnung gezogen hat, erkennen wir den holländischen Philosophen aber nur noch äusserst schwer (a.a.O): "Es folgt daraus die von mir immer wieder betonte Identität von Kunst und wahrem Leben, oder von wahrem Leben und Kunst."

Im Übrigen gilt es auch hier, erst den zugrundeliegenden Eintrag im *Grundmanuskript* vom 23. September 1936 zu beachten (S. 994), bevor man Ludwig Hohl vorschnell 'in puncto' einer wie auch immer gearteten intuitiven Erkenntnis als philosophischen Schüler von Spinoza apostrophiert. Auch in diesem Fall führte die ursprüngliche Notiz nämlich einen durchgestrichenen und unveröffentlichten Zusatz, der zeigt, dass Ludwig Hohl selber der Ansicht war, er habe Spinozas Dreiteilung der Erkenntnisarten nie richtig verstanden; sie kam ihm, wie er sich so seine eigenen Gedanken machte, einfach nur wieder in den Sinn:

Unendlich wichtig: Dass es Grade, Intensitätsgrade des Erkennens gibt. [...] Spinoza, mit seiner Einteilung des Erkennens in drei Stufen, war der Sache auf der Spur. Wie seine – so einfache Lösung ist, weiss ich nun nicht.\* Vielleicht ist sie richtig trotz ihrer blendenden Einfachheit. – Hauptsache ist indessen nur, dass man sieht, dass es verschiedene Grade des Erkennens gibt (nicht, dass man genau die Grade bezeichnen kann).

\* Da mir seine drei Grade der Erk. hier aber erst einfielen, habe ich nicht nachprüfen können

Während Hohl also gerade im Punkt seiner einzigen, expliziten inhaltlichen Anlehnung an Spinoza eine beträchtliche Unsicherheit in seiner Kenntnis der relevanten philosophischen Lehre einräumt, weicht er in anderen Punkten ganz bewusst von ihm ab.<sup>40</sup>

### **Einige gewichtige Abweichungen**

Im Stück II,128 der *Notizen* spricht Hohl mit Bezug auf die Frage, ob "die Menschen entsetzlich dumm" seien, sogar von einer "Sünde" Spinozas, der behauptet habe, richtig zu leben sei schwer (vgl. *Ethik* V, Anmerkung zum Lehrsatz 42). Im *Grundmanuskript* heisst es dazu (S. 270):

Gross ist die Frage:

Sind die Menschen entsetzlich dumm oder sind sie nicht entsetzlich dumm?

//Sie wird immer verschieden beantwortet werden.//

Manchmal scheint es, dass sie entsetzlich dumm seien und dann wieder (an irgendwelchen Zeichen, die in kleinen, einzelnen Dingen liegen) nicht.

Spinoza hat die Frage so gelöst: Sie sind nicht so dumm, aber das Richtige zu finden (das wahre Leben) ist sehr s c h w e r. (Ende der *Ethik*)

Ich glaube, dass es fast Sünde ist, so zu reden (und möchte es die einzige sein, die er begangen hat.) Mir scheint, es ist gerade eben n i c h t schwer, richtig zu leben (für den, der sich dauernd, schrittweise, aktiv verhält), die Menschen sind nur //(nicht so sehr dumm, sondern)// entsetzlich f a u l .

[...] <sup>41</sup>

In einem anderen, ebenso zentralen Punkt, bezichtigt Hohl den Philosophen eines ebenso grundlegenden Irrtums, der darin bestanden habe, dass er sein philosophisches System allzu statisch angelegt hat. In einem unveröffentlichten Zusatz zum Eintrag im *Grundmanuskript* vom 5. September 1935, der die Grundlage bildet für die Notiz II,2 und den Titel trägt "Vom Zentralsten", heisst es dazu (S. 423f., eigenwillige Interpunktion i.O.):



Ich will einen Versuch machen, es [scil. das Unaussprechliche im Zusammentreffen unseres Veränderns mit dem Unveränderlichen] – von einer andern Seite beleuchtend – doch zu nennen: Es ist der Zusammenhang des Menschen mit dem All. – der begriffene, der akzeptierte Zusammenhang, wodurch der Mensch seine Grösse bekommt. Ist der Zusammenhang (das richtige Verhältnis) des Zeitlichen mit dem Ewigen; das Sehen des Ewigen durch das Zeitliche hindurch; die grösste Stumme von "adaequaten Ideen" Spinozas; das am weitesten getriebene "Je mehr wir die Dinge erkennen, umso mehr erkennen wir Gott". Nur hat Spinoza das VERÄNDERN, als nicht zu umgehendes Mittel unseres Erkennens, nicht genug betont. Das ist dann vielleicht von Hegel nachgeholt worden.

((Hegel lesen! Aber ich kann mir keine Bücher verschaffen. Nicht e i n e s.))<sup>42</sup>

Bei diesem Einwand gilt es besonders zu beachten, was von allen gilt: ob der eidgenössische Notizenschreiber mit seiner Kritik am holländischen Philosophen Recht habe oder die Sachlage richtig erfasst, spielt keine Rolle. Wichtig ist nur, dass wir sehen, wie Hohl sich in seinem eigenen Verständnis inhaltlich auch klar von Spinoza abgrenzt. Ein letzter, grundlegender Differenzpunkt zwischen beiden betrifft die Methode des Begründens von philosophischen Aussagen und lässt sich am Stück II,179 der *Notizen* ablesen:

#### *Über das Beweisen*

Alles Beweisen ist relativ, Beweisen heisst nur, ein Ding mit mehr Dingen in (richtige!) Verbindung bringen. Den besten Beweis liefern heisst mit am meisten Dingen in richtige Verbindung bringen.

Statt "beweisen" kann man auch sagen "Zusammenhänge aufzeigen". Es gibt kein anderes Beweisen als Zusammenhänge aufzeigen.

– So ließe sich also der Beweis einer Sache endlos fortsetzen? So ist es auch; es ließe sich zuletzt, wenn unsere quantitative Begrenzung nicht wäre, ein Beliebiges durch alles beweisen. (Die Absolutheit des Bewiesenseins, wie es etwa die Geometer sich vorstellen – oder genauer, die Leute, die von der Geometrie ein falsches Bild haben und überdies die geometrische Methode meinen auf das Leben übertragen zu können –, ist also eine sehr kindische Vorstellung. – Was geschieht denn dort, in der Geometrie, wenn etwas bewiesen wird? Die Absolutheit erstreckt sich eben so weit, dass mit dem nächsten Glied der Zusammenhang voll aufgezeigt wird. – Im Leben ist dasselbe nicht möglich, weil jedes Ding *ringsum* an Dinge grenzt und alle diese Dinge sich untereinander verschieben.)

[...]

Wer würde hier nicht an Spinoza und seine *Ethik* denken, wenn Ludwig Hohl von denen spricht, die fälschlicherweise meinten, "die geometrische Methode [...] auf das Leben übertragen zu können"? Konsequenterweise heisst es in der Notiz 116 des VII. Teils, welche Hohl in einer Fussnote selber in Zusammenhang mit dem eben zitierten Stück aus dem zweiten Teil stellt, dann auch:

*Das Beweisen* halte ich für sehr wichtig, aber ich glaube nicht, dass man etwas beweisen kann.

(Wichtig wie alles Reden: weil es mit mehr Dingen in Verbindung bringt. – Irgendwie muss man reden.)

(Spinoza wieder gelesen und bemerkt, dass ich nie auf sein Beweisen geachtet habe.)

Ein beweisendes Verfahren im Allgemeinen und die geometrische Methode bzw. die formal geschlossene Durchgestaltung der *Ethik* im Besonderen hat Ludwig Hohl also lediglich als *eine* mögliche und gleichberechtigte Weise des Denkens *unter anderen* erachtet. Im Vergleich zu einer weniger technischen und eher literarischen Ausdrucksweise, etwa in einem Aphorismus oder Gedicht, scheint er ihr jedoch keine herausragende Begründungskraft attestiert zu haben. In seinen *Notizen* vertritt Hohl vielmehr die Ansicht, dass uns heute eine ganz andere und "neue Art des Beweisens zu Gebote" stünde (VI,30). Als ihr Kriterium dient offensichtlich nicht (mehr) die Wohlgeformtheit propositionaler Formeln und ihre logisch stringente Verknüpfung im axiomatischen Kalkül; die Evidenz des neuartigen "Beweis"-Verfahrens, von dem Hohl spricht, wäre das Produkt der vitalen Kraft der Sprache auf der einen Seite und der vollen Verantwortung des Sprechers bzw. Schreibers für all sein Gesagtes andererseits.

Ludwig Hohls eigener Auffassung zufolge scheint die Überzeugungskraft einer philosophischen Position also stark vom persönlichen Ethos und literarischen Geschick ihres Urhebers abzuhängen.<sup>43</sup> Philosophisch ist es nun aber äusserst schwer, diese grundlegende Überzeugung von Ludwig Hohl irgendwie anders mit Baruch de Spinoza in Verbindung zu bringen als durch Opposition. Dennoch scheint Hohl gerade in dieser Hinsicht den holländischen Philosophen zum grossen Vorbild erwählt zu haben. Wie wir gesehen haben, hat er sich bereits als Kantonsschüler vor allem von seinen *Lebensbeschreibungen* angezogen gefühlt; und wie wir ebenfalls bereits gezeigt haben, hat er gegen jede philosophistische Deutung der *Ethik* vehement protestiert, die den programmatischen Ausdruck eines Lebensstils in ihr nicht anerkennt. Dazu passt nun auch die Beobachtung, dass in einer Vielzahl aller Fälle, in denen im *Notizenwerk* die Rede von Spinoza ist, Ludwig Hohl eher den starken Geist des Philosophen und seine (philosophische) Lebensweise in den Vordergrund stellt, als dass er auf inhaltliche Positionen in seinem Werk rekurriert.

### **Zahlreiche Hinweise auf Spinozas Charakter und Leben**

Schon bei seiner ersten namentlichen Erwähnung im 17. Stück des ersten Teils der *Notizen* wird ausdrücklich Spinozas "Lebensweise" ins Blickfeld gerückt; im 20. Stück dieses Teils erklärt Hohl dann die "grosse Tat" von Spinoza – nämlich die *Ethik* geschrieben zu haben – als ein sich wie von selbst und ganz leicht ergebendes Produkt seines (geistigen) Lebens, seiner existenziellen Lebenswahl.<sup>44</sup> Und auch wenn in der Notiz II,280 Spinozas "schlechte Bedingungen" hervorgehoben werden, sind damit gewiss die finanziell und sozial prekären Lebensumstände des philosophischen "Ketzers" gemeint. Dabei weist Hohl in dieser Notiz nun aber auch darauf hin, dass gerade diese Widerlichkeiten "bei Spinoza durch die erhabenste Gegenreaktion aufgehoben" worden seien. Dass diese Gegenreaktion in Ludwig Hohls Augen in einer kompromisslosen Hingabe an sein geistiges Werk bestanden hat, geht spätestens aus dem 157. Stück des VII. Teils der *Notizen* hervor, in welchem es heisst, dass Spinoza "durch sein Denken zu leben vermocht" habe. Denken und Leben Spinozas werden damit in eine konstitutive Wechselwirkung gesetzt, aus der ein philosophisches Leben und eine lebendige Philosophie gleichzeitig resultieren. Zum Schluss attestiert Ludwig Hohl in der Notiz XII, 84 Spinoza darum als einem der Wenigsten "volles" Leben:

Während sie, die Allgemeinen, behaupten, dass die Philosophie in schwärmerischen Zonen sich aufgehalten hätten, in irrealen, und das Reale im Dasein der allgemeinen Welt sei, verhält es sich eben umgekehrt: sie allein, jene Denker, besonders die griechischen (weniger die deutschen), aber auch Spinoza, Montaigne, Goethe, haben die Realität gekannt, haben *voll gelebt* (während die Allgemeinen kaum in winzigen Teilen leben), *mit* den Dingen, was man einfach nenne: gelebt (sehend, wissend, wollend), im Gegensatz zu

jenen andern, die nur wie Staub vor dem Sturm über die Strasse gejagt werden (von der "Geburt" zum "Tod").<sup>45</sup>

## Zweites Fazit

An dieser Stelle wollen wir unser zweites Fazit ziehen und können sagen, dass auch in Ludwig Hohls Beschäftigung mit Spinoza während seiner Schaffenszeit eine existenzielle Identifikation mit dem Philosophen das dominierende Moment seiner Auseinandersetzung geblieben ist, wogegen wir keinen Grund zu der Annahme gefunden haben, er könnte die philosophischen Positionen des Spinozismus auch inhaltlich durchdrungen, geschweige denn bewusst übernommen haben. Fuchs' These, dass Spinoza "sein [scil. Hohls] Denken am nachhaltigsten beeinflusst" habe (S.34), können wir also nicht bestätigen – wenn sie unsere Beobachtungen nicht sogar widerlegen. Wohl ist der holländische Philosoph für die Entwicklung seines Denkens von eminenter Bedeutung; Hohls Auseinandersetzung mit ihm geschah jedoch wie in einem Rausch und eher im Zeichen einer Mimesis als im Sinne theoretischer Konfrontation. Von einer philosophisch-inhaltlichen Anlehnung zu sprechen, scheint darum verfehlt.

Spinoza galt Hohl als Garant und Exempel dafür, dass ein Leben auch in beschwerlichen äusseren Umständen und unter einem entgötterten Himmel gelingen kann, wenn man es radikal und konsequent im Zeichen der Erkenntnis lebt.<sup>46</sup> Umgekehrt schloss Hohl daraus, dass philosophische Erkenntnis stets im Dienste des Lebens und seiner bewussten Gestaltung stehen muss. Im Zusammenhang mit dieser fundamentalen Überzeugung vom Sinn und Zweck der Philosophie weist er zwar am 23.7.35 im *Grundmanuskript* selber auf Spinoza hin (S. 322; vgl. auch *Die Notizen* VIII,23):

Nicht zu vergessen die *u n g e h e u r e* Veränderung in meiner Denkweise hervorzuheben: dass ich früher – erst dies Jahr wurde es mir klar – ohne es zu wissen den Bürgertrug geglaubt habe, die Philosophen seien - - für die Philosophie (und das Leben regiere sich selber, sei für das Leben und ganz; und stehe der Philosophie – die als unabhängiger Luxus irgendwo installiert ist – gegenüber. – Spinoza! Goethe!)

Doch reichen solche Bekenntnisse allein nicht aus, um Hohl einen *Schüler* Spinozas zu nennen. Ludwig Hohl selber sprach in diesem Zusammenhang von einem grossen Vertrauen; wie wir gesehen haben, gründet dieses Vertrauen aber in Spinozas Aufrichtigkeit und seiner Ernsthaftigkeit im Leben und Denken und gerade *nicht* in der argumentativen Überzeugungskraft seines geometrischen "Sports". Spinozas hauptsächlicher Einfluss auf Ludwig Hohl besteht darin in der Bestärkung, die dieser in seiner *eigenen*, existenziellen Denkhaltung durch das Beispiel des Philosophen erfahren hat, und nicht in einer theoretischen Gefolgschaft. Hohl war Spinoza nicht verpflichtet wie einem Meister, sondern verbunden als Freund.<sup>47</sup> Diese Freundschaft hat sich für Hohls Denken in einem Sinn als fruchtbar erwiesen, in dem er selber einmal einem "jeune philosophe" von Fruchtbarkeit gesprochen haben soll. Dieser Jüngling, berichtet William Jacques, habe Spinoza Dunkelheit vorgeworfen und sehr geschickt argumentiert. Nach einer Stunde (vergeblichen) Diskutierens habe Hohl zu ihm gesagt: "Je t'admire beaucoup, tu es solide comme le rocher, mais prends garde, le rocher n'est pas fertile" (*Revue de Belles Lettres*, S. 81).

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Im *Jugendtagebuch* sind jedenfalls keine weiteren Geburtstagsfeiern verzeichnet, die der Schüler zu Ehren anderer Geistesgrössen veranstaltet hätte. Was Spinoza betrifft, gibt es nicht nur diese frühen Spuren von Spinoza-Gedenkfeiern bei Hohl; den Gesprächstranskriptionen von Alexander J. Seiler zufolge hat auch der 75-jährige alte Mann ein Spinoza-Jahr noch zum Anlass genommen, um seine anhaltende, besondere Achtung vor diesem Philosophen zu signalisieren (SLA, C-05-c-5, S.81):

Ich habe endlich eine lateinische Fassung [scil. der Ethik] erlangt und ... nach einem Jahr Anstrengung, wo er doch ein Jubiläum feierte, Spinoza, [scil. 19]77, zweihundertster Todestag wahrscheinlich, Todesjahr wahrscheinlich. Und in diesem Jahr wollte ich die "Ethik" lateinisch haben, aber es dauerte bis in dieses Jahr hinein, ein Jahr oder anderthalb Jahre... in Buchhandlungen und in Olten, in Skandinavien und Gott weiss wo Jacubovich es herbestellt hat.

Natürlich irrt Hohl hier in der Anzahl Jahre seit Spinozas Tod: 1977 war bereits sein dreihundertster Todestag. [\[zurück\]](#)

<sup>2</sup> Zahlreiche Notizen weisen auch später noch in die Richtung einer alles überragenden Bedeutung Spinozas. Unter der Überschrift "Über die Denker" beginnt z.B. ein unveröffentlichter Eintrag vom 11. Oktober 1935 im *Grundmanuskript* mit den Worten (S. 466): "Der grösste Denker des Altertums: Heraklit. Der grösste Denker aller Zeiten: Spinoza". In den *Nachnotizen* wird sich Hohl im Zusammenhang mit Holland erneut "an die Gedanken des grössten Denkers seit Heraklit [erinnern], die dort wuchsen" (Nr. 166). Wenngleich diese letzte Formulierung theoretisch auch auf René Descartes passen könnte, der teilweise zur gleichen Zeit wie Spinoza in Holland gelebt hat, wird Hohl hier mit Sicherheit an niemanden anderen als an Baruch de Spinoza gedacht haben (vgl. dazu auch S. 97 im Anmerkungsband der *Nachnotizen*). [\[zurück\]](#)

<sup>3</sup> "Ich sprach Albrecht von der Tour auf den Bösen Faulen, Knap und Kurt ebenfalls (Forts.) u. Kurt von Spinoza" (S. 56). Zwei weitere Passagen aus dem Tagebucheintrag vom darauffolgenden Samstag, dem 12. November, sind ebenfalls bemerkenswert. Der erste Passus lautet (S. 58, Hervorhebung MR.): "Knap studiert Schopenhauer; u[nd]. er tut sehr gut daran. Aus ihm schöpft er zum grossen Teil *die Kraft, die es braucht, um allein zu stehen.*" Von diesem Knap heisst es etwas später dann, er "überrag[e] alle andern Klassen-genossen himmelweit" (S. 59): "Und auch sein Charakter ist von seltener Lauterkeit u. Klarheit; er erinnert mich oft an Spinoza; denn Knap lebt in einer Welt, die ihn mehr oder weniger anfeindet oder der er doch unsympathisch gegenübersteht" (a.a.O.).

Diese Beschreibungen liefern uns einigen Aufschluss darüber, was der Kantonsschüler damals als Ziel und eigentlichen Zweck einer Auseinandersetzung mit Philosophie erachtet haben dürfte und also auch das Motiv hinter seiner ausgedehnten Beschäftigung mit Spinoza gewesen sein wird: Ermutigung und Ertüchtigung zur Selbständigkeit, Erziehung zur Aufrichtigkeit, kurzum: Bildung und Stärkung des eigenen Charakters. Indirekt können wir daraus umgekehrt schon drauf schliessen, wie Hohls Spinoza-Bild ausgesehen haben muss: ein Ausbund von Aufrichtigkeit, "Lauterkeit u. Klarheit", der sich in einer feindlichen Welt zu behaupten wusste. Wer das *Jugendtagebuch* kennt, weiss, dass diese Vorstellung damals exakt auch dem Selbstbild des Pfarrerssohns entsprochen hat, der sich selbst in einer ganz analogen Situation gesehen bzw. sich zusehends in diese hineingesteigert hat. [\[zurück\]](#)

<sup>4</sup> Im *Jugendtagebuch* heisst es dazu am 18.10.1921 (S. 44): "Noch etwas ist im Gange. Man hat mir davon gesagt, dass ich einen Vortrag im Männerverein (oder wie das Ding sich nennt; mir ist's nicht von Wichtigkeit) halten sollte diesen Winter, was ich wahrscheinlich auch tun werde. Denn das gibt auf jeden Fall – komme es so oder so heraus – wieder einen markanten Punkt in meinem Dasein u. solche muss ich haben. Immer eben fort kann mein Lauf nicht gehen."

Wenn man sich vorstellt, dass der Sohn des Dorfpfarrers also allen Ernstes entweder über Gründe für den Freitod oder über Leben und Lehre zweier Philosophen reden wollte, die den meisten Mitgliedern dieses Clubs als "Mörder Gottes" und "Antichrist" bzw. als "Atheist" und "Pantheist" bekannt gewesen sein dürften, kann man sich in der Tat sehr gut vorstellen, dass so ein Referat – "so oder so"(!) – einen "markanten Punkt in [s]einem Dasein" gegeben hätte ... . Zum Referat scheint es dann allerdings nicht gekommen zu sein,

wobei man an der von Hohl vorgebrachten Begründung, die Zuhörer dort seien "erstens ganz ungebildet" und würden "zweitens sich während des ganzen Vortrags jeweils unglaublich nach der nachfolgenden Wurst sehnen", durchaus zweifeln und andere Beweg- bzw. Hinderungsgründe vermuten darf (S. 91f.). [\[zurück\]](#)

<sup>5</sup> Der Notizenschreiber wird später behaupten, er habe Spinozas *Ethik* erst lang nach seiner Schulzeit "erstmalig in die Hand [bekommen]" (IX,21). Dank präziser Angaben im *Grundmanuskript* können wir den Tag seiner ersten *Ethik*-Lektüre sogar ganz exakt angeben. Die entsprechende Notiz auf Seite 263 lautet: "Das heutige Datum ist dadurch wichtig, dass ich SPINOZAS ETHIK zum ersten Mal in die Hände bekam", und ist datiert vom 27. Mai 1935. Da wir im ganzen Nachlass keinen Hinweis auf eine frühere Primärlektüre gefunden haben, gibt es keinen Grund an dieser Aussage zu zweifeln. [\[zurück\]](#)

<sup>6</sup> Es sei hier ausdrücklich davor gewarnt, die von den Herausgebern erstellte "Bibliographie der im *Jugendtagebuch* erwähnten Sekundärliteratur" (S. 212f.) als erschöpfend und zuverlässig zu erachten, wenn es darum geht, einen Überblick über die (philosophische) Lektüre des Schülers zu gewinnen. Nicht nur sind darin wichtige Primärtexte nicht verzeichnet, von denen man aufgrund des *Jugendtagebuchs* weiss oder zumindest stark vermuten muss, dass Hohl sie gelesen habe – u.a. Kants *Kritik der reinen Vernunft* (vgl. *Jugendtagebuch* S. 33), Nietzsches *Dritte Unzeitgemässe Betrachtung* (vgl. *Jugendtagebuch* S. 35) und Platons *Apologie* (vgl. *Jugendtagebuch* S. 46); auch die aufgeführten Angaben zur Sekundärliteratur sind mitunter lückenhaft oder nicht nachvollziehbar.

Wie man z.B. aus dem *Jugendtagebuch* darauf schliessen kann, dass der Kantonsschüler von Johann Eduard Erdmann gerade dessen zehnbändiges Werk "Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie" (an)gelesen haben soll, ist nicht verständlich. (Auf entsprechende Anfrage hin vermochten die Herausgeber selber diese Angabe auch nicht mehr zu begründen.) Vielmehr gäbe es gute Gründe anzunehmen, dass es sich bei dem von Hohl nirgends vollständig zitierten Titel von Erdmann um dessen bekanntestes Werk in zwei Bänden: *Grundriss der Geschichte der Philosophie* gehandelt habe (Berlin 1866). Bei der ersten Erwähnung von Erdmann im *Jugendtagebuch* spricht Hohl jedenfalls nicht von einem Werk zur *neueren* Philosophie sondern bloss von "Erdmanns Gesichte der Philosophie" (S. 35). – Um vollständig zu sein hätte die Bibliographie auch Hinweis wie den folgenden sorgfältiger berücksichtigen müssen (S. 60): "Etwas von Friedrich Harms gelesen, aus [...] *Über Schopenhauers Philosophie* / ohne gerade sympathisch davon berührt zu werden." Bei dieser Lektüre dürfte es sich um Harms kleine Schrift "Arthur Schopenhauer's Philosophie: Ein Vortrag" (Berlin, 1874) gehandelt haben. In der "Bibliographie der im *Jugendtagebuch* erwähnten Sekundärliteratur" findet man von Harms jedoch keine Spur. [\[zurück\]](#)

<sup>7</sup> Abgesehen davon, dass uns Spinozas hier beschriebene kompromisslose Eigenständigkeit im Leben und Denken an Hohls eben erwähnte Reflexionen über Knups Charakter und seine philosophische Stärkung erinnern, vermittelt uns dieser Abschnitt einen ersten Eindruck von dem feierlichen Duktus, in dem Coronels gesamte Spinoza-Pastorale gehalten ist. Mitunter schwingt sich ihr pathetischer Ton zum regelrechten Heiligen-Hymnus auf, in welchem der "Apostel der Wahrheit" auch schon einmal als "ein geläutertes Heiligthum der Humanität" gepriesen wird, dessen "Geist und Körper sich nach und nach von allen irdischen Bahnen befreit [haben], um also die Jacobsleiter zum Himmel zu ersteigen" (S. 49). Sachlichkeit ist – man merkt es wohl – Coronels Sache nicht. Über philosophische *Inhalte* hat Ludwig Hohl in seiner kleinen Arbeit nicht mehr erfahren, als jeder durchschnittliche Lexikoneintrag bereithält. An den wenigen Stellen, an denen Coronel einen inhaltlichen Bezug zu Spinozas Philosophie herstellt, insistiert er umso mehr auf seinem rein psychographischen Anspruch (S. 41):

Weil es mit dem Plane dieses Aufsatzes und mit den Schranken, welche ich mir gestellt habe, nicht wohl in Übereinstimmung zu bringen ist, den wichtigen Inhalt [...der] Behauptungen und Schriften unseres Denkers im Ganzen mitzuteilen, so muss ich mich damit zufrieden stellen, einige wichtige Stellen daraus anzuführen, *die dazu dienen müssen, den Charakter und die Geistesrichtung* Spinoza's näher kennen zu lernen. (Hervorhebung MR)

Coronel selber hat seinen Text darum ganz zutreffend als ein "Charakterstudium dieses Mannes" bezeichnet und in keiner Weise behauptet, damit eine wissenschaftliche Einführung in Spinozas Philosophie vorzulegen



(S. 7). Dass seine Studie philosophisch-wissenschaftlichen Ansprüchen genügen könnte, hätte indes auch niemand erwartet, der Leben und Werk ihres Autors näher kennt.

Samuel Senior Coronel (1827-1892) entstammte einer orthodoxen jüdischen Familie und arbeitete nach seiner Promotion in Medizin einige Jahre als Armenarzt in Middelburg (NL). Als politisch liberal gesinnter, scharfer Kritiker sozialer Zustände erlangte er in Holland einen gewissen Ruhm als Pionier der Sozialmedizin. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten befasste er sich zunächst vorwiegend mit Arbeitshygiene, später auch intensiv mit den (prekären) Gesundheitszuständen in den städtischen und kirchlichen Waisenhäusern seiner Zeit. Bei seinem eifrigen sozial-medizinischen Engagement wird ihm Spinoza eher eine geistige Stütze gewesen sein, als dass er seiner Philosophie selber ausgedehnte Studien hätte widmen können. (NB. Die biographischen Angaben zu Coronel beruhen auf Informationen von [www.iisg.nl/bwsa/bios/coronel.html](http://www.iisg.nl/bwsa/bios/coronel.html) [Abfrage vom 6.7.2011]). [\[zurück\]](#)

<sup>8</sup> Auf die doppelte Identifikation der Marranen als neue Christen *und* neue Juden und die damit einhergehende, virulente Identitätsproblematik vor allem beim jungen Spinoza hat auch Rudolf Kayser hingewiesen ("Spinoza, Bildnis eines geistigen Helden"; Phaidon, Leipzig, 1932, S. 19): "In der spanischen und portugiesischen Heimat hiess der Marrane auch Nuevo Christiano. In Holland ist er zum neuen Juden geworden. So ist die Neuheit sein gefährliches Zeichen geblieben, das Zeichen nicht nur des religiösen Bekenntnisses, sondern auch eines Daseins, das immer auf der Suche, immer ruhelos und zwischen den Heimaten ist. Sie sind Lernende, Erkennende, Forscher und Beginner."

Zu Recht sagt Coronel, dass Spinoza allein schon von seiner äusseren Herkunft her in einem sehr vielschichtigen und darum ebenso vielfach gebrochenen Bezug zur Religion gestanden habe. In diesem ambivalenten Verhältnis zur Religion dürfte einer der hauptsächlichen Gründe dafür liegen, wieso sich nicht erst der Notizenschreiber sondern bereits der Sirnacher Pfarrerssohn dem grossen Philosophen nahe verwandt fühlte. Wer das Notizenwerk kennt, wird bei Kaysers Charakterisierung der Marranen als einer geographisch heimatlosen Gemeinschaft, deren einzig sicherer Halt in unablässig anzustellenden und neu zu überprüfenden Erkenntnisbemühungen besteht, unweigerlich an das kurze Stück II,199 aus den *Notizen* denken:

Wenn die Menschen einmal begriffen, dass sie nur *eine* Heimat haben: das ist die Arbeit: aber die gute, die wahre. [\[zurück\]](#)

<sup>9</sup> Im Zusammenhang mit diesen Privatstudien ist im *Jugendtagebuch* zwar erst ab dem 29. Dezember 1921 ausdrücklich von "Gelehrsamkeitsübungen" die Rede (S. 99); die Praxis solcher autodidaktischer Anstrengungen begann jedoch schon früher. So stellte Hohl bereits am 12. November desselben Jahres – also einen Tag vor seiner Coronel-Lektüre(!) – einen Lehrplan für eigene Studien zusammen, demgemäss das "Philosophiestudium im Mittelpunkt" stehen sollte (S. 59). Auch früher hatte er sich schon einmal einen Stundenplan für sein Selbststudium zurechtgelegt, zu dem er am 1. Oktober einen ähnlichen Kommentar abgibt (S. 39): "Am meisten methodisch werde ich natürlich das Studium der Philosophie betreiben". Neben dem generellen Vorwalten eines biographischen bzw. psychographischen Interesses kann man aufgrund solcher Eintragungen beim Kantonsschüler durchaus auch von einem alles überwiegenden Interesse an Philosophie sprechen. Dabei gilt es zu beachten, dass sich diese beiden Interessensfelder bei ihm früh überlagert und später im Notizenwerk nie strikt voneinander losgelöst haben. Wie wir sehen werden, hat Ludwig Hohl Zeit seines Lebens die Philosophie in erster Linie als eine Art von Psychagogik betrachtet und betrieben. Schon das Wort Gelehrsamkeits-*Übung* zeigt an, dass er sich von den darunter befassten, geistigen Tätigkeiten weniger eine Anhäufung von Wissensbeständen als einen Charakter-Bildungseffekt versprochen haben wird, der in einer geistigen Ertüchtigung und im Erwerb neuer (lebensgestalterischer) Fähigkeit bestehen sollte. Ein anderes Beispiel aus dem *Jugendtagebuch*, an dem wir diese innere Verbindung zwischen privatem Philosophiestudium und Charakterbildung beobachten können, bietet Ludwig Hohls Studium der Schopenhauer-Biographie von Johannes Volkelt ("Arthur Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube", Stuttgart, 1900). Diese Lektüre, die ihm von seinem Vater am 12. Juli – NB. wegen verderblichem Einfluss auf seinen Geist(!) – verboten wurde, können wir als eine Gelehrsamkeitsübung 'avant la lettre' bezeichnen. Schon im Titel unterstreicht Volkelt, dass er in diesem Werk die geschriebene "Lehre" von Schopenhauer zum Anlass nehmen will, um ein Licht auch auf sein Leben zu werfen und umgekehrt. Bei Volkelt wird somit exakt jene Wechselwirkung zwischen philosophischem Werk und (philosophischem) Leben ins Zentrum gerückt, auf die es dem jungen Hohl überall angekommen ist, und die vielleicht den auf-

fälligsten Zug an seinem späteren Notizenwerk bilden wird. Entsprechend war der Eindruck, den dieses Buch bei ihm hinterlassen hat. Von einer Beschäftigung mit Schopenhauers philosophischer "Lehre" lesen wir im *Jugendtagebuch* nämlich überhaupt nichts, und auch der Notizenschreiber wird sich nur abschätzig über dessen Willensmetaphysik äussern (vgl. z.B. im *Grundmanuskript* S. 253 und S. 466). Dafür glaubt der Schüler, ein "Schopenhauersche[s] Element" *in seiner eigenen Seele* zu entdecken (*Jugendtagebuch*, S. 111), und auch wenn er sich wiederholt fragt, ob "nicht am Ende Schopenhauer der Grösste aller Philosophen sei" (a.a.O., S. 125), kommt dieser für den Superlativ nicht *wegen* sondern allenfalls *trotz* seiner Lehre in Frage, welche Hohl im Grunde gar nicht zu kennen angibt (a.a.O., S. 130):

Was mich an Schopenhauer frappierte? Denn es ist keine Frage, dass mir Schopenhauer gleich von der ersten Bekanntschaft an einen ganz nachhaltigen Eindruck machte. – Dieser Eindruck nun ging *nicht* von *seiner Lehre* aus, ganz gewiss nicht aus ihren Hauptprinzipien: Aber auch nicht einmal die kleineren geistreichen Bemerkungen – obwohl die mir schon viel mehr zu schaffen machten, während ich seine eigentliche Lehre überhaupt nicht einmal ganz kenne – waren es: Es packte mich die *dämonische Persönlichkeit*. Ich habe es erst heute ganz entdeckt, dass ein starkes Element in mir ist, das auf solche Menschengrösse reagiert, sehr stark reagiert; es ist das gleiche Element, das mich so ekeln macht vor den Alltagsmenschen, vor den nüchternen Menschen. Eben das ganz u. gar nicht Alltägliche, das Schroffe, Originelle, Dämonische, Ausserordentliche, Überspannte an Sch. hat mich frappiert.

Es wäre gewiss interessant, die beiden Schopenhauer-Bücher, mit denen Hohl sich als Kantonsschüler auseinandergesetzt hat, zu vergleichen. Sollte sich dabei erweisen, dass Friedrich Harms die philosophisch nüchternere und wissenschaftlich informativere Schrift über den Philosophen verfasst hat als Volkelt, wäre das keine Überraschung und wahrscheinlich auch der passende Grund, wieso Harms Hohl nicht zu packen vermochte. Diese Vermutungen zu prüfen, würde jedoch den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Worüber indes kein Zweifel bestehen kann, ist, dass Zeit seines Lebens genau die hier beschriebene "Menschengrösse" auch der hauptsächliche Grund für Hohls Spinoza-Begeisterung geblieben ist. [\[zurück\]](#)

<sup>10</sup> Im ihrem Nachwort zum *Jugendtagebuch* hat Pia Reinacher die Auseinandersetzung mit Greyerz ebenfalls "schon als Signal für Hohls späteren Austritt" gewertet (S. 178). Die drohende Konsequenz eines Schulausschlusses, den sein beharrendes und angriffiges Auftreten gegenüber Lehrern unweigerlich zur Folge haben würde, wenn sein Trotz erst Worte fände, war dem Tagebuchschrreiber zu diesem Zeitpunkt übrigens völlig klar (S. 62): "Es kämpfen zwei Menschen im Duell miteinander, jeder hat ein Messer; beide sind jetzt gleich. Aber der eine hat im Hintergrund eine Batterie Kanonen aufgestellt [scil. seine "Schulmeisterautorität"]. Wenn er nicht mehr Stand hält mit seinem Messer, mit der Waffe, die beide haben, lässt er die Kanonen spielen [...]. Dies ist der Kampf, der mir bevorstanden hätte. Ich würde in kürzester Zeit zur Schule hinausgeworfen! Wenn ich gesprochen hätte, hätte ich alles sagen müssen. Dann wäre ich verloren gewesen. Ich kann nichts Falsches sagen; darum schweige ich." Der sich in solchen Passagen nun selber als Apostel der Wahrheit inszeniert, wird sich dabei bestimmt als wahrhaften 'imitator spinozae' gefühlt haben. [\[zurück\]](#)

<sup>11</sup> Eine weitere Beobachtung zeigt, dass Hohl sich im Herbst 1921 ganz speziell für den holländischen Philosophen interessiert hat. Im Anschluss an seine Lektüre des Spinoza-Textes verzeichnet das *Jugendtagebuch* nämlich auch noch eine andere Lektüre aus Windelbands *Präludien*: "Über Sokrates" (S. 51). In den *Präludien* stehen diese zwei Aufsätze jedoch gerade in Umgekehrter Reihenfolge zu einander, woraus folgt, dass Hohl seine eigene Präferenzordnung der chronologischen Abfolge der Buchanordnung vorgezogen hat. In der Tat scheint ihn dann Windelbands Sokrates-Text auch nicht mehr derart gepackt zu haben. Dieses, nur um ein paar Seiten umfangreichere Stück, hat er nämlich nicht mehr in einem Zug durchlesen, sondern immer wieder liegen gelassen und erst am 11. November endlich abgeschlossen. Davon, dass Hohl in den *Präludien* auch noch andere Aufsätze gelesen hätte, finden wir im *Jugendtagebuch* keine Spur. [\[zurück\]](#)

<sup>12</sup> Zur angesprochenen Differenz zwischen Coronel und Windelband, die also darin besteht, dass der eine Spinozas Ernsthaftigkeit als Ausdruck einer angeborenen Melancholie deutet, während der andere in ihr den charakteristischen Ausdruck einer arbeitenden Tätigkeit sieht, durch die sich menschliches Leiden überwinden lässt, ist ein Hinweis auf Sabine Hahns Dissertation angebracht. Ihre zentrale These vom allmählichen

Übergang des (melancholischen) Erzählers zum (aufgeklärten) Notizenschreiber bringt diese beiden konkurrierenden Interpretationsansätze in einen inneren Zusammenhang (vgl. S. 124). [\[zurück\]](#)

<sup>13</sup> Hohl spricht zwar von einer Auflistung "meine[r] Bücher", als ob er sie besitzen würde. Weil in dieser Liste aber u.a. auch Webers Weltgeschichte aufgezählt wird, von welcher es dann am 26. des Monats heisst, sie müsse "morgen wieder abgegeben werden" (S. 50), könnte es sich bei einigen dieser Bücher durchaus auch um Bibliotheksexemplare gehandelt haben. Diese Vermutung gilt primär für den ersten Band von Kuno Fischers *Geschichte der neuern Philosophie*, auf den wir umgehend zu sprechen kommen werden. Weil Hohl aber auch den immerhin gut 450 Seiten starken, gesamten Paulsen während einiger weniger Tage in den Herbstferien 1921 gelesen haben will, liegt auch hier die Vermutung nahe, er könnte das Werk später nicht mehr zur Hand gehabt haben.

Die Anmerkung "S. 'Zu meiner Lektüre'" bezieht sich auf ein Heft, in welchem der Schüler damals seine Leseleistungen aufgezeichnet haben soll, das aber leider verloren gegangen ist, bzw. von dem man bei Hohls Archivierungseifer davon ausgehen muss, dass er es mutwillig vernichtet habe. Anderes aus dieser Zeit – wie eben jene Hefte der Tagebücher, soweit er sie nicht ebenfalls zerstört hat, oder die Bergtourenhefte (SLA, C-01-a) – sind nämlich erhalten geblieben. (Vgl. die Anmerkung zur Bezeichnung "<Letztes Heft>" im *Jugendtagebuch* S. 210.) [\[zurück\]](#)

<sup>14</sup> Dabei gilt es zu bemerken, dass Hohl auch noch fünfzehn Jahre später angegeben wird, er habe von Hegel "noch nie eine Zeile gelesen" (*Grundmanuskript* S. 292). [\[zurück\]](#)

<sup>15</sup> Sehr deutlich wird diese Unterscheidung wenn Hohl versucht, seinen uns schon bekannten Mitschüler Knup genauer zu charakterisieren (S. 165f.):

Er hat einen glänzenden formalen Verstand; ich darf nicht einfach sagen "glänzenden *Intellekt*"; denn unter Intellekt könnte man schon sehr viel mehr verstehen, z.B. philosophische Begabung, die ihm doch fehlt. Gar nichts aber hat er mit der *Kunst* zu tun. Er ist ein ausgezeichnete *Denker*, aber "Denker" im Unterschied zum Philosophen, nämlich kein Denker im hohen u. heiligen Sinn, ein Geist, der in die Tiefe drängt, alles verliert, nur das eine Grosse u. Königliche vor sich sieht: Wahrheit, Erkenntnis des Alls u. des Lebens! – Er ist kein solcher Denker [sondern] ein *formaler* Denker; er ist kein *Philosoph*, sondern ein *Logiker*; kein *Metaphysiker*, sondern ein *Dialektiker*; kein *Dichter*, sondern ein *Schachspieler*; kein *tiefer Geist*, sondern ein *guter Verstand*; keine *leidenschaftlich bewegte Seele*, sondern eine *seelenlose Vernunft*. Er sieht nicht, ob etwas schön u. gross oder klein u. hässlich ist, er sieht nur, ob es *richtig sei oder falsch*. Und diese Massstäbe für dieses Richtig oder Unrichtig hat er sich *nicht selbst geschaffen*, er hat sie irgendwo hergenommen; *sie sind ihm ganz gleichgültig*. [...] Er ist kein Philosoph, er ist ein Logiker. Es ist klar, dass er sich ganz von mir unterscheidet. ... Er hat *keine Seele, keinen Geist*, u. ist *nur Verstand*. ... Die andern verstehen *überhaupt nichts* von meinen Ideen; Knupp versteht sie wenigstens formal. (Hervorhebungen i.O.)

Weiter unten werden wir sehen, dass der Notizenschreiber in diesem Punkt an seiner jugendlichen Meinung festhalten wird. Spinozas geometrischer Methode hat er als solcher nicht mehr Bedeutung und Beweiskraft zugesprochen als jeder anderen literarischen Darstellungsweise. [\[zurück\]](#)

<sup>16</sup> So wissen wir, dass Hohl am 30. Oktober 1921 "den ersten Teil des ersten Bandes [...] zu Ende gelesen" hat (S.52), d.h. die "Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie" sowie den umfangreichen Abschnitt über "Descartes' Leben und Schriften". Ab diesem Datum macht er sich an den zweiten Teil des ersten Bandes mit dem Titel "Descartes' Schule u. Spinoza". Nach nur einer Woche gibt er an, es bereits bis "zum dritten Buch des zweiten Teils des ersten Bandes [...ge schafft zu haben,] welches betitelt ist: 'Spinozas System'" (6.11 1921, S. 55); an einem einzigen Tag will er darin volle 90 Seiten gelesen haben (a.a.O.). Eine weitere, knappe Woche später ist er dann "im dritten Buch des zweiten Teils des ersten Bandes, am Ende des 8. Kapitels" angelangt (S. 57).

Wenn wir diesen Angaben folgen und in Rechnung stellen, dass für die 90 Seiten des ersten Buchs des zweiten Teil des ersten Bandes – der noch *nicht* von Spinoza handelt – auch noch ein zwei Tage benötigt wurden, dann folgt daraus, dass Hohl innert vier Tagen die gesamten 250 Seiten des zweiten Buches über "Spinozas Leben und Werke" gelesen hat. (Darin findet man zunächst eine ca. 100-seitige Beschreibung von

Spinozas Leben, dann werden seine gesamten(!) Werke vorgestellt). In den darauffolgenden vier Tagen überflog Ludwig Hohl auch noch die ersten 140 Seiten des dritten Buchs, auf denen Fischer eine detaillierte, philosophische Auseinandersetzung von "Spinozas Lehre" unternimmt. Dieser philosophisch untersuchende Teil scheint den Schüler jedoch nicht mehr interessiert zu haben... Die restlichen Seiten des Buchs lässt er nämlich offenbar aus und springt, nachdem der Fischer-Band kurz zurückgegeben und wieder neu ausgeliehen werden musste (12.11.-15.11.1921), in seiner Lektüre geradewegs zum nachfolgenden Leibniz-Kapitel. Hier gerät er jedoch ins Stocken. Mit dem Vorsatz, ihn bald wieder aufzunehmen, wird Fischer am 7. Dezember wieder weggelegt. "Der Erfolg wird später grösser sein. Gelesen bis S. 374 (d. 2. Bdes.)" lautet der letzte Eintrag (S. 74). Seine Fischer-Lektüre wird der Kantonsschüler während der restlichen Zeit des *Jugendtagebuchs* aber nicht mehr aufnehmen. Generell lässt sich gegen Ende des Jahres eine Verlagerung der hauptsächlichlichen Inhalte seiner "Gelehrsamkeitsübungen" beobachten: weg von der Philosophie und hin zur Literatur. Die einzige Ausnahme mit umso heftigerem Effekt wird im letzten Heft des *Jugendtagebuchs* der Künstler-Philosoph und persönliche "Erlöser" des Tagebuchschreibers, Friedrich Nietzsche, sein (S. 149-170).

[\[zurück\]](#)

<sup>17</sup> Im *Jugendtagebuch* kommentiert der Schüler seine "gewaltige Arbeit" der anstehenden Fischer-Lektüre am 30. Oktober – also just an jenem Tag, als er mit dem Spinoza-Kapitel begann – wie folgt (S. 52): "Ich sollte [...] diese Arbeit sehr schnell bewältigen [...] Wenn ich 50 Seiten im Tag überwinde (was ziemlich viel ist!) geht es 11 Tage." Zu der Eile, die er sich an diesem Tag "kommandier[t]", merkt er ausdrücklich an, dass er dabei natürlich nicht einmal "einigermassen gründlich (wenn auch nur in ganz niederem Grade) die Sache würde behandeln" können, sondern "nur rasende Eile" nottäte (Hervorhebung i.O.). Seine ganze Hoffnung beschränkt sich darauf, dass "Etwas [...dabei] ja immer noch aufgenommen" werden würde ... (a.a.O.).

[\[zurück\]](#)

<sup>18</sup> Am pointiertesten hat Kuno Fischer dieses "Band zwischen Leben und Lehre" (a.a.O.) bei Spinoza in seinem später auch in Buchform veröffentlichten Vortrag entwickelt: "Baruch Spinoza's Leben und Charakter" (Wassermann, Mannheim 1865). Dort heisst es (S. 1f., Hervorhebungen i.O.): "In der wenigen Zeit, die mir frei steht, werde ich nicht im Stande sein, gerade die Seite des Gegenstandes zu beleuchten, welche die *wahre* Theilnahme an demselben erst erweckt. Es ist ein tief verborgenes, einsames, keinem anderen Zweck als dem der reinen Erkenntnis ganz gewidmetes Menschenleben, das ich Ihnen schildern will, soweit es aufgeschlossen und erkennbar ist für die äussere Betrachtung. Aber wie wenig erreicht die äussere Betrachtung den Kern eines solchen Lebens! Wie arm scheinbar und einförmig muss die Aussenseite eines Lebens sein, welches ganz nach Innen gekehrt ist! [...] Das Stillleben eines Denkers will von Innen heraus betrachtet sein, und was in dieser Betrachtung den Menschenkenner nicht aufhört zu beschäftigen und zu belehren, ist der Einklang der Gedanken- und Lebensrichtung, ist die *Wechselwirkung zwischen Erkenntnis und Leben*, die sich gegenseitig regulieren und in ihrer Einheit einen jener Charaktere erzeugen, die ganz in sich ruhen, die vollkommen aus einem Guss sind und genau so leben und handeln wie sie denken."

Auch Fischer ist also dezidiert der Meinung, dass die eigentliche Grösse Spinozas in der äussersten Konsequenz seiner Lebensführung und inneren Aufrichtigkeit seines Charakters besteht, der zwischen Handeln und Erkennen nicht die geringfügigste Diskrepanz zulässt. Coronel, Fischer und Paulsen sehen somit alle drei übereinstimmend in der konstitutiven Verbindung von Leben und Denken das Entscheidende am holländischen Philosophen. Nicht von ungefähr wird auch an Ludwig Hohl immer wieder die Radikalität und Kompromisslosigkeit hervorgehoben, mit der er seine Schriftstellerexistenz gelebt hat. Wir werden allerdings im Verlauf dieser Arbeit noch sehen, dass zumindest in diesem Punkt eigentlich von einer "Philosophenexistenz" geredet werden müsste, wobei man eine solche für Ludwig Hohl nicht erst zu erfinden braucht, sondern sich an antike Vorlagen halten kann. Was aber ist eigentlich genau eine Schriftstellerexistenz? Was ist das Verbindende bei Johann Wolfgang von Goethe, J.D. Salinger, und José Martí?

[\[zurück\]](#)

<sup>19</sup> Inhaltlich bleibt nachzutragen, dass Fischer Spinoza im erwähnten Vortrag auch als den grössten und radikalsten Verneiner aller Zwecke in der gesamten Geschichte der Philosophie anpriest (S. 5) und wiederholt auf spinozistische Züge im Denken des alten Goethe hinweist (S. 11). In seinem Referat hat er überdies Spinozas philosophische "Grundstimmung" in einer Weise charakterisiert, die durchaus auch auf den (philo-

sophischen) Grundzug des Notizenwerks passt (S. 12): "Die Grundstimmung der Lehre Spinoza's ist religiös. Denn sie theilt mit der Religion diese beiden ächten Züge: Erlösung von der Selbstsucht, Hingebung an das Ewige!" [\[zurück\]](#)

<sup>20</sup> Es wurde eben schon erwähnt, dass Hohl seinen Fischer-Band, den er sehr wahrscheinlich von der Bibliothek ausgeliehen hatte, am 12. November zurückbringen musste, und daraus einige Tage Unterbrechung in seiner intensiven Beschäftigung mit Spinoza resultierte. Es ist nun äusserst bemerkenswert zu beobachten, wie Ludwig Hohl genau in diesen Tagen im Herbst 1921 wohl nicht ganz zufällig damit beginnt Giordano Bruno zu lesen. Sowohl bei Paulsen wie auch bei Fischer und Coronel hatte Hohl den Dichterphilosophen nämlich als prominenten Vordenker Spinozas kennengelernt. Das mag erklären, wieso wir im *Jugendtagebuch* des Kantonsschülers während und nach seiner Beschäftigung mit dem holländischen Philosophen einige Tage lang Leseeintragungen zum exkommunizierten Ketzer finden. Natürlich kann Giordano Bruno nicht nur der philosophischen Inhalte seines Denkens wegen leicht mit Spinoza in einen Zusammenhang gebracht werden; enge Verwandtschaft zwischen beiden herrscht auch in der radikalen Konsequenz, mit der sie die volle Verantwortung für ihre Erkenntnisse getragen haben, sowie in der souveränen Abgeklärtheit, mit der sie damit einhergehende Unannehmlichkeiten ertragen haben.

Ludwig Hohls Interesse am Renaissance-Philosophen scheint übrigens auch in späteren Jahren angehalten zu haben, was sich anhand seiner Privatbibliothek nachweisen lässt. Darin findet man ein Werk mit dem Titel "Giordano Bruno: Heroische Leidenschaften und individuelles Leben – Eine Auswahl und Interpretation von Ernesto Grassi" (Francke, Bern, 1947), das einige, recht aufschlussreiche Lesespuren aufweist. Zum Beispiel hat Hohl darin auf S. 81 eine Passage seitlich angestrichen, in welcher Bruno die Dichter und Philosophen gleichermassen als geistige Heroen preist, denen die "tiefste und eigentliche Möglichkeit des Menschen [...] erschlossen" sei. Wenn er dann allerdings fortfährt zu behaupten, der Dichter erlebe seine Inspiration im Unterschied zum Philosophen, der von ihr auch die Gründe kenne, nur als etwas gleichsam Naturwüchsiges, ihm ursprünglich Widerfahrendes, dann markiert Hohl diese Behauptung mit einer dicken Wellenlinie. (Wie wir bereits gesehen haben, bedeutet eine Wellenlinie bei Hohl immer Anzweiflung der markierten Stelle.) – Auf Seite 88 hat Ludwig Hohl auch Giordano Brunos strikte Aufteilung des menschlichen Strebens nach dem Wahren, dem Guten und dem Schönen auf drei isolierte Fachbereiche (Philosophie, Kunst und Sittlichkeit) mittels Wellenlinie angezweifelt. Beide, von Hohl gekennzeichneten Stellen handeln vom Grenzbereich zwischen Philosophie und Poesie und gehören somit genau zu der von Coronel bei Spinoza und Bruno besonders hervorgehobenen, philosophisch-*literarischen* Weltbetrachtung.

Eine dritte Thematik, zu der Ludwig Hohl in seinem privaten Exemplar des Bruno-Buchs von Grassi seine volle Zustimmung angezeigt hat, lässt sich nicht nur mit der philosophischen Lebenshaltung von Baruch de Spinozas sehr leicht verbinden; den Zeichen "Verg. V.d.h.R." [scil. Vergleiche *Von den hereinbrechenden Rändern*], die Ludwig Hohl handschriftlich neben diese Stelle hingeschrieben hat, ist zu entnehmen, dass er selber hier auch eine Verbindung mit seinem eigenen Denken gesehen hat. Der bezeichnete Passus lautet (S. 109): "Auf ein eigenes Leben kann nur jener Anspruch machen, der nicht in der subjektiven und haltlosen Meinung der Menge untergeht, sondern sich im persönlichen Leben um das wirklich gemeinsame, nämlich das Objektive, bemüht." Hohls Beschäftigung mit Giordano Bruno, die bislang von der Forschung noch gänzlich unbeachtet geblieben ist, dürfte somit alles andere als eine kurze Episode gewesen sein, die in Ablehnung endete. Bedenken wir, dass nicht nur Spinoza Giordano Bruno als einen feurigen Denker bezeichnet hat, dessen Glut "all der Schnee vom Kaukasus nicht hätte löschen können", sondern auch Goethe ihn später sein "Gedankenbergwerk" genannt hat, dann mag Will Durants Feststellung in diesem Punkt tatsächlich zutreffen ("Die Grossen Denker" (A.Hecht [Übers.]; Orell Füssli, Zürich, 1930, S.170): "Nur selten stimmen die Philosophen nicht überein." Oder in den Worten von Ludwig Hohl (*Die Notizen* II,236): "

Die Philosophen sind nicht durch das, was sie an wirklichem Erkennen enthalten – und sie enthalten es in sehr ungleichen Quantitäten –, in Widerspruch. Sondern darin sind sie übereinstimmend oder sich ergänzend. Der Widerspruch besteht nur durch das, was zurechtgeteufelt werden muss, damit ein System entsteht, eine erzwungene Ganzheit. [...]

Die starrgewordenen Konturen widersprechen dem Lebendigen. Das Lebendige widerspricht sich nicht. [\[zurück\]](#)



<sup>21</sup> Wie es bei Ludwig Hohl mit einem weiterführenden Spinoza-Studium während des guten Jahrzehnts ausgesehen haben könnte, das zwischen seinem *Jugendtagebuch* und den ersten Eintragungen im *Grundmanuskript* liegt, vermögen wir nicht zu sagen. Es gibt jedoch einigen Grund zu Annahme, dass eine solche Auseinandersetzung in diesem Zeitraum *nicht* stattgefunden hat. In einem Brief an Humm vom 23. September 1937 behauptet Hohl jedenfalls: "Während der Jahre 1931, 32, 33 las ich, man kann ruhig sagen, so gut wie gar nichts", um diese Angabe sogleich auf eine ganz generelle "Unterbrechung von beinahe zehn Jahren" in seiner Lektüretätigkeit zwischen 1924 und 34 auszudehnen. In dieser Zeit wird Ludwig Hohl von oder über Spinoza also kaum viel gelesen haben. – Um diesbezüglich verlässliche Aussagen treffen zu können, müssten jedoch sämtliche *Epische Grundschriften* auf mögliche Spuren von Spinoza-Studien hin untersucht werden. Hier stösst unsere kleine 'tour d'horizon' nun aber endgültig an ihre Grenzen. Barbara Lafond hat hingegen genau diese (Zwischen-)Zeit vom Ende der Eintragungen im *Jugendtagebuch* bis zum Beginn der Aufzeichnungen im *Grundmanuskript* zum Gegenstand ihrer Habilitation gemacht. Auf entsprechende Anfrage hin hat sie unsere obige Annahme wie folgt bestätigt, wofür ihr an dieser Stelle bestens gedankt sei (Mail vom 26.7.2011): "Was Ihre Frage betrifft, ob es Spuren für eine intensive Auseinandersetzung Hohls mit Spinoza in den Jahren 1922 -1935 gibt, so muss ich das verneinen." [\[zurück\]](#)

<sup>22</sup> In dem kurzen Zitat aus der *Neuen Schweizer Rundschau*, das den Anlass zu Hohls giftiger Notiz vom 27.12.1934 unter dem Titel "Zum Hauptgipfel der Literatur in Zürich, dem theologischen Geplärr" abgegeben hat (S.96), wird Spinoza bereits vorher einmal namentlich erwähnt; im Unterschied zu dem auf ihrer Grundlage fussenden Stück der *Notizen* (II,70: "Theologie") nimmt Hohls Kommentar im *Grundmanuskript* jedoch keinem weiteren Bezug auf Spinozas Philosophie. Die Klammerbemerkung nach dem eröffnenden Zitat in der publizierten Version: "Indessen nennt er [scil. Emil Brunner] Spinoza einen grossen Denker: was wohl die Theologie mit dieser denkerischen Grösse beginnen kann?", ist erst bei den Umbauarbeiten am *Grundmanuskript* in den frühen vierziger Jahren hinzugefügt worden. [\[zurück\]](#)

<sup>23</sup> Wenn Ludwig Hohl hier von "Spekulation" spricht, so hat er damit offenbar etwas ganz Anderes im Auge, als man heute unter diesem Begriff im philosophisch-wissenschaftlichen Diskurs zu verstehen pflegt. Unter einem spekulativen Denken versteht er nämlich nicht etwa wie Kant einen illegitimen, transzendenten Vernunftgebrauch im Gegensatz zum rechtmässigen begrifflichen Operieren, sondern die strikte Restriktion des Denkens auf widerspruchsfrei verknüpfbare, klar definierte, identitätsbewahrende Propositionen. Hohl verwendet den Begriff also in einem seiner alltäglichen Bedeutung exakt entgegengesetzten Sinn: während wir gemeinhin solche Behauptungen als (reine) Spekulationen diskreditieren, die jeder rationalen Grundlage entbehren, verwendet Hohl die Bezeichnung "Spekulation" gerade für solche Gedankenkonstrukte, die auf rein rationaler Basis strikt logisch aufgebaut sind. [\[zurück\]](#)

<sup>24</sup> Hier sieht man, dass nicht nur seine Feinde, sondern auch Hohl selber von seiner (philosophischen) Bildung im wissenschaftlichen Sinne nicht viel gehalten hat. Einige werden aus seinen mangelhaften Kenntnissen in Philosophie einen gewichtigen Einwand dagegen machen wollen, dass Ludwig Hohl (auch) als Philosoph Beachtung verdiene. Hohl wäre indes bei weitem nicht der Einzige, bei dem man eine gewisse philosophische Ungebildetheit offen eingestehen und ihn vielleicht doch zu den Philosophen zählen dürfte. Auch die Bewerbung des Altphilologen Friedrich Nietzsche auf den vakanten philosophischen Lehrstuhl an der Universität Basel wurde, wie Curt Paul Janz suggeriert, abgelehnt, weil die philosophischen Kenntnisse des Kandidaten für einen akademischen Lehrauftrag nicht ausreichten ("Friedrich Nietzsche, Biographie. Kindheit – Jugend – Die Baseler Jahre"; Zweitausendeins, Frankfurt a.M., 1999, S. 398-409. Vgl. v.a. S. 404f.). Und beim Verfasser des *Tractatus logico-philosophicus*, dem gelernten Architekten und späteren Volksschullehrer Ludwig Wittgenstein, soll die akademisch-philosophische Bildung ebenfalls nicht über alle Zweifel erhaben gewesen sein. Wenn man Ludwig Hohl aus diesem Grund nicht als Philosophen bezeichnen will, darf man diese Kennzeichnung auch auf Wittgenstein und Nietzsche nicht mehr so selbstverständlich anwenden.

Es darf jedoch bezweifelt werden, dass Nietzsche oder Wittgenstein ihrer lückenhaften philosophischen Kenntnisse wegen jemals auf so niederträchtige Weise verhöhnt worden sind, wie Hohl im Aufsatz "Betrachtungen über ein existenzielles Vorhandensein" des nun schon mehrfach erwähnten Rudolf Jakob Humm (in: "Unsere Meinung" XII/4, Ders. (Hsg. und Verleger), 1965, S. 1-5). Im Geiste gesellt sich Humm darin zu den

"Philosophieprofessoren [...], die] wie die Ärzte um einen Patienten" sich um Ludwig Hohl versammeln sollen, um ihn genauer zu untersuchen (S. 1). Als Diagnoseinstrument für diese philosophische Gesundheitsinspektion empfiehlt er in der Einleitung seinen eigenen Begriff von "Existenzialismus", womit er paradoxerweise eine reine "Professorenphilosophie" im Gegensatz zu einer "Strassenphilosophie" bezeichnet (S. 2). Zum Abschluss dieser Einleitung, die ganz dem Divagieren über dieses fragwürdige Verständnis von "Existenzialismus" gewidmet ist, behauptet Humm dann (a.a.O.): "Diese Betrachtungen musste ich vorausschicken, ehe ich zur sorgfältigen Untersuchung des Dichter-Philosophen Ludwig Hohl überging, der von Helmut Heissenbüttel neulich mandarinisiert, dann aber gänzlich unphilosophisch, existenziell nicht reduziert, liegen gelassen wurde."

Vielen seiner Leser mag diese Passage nun ihrerseits "chinesisch" vorgekommen sein. Einen nachvollziehbaren Grund für Humms gefühlte Verpflichtung, zur Vorbereitung seiner Auseinandersetzung mit Hohl erst einmal über "Existenzialismus" zu schwadronieren, wird darin jedenfalls nicht gegeben. (Zumal Helmut Heissenbüttel in dem einzigen, uns von ihm bekannten Text zu Ludwig Hohl den Notizenschreiber in der Nähe von Wittgenstein und Nietzsche positioniert und ihn mit Walter Benjamin vergleicht [in Beringer, 1981, S. 66f.]; nicht wirklich zwei "Existenzialisten"... .) Die Sache bleibt also rätselhaft. Umso unmissverständlicher fallen hingegen Humms eigene Befunde über Hohls angeblich krankhafte Denkweise aus. (S. 2f.):

Ludwig Hohl ist ein Dichter-Philosoph, der im Zustand leiblicher und geistiger Unterernährung die Welt betrachtet. [...] Den Zustand leiblicher Unterernährung beutet Hohl in seinen Novellen aus [...] Mit gleicher Vollendung verwertet Hohl seine geistige Unterernährung. Er tut das in Aphorismen, deren er unzählige geschrieben hat, und in denen er sich uns als eine geistige Figur darbietet von der gleichen buffetartigen Mägerlichkeit wie der soeben beschriebene körperlich Ausgelaugte: nur dass hier – auf der geistigen Ebene – nicht von Ausgelaugtheit gesprochen werden kann, sondern von mangelnder Angelaugtheit, von mangelnder Anreicherung des Denkorgans (also des Gehirns) durch Wissenswertes. Das ist nämlich das Erstaunliche an Ludwig Hohl, dass er sich mit der grössten Zähigkeit in einem Zustand mittlerer Bildung erhalten hat. Und zwar nach folgender Massgabe: Was er auf dem Gymnasium gelernt hat, gilt; was er auf dem Gymnasium nicht gelernt hat, gilt nicht. Mit einer ihm ganz eigenen Konsequenz hat sich Ludwig Hohl gehütet, je ein Buch zu lesen, das ihm nicht schon von seinen Mittelschullehrern empfohlen worden war. Das hat er nicht aus Fahrlässigkeit oder Faulheit getan, sondern als demonstratives Programm, hinwiederum aber auch nicht wissentlich und gewollt, sondern eben: existenziell [...] als wäre die von unseren kantonalen Mittelschulen getroffene Auswahl der zuverlässigste Anhaltspunkt.

Auch wenn Humms Wissensstand bei der Abfassung dieser Invektiven unmöglich der unsere sein konnte – die Einsicht in wichtige Dokumente, die jetzt im Nachlass zugänglich sind, blieb ihm verwehrt –, muss man sich schon fragen, wie einer so eklatant und wuchtig danebenhauen konnte, wie Rudolf Jakob Humm. Sollten wir in Ludwig Hohl wirklich nur das Bild "eines reinen Toren" sehen, "der eine Komplikation durch kantonales Schulwissen erfahren hat" (S. 3)? In Vielem mögen uns Hohl und sein Notizenwerk heute kritikwürdig erscheinen; Humms Verunglimpfungen aber verdienen gewiss für die Nachwelt erhalten zu bleiben als abschreckendes Beispiel abgeschmacktesten Ressentiments. (Zu einem vergleichbar vernichtenden Urteil kommt auch Werner Morlang in seinem Beitrag zu *Alles ist Werk*, S. 198.) – Abgesehen von einigen Desinformationen über Hohls biographischen Werdegang weist Humm schliesslich doch auch noch auf eine "nationale Leistung" von Hohl hin (S. 4). Diese bestehe darin, dass er den "existenziell" geführten "pädagogischen Beweis" erbracht habe für die Lebensuntauglichkeit der zeitgenössischen Schulweisheit. (In welchem Verhältnis hier nun das "Existenzielle" an Hohls Beweisführung zu Humms privatem Verständnis von "Existenzialismus" als einer "Professorenphilosophie" zu denken ist, bleibt ebenfalls unklar.) In Humms Augen ist Hohl der lebendige Beweis dafür, "dass ein Schweizer Schulentlassener, der über sein Schulwissen hinaus vierzig Jahre lang nichts assimilierte, es auf dieser Welt geistig zu nichts bringt" (a.a.O.). Sein Fazit lautet daher (S. 5): "Auch dieses [scil. Hohls] Denken zeugt von einem existentiellen Vorhandensein (also von einem philosophischer Erörterung würdigen Vorhandensein) auf schlichter kantonsschulischer Basis." Dass dies Humms abschliessende Meinung über Hohl war, geht aus seiner Schilderung eines gemeinsamen Abends mit Hohl und Adrien Turel hervor, die er in seinem Rückblick auf das literarische Zürich der Dreissigerjahre geliefert hat ("Bei uns im Rabenhaus"; Fretz & Wasmuth, Zürich, 1963, S. 47-52). [\[zurück\]](#)

<sup>25</sup> Für letzteres spricht jedenfalls der Umstand, dass gut zweihundert Jahre nach Spinozas Tod dessen philosophisches System zum sogenannten "Atheismusstreit" Anlass geben konnte, den man darum auch einen "Spinozismus Streit" genannt hat. Hohl selber ist das rein Formale an Spinozas Gottesbegriff übrigens schon bei seiner ersten Lektüre sofort aufgefallen (*Die Notizen* IX,21; vgl. *Grundmanuskript* S. 254):

[...] Ich sah nun auch, dass ich früher intuitionsweise die richtige Vermutung gehegt hatte, wie es um seinen Begriff "Gott" steht: Dieses Wort ist überall, wo Spinoza es verwendet, durch die Definition zu ersetzen, ohne dass etwas übrigbliebe. Mit einer religiösen Gottesvorstellung hat dieser "Gott" rein gar nichts zu tun. [...] Spinoza ist durchaus Atheist.

Dazu gilt es aber auch zu bemerken, dass so ganz intuitiv, wie Hohl hier sein Verständnis von Spinozas Gottesbegriff gerne hinstellen möchte, dieses wohl nicht war. Als Kantonsschüler war er im Rahmen seiner Gelehrsamkeitsübungen der analogen Auffassung nämlich bereits im Spinoza-Referat von Wilhelm Windelband begegnet (Präludien, S. 103; vgl. auch Erdmann S. 50): "Seine [scil. Spinozas] Gottheit ist für die Welt nichts Anderes, als der Raum für die geometrischen Figuren und Verhältnisse. [...] Aber der geometrische Raum, als solcher und für sich allein angeschaut, ist der leere, und so ist auch die spinozistische Gottsubstanz die absolute Leere; sie ist inhaltlos, qualitätslos, die blossе Hypostasierung einer logischen Kategorie – das metaphysische Nichts."

Wenn man etwas weiter sucht, findet man im *Grundmanuskript* sogar einen überaus deutlichen Hinweis darauf, dass Hohls Interpretation von Spinozas Gottesbegriff tatsächlich eine Spätfolge seiner jugendlichen Auseinandersetzung mit Sekundärliteratur gewesen sein wird. Die entsprechende Stelle ist zudem ein weiterer Beweis dafür, dass der Philosoph in den Gedanken des Notizenschreibers schon vor dem 27.5 präsent war. Am 26.4 macht sich Ludwig Hohl nämlich im *Grundmanuskript* bereits über jene lustig, die das göttliche Wesen als einen "Mono-Gott" und "als Person" denken (S. 237); seiner Meinung nach ist ein solches Wesen "eine ganz alberne Figur" (a.a.O.). Die letzten Zeilen dieser unveröffentlichten Notiz vom 26.4.1935 hat Hohl im *Grundmanuskript* dann seitlich angestrichen. Sie lauten:

Spinoza (allenfalls; ich habe ihn ja nicht gelesen) wird es [scil. dieses göttliche Wesen] nur den Leuten zuliebe "Gott" genannt haben, es kam ja nichts darauf [an], auf einen Namen. Klar, dass das von Spinoza der klarste Atheismus ist.)

Beim Abschreiben dieser Notiz ins *Grundmanuskript* hat Hohl im September 1936 folgende, in unserem Zusammenhang sehr aufschlussreiche Anmerkung hinzugefügt (a.a.O., Hervorhebung MR):

// Stelle seitlich angestrichen ihrer ausserordentlichen Bedeutung wegen: heute, nachdem ich die *Ethik* kenne, könnte ich nichts an dieser Stelle ändern: genauer kann keine "Vorahnung" sein. Heute weiss ich aus Augenschein (äusserem), dass ohne irgendeine Schwierigkeit überall bei Spinoza das Wort "Gott" durch seine Definition ersetzt werden kann. // [\[zurück\]](#)

<sup>26</sup> In den veröffentlichten *Notizen* sind die verschiedenen Eintragungen, die sich zu dieser Lektüreerfahrung im *Grundmanuskript* finden, zu einem einzigen grossen Stück montiert worden, der Notiz IX, 21. An ihm liesse sich Hohls Redaktionstechnik des Ineinanderschachtelns verschiedener, ursprünglich selbständiger Notizen zu den veröffentlichten Stücken in den *Notizen* gut veranschaulichen. [\[zurück\]](#)

<sup>27</sup> Wie wir das schon beim Jugendtagebuchsreiber gesehen haben, lässt dieser Eintrag überdies vermuten, dass auch der Notizenschreiber noch in wahren Begeisterungstürmen innert Kürze grosse Stoffmengen verschlungen hat. Obschon diese Notiz nämlich etwas unpräzise mit "Juni 1935" datiert ist, können wir aus dem Umstand, dass Hohl sie im chronologischen *Grundmanuskript* nicht – wie in solchen Fällen sonst üblich – ans Ende des Monats gestellt, sondern zwischen zwei Einträge vom 17. Juni hineingeschoben hat, darauf schliessen, dass er bereits Mitte Monat die *Ethik* integral gelesen hatte. Von einem weiteren, wahrhaften Lektüre-Marathon wird Hohls Journal am 27. Februar 1940 berichten: "beendet die grösste Lese-Arbeit meines Lebens: Journal de Gide (1332 S.) beg. Juli 1939; fast täglich ½ bis 1, bisweilen auch 5 Stunden)" (vgl. Abbildungen S. 353) . [\[zurück\]](#)

<sup>28</sup> Einen weiteren Beleg dafür, dass Ludwig Hohl die begrifflichen Schwierigkeiten in der *Ethik* durchaus als der Mühe eingehender Untersuchung Wert erachtet hat, bietet ein Zettel aus dem Nachlass mit der Überschrift "Spinoza Begriffsbestimmungen" und Datumstempel vom "20. Déc. 1956" hervor (vgl. Abbildung S. 200). Darauf werden folgende Begriffe bzw. Begriffsunterscheidungen bei Spinoza aufgeführt, die Hohl ge-

nauer erfassen wollte: cupiditas, cupiditas miscendi corpora, libido, generandi libido, amor, amor meretricus, desiderium, appetitus, affectus, conatus, coercere. Im Übrigen hat Ludwig Hohl auch unzählige Male versucht, die genau richtigen Worte zu finden, um den letzten Lehrsatz aus der *Ethik* zu übersetzen (die späteste, im Nachlass erhalten gebliebene Version datiert vom 22. Mai 1980, also ein knappes halbes Jahr vor seinem Tod). [\[zurück\]](#)

<sup>29</sup> Vgl. z.B. *Die Notizen* II,119: "Leben ist gleich Kunstproduktion und Kunstproduktion ist gleich wahrem Leben. Das eine wie das andere erreichen besteht in einem richtigen Verhalten". Oder auch das 172. Stück desselben Teils, wo das Leben als parallel laufendes "Gegenstück", als "Erweiterung" oder "Schwester" der Kunst bezeichnet wird. [\[zurück\]](#)

<sup>30</sup> Zu der scheinbaren Opposition zwischen Ludwig Hohls eigenem Verständnis von Philosophie und ihrer heute verbreiteten Auffassung als wissenschaftlicher Disziplin muss hier relativierend noch einiges angemerkt werden. Erstens gilt es zu beachten, was Hohl dem 200. Stück der *Nachnotizen* in Form eines *Nachtrags* hinzugefügt hat (S. 134):

Einige werden mir Unwissenschaftlichkeit vorwerfen. Ich stelle mich nicht gegen die Wissenschaft. Wenn eine gewisse Wissenschaft, oder genauer, gewisse Vertreter einer Wissenschaft [sich] gegen mich stellen, so heisst das nicht, dass ich mich gegen die Wissenschaft stelle.

An dieser Stelle kommt Hohl auch auf den seiner Meinung nach grundlegenden Unterschied zwischen der "gewisse[n] Wissenschaft" – d.h. hier wohl einer "reinen", teilnahmslos beschreibenden bzw. eben im Hohl'schen Sinne "spekulativen" Denkweise – und seinem eigenen, literarischen Denken zu sprechen, indem er sagt, dass dieses letzte immer "ein[en] Imperativ, eine Aufforderung zur Tat" mit sich führe (S. 134f.). Mit dieser existenziell-appellativen Dimension dürfte Ludwig Hohl hier in den *Nachnotizen* exakt jene "ander[e] Dimension" beschrieben haben, auf die wir schon in der Notiz vom 11. August 1935 im *Grundmanuskript* getossen sind. Das nachfolgende Beispiel aus den *Nachnotizen* zeigt das klar (S. 135):

Wenn einer in einem Bach fortgetrieben wird und wir ihm ein festes Seil zuwerfen, er aber das Seil nicht ergreifen will ... so wird die Wissenschaft freilich fordern, dass wir die Gründe untersuchen, die machen, dass er eine Abneigung gegen Seile hat: er mag in frühester Kindheit ein Erlebnis gehabt haben, in dem das Seil eine üble Rolle spielte; den Komplex muss man auflösen. Haben wir aber Zeit dazu? – Umstände eines menschlichen Lebens können aber genau die Rolle spielen, die im erwähnten Falle die Zeit (der Zeitmangel) spielt.

Ludwig Hohl schwebt also nicht nur eine alternative Form von Philosophie vor, sondern eine neue Form von Wissenschaft überhaupt. Diese würde der "Kunst" und den praktischen Anforderungen des "Lebens" insgesamt nicht mehr nur teilnahmslos oder zumindest neutral gegenüberstehen (können), sondern eher in Richtung dessen liegen, was man gemeinhin "Weisheit" und Hohl selber "Lebensintegralität" genannt hat (*Nachnotizen*, 246). Solche "Lebensintegralität" konzipierte Hohl aber explizit nicht in Opposition zum Betrieb der Wissenschaften im herkömmlichen Sinn; sie bleibt vielmehr geradezu auf ihn angewiesen (a.a.O.; vgl. auch das Stück 172 der *Nachnotizen*):

Damit in der Weisheit dieselbe Stufe sich immer ermögliche, muss man in der Wissenschaft fortwährend neue erreichen. [\[zurück\]](#)

<sup>31</sup> "Baruch de Spinoza, Sämtliche Werke Band III. Briefwechsel – Die Lebensbeschreibungen. In Verbindung mit O. Baensch und A. Buchenau herausgegeben und mit Einleitungen, Anmerkungen und Registern versehen von Carl Gebhardt"; Meiner, Leipzig, 1914. Dass den Lesespuren im Exemplar seiner Hausbibliothek zufolge Ludwig Hohl auch Spinozas *Tractatus de intellectus emendatione* gelesen hat, wurde bereits erwähnt (vgl. S. 118f., Anm. 21). [\[zurück\]](#)

<sup>32</sup> Im Sekundärtext hält er sogar ganz ausdrücklich fest, dass er sich auf die Vorrede von Gebhardt inhaltlich gar nicht einlassen möchte, und gibt – wie zur Entschuldigung – schon einmal bekannt, dass er sie auch nur ganz flüchtig gelesen habe. Nach dem oben Gesagten kann es uns nicht weiter verwundern, dass Ludwig Hohl später diese gesamte Passage durchgestrichen und nie veröffentlicht hat. Im allerletzten Satz dieser Notiz finden wir in seinen nachträglichen Streichungen und Änderungen vielmehr noch einmal ein schönes Beispiel für Hohls ausgeprägte (Selbst-)Zweifel und eine sonst für ihn äusserst untypische, stilistische Ab-

schwächungspolitik. Wo er dort nämlich zuerst geschrieben hatte: "Ich bin sicher, was Kant (als Hauptsache) gelehrt hat, hat kein Mensch geglaubt, vielleicht auch er selber nicht", heisst es zum Schluss nur noch: "Was Kant (als Hauptsache) gelehrt hat, hat vielleicht kein Mensch geglaubt" etc.. [\[zurück\]](#)

<sup>33</sup> Wie wir dem Stück V,13 der *Notizen* entnehmen können, wird sich Hohl für diese Adressaten kaum weiter interessiert haben:

Alles Kunstwerk ist nichts als im weiteren Sinne nur ein Brief. (Man schreibt dem Partner, mit dem man sich zu verbinden vermag. Bei Spinoza, Rilke, gibt es Briefe im gewöhnlichen Sinne, die, mit dem Decknamen eines Empfängers im Vordergrund, für die äusserste Ferne bestimmt, schon an die halbe Ewigkeit gerichtet sind. [...])[\[zurück\]](#)

<sup>34</sup> Aus den übrigen Seiten der Vorrede sei hier lediglich auf eine Passage hingewiesen, die als Erklärung dafür dienen kann, wie Ludwig Hohls Interesse an Spinozas Briefe zustande gekommen sein mag. An der betreffenden Stelle erklärt Carl Gebhart nämlich, dass eine neue Edition der Briefe vor allem darum notwendig geworden sei, weil die Herausgeber der *Opera Posthuma* nicht alle Briefe und nicht alle vollständig veröffentlicht hätten, "sondern alles in ihnen strichen, was nicht philosophisch von Belang zu sein schien" (S. IX). "Dazu mochte sie bewegen, dass man damals dem persönlichen Gehalte eines philosophischen Lebens keine grosse Bedeutung beimass. [...] So haben sie auch vieles gestrichen, was uns über die Lebensschicksale Spinozas und über seine privaten Meinungen Aufschluss geben könnte. Wir verdanken daher den Ergänzungen der in den Opera Posthuma überlieferten Briefe [...] sehr wertvolle Mitteilungen über die Persönlichkeit des Philosophen." (S. IXf.)

Ludwig Hohls Interesse an Spinozas Briefen wird dadurch zum weiteren Indiz dafür, dass, was wir oben im Zusammenhang mit Hohls jugendlicher Lektüre von bzw. über Spinoza schon festgestellt haben, seine Gültigkeit für die erste Primärlektüre-Zeit während der Haager Schaffensjahre beibehalten hat: Hohls Begeisterung für den holländischen Philosophen gilt primär seiner herausragenden Persönlichkeit, seiner radikalen philosophischen Lebenswahl sowie entsprechenden Lebensbezügen in seinem Werk; die philosophisch-technischen Belange des spinozistischen Systems haben ihn hingegen kaum interessiert. [\[zurück\]](#)

<sup>35</sup> An anderer Stelle entspricht Gebharts Einschätzung der relativen Bedeutung von philosophischer Theorie in Spinozas *Ethik* auf der *einen* und praktischer Aufforderung bzw. konkreter Anleitung zu einer philosophischen Lebenshaltung auf der *anderen* Seite ebenfalls exakt der Forderung des Notizenschreibers, dass zur begrifflichen Anstrengung als "ander[e] Dimension" immer noch "ein Imperativ, eine Aufforderung zur Tat" hinzukommen müsse (S. XIIIf.): "Substanz und Gott nehmen in seiner Betrachtung einen breiten Raum ein. Aber man hätte nie vergessen sollen, dass er dem Werke, das er erst Philosophia nennen wollte, später den Namen Ethica gegeben hat. Und gerade der Briefwechsel vermag uns darüber zu belehren, dass er stets in seinem Denken und Handeln dem sittlichen Bewusstsein den Primat zuerkannt hat. Der Briefwechsel [...] gibt uns über diese Seite der wahrhaft autonomen, von allen religiösen Voraussetzungen gelösten Ethik Spinozas klareren Aufschluss als vielleicht das Hauptwerk selbst. [...] Spinoza hat, zweihundert Jahre vor Nietzsche, festgestellt, dass Sittlichkeit nicht in der Erfüllung einer Moralnormalität besteht, sondern dass sie ein Stil des Lebens ist." [\[zurück\]](#)

<sup>36</sup> Um genau zu sein sei hier angemerkt, dass Hohl, wenn er sich in der Notiz vom 13. August 1936 darüber erstaunt gezeigt hat, "w a s die Leute bei Spinoza lesen, wie die ihn lesen", nicht direkt auf Gebhardt sondern auf die von ihm an dieser Stelle referierten Einwände des Mathematikers und Briefpartners Ehrenfried Walther Graf von Tschirnhaus angespielt haben dürfte. Von diesem Tschirnhaus heisst es in der Vorrede, dass ihn "vor allem die methodologischen Fragen der Philosophie" interessiert hätten (S. XXXI) und dass er – von Leibniz natürlich abgesehen, "unter allen Korrespondenten Spinozas [...] der bedeutendste" gewesen sei (S. XXXII): "sein Scharfsinn wusste dem Philosophen Fragen zu stellen, auf die dessen System die Antwort versagen musste" (a.a.O.). Gebhardt kommentiert diesen Umstand wie folgt (S. XIV):

Hier liegt für mich die Tragik, die empfundenen Tragik im Leben Spinozas. Der Ursprung des Systems ist nicht rationalistisch, sondern intuitiv, wenn man will, mystisch. Die letzte Ursache, Gott, wird nicht begriffen, sondern durch die scientia intuitiva erfasst, und nun soll der Verstand aus dem Urbegriffe alle Begriffe herleiten. [\[zurück\]](#)



<sup>37</sup> In den *Nachnotizen* wird man später folgendes Zitat von Pascal lesen, das diesen Einwand auf den Punkt bringt (Nr. 286): "Jeder Autor hat seinen Sinn, in welchem alle entgegengesetzten Stellen sich vertragen, oder er hat überhaupt keinen Sinn." – Als weiteres Indiz dafür, dass wir Ludwig Hohl hier zu Recht den Einspruch in den Mund legen, Philosophie, wie er sie verstanden und Spinoza sie betrieben hat, lasse sich durch das Aufzeigen von inneren (formalen) Widersprüchen nicht entkräften und schon gar nicht widerlegen, sei hier auch auf das längere Stück II,236 aus den *Notizen* verwiesen. Dabei gilt es zu beachten, dass die ersten drei Abschnitte dieser Notiz exakt aus dem eben zitierten Eintrag im *Grundmanuskript* vom 13. August 1936 mit dem Titel "Philosophie, Spinoza" isoliert wurden, in dem er seine Lektüre des Briefbands von Spinoza verarbeitet hat! [\[zurück\]](#)

<sup>38</sup> Auf eine analoge Differenz zwischen einer technisch interessierten und einer existenziell engagierten Lese- und Denkhaltung werden wir in Ludwig Hohls Schulaufsätzen stossen. Dort wird dem formalen Intellekt als etwas rein Äusserlichem immer wieder "die Seele" bzw. "der Geist" gegenübergestellt; erst wenn ein Gedanke "mit dem ganzen Menschen in Beziehung steht", wie er es im Schulaufsatz "Mein Thema" ausdrückt, konnte es sich in den Augen des Kantonsschülers um einen wahren Gedanken im Unterschied zu einem richtig konstruierten, logischen Sachverhalt handeln. Im *Jugendtagebuch* wird dieselbe Differenz im "vollkommenste[n] Vergleich" gefasst (S. 129): "*Logik: Philosophie = Turnen: Bergsteigen*". Vgl. auch das Stück 356 der *Nachnotizen* sowie daselbst das Stück 302 ("Intellekt"); letzteres ist ein gutes Beispiel dafür, wie sich der in der vorangehenden Anmerkung zitierte Gedanke von Pascal auf Hohls Notizenwerk anwenden lässt. Die Differenz, auf welcher diese Unterscheidung beruht, hat der Französische Philosoph Jean-Paul Sartre später in dem Oppositionspaar 'techniciens du savoir' und 'intellectuel' zu fassen versucht (vgl. "Plaidoyer pour les intellectuels", in: "Sartre, Situations philosophiques"; Gallimard, Paris, 1990, S. 219-281). [\[zurück\]](#)

<sup>39</sup> Im Nachlass existiert ein Typoskript der Notiz II,133 ("Panthalis"), in dem sie folgenden Sekundärtext enthält, der in der publizierten Version weggefallen ist (A-01-b-15). Darin tritt der Zusammenhang zwischen Hohls Lehre vom Arbeiten und Spinoza klar hervor:

Aber die Menschen bekommen ihren Wert in dem Mass, wie es ihnen gelingt, sich in das All einzufügen, genauer, an ihrer Eingefügtheit bewusst teilzunehmen. Das Gesetz ihrer Eingefügtheit ist das Verändern; bewusst Verändern ist gleich Arbeiten. Arbeiten ist gleich Erkennen, Erkennen ist gleich Arbeiten. Ähnliches sieht in ein paar Hauptsätzen des Mannes, den man wohl den grössten Denker des ganzen christlichen Zeitalters nenne darf – den grössten Denker seit Heraklit von Ephesos [...]. [\[zurück\]](#)

<sup>40</sup> Hinzuweisen wäre noch auf Hohls problematische Spinoza-Auslegungen im Zusammenhang mit der Frage der Willensfreiheit. In der Nummer 19 der *Nachnotizen* behauptet er nämlich, Spinoza habe diese Frage "halb verneint und halb bejaht". Diese Auffassung würde wohl einer längeren philosophischen Herleitung bedürfen, um in den Rang einer wissenschaftlichen These zu kommen, als nur Hohls einfache Erklärung (a.a.O): "Verbal war [...] bei Spinoza eine Verneinung; aber in seinem Wissen, seiner Forderung, dass man sich durch Erkennen rette, lag Bejahung." [\[zurück\]](#)

<sup>41</sup> Auch gegenüber dieser Einschätzung hat Hohl selber seine Zweifel gehegt, wie der handschriftliche Vermerk "teilweise, fragwürdig" über der Notiz im *Grundmanuskript* anzeigt (a.a.O). [\[zurück\]](#)

<sup>42</sup> Wie wir das nun schon oft genug festgestellt haben, wurde auch dieser Absatz nicht einfach nur nicht in die publizierten *Notizen* aufgenommen, sondern im *Grundmanuskript* doppelt durchgestrichen und mit dem handschriftlichen Kommentar versehen: "Folgendes als unnütz weglassen". Auch hier besteht der Verdacht, die Begründung "unnütz" sei von Hohl hier vorgeschoben worden, um seine eigenen Zweifel an den darin vorgetragenen Urteilen und Vermutungen zu verbergen. [\[zurück\]](#)

<sup>43</sup> Was sich Ludwig Hohl unter einem solchen neuartigen Verfahren des rechtmässigen Herleitens von Behauptungen vorgestellt hat, werden wir später noch genauer erörtern. Bei dieser Gelegenheit werden wir auf die eben schon erwähnte Notiz II, 236 zurückkommen, wobei wir dann besonders folgende Passage aus ihrem zweiten Absatz zu interpretieren haben werden:

Die Frage ist nicht, ob das Denken logisch sei, sondern, ob es *am Orte* sei. [...] Die Frage ist nicht, ob das Denken logisch sei, sondern: ob es nicht etwa *Inflation* ist.

Es ist interessant festzustellen, dass Hohl auch in dieser Notiz, mit der er das systematische, logische Denken in Misskredit bringen möchte, auf die ungewöhnliche Schreibweise eines Dreifach-Vokals zurückgreift: hatte er eben im Zusammenhang mit Spinoza sich noch über die "Philosooooph[en]" lustig gemacht, so verspottet er hier nun "das Looogische" (II,236). Wie spöttisch dieses seltsame Wortgebilde gemeint war, geht aus einem Zettel aus dem Nachlass hervor. Dabei handelt es sich um eine handschriftliche Notiz, bzw. eine Partitur auf Notenlinien, die anzeigt, in welcher Tonlage "das Looogische" zu intonieren sei (bei den Noten handelt es sich um eine mit Haltebogen verbundene Halbe und eine punktierte Halbe [beides Mal ein h'], gefolgt von zwei Vierteln [a' und g']). Diese Kurz-Komposition steht am Ende der folgenden Notiz (A-01-b-5, Klammersetzung i.O.; vgl. Abbildung S. 276):

Wenn jemand viel auf das Logische seines Denkens aufmerksam macht, kann man sehr gefasst sein, dass er einem Unsinn erzählt, aufbinden will.

Dem [menschlichen] Denken ist die verhängnisvolle Fähigkeit gegeben, dass es [über seinen Grund hinaus] sich fortsetzen kann. [genau wie dem Kaiser durch die Druckerpresse die Möglichkeit gegeben wurde, über seinen Besitz hinaus sehr hinauszugehen, u. zwar ad infinitum.]

[hier oder später:] Die Frage ist nicht, ob das Denken logisch ist oder nicht, sonder ob es [etwa]

Inflation ist: hier sitzt der Winkel, auf den alles ankommt.

[Jede Entwicklung hat von jeher nur Inflation gebracht....

Das L o o o o o o o – gi – sche. [\[zurück\]](#)

<sup>44</sup> "Die Ethik zu schreiben war für Spinoza, da, wo Spinoza war, leicht" (a.a.O.). – Wie schon im Zitat der vorangehenden Anmerkung, spricht Hohl auch hier in einer Orts-Metapher. Im gesamten Notizenwerk trifft man immer wieder solche Metaphern der Örtlichkeit an, wo existenzielle Denkhaltungen beschrieben werden; in den *Notizen* z.B. bereits im zweiten Abschnitt der allerersten Notiz, aber auch in zahlreichen Stücken der *Nuancen und Details* (u.a. I,36, II,19, II,22, II,52 und III, 8) und in diversen Nummern der *Nachnotizen* (vgl. z.B. 100, 204 v.a. aber 335, wo Ludwig Hohl "de[n] Ort, wo *Die Notizen* entstanden sind", beschrieben hat.) [\[zurück\]](#)

<sup>45</sup> Weitere Stellen, an denen Hohl indirekt ebenfalls eher auf charakterliche Stärken und eine gewisse Lebenskönnerschaft bei Spinoza abstellt, als auf dessen philosophisches System, finden sich in den Notizen VIII,1, IX,15 und II,257. Zu der Letzteren vgl. die zugrundeliegende Notiz auf Seite 669 im *Grundmanuskript*, wo ausdrücklich von einer "Kraft des Temperamentes" die Rede ist. [\[zurück\]](#)

<sup>46</sup> Im Nachlass existiert ein zweiseitiges Typoskript einer Abschrift aus Bertrand Russels Spinoza-Kapitel in der *Philosophie des Abendlandes*. Dort heisst es: "Spinoza est le plus noble et le plus sympathique des grands philosophes. D'autres l'ont surpassé intellectuellement mais, moralement, il est parfait. [...] C'est un antidote contre la paralysie du désespoir." Damit ist ziemlich exakt die Funktion bezeichnet, die er auch für Hohl hatte: ein Heil- und Aufputsch-, ja im eigentlichen Wortsinn ein "Lebens-Mittel" und nicht ein theoretisches Versatzstücklager. Was im Übrigen Hohls Stellung zu Russel angeht, so war sie ebenfalls von höchster Wertschätzung geprägt und wäre es Wert, einmal genauer untersucht zu werden. Dass Hohl lange Zeit ein Bild vom englischen Philosophen bei sich aufgehängt hatte, ist bereits hinlänglich bekannt (s. die Photographie von Horst Tappe in *Ludwig Hohl. "Alles ist Werk"*, S. 268). Weniger bekannt dürfte hingegen sein, dass sich im Nachlass ein ganzes Dossier von Hohl findet mit der Aufschrift "Philosophie – vom edlen Russell", in dem Hohl zahlreiche Artikel von und über Russel zusammengetragen hat (SLA: D-04-b). [\[zurück\]](#)

<sup>47</sup> In einem Brief an Hanny Fries, in dem er sich selber als einen "savant" bezeichnet, schreibt Hohl am 6.8.1943 (in: Morlang, 2003, S.295): "Ich aber werde jetzt mein bestes Jahr haben (ich übe mich täglich, mich nicht zu überheben. Ich habe die Gefahr erkannt. – Doch habe ich Freunde, die so mächtig sind, dass sie mich vielleicht retten werden. Sie sind nicht von dieser Welt, sondern z.B. aus dem 17. Jahrhundert: Spinoza.)." [\[zurück\]](#)

## Kapitel 3: Ein ambivalentes Verständnis von "Philosophie"

Im Vorwort zu dieser Arbeit wurde angekündigt, dass wir uns trotz des baldigen Erscheinens einer Biographie der ersten Lebenshälfte von Ludwig Hohl gezwungen sehen würden, auch unsererseits noch einen genaueren Blick auf einige geistige Entwicklungen gerade auch in Hohls Jugendzeit zu werfen. Wie gross Ludwig Hohls Interesse an Philosophie schon damals war, haben wir in unserem Exkurs zu Hohls Beschäftigung mit Baruch de Spinoza bereits gesehen. An dieser Stelle wollen wir die wichtigsten Aspekte seiner frühen philosophischen Begeisterung noch einmal kurz resümieren.

### Kleine Rekapitulation

Als ersten Punkt halten wir fest, dass Hohl als 17-Jähriger bereits Platons *Apologie*, Kants *Kritik der reinen Vernunft* sowie von Friedrich Nietzsche wenigstens den *Zarathustra* und *Schopenhauer als Erzieher* gelesen hat. Daneben hat er im Rahmen seiner sogenannten "Gelehrsamkeitsübungen" – bei denen ganz ausdrücklich das "*Philosophiestudium im Mittelpunkt*" gestanden hat – auch schon früh damit begonnen, sich grundlegende Kenntnisse in *Philosophiegeschichte* anzueignen.<sup>1</sup> In dieser Absicht hat er einige zeitgenössische Standardwerke von Neukantianern konsultiert (Kuno Fischer und Wilhelm Windelband) oder zumindest von solchen, die von Kants Erkenntniskritik wesentlich geprägt worden sind (Friedrich Paulsen).

Als zweiten Punkt gilt es unseren klaren Befund in Erinnerung zu rufen, dass Ludwig Hohl sein Augenmerk bei diesen frühen Studien nicht auf philosophisch-wissenschaftliche, technische oder gar *systematische* Probleme der Philosophie gelegt hat, sondern für ihn überall seine jugendliche Begeisterung für tragisch-heroische Lebensläufe "grosser Geister" im Vordergrund gestanden hat. Offensichtlich fühlte sich der Kantonsschüler von der geistigen Lebensführung dieser grossen Denker weit mehr angezogen, als dass ihn die argumentative Kraft ihrer philosophischen Rasonnements irgendwie beeindruckt oder weiter beschäftigt hätte. Wie andere schon vor uns festgestellt haben, hat ein Grossteil seiner Lektüre während der Kantonsschuljahre darum aus Lebensbeschreibungen von Spinoza, Herder, Goethe, Schiller, Kleist und Schopenhauer bestanden.<sup>2</sup>

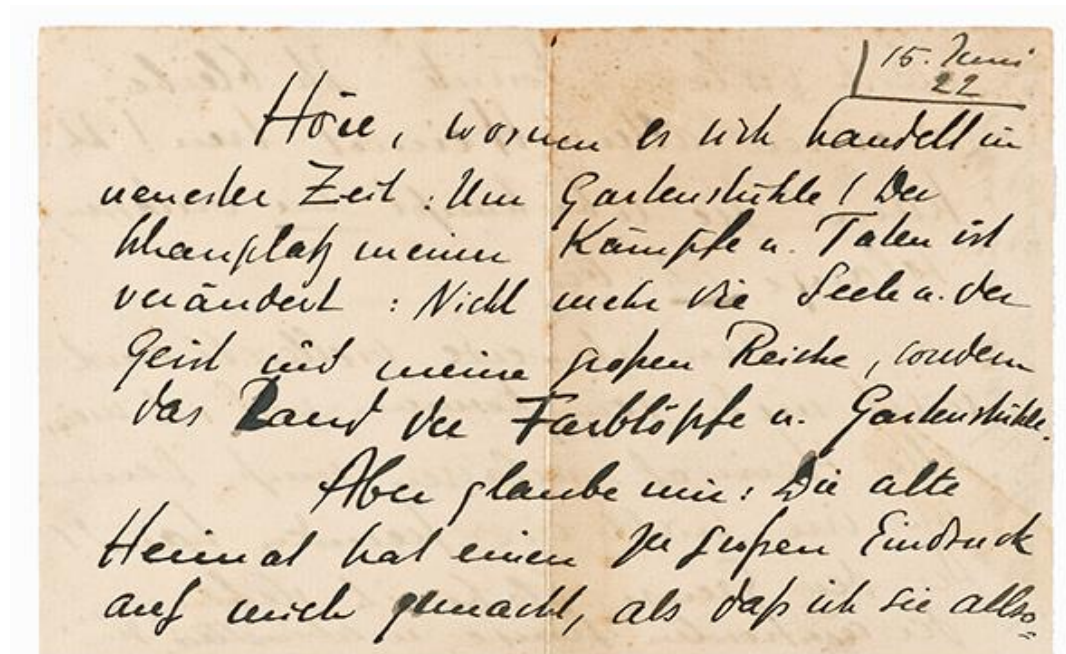
Drittens haben wir beobachtet, wie der Kantonsschüler seine eigenen und die Charakterzüge seiner Mitschüler an den Tugenden und Eigenschaften der grossen Philosophen und Dichter gemessen hat, deren Werke er sich selber und diesen immer wieder zur geistigen Stärkung verordnet hat. Zu dieser Feststellung passt die Klage des Schülers, die er schon im dritten Eintrag in sein *Jugendtagebuch* notiert, dass ihm sein besorgter Vater Volkelts Schopenhauer-Biographie entzogen und verboten habe mit der Begründung, "der Einfluss Schopenhauers auf mich sei schlecht, mein Geist gerate auf Abwege" (S. 10). Wie stark wesensverwandt sich der junge Hohl mit Schopenhauer damals tatsächlich gefühlt haben muss, und wie willig und kampfbereit er war, dem Beispiel des "vielleicht Grösste[n] aller Philosophen" zu folgen (S. 125), zeigt der drohende Nachsatz, mit dem er die pädagogische Leseverbotsmassnahme des Pfaffen im *Jugendtagebuch* quittiert (a.a.O): "Aber der Geist schreitet seine Wege, unbekümmert um Äusseres; er lässt sich durch nichts abbringen von der Richtung, die ihm aus seiner Naturbeschaffenheit gegeben ist!"<sup>3</sup>

Nach Spuren eines eingehenden *inhaltlichen* Lektürestudiums haben wir nicht nur beim jugendlichen Hohl vergeblich gesucht; wie wir gesehen haben, hat fünfzehn Jahre später auch noch der Notizenschreiber im Zusammenhang mit seiner entscheidenden Spinoza-Lektüre freimütig eingestanden, dass er "nie auf sein [scil. Spinozas] Beweisen geachtet habe" (VII,116). Das war aber auch gar nicht nötig, da ihm ja die ganze *Ethik* vorgekommen war "wie ein längst Bekanntes ... als ob es – nicht mein Bruder, als ob ich es geschrieben hätte" (IX,21). Als dritten Punkt können wir darum

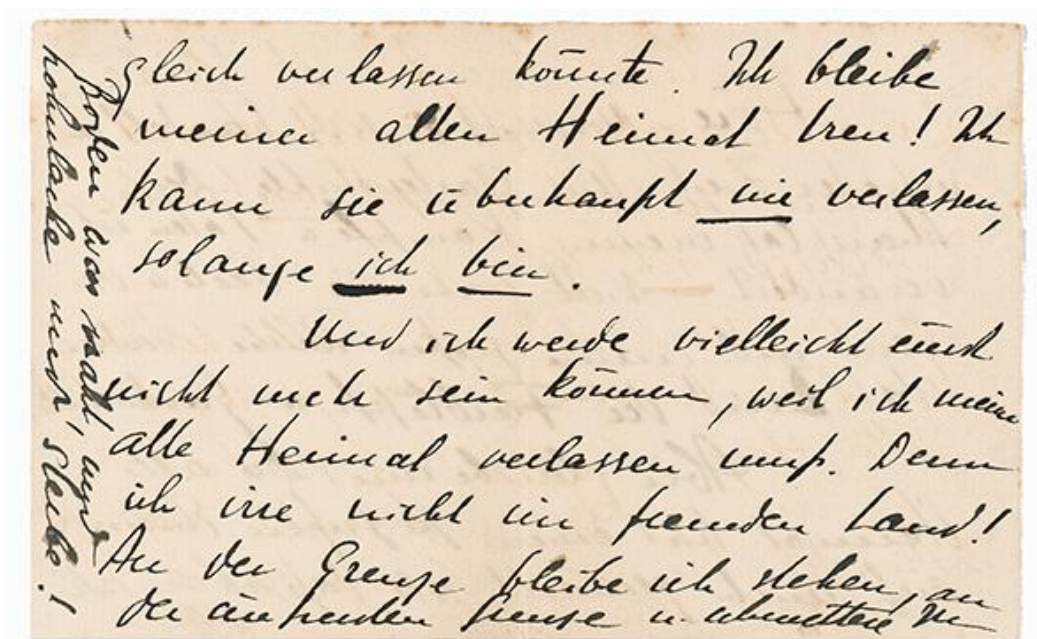
festhalten, dass in *allen Lebensphasen* Ludwig Hohls lebhaftes Identifikationsverhältnis mit für ihn massgeblichen Autoren ihrem tiefen philosophischen Studium den Rang abgelaufen hat. Das fast vollständige Fehlen philosophisch-wissenschaftlicher Kenntnisse, das die Folge dieser lebenslang unveränderten persönlichen Interessenslage war, hat Hohl als ein grosses persönliches Manko empfunden; es war wohl mit ein Grund für eine gewisse Selbstzensur eigener philosophischer Stellungnahmen in seinem publizierten Werk.<sup>4</sup> Was er an expliziten philosophischen Selbstpositionierungen und dezidiert philosophischen Kommentaren schliesslich veröffentlicht und was der Notizenschreiber für sich behalten hat, werden wir im dritten Teil dieses Kapitels genauer untersuchen. Zunächst wollen wir uns einigen Dokumenten aus seinem Nachlass zuwenden, die aus seinen Jahren als Kantonsschüler in Frauenfeld herrühren. In diesen frühen Texten sind nämlich bereits die typischen Züge angelegt und wird eine zentrale Unterscheidung getroffen, die auch noch Hohls späteres, zwiespältiges Verhältnis zur Philosophie massgeblich bestimmen werden.<sup>5</sup>

## I Der geistige Hoheitsanspruch des Kantonsschülers

In drei blauen Heften und auf zahlreichen, herausgerissenen Seiten findet man in Ludwig Hohls Nachlass rund ein Dutzend früher Aufsätze (C-01-a-2). Diese datieren aus dem Zeitraum zwischen 1918 und 1922 und könnten für eine Publikation durchaus geeignet sein.<sup>6</sup> In unserem Zusammenhang sind vor allem die späteren Aufsätze ab der Zeit des *Jugendtagebuchs* aufschlussreich sowie ein separat erhalten gebliebenes Heft mit dem Referatstext zum Vortrag: "Der Standpunkt zu N[ietzsche]. u[nd]. unserer Religion", den der Kantonsschüler am 30. September 1921 gehalten hat.<sup>7</sup> Bevor wir uns diesen Texten näher zuwenden, wollen wir uns den Inhalt von vier undatierten, handschriftlich doppelseitig beschriebenen Blättern zu Gemüte führen, die uns Hohls allgemeine Einstellung zur Schule während dieser Zeit vor Augen führen (s. Abbildung S. 226f.). Aus dem Inhalt dieser Seiten und aus der Tatsache, dass sie zusammen mit einem kleinen Zettel aufbewahrt wurden, der vom 15. Juni 1922 datiert ist (s. die nachfolgenden Abbildungen), können wir schliessen, dass die Aufzeichnungen, die sie enthalten, während der Zeit des *Jugendtagebuchs* oder unmittelbar danach entstanden sind.







(SLA, C-1-a-1) Kartentext mit Kampfansage vom 15. Juni 1922 (Vor- und Rückseite)

Schon der kurze Text auf dem hier abgebildeten kleinen Zettel zeigt, was der Kantonsschüler als *seine* "grossen Reiche" erachtet und die innere Bühne all seiner "Kämpfe und Taten" abgibt: "die Seele und der Geist". Gleichzeitig vermittelt dieser Zettel einen ersten Eindruck von der wilden Entschlossenheit, mit welcher der junge Hohl "sein Reich" gegen jeden äusseren Angriff bis zum Letzten verteidigen wollte, und von dem geradezu epischem Pathos, mit dem er entsprechende Schlachtszenarien vor seinem inneren Auge entworfen hat:

Höre, worum es sich handelt in neuester Zeit: Um Gartenstühle! Der Schauplatz meiner Kämpfe u[nd]. Taten ist verändert: Nicht mehr die Seele u[nd]. der Geist sind meine grossen Reiche, sondern das Land der Farbtöpfe u[nd]. Gartenstühle.

Aber glaube mir: Die alte Heimat hat einen zu grossen Eindruck auf mich gemacht, als dass ich sie allsogleich verlassen könnte. Ich bleibe meiner alten Heimat treu! Ich kann sie überhaupt nie verlassen, solange ich bin.

Und ich werde vielleicht einmal nicht mehr sein können, weil ich meine alte Heimat verlassen muss. Denn ich irre nicht im fremden Land! An der Grenze bleibe ich stehen an der äussersten Grenze u[nd]. schmettere zu Boden wer naht, und hohnlache und sterbe!<sup>8</sup>

Die äusserliche Heimatlosigkeit, die zu einer charakteristischen Eigenart des Notizenschreibers werden sollte und man – Hugo Sarbach und anderen seiner späteren Freunde zufolge – an Ludwig Hohl auch als altem Mann noch beinahe "sinnlich" wahrnehmen konnte, findet hier also schon beim Kantonsschüler ihren Ausdruck.<sup>9</sup> Weder das elterliche Pfarrhaus noch das verhasste Sirnach oder das verlorene Netstal können ihm den heimatlichen Ankergrund bieten, den er sich sehnstchtig wünscht; die Spur seiner Herkunft sieht bzw. zieht der Jüngling in den geistigen Reichen.<sup>10</sup>

### Ein früher Beleg schriftlicher Selbstklärung

Vor diesem Hintergrund empfindet der junge Hohl nicht nur "Farbtöpfe und Gartenstühle" als Bedrohung seiner seelisch-geistigen Souveränität, auch die Kantonsschule Frauenfeld bekämpft er



als eine disziplinarische Anstalt, deren Einfluss auf ihn es mit allen Mitteln unschädlich zu machen gilt. Wie aus dem nachfolgend integral zitierten Text auf den erwähnten vier undatierten, handschriftlichen Blättern erstaunlicherweise hervorgeht, geht die konkrete Bedrohung durch diese Institution in seinen Augen aber nicht primär von den pädagogischen Zwangsmechanismen und Strafvollzugsbefugnissen im Klassenzimmer aus, und auch nicht in erster Linie vom stofflichen Diktat des Lehrplans; die grösste Gefahr schlummert nach Hohls Dafürhalten in der schleichenden Gefahr einer Anpassung seiner Wertvorstellungen an die heteronomen Massstäbe der Bildungsanstalt. Die wirkliche Bedrohung besteht für ihn darum in der Versuchung "ein sogenannter 'guter Schüler'" zu sein, der er, wie man in diesen bisher unbekannten Seiten erfahren kann, früher durchaus erlegen war. Dass er, dessen schulische Leistungen zu diesem Zeitpunkt nicht eben hoch bewertet wurden, nämlich zum Klassenprimus immer noch "bei weitem die Kraft gehabt" hätte, steht für den äusserst selbstbewusst bis überheblich anmutenden Jüngling, der aus diesen Zeilen spricht, völlig ausser Frage.<sup>11</sup> Doch lassen wir ihn diese Dinge am besten selber erklären und lesen wir, was auf diesen vier erhalten gebliebenen, undatierten Zetteln steht:

Es ist mir klar geworden, wie ich zur Schule stehe.

Deshalb habe ich wieder etwas, wonach ich streben kann, ich sehe wieder ein Ziel vor mir; denn wenn sich das innere Treiben u[nd]. Leben über eine Sache noch nicht geklärt hat, stehts bös mit ihr. Ich wusste eine Zeitlang nicht mehr, was anfangen mit der Schule. Jetzt weiss ich's wieder.

Gottfr[ied.] Keller sagt im G[rünen]. H[einrich].: "Nur das Höchste, was er überhaupt hervorbringen kann, macht der Unbefangene gut. Muss er aber das Schlechteste gezwungen tun, gibt's nichts als Dummheiten. Etwas anderes, wenn er aus purem Übermut das Schlechteste wieder vornimmt, dann mags ihm spielend gelingen."<sup>12</sup>

Das führte mich auf die richtige Spur. Natürlich ein sogenannter "guter Schüler" zu sein, das dünkte mich ein erbärmliches Ziel, wenn ich mich ernstlich anstrengen sollte es zu erreichen. – Ich will hier nicht das Sinnlose einer Kantonsschule beschreiben – . Ich wurde "gezwungen dazu". Da gabs "Dummheiten." Hätte ich doch bei weitem die Kraft gehabt, ein ausserordentlich guter Schüler zu sein. Aber das innere Wollen fehlte. Warum? Weil das Ziel mich nicht lockte – weil es ein zu trauriges Ziel ist! Das war schon lange in mir, schon sachte u[nd]. unbewusst mags schon in der Sekundarschule oder doch mindestens beim Eintritt in die K[antons]. Sch[ule]. begonnen haben. Aber ich war mir dessen nicht bewusst, u[nd] wenn ich's auch allmählich ein wenig wurde, so wusste ich mir doch nicht zu helfen. So kams immer böser.<sup>13</sup> Ich sank – denn es war mir unmöglich etwas zu lernen, das ich für vollkommenen Blödsinn ansah! Denn wie viel falsche Art u[nd]. Weise des Vorgehens kommt an einer solchen Schule vor — Darauf gehe ich hier nicht näher ein — .

Allmählich aber sagte ich mir: soll mir etwa deshalb, weil das klare Wasser mir in einem schmutzigen Geschirr gereicht wird, das klare Wasser verderben lassen? Das wäre ja ganz verwerflich! Nein! — Ich hole mir das Wasser selbst von der Quelle, wo es noch nicht durch schmutzige Geschirre verdorben ist. Was mache ich mit dem, das mir in schmutzigen Gläsern gereicht wird? Ich nehme es kaltlachend an – denn ich weiss ja wie das klare Wasser ist; das gibt mir festen Halt – prüfe es u[nd]. nehme davon, was gut ist. Das Schlechte aber beachte ich nicht ————— .

Ich habe also begonnen, neben der Schule mich privat zu bilden. Nebenbei besuche ich die Schule. Aber das erste ist mir wichtiger. Und siehe, wie wunderbar, wie fein!!: So kommt es, dass ich die Schule, indem ich sie nebensächlich auffasse, ein wenig leicht, das will

sagen mit ein wenig Übermut, Ironie anpacke. So geht's jetzt besser. Ein wenig besser. Ziemlich viel besser. Wenn mir auch von der Schule aus etwas Gutes geboten wird, nehme ichs freudig an. Wird mir nichts Gutes geboten, ich kann auch ohne dies weiterkommen! Vielleicht dass ich, wenn ich älter bin, diesem oder jenem Lehrer, der in schmutzigem Glase serviert, einmal zu verstehen zu geben im Stande bin, wie reines Quellwasser ist, worin es von dem von ihm gebotenen abweicht. Wenn ich's nicht kann ist's auch gleich. Weiss es doch ich! Habe doch ich wieder ein Ziel!

Es ist klar in mir geworden, wie ich zur Schule stehe.

Gestalt habe ich wieder etwas, umach ich haben kann, ich stehe wieder ein Ziel vor mir; denn wenn ich das meine Trauer u. Leben über eine Sache noch nicht geklärt hat, steht's bis mit ihr. Ich schaffe eine Zeit lang nicht mehr, was anfangen mit der Schule. Ich weiß jetzt wieder.

Herr Keller sagt in G.H. „Nur das Feste was überhaupt hervorstechen kann, macht der Unbefangene recht. Nichts ist aber das Schlechte gesungen, kein, nichts als die Unklarheiten. Es ist anders, wenn es das puren Erkenntnis das Feste wieder vorsetzt, dann mag's den Felsen fügen.“

Das Feste wird auf die richtige Seite hin sich ein Gegenstand, „guter Schüler“ zu sein. Das Feste wird ein erkennbares Ziel, wenn ich mich erst recht anstrengen sollte es zu erreichen. Ich will hier nicht das Schöne einer Konventionale Feste sein. Ich würde „gekommen dazu“ da das „Erkenntnis“.

Hätte ich doch bei weitem die Kraft gehabt, ein aufmerksamer guter Schüler zu sein. Aber das meine Wollen fehlte. Warum? — Was das Ziel nicht nicht — weil es ein zu hohes Ziel ist! Das war schon lange in mir, schon sagte u. unbewusst mag's schon in der Sekundarschule oder doch mindestens bei Eintritt in die R.Sch. begonnen haben. Aber ich war mir dessen nicht bewusst, u. wenn ich's auch allmählich ein wenig wurde, so konnte ich mir doch nicht zu helfen. So kam immer noch. Ich fand —

denn es war mir dann öfters etwas zu lernen, das ich für vollkommenen Blödsinn ansah. Denn wie viel falsche Art u. Weise des Vorgehens kommt an einer solchen Schule vor! — Darauf gehe ich hier nicht weiter ein —

Allmählich aber sagte ich mir: Soll ich mir etwa deshalb, weil das kleine Kloster mir in einem schmutzigen Gefäß steht, das klare Wasser verderben lassen? Das wäre ja ganz dumm! Nein! — Ich hole mir das Wasser selber von der

Quelle, es es noch nicht durch schmutzige Gefäße verdorben ist. Was mache ich mit dem, das mir in schmutzigen Gläsern gereicht wird? Ich nehme es halt einfach an — dann ich weiß ja wie das klare Wasser ist; das gibt mir festen Halt. Ich nehme davon, was gut ist, das Schöne. Daran beachte ich nicht.

Ich habe also begonnen, neben der Schule mich privat zu bilden. Selbst bei Besuche ich die Schule. Aber das erste ist mir wichtiger. Auch sie ist es wunderbar wie fein!! So kommt es dazu, daß die Hände ändern in die neuen Sachen aufsteht, ein wenig leicht, das viel sagt mit ein wenig Übermut Ironie anpacke. So geht's jetzt besser. Ein wenig besser. Ziemlich viel besser. Wenn mir auch von der Schule aus etwas Gutes geboten wird, nehme ichs freudig an. Wird mir nichts Gutes geboten, ich kann auch ohne dies weiterkommen! Vielleicht dass ich, wenn ich älter bin, diesem oder jenem Lehrer, der in schmutzigem Glase serviert, einmal zu verstehen zu geben im Stande bin, wie reines Quellwasser ist, worin es von dem von ihm gebotenen abweicht. Wenn ich's nicht kann ist's auch gleich. Weiß es doch ich! Habe doch ich wieder ein Ziel!

Warum blühte ich dies alles? In erster Linie, um es in mir recht klar werden zu lassen, um mir meinen Weg recht deutlich zu weisen, damit ich nicht wieder auf den alten Weg zurückfalle. Was war das für ein Weg? — Früher war es einmal mein Ideal, als einer der Klasse zu glücken, ein „guter Schüler“ zu werden. Jetzt habe ich erkannt, daß das kein erstrebenswertes Ziel ist.

Was sage ich <sup>nun aber</sup> zu dem, die mit Erfolg nach diesem Ziele strebt sind die glückselig die erste Stelle ihrer Klasse innehaben? — Da habe ich meine ganz bestimmte Meinung: Entweder hat das ein Schüler „prima“ oder „secunda“ und überdies sehr reichlich, nur so kann man es ers: Das gehört unter die Klasse, das ganz anders, wenn es aus einem Übermut ist, dann mag's ihm das Feste geben. „Hinter so einem kann man noch sehr viel stecken oder dumm“ gibt aber auch



solche, die es wirklich sehr ernst nehmen,  
die ihre ganze Kraft dazu nehmen,  
denen dies allen Ernstes ein glückliches  
Ziel scheint, auch in reifem Alter. Es  
sind aber niemals gewaltige, nach  
dem Höchsten, nach dem Edelsten, nach  
Wahrheit, nach dem Größten ringende  
Geister! Das sind Klaine! (Beispiel: Her-  
mann) (Sie will mich damit zu wissen nicht etwa  
vermeintlich sagen, daß sie mich zu verachten stehe. Es  
kann aber sehr brave, recht schaffende, neue Richtung  
sein. Nur was ihren geistigen Horizont ausdehnt, ist  
er bei allen sehr beschränkt. Natürlich unzulänglich, in  
engerer Sinne. Wird es eine immer noch geistiger sein  
als die anderen. Durchschneidenden.)

Wie wird man mir aufpassen in der Schule  
diese innere Umwälzung, die sich jetzt völlig  
entwickelt hat, anmerken? Der (geistig)  
kurzsichtige (schonend) wird nichts merken.  
Einer, der etwas besser sieht, wird vielleicht  
eine kleine Fortschritt konstataren.

Es ist dies nicht der erste Sturm in  
unser, schon seit Jahren sehr gestürmt

ohne Unterlaß. Es hat gebrannt in  
unser mächtige Wellen gegeben; mächtige  
Schlägen haben stattgefunden, werden  
noch lange stattfinden. Nun auch  
geht brandes noch in unser Hundst  
Dinge wirbeln durcheinander, es  
ist ein Umsturz, eine Revolution.  
Und es entspringt immer neues, u.  
das neue stürzt wieder auch u.  
wird zum Chaos. Und wieder  
kann sich alles

Was gibt's gewaltiger als das  
Geistes, als Leben!  
Ich konnte noch wie einen  
anderen Menschen einen Einblick gewaltig  
einmal - etwa vor einem Jahr.  
hieß ich's nicht mehr aus, ich schrieb  
eine Bogen voll, nachher zerriß ich  
wieder, weil ich sah, daß es nur leere  
Worte waren!

Und auch ist es mir manchmal,  
als würdte ich alle Bande zerreißen  
u. mit Normen der Stille in die Welt  
hinausruhen - - -

Was ist's im Grunde genommen, das  
alle diese Leiden verursacht? Es  
Es ist das Sehnen nach Wahrheit  
das Ringen nach Höhe u. Größe das  
Streben nach dem Gewaltigen.  
Es ist noch mehr - ich wollte erkennen  
u. schauen

Oh wie himmelhoch,  
wie großartig scheint mir oft dieses  
Kommen vom Schmerz u. Freude, Leid u.  
Leid. Jauchzen und ich manchmal  
darüber hinausjauchzen mit heller  
u. mächtiger Stimme!

Manchmal fühle ich die  
allmächtige, alles durchdringende  
ewige Gerechtigkeit!

Auch manchmal denke  
ich, auch wenn ich unterginge wüßte  
ich, noch in u. während dem Leben  
gehen bewundern die gewaltigen  
Gestirne der Menschheit!

Dem das unendliche Leid  
drängen in der Unendlichkeit in der  
schlägt zusammen mit der unendlichen  
Freude!

Wie ich manchmal fühle  
das Mächtige, das Gewaltige! Kommt  
ich halbes u. fassen - - -

Mag es noch so sehr brausen  
u. wablen, mag es mich emporschlecken  
gegen den Himmel oder in die Tiefe  
bleiben nur das Eine bleibe, wenn  
ich mir wie den Gedanken an das  
Höhe, das gewaltige, das Mächtige!  
Einzig wenn das geklärt, dann stünde es  
fest - - -

Der Glaube an das Höhe, das Edle  
das Schöne

Schiller: Nur zwei Tugenden giebt's. ob wären sie  
immer vereint!  
Immer das Große auch gut, immer das Gute  
auch groß!

Es wird mir heller u. wohler  
wenn ich ein Stücklein aus  
Tageslicht bringe. Kam!  
Wie leicht könnte man bitter, was ich geschrieben  
als Hochmut auslegen, als feuchterlicher  
Egoismus - - . Es ist aber nur das

(SLA, C-01-a-1) "Es ist mir klar geworden, wie ich zur Schule stehe. [...]". Ein frühes Beispiel schriftlicher Selbst(er)klärung bei Ludwig Hohl (4 Seiten vor- und rückseitig beschriftet)

Warum schreibe ich dies alles? In erster Linie, um es mir recht klar werden zu lassen, um mir meinen Weg recht deutlich zu weisen, damit ich nicht mehr auf den alten Abweg zurückfalle. Was war das für ein Abweg? – Früher war es einmal mein Ideal als erster der Klasse zu glänzen, ein „guter Schüler“ zu werden. Jetzt habe ich erkannt dass dies kein erstrebenswertes Ziel ist.

Was sage ich nun aber zu denen, die mit Erfolg nach diesem Ziele gestrebt sind, die glänzend die erste Stelle ihrer Klasse innehalten? – Da habe ich meine ganz bestimmte

Meinung: (1.) entweder hat das ein solcher "prima Schüler" mit übergrosser Leichtigkeit erreicht, nur so obenhin tut ers; das gehört unter die Klasse "Etwas ganz anderes, wenn er's aus purem Übermut tut; dann mag dem das Schlechteste spielend gelingen". Hinter so einem kann immer noch sehr viel stecken oder dann (2.) gibt's aber auch solche, die es wirklich sehr ernst nehmen, die ihre ganze Kraft dazu nehmen, denen dies allen Ernstes ein glänzendes Ziel scheint, auch in reiferem Alter.<sup>14</sup> Das sind aber niemals gewaltige, nach dem Höchsten, nach dem Edelsten, nach Wahrheit, nach dem grössten ringende Geister! Das sind kleine! (Beispiel: Leutenegger) (Ich will mich damit bei weitem nicht etwa vermessen zu sagen, dass solche Leute zu verachten seien; es können dies sehr brave, rechtschaffene, treue Menschen sein. Nur was ihren geistigen Horizont anbelangt, ist er bei allen sehr enge (natürlich verhältnismässig, in engerem Sinne) (es wird so einer immer noch gescheiter sein als die meisten Durchschnittlichen)[.]

---

Wie wird man mir äusserlich in der Schule diese innere Überzeugung, die sich jetzt völlig entwickelt hat, anmerken? Der (geistig) Kurzsichtige (schonend) wird nichts merken. Einer, der etwas besser sieht, wird vielleicht einen kleinen Fortschritt konstatieren.

---

Es ist dies nicht der erste Sturm in mir; schon seit Jahren hats gestürmt ohne Unterlass. Es hat gebrannt in mir, mächtige Wellen gegeben; mächtige Schlachten haben stattgefunden, werden noch lange stattfinden. Denn auch jetzt braust's noch in mir. Hundert Dinge wirbeln durcheinander, es ist ein Umsturz, eine Revolution. Und es entsteht immer neues; u[nd]. das Neue stürzt wieder um u[nd]. wird zum Chaos —[Wellenlinie] — Und wieder klärt sich alles. —[Wellenlinie]

Wir wollen an dieser Stelle kurz innehalten und aus dem bisher Gelesenen die wichtigsten Punkte hervorheben. Neben dem teilweise ungeheuren Hochmut, der aus diesen Zeilen spricht, fällt hier auch besonders auf, wie der Kantonsschüler immer wieder die Notwendigkeit eines grossen Ziels hervorhebt. Wie es scheint, erlebt er den Verlust seines Glaubens an die institutionellen Wertmassstäbe und den damit einhergehenden Einsturz aller Fixpunkte des gesellschaftlich vermittelten Orientierungsangebots zunächst als eine grosse, persönliche Krise. Die Leere, die sich in ihm einstellt, entspricht noch keineswegs der erwünschten Befreiung, sondern wird zunächst nur als bedrückender Sinnverlust empfunden ("denn wenn sich das innere Treiben und Leben über eine Sache noch nicht geklärt hat, stehts bös mit ihr.") Da er sich nun aber einmal von allen heteronomen Wertmassstäben losgesagt hat, bleibt dem Haltlosen kein anderer Boden als er selber, um wieder Fuss zu fassen: er muss sein "innere[s] Treiben und Leben" an ihm selber und für sich selbst klären und vertraut zu seiner geschickten Lenkung nichts anderem mehr als der Kraft der eigenen Erkenntnis.<sup>15</sup> Sein Inneres zu klären, seine Kraft so zu lenken, damit sie kontrolliert nach aussen dringe – der Notizenschreiber wird diesen Prozess später "Arbeiten" nennen –, wurde für den Schüler deshalb zur allerdringlichsten Notwendigkeit. Bereits in jungen Jahren scheint Ludwig Hohl zwei besonders hilfreiche Mittel für sich entdeckt zu haben, um diese tiefe, innere Not zu wenden: Lesen und Schreiben.<sup>16</sup>

### ***Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung: zwei Mittel***

Hohl hat offenbar früh erkannt, dass er noch manchen Text würde schreiben müssen wie den, den wir gerade betrachtet haben, um sich die Dinge "recht klar werden zu lassen, um [... sich seinen]



Weg recht deutlich zu weisen".<sup>17</sup> Selbstklärung war also für ihn von Beginn weg ganz wesentlich mit Schreiben verbunden. Ob für Hohl das Schreiben tatsächlich – wie Kronig es etwas überspitzt formuliert hat – nur ein Mittel zum Zweck der (Selbst-)Erkenntnis war, bleibe dahingestellt (vgl. S. 59, Anm. 7); mit Sicherheit steht bei Hohl aber eine *philosophische* "Selbstsorge" seinem *literarischen* Anspruch von allem Anfang an gleichberechtigt zur Seite.

Bei diesem Prozess der inneren Selbstklärung handelt es sich nun aber keineswegs um bloße Introspektion. Darum sind diese Texte auch bei weitem nicht nur von biographischem oder gar rein psychologischem Interesse.<sup>18</sup> Die Wendung auf sich selbst, die Ludwig Hohl von Jugend auf vollzieht, dient schon dem Kantonsschüler nicht nur zu seiner (psychologischen) Selbstbespiegelung, sondern zur geistigen Klärung eines Ausgesetzt-Seins, in das er sich hineinmanövriert, oder wie wir dem *existenziellen* Charakter dieser Exponiertheit Rechnung tragend richtigerweise sagen müssten: dessen Erkenntnis in ihm schon früh zu dämmern beginnt. Was *diese* Ausgesetztheit des Daseins angeht, so ist, was sie in jedem Leben, in dem sie zum Tragen kommt, an Biographischem und Psychologischem aufweist, argumentativ gesehen vollkommen irrelevant; allenfalls hat es exemplarischen Charakter und dient zur Illustration.<sup>19</sup>

Hohl ist nicht der einzige, den in dieser existenziellen Konfrontation mit sich selbst und der daraus allmählich hervorgehenden Erkenntnis der existentialen Strukturen des Daseins ein metaphysischer Schwindel anfällt und der Ekel – französisch: "la nausée" (Sartre) – ergreift.<sup>20</sup> Wie Antoine Roquentin empfindet auch er den echolosen Widerhall einer sinnentleerten Wirklichkeit in seinem Inneren als permanente Drohung der Selbstauflösung und fortwährenden "Umsturz". Dieser Empfindung hofft er Einhalt zu gebieten, indem er sich ihr schreibend entgegenstellt, sie klärt und seinen Geist dadurch zu einer neuen Ordnung *nach eigenen Gesetzen* aufruft. In dem weglosen Gelände, in das er sich begeben hat, sind nämlich kaum noch Wegmarken zu erkennen. Die (philosophische) Wendung auf sich selbst ist darum die letzte, ihm noch verbleibende Methode, um die Spur nicht zu verlieren, die ihm vielleicht doch einen Ausweg weisen würde, *seinen* Ausweg, den Weg zu den Gipfeln, zu *seinen* Gipfeln: einen Weg zu sich selbst.<sup>21</sup> Zuletzt, nachdem er jede Anpassung an eine heteronome Ordnung verweigert hatte, blieb dem Unangepassten keine andere Wahl mehr, als in schreibender Wendung auf sich selbst hinfort jeden einzelnen seiner weiteren Schritte zu registrieren, in der verzweifelten Hoffnung, dadurch irgendwo noch einen sicheren Halt zu finden in einem Gelände, in dem Gewissheit unmöglich und "Freiheit" erschreckende Realität geworden war.<sup>22</sup>

Zu dieser Methode gehört natürlich das Lesen des selber Geschriebenen mit dazu. Darüber hinaus hat Ludwig Hohl aber für sich früh auch noch ein anderes Lesen entdeckt. Dieses Lesen sollte "zu den Quellen" führen in mehr als *einem* Sinn. Er selber spricht davon in der Metapher vom Wasser, das ihm seine Kantonsschullehrer in verunreinigten Bechern darböten, weshalb er nun anfangen wolle, sich im Rahmen seiner Gelehrsamkeitsübungen "das Wasser selbst von der Quelle" zu holen. Schon der Schüler betreibt diese Lektüre aber auch noch in diesem Sinne 'ad fontes', dass es sich dabei keineswegs um eine oberflächliche Kenntnisnahme dessen handelt, was es da alles noch so gibt, sondern um ein fortwährendes inneres Zwiegespräch mit ausgewählten Denkern der Vergangenheit, mit denen er seinen Geist in Verbindung bringen will, damit er sich an ihnen bilde und stärke.<sup>23</sup> Und schliesslich ist man, Hohls eigener Metapher folgend, auch noch in einem dritten Sinne versucht, seine lebenslange intensive Lektürearbeit als eine Rückkehr zu den Quellen zu deuten: hier wäre an das Motto der Humanisten zu erinnern, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts wieder dazu aufriefen, die alten Texte im Original zu lesen – "damit ihr", wie Melanchthon es formuliert haben soll, "wenn ihr die Philosophen, die Theologen, die Geschichtsschreiber, die Redner, die Dichter lest, bis zur Sache selbst vordringt, nicht ihre Schatten umarmt...".<sup>24</sup> In dieser Absicht hat Hohl vierhundert Jahre später die Mehrzahl seiner geistigen Auseinandersetzungen mit



Hölderlin, Goethe und Heraklit, mit Proust, Montaigne und Spinoza geführt, und dabei diesen grossen Denkern der Vergangenheit in seinem Leben mehr Gegenwart verschafft, als den Citoyens von Genf oder Sirnach, vor denen er sich in einem Kellerloch oder in seiner Dachkammer in Sicherheit zu bringen versuchte, indem er Türen und Fenster vor ihnen verschloss.<sup>25</sup> Später werden wir sehen, dass sich nicht nur diese Lektüretechnik, sondern auch Hohls schreibende Selbstklärungsversuche als "geistige Übungen" interpretieren lassen im Sinne einer philosophischen Tradition, die weit hinter die Renaissance und die frühchristlichen Mönchsorden zurückreicht bis in die Philosophenschulen der hellenistischen Zeit – oder sogar noch weiter zurück bis zu dem "dunklen" Mann, der sich eines Tages aufmachte, um hinfort einsam in den Bergen zu leben, und den verduzt umherstehenden Bürgern gesagt haben soll: "ich erforsche mich selbst" (Heraklit, Fragment 101).<sup>26</sup>

Wir werden diesen Zusammenhang im nächsten Kapitel eingehend beleuchten. An dieser Stelle sei vorerst nur festgehalten, dass in dem oben zitierten, ersten Teil des undatierten Texts, in dem der jugendliche Hohl sein Verhältnis zur Schule klärt, bereits zwei grosse Dichter der Vergangenheit die Wegmarken liefern, anhand deren er "die richtige Spur" zu sich selbst zu finden hofft, nämlich Gottfried Keller, den er in seinen *Notizen* später so böse zerreißen wird, und – wie wir gleich sehen werden – Friedrich Schiller. Von der überfliessenden Kraft solcher Dichter und Denker angetrieben, hat der Kahn des sturmgepeitschten Jünglings die nötige, geistige Fahrt wieder aufgenommen, um, nachdem er jede Orientierung an den herrschenden sozialen Konventionen aufgegeben hatte und sich eine grosse Leere in ihm aufgetan hatte, neu wieder aufzubrechen zu den alten Ufern. Doch lassen wir ihn davon nun selbst weiter berichten, indem wir zu unserer abgebrochenen Lektüre des unveröffentlichten, frühen Schriftstücks zurückkehren:

Was gibt's gewaltigeres als das Geistes-, das Seelenleben?

Ich konnte noch nie einem andern Menschen einen Einblick gestatten.

Einmal – etwa vor einem Jahr, hielt ich's nicht mehr aus; ich schrieb einen Bogen voll; nachher zerriss ich ihn wieder, weil ich sah, dass es nur leere Worte waren!

Und doch ist es mir manchmal, als müsste ich alle Banden zerreißen u[nd]. mit donners-  
der Stimme in die Welt hinausrufen – – – ——— ——— ———  
———

Und was ist's im Grunde genommen, das alle diese Umstürze verursacht?

Es ist das Sehnen nach Wahrheit das Ringen nach Hoheit u[nd]. Grösse, das Streben nach dem Gewaltigen. ————[Wellenlinie] ————

Es ist noch mehr – ich wollte erkennen u[nd]. schauen. –

Oh wie himmelhoch, wie grossartig scheint mir oft dieses Ringen von Schmerz u[nd]. Freude, Lust u[nd]. Leid; jauchzen möchte ich manchmal darüber, hinausjauchzen mit heller u[nd]. mächtiger Stimme!

Manchmal fühle ich die allmächtige, alles durchdringende ewige Gerechtigkeit ! – – – ———

—Und manchmal denke ich, auch wenn ich unterginge müsste ich, noch in u[nd]. während dem Untergehen bewundern die gewaltigen Geschicke der Menschen!

Denn das menschliche Leid, draussen in der Undendlichkeit irgendwo, schlägt zusammen mit der [unsichere Lesart: "menschlichen"?] Freude!

Wie ich manchmal fühle das Mächtige, das Gewaltige! Könnte ichs halten u[nd]. fassen – –  
– ———— !

— — —

Mag es noch so sehr brausen u[nd]. wogen, mags mich emporwerfen gegen den Himmel oder in die Tiefe, wenn nur das Eine bleibt, wenn ich nur nie den Glauben an das Hohe, das Gewaltige nie aufgebe! Einzig wenn das geschähe, dann stünde es böse – – –  
Der Glaube an das Hohe, das Edle das Schöne!

Schiller: "Nur zwei Tugenden gibt's; oh wären sie immer vereint!

Immer das Grosse auch gut, immer das Gute auch gross!"<sup>27</sup>

Es wird wieder heller u[nd]. wohler wenn ich ein Fünkeln ans Tageslicht bringen kann! Wie leicht könnte man vieles, was ich geschrieben, als Hochmut auslegen, als fürchterlichen Egoismus – – . Es ist aber nur das"

Leider bricht der erhalten gebliebene Text hier ab. Gerade diese letzte, uns nun vorenthaltene Erklärung hätte man zu gerne noch gelesen! – Auch so zeigt diese zweite Hälfte aber einiges ganz deutlich.

### **Produktion und Einsamkeit**

Im ersten Abschnitt des zitierten Auszugs bringt der Kantonsschüler etwas zum Ausdruck, was später zu einem der grossen Epitheta des Notizenschreibers geworden ist: Einsamkeit.<sup>28</sup> Gerade dieser Einsamkeitstopos ist jedoch im Zusammenhang mit dem Notizenschreiber äusserst verhänglich und wurde in der Vergangenheit immer wieder allzu voreilig mit einer vermeintlichen sozialen Verlassenheit gleichgesetzt. Auch hier gilt, dass die in seiner Biographie faktisch zweifellos *fast(!)* konstant gegebene gesellschaftliche Isolation bestenfalls zur bildhaften Illustration seines philosophischen Denkens geeignet sein könnte, etwa so wie seine legendäre Bergsteigertätigkeit.<sup>29</sup> Wo immer hingegen Hohls Rede von "geistiger Einöde" im Vorwort der *Notizen* als Hinweis auf seine legendäre "holländische Einsamkeit" missverstanden wurde, worunter man sich dann zweifellos eine totale *soziale* Isolation vorzustellen hätte, sitzt man einer Täuschung auf, an deren Zustandekommen Hohl selber aktiv beteiligt gewesen sein mag.<sup>30</sup> Grund genug, dass wir uns an dieser Stelle über die wahre Natur von Hohls "einsamem" Denken einmal Klarheit verschaffen. (vgl. auch S. 32, Anm. 7.)

### **Zur produktiven Seite der Einsamkeit**

Leider haben sich nicht nur viele "blinzelnde" Sonntagsleser<sup>31</sup> lieber zu den romantischen Legenden um einen versoffenen Poeten bequemt, als seine Texte zu lesen, und zeichnen sich nicht nur viele Medienschaffende, die aktuell den Kulturmarkt beliefern, gerne mit guten Storys aus, deren Hintergründe ihnen ebenso unbekannt wie gleichgültig bleiben,<sup>32</sup> blindlings sind die mythischen Trugbilder auch zu den Toren der Wissenschaft hereingetragen worden, wie folgendes Beispiel aus der Dissertation von Adrian Ewald Bänninger zeigt. Bänninger schreibt über Hohls Zeit in Holland, während der die *Notizen* entstanden sind (S. 150): "[Das] Fehlen von äusseren Wirkungen und Anregungen trieben in immer unbedingtere Subjektivität. Die Auseinandersetzung wird mit dem alter ego geführt, statt mit dem Du. Das Selbst wird zur höchsten Instanz erhoben, weil ihm Vergleiche mit anderen Instanzen fehlen. Die Notizen gedeihen auf dem Wurzelboden einer hermetisch abgeriegelten, von äusseren Werten ungeschützten Eigenwelt. Dies ist ein Leben der tiefsten Einsamkeit."

Dass es sich bei der Wendung auf sich selbst bei Hohl nicht um die Egomanie eines Schlechtweggekommenen, sondern um die aktive Selbstsorge eines kritischen Menschen gehandelt haben könnte, der seine eigenen Einsichten vom Wert der Werte und was aus ihnen für (philosophische)

Wertmassstäbe folgten, an die Stelle aller überkommenen "äusseren Werte" setzen wollte – welche die meisten Bürger nur darum vor ihrer "Eigenwelt" schützen, weil sie sie wenig reflektiert übernehmen –, scheint Bänninger nicht in Betracht zu ziehen. Die Möglichkeit, dass dieses Selbst, das Hohl also gewissermassen tatsächlich "zur höchsten Instanz erhoben" hat, diesen Rang nicht in psychischer Reaktion auf seine soziale Isolation erhalten haben könnte, sondern als Resultat einer ethischen Reflexion, wird damit bei ihm stillschweigend übergangen. Das wäre in einer literaturwissenschaftlichen Arbeit nicht weiter tragisch; geschieht es aber in einer Arbeit mit einem derart hochgestochenen *philosophischen* Anspruch, wie wir das oben bei Bänninger festgestellt haben, hat solche Gedankenlosigkeit verheerende Folgen. Das wird sofort deutlich, wenn wir an der eben zitierten Stelle weiter lesen. Als bald folgen nämlich auch hier wiederum dieselben psychologischen Fehlschlüsse, die wir weiter oben eigentlich schon zur Genüge diskutiert und widerlegt haben (S. 151): "Vor dieser unerfreulichen Kulisse ist die Produktion Ludwig Hohls zum Kampf um seine Selbstbehauptung geworden. Den bitteren Erfahrungen der Aussenwelt mussten zum Ausgleich idealisierte Erfahrungen der Innenwelt zur Seite gestellt werden."

Als ob es sich von selbst verstünde, dass "ein Leben der tiefsten Einsamkeit" notwendigerweise auch eine "unerfreuliche Kulisse" für die Produktion abgeben müsste. Und gerade bei Hohl(!), der doch immer wieder deutlich genug das exakte Gegenteil behauptet hat. – Man wird bemerkt haben, dass wir im ersten Teil dieser Arbeit keine Mühe gescheut haben, einige fragwürdige Resultate der bisherigen Hohl-Forschung mit Material aus dem Nachlass zu konfrontieren und ihre Unhaltbarkeit angesichts dieser Dokumente zu demonstrieren. Wir haben das darum getan, weil eine fundierte Zurückweisung bestehender Urteile oft den Weg für einen neuartigen Zugang freimachen kann. Hier sind wir nun aber mitten in unserer eigenen Auseinandersetzung und können uns bei solchen ärgerlichen Fehlschlüssen nicht länger aufhalten. Bänningers Einschätzung sei darum lediglich mit folgendem Zitat widerlegt (II,15), das aus einer ganzen Fülle möglicher Passagen ausgewählt wurde, an denen sich die Hinfälligkeit seiner Auffassung ablesen und ihr genaues Gegenteil beweisen liesse, nämlich: dass es in Hohls Leben nicht nur eine erlittene, sondern auch eine produktive "Einsamkeit" gab, ja dass er *diese* Einsamkeit geradezu als eine Bedingung für jede geistige Produktion und alles "Arbeiten" in seinem Sinn erachtet hat:

Ein wahrhaft grosser Unterschied besteht nicht zwischen den räumlich am meisten entfernten und äusserlich gegenüberliegenden Dingen, wie Nord- und Südpol, sondern der grösste etwa darin:

Zwischen dem Empfang und Gefeiertwerden des grossen Fliegers in der Weltstadt und der Nacht über dem Ozean – dieser immer gleichen schrecklichen Nacht der *vollständigen Einsamkeit, in der sich die wirklichen Siege austragen, wo die Leistung geschieht (die geistige Leistung: jener schwierige Flug, der bisher keinem gelungen war, vielen aber den Untergang gebracht hatte, gehört schon dazu, wenigstens teilweise – oder vielleicht auch nur bildweise...).*

– Wollten sie ihn feiern?

Er war ja gar nicht mehr.

Jener, den er beschworen hatte, um durch die Nacht über das Meer zu kommen, kann nicht unter Menschen gehen. (Hervorhebung MR) <sup>33</sup>

Ludwig Hohl war nicht der von aller Welt verlassene "Einsame", der darunter litt, dass ihn niemand unterhalten wollte und sich niemand die Zeit mit ihm vertrieb. Hohl hat die Stille und die Abgeschiedenheit immer wieder gesucht als die einzige Gegend, die ihm eine Produktion ermöglicht hat. Während er noch in Holland lebte, hat er dieses Schöpferische und gezielt Gesuchte an seiner

dortigen Abgeschlossenheit in einer Notiz mit dem Titel "Von Arbeitsbedingungen", die später als Nummer 17 der *Nachnotizen* publiziert wurde, sogar zum Motto erhoben:

[...] Motto: In Holland hätte Balzac sich nicht einmauern müssen.

2. Motto: Die Männer mit grossen Leistungen waren immer in einer Art von Kloster. [...]

Diese Beispiele mögen ausreichen um zu zeigen, dass jeder, der das Notizenwerk aufmerksam liest, unmöglich einfach so pauschal behaupten kann, Ludwig Hohl sei ein Opfer seiner gesellschaftlichen Isolation, seine Schriftstellerei das psychische Symptom, das er daraus entwickelt habe, und sein Ego der Fetisch, den er in seiner Einsamkeit verklärt und angebetet habe. Und dennoch hat vielleicht auch Hohl selber aktiv zu dieser Fehleinschätzung beigetragen. Wie, wollen wir nun sehen.

### *Eine lähmende Wirkung der Einsamkeit*

In der Notiz II,59, der das Titelwort "Menschliches Milieu" vorangestellt ist, scheint Ludwig Hohl auf eine produktionshemmende Seite der Einsamkeit hinzuweisen:<sup>34</sup>

Der Verkehr braucht sich, um produktiv zu sein, keineswegs auf das Freundschaftliche zu beschränken; auch das Abstossende kann fördernd wirken. Nur das Sumpfige, Reaktionslose, zum Beispiel Holland als Ganzes, hat die Wirkung der Einsamkeit, und zwar nicht der gesuchten, klaren, welche auch wieder unter Umständen (wie ein Minus in der Mathematik – freilich mit einem andern Minus zusammen) einen positiven Wert erzeugen kann. Die sumpfigen, reaktionslosen Menschen aber gleichen der Null – oder dem Sand.

Auch in diesem Stück wird aber auch noch einmal ausdrücklich erklärt, dass eine *gesuchte, klare* Einsamkeit "einen positiven Wert erzeugen" könne. Schauen wir genau hin, erkennen wir sogar, dass im Grunde die schädliche Wirkung, von der hier die Rede ist, gar nicht der "Einsamkeit" des Einsamen, sondern der stumpfen Reaktionslosigkeit der "sumpfigen" Menschen zugeschrieben wird. Das Einsamkeitsgefühl, das dem Unbeachteten aus der Ignoranz seiner Mitmenschen erwächst, lässt also gerade *nicht* auf eine "hermetisch abgeriegelte [...] Eigenwelt" schliessen, sondern auf einen – freilich vergeblich – nach aussen hin offenen Geist. Und genau so hat Hohl seine Geisteshaltung beim Schreiben der *Notizen* immer wieder beschrieben (IV,15):

Machtlos macht beim Schreiben die entsetzliche Vorstellung, dass der andere doch nicht versteht [...] Was tun? – Es kommt nur darauf an, den Leser genug zu lieben, um ihm nicht abtrünnig zu werden für irgendwelche sichtbaren . . .

Vor *dieser* "unerfreulichen Kulisse" wird man Hohls Produktion also nicht als "Kampf um seine Selbstbehauptung" in und gegen eine ihm feindliche Umwelt interpretieren dürfen, vor der er sich aus lauter Verbitterung und einer narzisstischen Kränkung zunehmend zurückgezogen hat, um aus seinem Bunker dann ressentimentgeladene, giftige Pfeile gegen sie abzufeuern; so gesehen hat Hohl sich nur vor den Menschenmassen und Massenmenschen in Sicherheit gebracht, die sich gleichen wie eine Null der anderen und wie Sandkörner am Meer, um in der Stille seiner Schreibstube "die grösste und die schwerste, und vor allem: die entscheidende Arbeit eines Schriftstellers" zu leisten und den "immer wieder vor sich hin zu zaubern", auf den ihm alles ankam: "seine[n] gesehenen und nicht gesehenen, seine[n] zukünftigen, seine[n] existierenden und nicht existierenden, seine[n] unerhörten Leser"(IV,20).<sup>35</sup> Wir würden darum – um weitere Missverständnisse zu vermeiden – mit Hinsicht auf die Notiz II,59 vielleicht besser sagen, sie handle von Missachtung und nicht eigentlich von Einsamkeit. Nicht nur in diesem Stück hat Hohl aber das Wort "Einsam-

keit" im Kontext eines Leidens verwendet, das man nicht umhinkommt, als sein eigenes zu interpretieren, als sein Leiden an Einsamkeit jedoch leicht missversteht. Lesen wir dazu noch folgenden Auszug aus der Notiz V,21:

Denn es ist nicht anders, als dass man, sobald man etwas von Kunst zu verstehen beginnt, in eine ungeheure Einsamkeit eintritt. Und diese Lage ist keineswegs angenehm, noch hat sie wünschenswerte Seiten, man wünscht im Gegenteil dringend, dass es anders wäre, man leidet (einsame Stelle, Auserwähltsein ist nur schön, solange sie mit anderem vermischt ist – in Beziehung bleibt – ; einsame Gipfel, die du erreichst, sind, solange du wieder heruntersteigen kannst, eine schön Würze des Lebens: wenn aber der Aufenthalt da oben immer dauert, wenn auch keine andern Gipfel zu dem deinigen herüberschauen, – dann wird endlich ein einziges ödes Plateau sich dehnen, dann bist du in einer Zone des Leidens, in der Wüste, die wie irgend eine Wüste ist, du vergisst die Höhe).

Auch in dieser Passage stellt Hohl die Einsamkeit aber nicht nur als Leidensgrund, sondern als Begleiterscheinung eines beginnenden Kunstverständnisses dar. Erneut wird die "einsame Stelle" als ein Ort bezeichnet, der "mit anderem vermischt ist – in Beziehung bleibt". Auch in dieser Notiz ist also das, was Hohl als unangenehme Seite der "Einsamkeit" beschreibt, keinesfalls mit einer Haltung der Abschottung gleichzusetzen. In ihrem innersten Kern finden wir vielmehr erneut Ludwig Hohls – frustrierte – Hoffnung auf Kommunikation. Zur Erfüllung dieser Hoffnung hätte es eines Empfängers bedürft, dessen Einsamkeit der Einsamkeit dieses "Rufers in der Wüste" entsprochen hätte.<sup>36</sup>

Das lässt aufhorchen. Wäre es also in Wahrheit gerade umgekehrt, als man immer wieder behauptet hat? Wäre vielleicht Einsamkeit die Bedingung für eine veritable Kommunikation mit Ludwig Hohl? Hat er seine Einsamkeit doch weniger erlitten, als er in seinen *Notizen* selber mitunter den Anschein erweckt? Hat er sie gar methodisch gesucht? Und wäre eine erfolgreiche Kommunikation "Von Einsamkeit zu Einsamkeit" am Ende also nicht an seiner vermeintlichen Egomanie gescheitert, sondern an der sumpfig-geselligen Reaktionslosigkeit seiner Zeitgenossen? In Hohls Wendung auf sich selbst hätten wir dann die notwendige Voraussetzung dafür zu sehen, dass eine wahrhaftige Hinwendung zu den anderen überhaupt erst möglich wird, wenn nur ein geistig ebenso "einsamer" – das hiesse dann: selbständiger, wacher, allem lauten Geschwätz ebenso abgekehrter und in sich gewendeter Leser – diesem Stillen zugehört hätte? Im Stück "Die andern" (II,75), auf das wir schon in anderem Zusammenhang gestossen sind, tönt es jedenfalls gerade so.

Woran Hohl also wirklich gelitten hat, und was der echte Grund dafür war, dass er "mit so viel Donner" geredet hat, war nicht Einsamkeit, sondern Ungeduld; Ungeduld, dass anstelle der Reaktionslosigkeit endlich der Leser treten würde, von dem der Notizenschreiber "mit löwenmässiger Sicherheit" überzeugt war, dass er ihn dereinst haben wird (IV,21). Wer sich von Hohls Einsamkeitsdiskurs also nicht zu voreiligen Fehldeutungen verführen lässt, sondern ihm auf den Grund hört, muss zum Schluss daran zu zweifeln beginnen, ob Einsamkeit – gerade für den sogenannten "Einsamen" – überhaupt möglich ist. Solange er nicht vollends verstummt und den Glauben nicht verliert, dass ein Zukünftiger seiner "einsamen" Rede einmal entsprechen werde, solange er selber weiter auf die Stimmen der Einsamen hört, die aus der Vergangenheit zu ihm sprechen, solange gibt es Einsamkeit für ihn nicht. Einsamkeit wäre nämlich ausbleibende Kommunikation und wirklich einsam sind dann nur die geselligen Schwätzer, deren Gesichter Hohl im dritten Teil der *Notizen* porträtiert hat. Tatsächlich spricht Hohl in der Notiz 326 im Teil "Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren" gerade so:



"Jeder ist vollständig allein."

Keiner kann sich den andern wirklich vorstellen [...]. Keiner kann sich also jemals in einen andern versetzen? Auch die *Grundbegriffe* seines Denkens sind ihm fremd? [...] "Jeder ist – nicht 'ein bisschen', sondern, wenn man genau ist, *total*/allein."

Das tönt sehr grossartig. Es tönt ernst und tief, nicht alltäglich und nicht wie für jeden. Wie wahre Philosophie, und bald kommen wir noch zu Kants Ding an sich.

Es tönt sehr gescheit: Aber es ist nicht wahr.

Wenn jedoch der grosse Dichter sagt: "Wir *sind* einsam", so ist das freilich etwas ganz anderes.

Wir – Fortgeschrittene oder Eingespernte (diese zwei Gruppen, keine andern) – sind es aber nur, weil die andern so entsetzlich faul sind. Es ist ein Unterschied, ob man einsam ist, weil man im Hochgebirge oder im Gefängnis sich befindet und die andern sich nicht bemühen wollen, hinaufzusteigen oder hineinzugehen, oder ob die Kommunikationsmittel objektiv fehlen – wie sie uns etwa fehlen, mit den Bewohnern des Mars zu korrespondieren oder einem Baumstamm ein Gedicht begreifbar zu machen. <sup>37</sup>

Hätte man solche Stellen, die immerhin seit einem halben Jahrhundert publik sind, aufmerksamer gelesen, hätte man zumindest als Wissenschaftler etwas dazu beitragen können, dass "Einsamkeit" als romantisches Klischee und 'must' eines existentialistischen 'lifestyles' den Zugang zum Notizenwerk nicht weiter versperrt hätte; dann allerdings hätte man es sich nicht mehr so leicht machen können, Hohls *Notizen* mit der Behauptung abzutun, es sei unserem "persönlichen Empfinden überlassen", ob wir uns dafür interessierten, wie seine psychischen Symptome Sprache geworden seien... Genug davon! – Lenken wir unsere Aufmerksamkeit jetzt wieder zurück zum nachgelassenen Text, in dem der junge Hohl sein Selbstverständnis als Kantonsschüler zu klären versucht, und verfolgen wir darin noch eine letzte Spur, die uns den Weg zu seinem frühen Verständnis von "Philosophie" anzeigt. Wenn wir dann sein Philosophieverständnis näher untersuchen, werden sich unsere eben angestellten Betrachtungen zu den Missverständnissen, die drohen, wenn man einfach nur Hohls Worte übernimmt, statt auf ihren Sinn zu achten, als gute Vorübung erweisen. Auch wenn er "Philosophie" sagte, hat Hohl nämlich mindestens zwei, grundsätzlich verschiedene Angelegenheiten im Sinn.

### **"Wenn nur das Eine bleibt [...]: Das Hohe, das Edle das Schöne!"**

Bereits zu Beginn dieses frühen Textes haben wir gesehen, dass es um Hohls Inneres "böses" stand, solange er es nicht geklärt hatte. Wir haben auch schon erste Anzeichen dafür gefunden, dass er das Lesen und das Schreiben als Mittel zu genau dieser (Selbst)Klärung einsetzt. Gleichzeitig haben wir bemerkt, dass dieser selbstbewusste und eigensinnige Jüngling seine schriftliche Wendung auf sich selbst bloss zur psychologischen Selbstbespiegelung betreibt, sondern in der Hoffnung, darin neue Massstäbe zu finden, die er an sich selbst anlegen kann, nachdem er die Werttafeln der bürgerlichen Gesellschaft zerbrochen hat. Solange er diese neuen Richtpunkte für seinen Geist nicht gefunden hat, an denen er sich wieder orientieren kann, steht es weiterhin böse um ihn. – In der zweiten Hälfte unserer Transkription erfahren wir nun, welche Tugenden der begeisterte Nietzsche Leser in jungen Jahren als seine neuen Werte und seinen neuen, gottlosen Glauben über sich aufgehängt hat: "Der Glaube an das Hohe, das Edle das Schöne!"

Natürlich sind gerade *diese* Werte im Abendland alles andere als ein Novum; unter dem Schlagwort *Kalokagathía* (griech. *kalos kai agathos* = Schön- und Gutheit) haben sie in der Philosophiegeschichte eine lange Tradition. Dass die höchste Tugend des Menschen in einer Verbindung von

ästhetischer – NB. auch körperlicher – und ethischer Vortrefflichkeit bestehe, war in Griechenland wohl spätestens ab dem 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung eine verbreitete philosophische Auffassung, also seit dem Zeitalter des Hellenismus.<sup>38</sup> Dazu lohnt es sich zu bemerken, dass Sokrates der erste Athener gewesen zu sein scheint, der diese Ansicht auch *als Philosoph* vertreten bzw. überhaupt erst ins Philosophische gewendet hat.<sup>39</sup> Später wurde seine Lehre von der Einheit des Guten, Wahren und Schönen in den sokratischen Schulen weitergetragen und durch Plotin auch zu einem zentralen Lehrstück des Neuplatonismus.<sup>40</sup>

Im Anschluss an die Prägung des Begriffs "Schöne Seele" durch Wieland und im Zuge einer von Winckelmann ausgelösten, allgemeinen (Wieder)Entdeckung gerade der *hellenistischen* Antike hat Friedrich Schiller wohl am vehementesten an die Tradition der Kalokagathía angeschlossen (vgl. *Über Anmut und Würde* sowie *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*); ein literarisches Beispiel dieses antiken Ideals hat – wenngleich er Schillers Auffassung selber kritisch gegenüberstand – auch Johann Wolfgang von Goethe in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* gegeben (*Bekenntnisse einer schönen Seele*);<sup>41</sup> Spuren einer Wiedergeburt der Kalokagathía findet man schliesslich auch in Hölderlins Dichtung. Wie intensiv etwas später Friedrich Nietzsche um eine (Wieder)Versöhnung von Vernunft und Sinnlichkeit gerungen hat, ist ebenfalls allgemein bekannt, und zeigt sich in jedem einzelnen seiner Werke genauso gut wie in den Differenzen zwischen seinen unterschiedlichen Schaffensphasen.<sup>42</sup> Wir erwähnen das hier nur darum, weil gerade Nietzsche für den jungen Hohl vielleicht das grosse Offenbarungserlebnis war, er sich vorher aber fast ebenso intensiv mit Schiller und Hölderlin beschäftigt oder eben *identifiziert* hat, und Goethe für ihn von lebenslanger Bedeutung sein sollte.<sup>43</sup> Auf die Fährte des Gedankens von der Einheit der Wahrheit, der Schönheit und des Guten wird Ludwig Hohl also wohl bei diesen "grossen Geistern" gestossen sein, deren Lebensbeschreibungen ihm beispielhaft gezeigt haben werden, dass ein Leben ganz in der Ausrichtung an diesen höchsten Zielen möglich sei, und was es kostet. An ihnen hat er sich ein Beispiel genommen und ihr erzieherisches Programm auf sich selbst anzuwenden begonnen, damit sein Inneres aus seinem damaligen Chaos heraus in eine neue Ordnung treten würde. So hoffte er insgeheim schon damals, dereinst auch selber ein geistiges Werk hinterlassen zu können, das anderen als exemplarisches Dokument einer Selbstgestaltung dienen und sie dazu ermuntern könnte, ihre eigene Selbstgestaltung in Angriff zu nehmen.

"Und was [wars] im Grunde genommen, das alle diese Umstürze verursacht" hat, fragte sich der Jüngling und liess die Antwort sogleich folgen: es war "das Sehnen nach Wahrheit, das Ringen nach Hoheit u[nd]. Grösse". Wenn darin aber wirklich das verursachende Prinzip seiner (Wert-)Umstürze lag, dann konnte ihnen letztlich auch nur auf diesem Weg wieder Einhalt geboten werden. Nicht nur Hohls Lektüretätigkeit, sondern auch seine Schreibaarbeit hat folglich von Beginn weg dem Bestreben gegolten, sich in schriftlicher Wendung auf sich selbst zu einer selbst gewählten und verantworteten (Wert-)Ordnung zu rufen. Daraus entstand sein Notizenwerk.

Wie werden wir diesem Werk nun eher gerecht: wenn wir in Hohls eigener Beschreibung seines ersten Anlasses zu einer schriftlichen Selbstprüfung hier "Sehnen" etwas frei mit φιλία übersetzen und von σοφία (Weisheit) satt von "Wahrheit" reden; oder wenn wir seine literarischen Stücke auf ihre Fiktionalität, sprachliche Fixiertheit und stilvolle Gestaltung zurückführen? Letzteres trifft nämlich gewiss auch zu. Zumindest der junge Hohl spricht hier aber nicht von fiktionalem Erzählen, sondern von "Erkennen" – freilich spricht er genauso wenig von philosophischem Argumentieren, sondern von einer "Schau". Die Frage, die unsere philosophische Untersuchung jetzt anhand der Schulaufsätze weiter klären muss, ist darum, ob sich aus der breiten, historischen Palette möglicher Philosophiebegriffe bereits in seinen Jugendschriften ein Verständnis abzuzeichnen beginnt, das Hohls Schreibaarbeit und damit sein Notizenwerk philosophisch aufzuschliessen vermag, und wenn ja: welches? Dabei werden wir schon im ersten Aufsatz, den wir näher betrachten wollen, fest-

stellen, dass und *wie* sich die Entscheidung zwischen einem literarischen und einem philosophischen Schreiben Ludwig Hohl schon früh gestellt hat. Bevor wir zu dieser Betrachtung übergehen, gilt es hier aber noch etwas nachzutragen.

Man wird vielleicht festgestellt haben, dass wir das erklärende Zitat von Hohl für die Verursachung seiner inneren Umstürze oben verkürzt angegeben und daraus "das Streben nach dem Gewaltigen" weggelassen haben. Passt dieses Streben vielleicht nicht zu der philosophischen Erklärung, die wir im Sinn haben? Im Gegenteil: eine eingehende Untersuchung würde zeigen, dass auch dieser dritte Punkt exakt in die Richtung des Philosophieverständnisses führt, das sich uns auch unter seiner Absehung als das zur philosophischen Interpretation des Notizenwerks geeignete herausstellen wird. In der philosophischen Terminologie wird diese dritte Komponente "Seelengrösse", "magnanimitas" oder *megalopsychia* genannt. Dazu hat Christoph Horn in seinem "Überblick über die Grundbegriffe und Hauptfragen der antiken Ethik", als welches er sein äusserst erhellendes Buch "Antike Lebenskunst, Glück und Moral von Sokrates bis zu den Neuplatonikern" (C.H. Beck, München, 2010<sup>2</sup>, verstanden haben möchte (S. 10), folgendes gesagt S. 49): "Es ist klar, dass das Fernziel einer solchen Selbstschulung darin besteht, rationale Verhaltensweisen zur festen Gewohnheit, zum dauerhaften persönlichen Habitus zu machen. Das Ziel besteht im Erlangen 'seelischer Grösse'".

Dieses selbsterzieherische Programm zur *megalopsychia* ist nun zumindest philosophisch gesehen eine heuristisch weit ergiebigere These als eine psychologistische Interpretation seines Lebens und Werks. Es ist nämlich davon auszugehen, dass Hohl Zarathustra-Nietzsches Lehre vom 'Übermenschen' vor genau diesem Hintergrund als Aufruf zur Selbstgesetzgebung aufgefasst hat, und in diesem Sinne am Ende des *Jugendtagebuchs* nur äusserlich "das Ruder fahren" lässt (S. 168). Sein andauernder Wille zur (philosophischen) Selbstgestaltung lässt sich jedenfalls gerade in Hohls Notizenwerk später wieder ganz deutlich erkennen.

In unserem nächsten Schritt werden wir nun sehen, wie seine Gedanken in seinen Schulaufsätzen immer wieder genau auf diese 'magnanimitas' herumkreisen und wie sie für ihn zum 'discrimen' zwischen einem wahrhaft "grossen Philosophen" und den "Herdenleuten" wird. Dabei wird sich uns erweisen, dass *megalopsychia* nicht nur das persönliche, oberste Ziel des Kantonsschülers war, sondern auch das höchste Ziel jeder geistigen Anstrengung, die in seinen Augen das Attribut *philosophisch* wirklich verdient.<sup>44</sup>

## II Zu Hohls Philosophieverständnis in seinen Schulaufsätzen

Wir haben angekündigt, dass Reinachers Feststellung, "der Jugendliche, der noch kaum weiss, wer er ist, tr[age] bereits in sich, was den grossen Schriftsteller und Philosophen sein Leben lang vorantreiben wird", nicht nur auf das *Jugendtagebuch* zutrefte, sondern auch auf seine Schulaufsätze; wir haben aber ebenfalls bereits moniert, dass Reinachers selber den Zusammenhang zwischen Hohls frühen und seinen reiferen Schriften zwar richtig angedacht, in letzter Konsequenz aber wieder verschüttet hat. Jetzt ist es an der Zeit, dass wir selber einmal einen Blick auf diese frühen schriftlichen Zeugnisse werfen und dabei aus unserer Sicht ihre Übereinstimmung mit dem Notizenwerk in zentralen Punkten aufzeigen.



(HFN) [Datumsstempel:] 12.AVR. 1944 [handschriftlicher Text:] Ce tableau représente (en bas un peu à gauche) moi en face des textes du second volume.

## Die frühesten Aufsätze

"Eine Nacht in den Bergen" lautet der Titel des ersten erhalten gebliebenen Aufsatzes von Ludwig Hohl, den er am 28. Juni 1918 geschrieben hat (SLA, C-01-a-2). Dabei handelt es sich um eine autobiographische Schilderung seiner Übernachtung in einem Gaden bei "den obersten Hütten der Ennetberge, dort wo die Fronalp beginnt". Philosophisch gesehen ist er kaum von Interesse.<sup>45</sup> Das gilt auch für den zweiten Aufsatz vom 29. Januar 1920: "Ein Wintertag im Leben eines Gebirgsbewohners", der – wie es sein Titel schon sagt – ebenfalls eine Geschichte aus den Bergen erzählt.<sup>46</sup> Einen dritten Aufsatz schliesslich, der abermals von einer Bergtour handelt, wollen wir hier ebenfalls nur ganz oberflächlich behandeln. Er datiert vom 29. Mai 1920 und trägt den Titel "Dem Tod entronnen".

Seine Handlung ist rasch erzählt: ein fünfzehnjähriger, kühner Held namens Weber ist aufgebrochen, sein Glück am Mürtschen zu versuchen. Unterwegs trifft er auf Bergführer K., der mit zwei Touristen zum Fronalpstock unterwegs ist. Beim Spaneggsee (1410 M.ü.M.) beginnt Weber seinen Alleingang am "Fulen" (2410 M.ü.M.): "Die Halde war steil, so dass die Steine leicht ins Rutschen gerieten u[nd]. von einem Weg war natürlich keine Spur vorhanden. Nach  $\frac{3}{4}$  stündiger, strenger Arbeit erreichte er die Felswand". Bei Webers anschliessendem, wagemutigem Aufstieg bricht dann aber ein Felsstück unter ihm weg, das ihm für kurze Zeit einen prekären Halt geboten hat:

Ein fürchterlicher Schrecken fuhr dem armen Manne durch die Glieder; Totenblässe bedeckte sein Antlitz. Mit der ganzen Kraft eines Menschen, der sein Leben nur noch an einem Faden hängen sieht, klammerte er sich mit der ausgestreckten Rechten an den Felsen.

Aus der üblen Lage, in die er geraten ist, kann er sich ohne fremde Hilfe nicht mehr befreien: "An ein Vor- noch Rückwärtskommen war unmöglich zu denken. So hing also Weber zwischen Himmel u. Erde, zwischen Tod u[nd]. Leben – u[nd]. war näher dem Tode".<sup>47</sup> Die Gedanken, die dem einsamen Bergsteiger in diesem Moment durch den Kopf gehen, schildert der 16-jährige, begeisterte Alpinist Hohl folgendermassen:

Wäre es da nicht das Beste loszulassen u[nd]. so eines schnellen Todes zu sterben? Doch bei dem blossen Gedanken daran klammerte er sich mit dreifacher Kraft an den Fels. War denn kein Mensch in der Nähe? Er strengte seine Stimme an, so fest er konnte u[nd]. hatte dabei grosse Angst vor den Erschütterungen, die sie verursachte. Doch, wie gellend auch seine Hilferufe erschallten, sie verhallten ungehört in der weiten, stillen Gebirgswelt. [...] Aus der unbewohnten Plattenalp herauf drang der schrille Pfiff eines Murmeltiers u[nd]. krächzende Bergdohlen umschwirrten die einsamen Höhen. [...] Wie lange währte sein grässlicher Zustand schon? Er wusste es nicht; nur das Eine fühlte er, dass sein ganzes bisheriges Leben in ein Nichts zusammenschmolz im Vergleich zu diesen Augenblicken!

Angesichts seines drohenden Todes erkennt Weber die Nichtigkeit seines Lebens, wie er es bis anhin geführt hat. Erst jetzt, wo sein Ende naht, sieht er, dass darin (noch) nichts von bleibendem Werte ist. Schliesslich wird er von der Dreiergruppe um "Bergführer K." zwar doch noch gerettet und ins Tal hinabgetragen; seine Haare sind aber das äusserlich sichtbare Zeichen dafür, dass sich in ihm auch innerlich durch seine Konfrontation mit dem Tod etwas verändert hat: sie sind grau geworden.

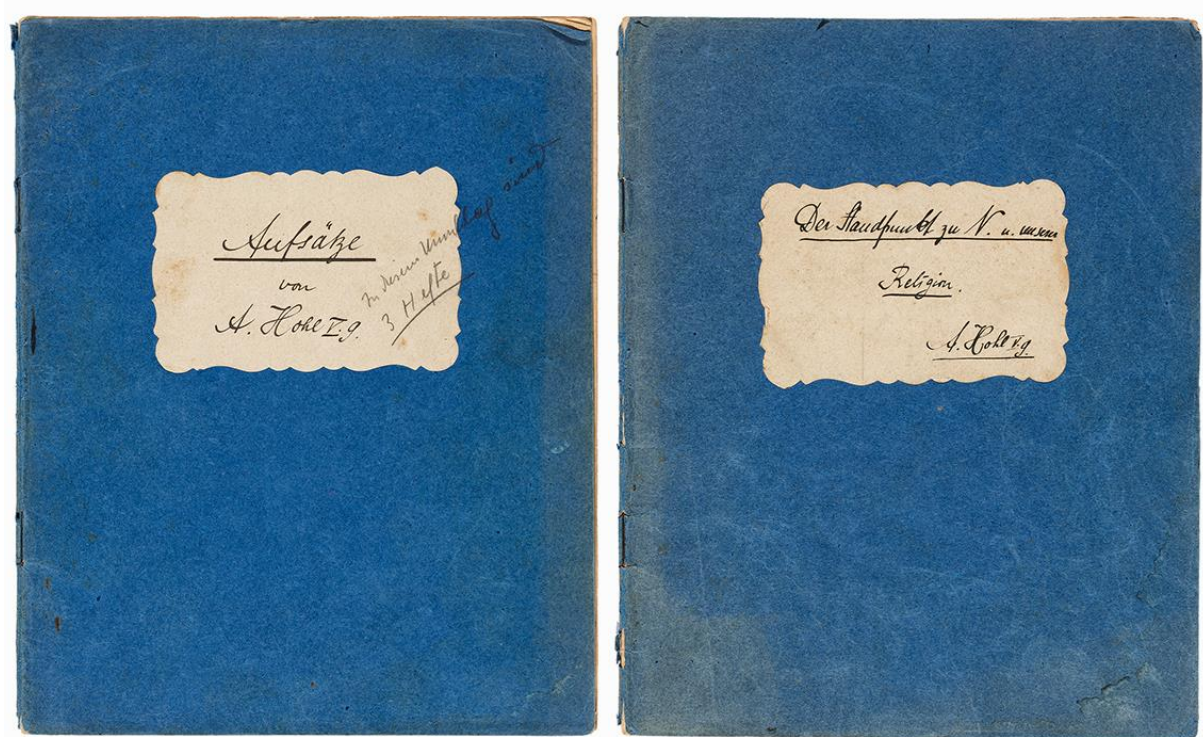




(HFN) Zeichnung des Mürtschens, geküsst von einem riesenhaften Gesicht (Beilage zu Brief von Ludwig Hohl an Hanny Fries ("mardi 13h", Poststempel nicht lesbar).

An dieser Stelle bietet sich ein Vergleich mit einer prominenten Stelle im Notizenwerk an. Genau dieselbe Verschiebung der Perspektive, die uns alles Wertvolle in einem neuen Licht erscheinen lässt, wenn wir es im Wissen um unseren baldigen Tod betrachten, wählt Ludwig Hohl nämlich in seinem Hauptwerk als Ausgangspunkt. Wenn es dort im allerersten Stück heisst, dass der Mensch "nur kurze Zeit" lebe, und dass, "wenn wir bei Zeiten von der Kürze unseres Lebens wüssten, [alles] sehr geändert sein" würde, woraus folgt, dass alles, "was wir handeln, [...] wenn es Wert haben soll,

vom Betrachtungspunkt der Kürze unseres Lebens aus gehandelt sein" muss, dann lässt sich die geistige Situation, die der Notizenschreiber zu Beginn der *Notizen* evoziert, ganz gut mit der Atmosphäre eines Berggängers in sicherer Erwartung seines Todes vergleichen, wie er sie am Beispiel Webers in diesem frühen Aufsatz geschildert hat. Diese fundamentale Erkenntnis, die Hohl im ersten Stück des 11. Teils der *Notizen* noch einmal wiederholt – oder würden wir hier vielleicht besser von einer "Erfahrung" statt von einer Erkenntnis reden? –, scheint also schon dem Jüngling aufgegangen bzw. eben widerfahren zu sein: wer nicht mit dem Tod abgerechnet hat, dessen Leben ist nicht viel wert".<sup>48</sup>



(SLA, C-01-a-2) Schulheft mit Aufsätzen vom 30.5.1921 bis 11.3.1922 von "A. Hohl" [scil. Arnold Ludwig Hohl] (links) und mit dem Referatstext zum Vortrag "Der Standpunkt zu N[ietzsche] u[nd]. unserer Religion" von "A. Hohl" (rechts)

### "Die landschaftliche Schönheit"

Ernsthafte philosophische Gedanken bzw. erste konkrete Gedanken darüber, was Philosophie sei, finden wir erst ein Jahr später in dem Aufsatz "Die landschaftliche Schönheit" (30. Mai 1921). Für unsere Zwecke muss es genügen, wenn wir hier die eröffnenden Abschnitte dieses frühen Textes betrachten. Hohl beginnt wie folgt:

Man kann dieses Thema auf zwei Arten behandeln.

Es lässt sich darüber eine allgemeine, philosophische Abhandlung schreiben, gewissermaßen eine Ästhetik der Landschaften, eine streng wissenschaftliche, scharf und bestimmt nach den natürlichen, logischerweise sich ergebenden Gesichtspunkten eingeteilte Bearbeitung dieses Gegenstandes. Diese natürlichen Gesichtspunkte aber sind folgende: Zuerst fragen wir uns, wie überhaupt eine landschaftliche Schönheit zu Stande kommt, was für Faktoren dazu zusammenwirken müssen, aus was für Bestandteilen sie sich zusammensetzt, also gewissermaßen die Frage nach den Ursachen.

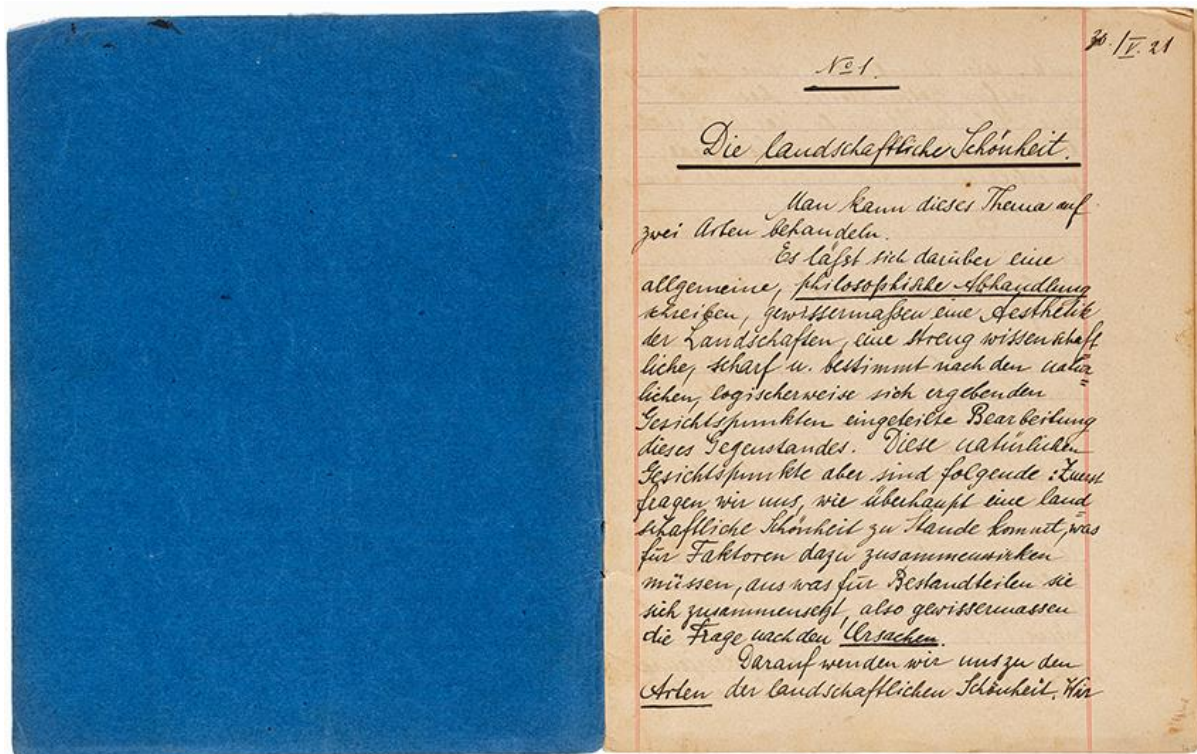
Drauf wenden wir uns zu den Arten der landschaftlichen Schönheit. Wir untersuchen, durch was für eine Vereinigung von was für Bestandteilen diese oder jene Art, das Idyl-



lische oder das Erhabene entsteht; wir suchen auch hier wieder zu erklären, zu begründen, Gesetze herauszulesen.

Dann kommt die dritte Frage: "Wie wirkt die Naturschönheit in ihren verschiedenen Formen auf uns? Was für Einflüsse hat, was für Gefühle erregt diese oder jene Art?" Und auch da wieder Erklärungen, Begründungen, ferner scharfes Auseinanderhalten und prüfendes Vergleichen!

Wir wollen unsere Lektüre hier kurz unterbrechen und die zentralen Wesenszüge dessen, was Hohl hier eine *philosophische* Art der Behandlung seines Themas nennt, noch einmal eigens herausheben.



(SLA) Eröffnungspassage des Aufsatzes "Die Landschaftlich Schönheit" vom 30.5.1921

### **Erste Definition einer philosophischen Abhandlung**

Die philosophische Betrachtungsweise wird hier beschreiben als ein (1) *wissenschaftlich* kontrolliertes Vorgehen, das (2) auf das (abstrakt) *Allgemeine* zielt, indem es (3) *logisch* operierend den Gegenstand (4) nach seinen natürlichen Gesichtspunkten *kategorisiert*. Dabei wird primär (4a) nach seiner *Kausalität*, (4b) seiner *Qualität* und (4c) seiner *Wirkung* in Relation zu seinem Betrachter gefragt. Überall verfährt "Philosophie" erklärend, begründend, prüfend, analysierend und vergleichend.

In dieser Charakterisierung zeigt sich aufs Deutlichste, dass Hohls früher Philosophiebegriff eng an das neukantianische Verständnis angelehnt ist. Diese Nähe wird noch offensichtlicher, wenn Hohl in der anschließenden Passage dieses Aufsatzes sein Philosophieverständnis in Abgrenzung von einer zweiten, möglichen Behandlungsweise 'ex negativo' weiter präzisiert. Dazu lesen wir weiter:

Wie schon gesagt, gibt es nun noch eine zweite Art der Behandlung dieses Themas.

Diese zweite Art ist viel subjektiver, viel persönlicher; sie behandelt nämlich nicht die Sache im Allgemeinen, ohne Rücksicht darauf, wieweit sie der schreibenden Person bekannt sei,

sondern nur denjenigen Teil der Sache, der dem Schreibenden speziell nahe liegt, den er kennt, den er ganz gefühlt und empfunden hat. Und in der Behandlungsweise selber ist sie – diese zweite Art – nicht begründend, nicht untersuchend, nicht philosophisch entwickelnd, sondern allein schildernd. Die verschiedenen Arten von Naturschönheiten werden hier nicht in schematischer Übersichtlichkeit vorgeführt; jede bekannte Art – aber nur jede bekannte – wird einzig zu schildern, zu beschreiben gesucht und die Gefühle, die Empfindungen, die man bei jeder von diesen Arten hat, werden ebenfalls nicht in einer besonderen Abteilung der Darstellung in tabellenartiger Einteilung, mit Begründungen versehen, dargestellt, sondern überhaupt nur soweit angeführt, als dies eng verknüpft mit der Schilderung und gleichsam mit ihr als Eines erscheinend, geschehen kann. Solche Unterscheidungsmerkmale wären noch viele anzuführen; ich fasse sie alle darin zusammen, dass ich sage, ich möchte, wenn wir die erste Behandlungsweise als wissenschaftlich oder philosophisch bezeichnet haben, diese zweite mehr dichterisch nennen.

An dieser Stelle wird es sich lohnen, wenn wir unsere Lektüre erneut aussetzen, um die weiteren Hinweise in unseren eigenen Worten festzuhalten, die uns Hohl in dieser eröffnenden Passage seines Aufsatzes „Die landschaftliche Schönheit“ zum Philosophischen in Abgrenzung vom Dichterischen gibt.

### ***"Philosophie" und "Dichtung": eine vordergründige Abgrenzung***

Nebst der Wiederholung seiner uns bereits bekannten Eigenschaften – allgemein wissenschaftlich, begründend untersuchend, analytisch einteilend – fügt Ludwig Hohl hier seinem Verständnis von Philosophie noch weitere Bestimmungen hinzu: nach seinem Begriff muss jedes philosophische Vorgehen notwendigerweise (5) rein *objektiv* und unpersönlich sein; gegen alle Gefühle und Empfindungen des Schreibenden hat es kalt und somit (6) strikt *rational* zu bleiben. Das hat zur Folge, dass (7) auch die philosophische Sprache von bilderloser Sachlichkeit sein muss. Nur was sich präzise bezeichnen und benennen lässt, gehört in einen philosophischen Text; was mit einer literarischen Schilderung "eng verknüpft [...] und gleichsam mit ihr als Eines erschein[t]", wäre also höchstens ein unliebsamer, allenfalls nie *ganz* zu vermeidender Nebeneffekt, als solches jedoch niemals ein legitimer Gegenstand oder Bestandteil von Philosophie. Philosophische Rede kann zwar eine Ästhetik *herleiten*, selber aber nur akzidentiell ästhetisch *sein*. – "Und nun, zu welcher der beiden Arten habe ich mich entschlossen?" fragt der Kantonsschüler seinen Leser weiter und verkündigt und erklärt ihm sofort seine Wahl: "Ich musste die zweite ergreifen und dies aus dem höchst einfachen Grunde, weil ich der ersten überhaupt nicht, oder doch noch nicht, gewachsen bin!"

Entsprechend seiner eigenen Konzeption einer dichterischen Behandlung des Themas der "landschaftlichen Schönheit" schildert Hohl in der Folge jene Bergwelt, die ihm persönlich so nahe steht und der Fluchtpunkt seiner höchsten Sehnsucht ist:

Wir machen eine Reise und unsere Reise geht durch jene Gegenden, wo die schönsten Bilder für diejenigen Arten der landschaftlichen Schönheit, die ich kenne, zu finden sind. Wir beginnen in einem Wiesengefilde des Hügellandes und wandern von da in die Berge; vorbei am träumenden Bergsee steigen wir hinauf zum Alpenfrieden, höher hinauf in die wilde Hochgebirgswelt und zu oberst hinauf, wo in ewiger Ruhe, wo in schweigender Pracht die eisgekrönten Riesen ihre erhabenen Häupter in den unendlichen Äther emporheben [...]

Wir folgen dem Kantonsschüler hier aber nicht mehr weiter in sein dichterisches Idyll. Was wir aus dem Aufsatz "Die landschaftliche Schönheit" an Hinweisen auf Ludwig Hohls frühes Philosophieverständnis erhalten, haben wir erfasst. Als Fazit können wir sagen: Philosophen sind in seinen Augen innerlich leblose Verstandesmechaniker, die vage Alltagskonzepte in ihre Bestandteile zerlegen, klassieren, die Relationen zwischen ihnen identifizieren und kalkulieren, um zum Schluss daraus ein lückenloses System gereinigter Begriff als ihr wissenschaftliches Vokabular zu deduzieren. Das Gegenteil dieser blutleeren Gehirnakrobaten sind die seelenvollen Künstler: in sie gehen die Dinge gleichsam ein, verwandeln sich in ihnen und treten wieder aus ihnen hervor in dichterischer Schilderung – nur andeutungsweise noch zu erkennen, dafür umso ahnungsvoller in ihrer zauberhaften Gestalt. Philosophie und Dichtkunst erscheinen hier also als diametral entgegengesetzte, sich wechselseitig ausschliessende Alternativen, von denen der Schüler Hohl mit der zweiten Vorliebe nehmen muss, weil er sich der ersten "*noch*", wie er ausdrücklich betont: "*noch*" nicht gewachsen" fühlt.

### ***Wissenschaft und Kunst: die Differenz im Hintergrund***

Abgesehen davon, dass überhaupt nicht einzusehen ist, wieso die philosophische Behandlungsart die dichterische an Schwierigkeit übertreffen sollte, scheint Hohls Insistieren auf der Vorläufigkeit seiner notgedrungenen Wahl darauf hinzuweisen, dass er eigentlich viel lieber eine philosophische Abhandlung geschrieben hätte und nun alles daran setzt, dieser schwierigeren Zugangsweise schon bald gewachsen zu sein. Aus seinen Eintragungen im Jugendtagebuch, die einen Monat nach diesem Schulaufsatz beginnen, wissen wir, dass Ludwig Hohl sich in seinen Gelehrsamkeitsübungen dann auch tatsächlich allem voran um eine *philosophische* Bildung bemühen wird. Die Art und Weise, in der er das tut, passt allerdings überhaupt nicht auf das, was er in diesem Aufsatz als "philosophisch" beschrieben hat. Wie wir gesehen haben, faszinieren ihn ja dann vor allem die Seelengrösse und der hohe Charakter, der in den Lebensbeschreibungen "grosser Geister" zum Vorschein kommt, und in keiner Weise die unpersönliche Abhandlung, allgemeine Begründung und systematische Analyse philosophisch-wissenschaftlicher Probleme.

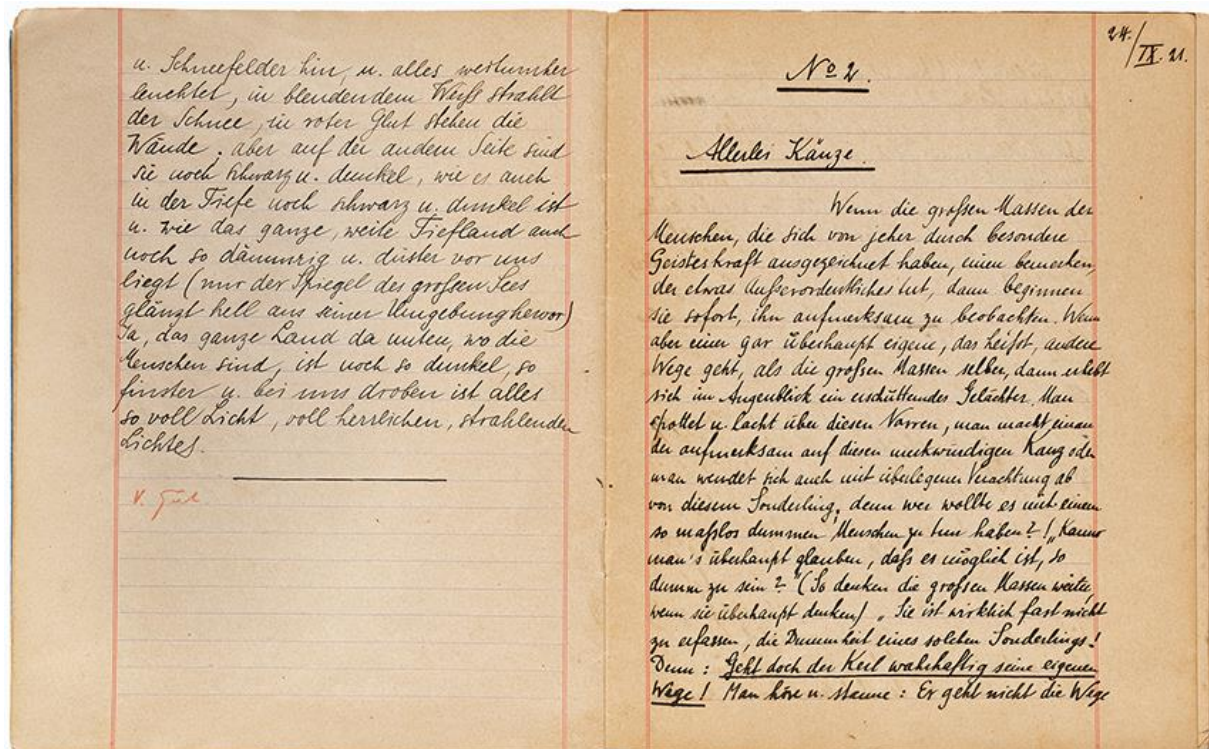
Somit stellt sich die Frage, ob Hohl in den ersten Seiten seines Aufsatzes "Die landschaftliche Schönheit" vielleicht im Grunde gar nicht die Unterscheidung von Dichtung und Philosophie behandelt hat, wie er selber behauptet, sondern den Gegensatz zwischen seiner persönlichen, romantisch gefärbten Kunstauffassung und seinem eigenen, szientifischen Verständnis von Wissenschaft überhaupt. Nicht die Philosophie, sondern die Wissenschaft wäre dann das klappernde Räderwerk von Ursache und Wirkung, das uns hier als seelenamputierte Begriffstechnik entgegentritt, und das mimetische-partizipierende Zeremoniell der Innerlichkeit, mit dem Hohl es konfrontiert, stünde für die Kunst schlechthin.

Sollte sich Hohls Philosophieverständnis hier also in Wahrheit auf seinen Wissenschaftsbegriff reduzieren und sein Kunstverständnis ins magisch Evozierende weisen, würde sich beides für die frühen 20er-Jahre als durchaus zeitgemäss erweisen: denken wir nur an Dada und den beginnenden Surrealismus auf der einen und die sich weitgehend auf Erkenntniskritik limitierende, zeitgenössische deutsche Universitätsphilosophie auf der anderen Seite (Neukantianismus, Kritischer Realismus).

Wenn also unsere Vermutung zutrifft und der Kantonsschüler in diesem Aufsatz "Philosophie" vor-schnell und global mit Wissenschaft identifiziert, übergeht er dabei die Tatsache, dass es in der Geschichte der Philosophie immer auch Methoden und Verständnisse gegeben hat, die von ihrer Anlage her und nach den Kriterien ihrer Opposition, die Hohl uns hier bietet, eher ins Künstlerische als ins Szientifische hineingeführt haben. Ihre Vertreter wären Hohls Unterscheidung zufolge also Philosophen nicht im "philosophischen", sondern im "dichterischen" Sinn.



Als einschlägiges Beispiel, das zu seiner Zeit gerade Schule zu machen begann, könnte man hier wohl auf die Phänomenologie verweisen.<sup>49</sup> Sicher würde auch Max Scheler, der in diesen Jahren gerade seine "Philosophische Anthropologie" zu entwickeln begann, nach dem Begriffe, den dieser Aufsatz von ihr entwickelt, wohl kaum als "Philosoph" gelten können.<sup>50</sup> Von diesen Entwicklungen scheint Hohl zu diesem Zeitpunkt also noch nichts gewusst zu haben. In den kommenden Monaten wird sich nun sein Philosophieverständnis aber so grundlegend ändern, dass es schon im nächsten Aufsatz gerade ins gegenteilige Extrem ausschlägt und "Philosophie" nun in völlig neuer Rolle auf der Bühne seines Geistes erscheint. Diesen neuen Auftritt in einem Schulaufsatz vom 24. September 1921 wollen wir nun genauer verfolgen.



(SLA) Anfang des Schulaufsatzes "Allelei Käuze" vom 24.9.1921

## "Allelei Käuze"

Wenn die grossen Massen der Menschen, die sich von jeher durch besondere Geisteskraft ausgezeichnet haben, einen bemerken, der etwas Ausserordentliches tut, dann beginnen sie sofort, ihn aufmerksam zu beobachten. Wenn aber einer gar überhaupt eigene, das heisst, andere Wege geht, als die grossen Massen selber, dann erhebt sich im Augenblick ein erschütterndes Gelächter. Man spottet u[nd]. lacht über diesen Narren, man macht einander aufmerksam auf diesen merkwürdigen Kauz oder man wendet sich auch mit überlegener Verachtung ab von diesem Sonderling, denn wer wollte es mit einem so masslos dummen Menschen zu tun haben?! "Kann man's überhaupt glauben, dass es möglich ist, so dumm zu sein?" (So denken die grossen Massen weiter, wenn sie überhaupt denken.) "Sie ist wirklich fast nicht zu erfassen, die Dummheit eines solchen Sonderlings! Denn: Geht doch der Kerl wahrhaftig seine eigenen Wege! Man höre u. staune: Er geht nicht die Wege der andern!" (Kannst du dies vernehmen, ohne zu platzen vor Lachen?) "Er weicht ab von der breiten Heeresstrasse, wo die grossen Scharen wandern; er schlägt allein einen Feldweg ein!" (Fühlst du das unermesslich Lächerliche dieser Idee nicht heraus?) "Er macht in

der Tat nicht alles so, wie's die andern tun!" (Ja er sieht vielleicht sogar das Leben etwas anders an als ihr, denket mal!) "Er lebt anders, als es die Vielen tun; er hat sich von ihnen getrennt; ja er ist sogar selber ein wenig anders als jene sind!! Jetzt aber musst du doch gewiss platzen vor Lachen über diesen unsäglichen Narren, diesen namenlosen Sonderling!" (Hervorhebungen i.O.)

Wie ironisch die eröffnende Feststellung, dass sich die "grossen Massen der Menschen [...] von jeher durch besondere Geisteskraft ausgezeichnet" hätten, hier zu verstehen ist, wird sofort klar.<sup>51</sup> Und noch etwas Anderes zeichnet sich hier schon zu Beginn dieses Aufsatzes deutlich ab: seinen Leser – Lehrer von Greyerz (!) – zählt der Aufsatzschreiber offensichtlich zu den "Vielen", die sich in Wahrheit durch Geistesschwäche auszeichnen, zu den "Viel-zu-Vielen" könnte man hier mit einem sagen, dessen Stimme wir aus Hohls jugendlichen Aufzeichnungen wir schon mehrmals vernommen haben.<sup>52</sup> Natürlich wird im Gegenzug auch sofort durchsichtig, dass der Kantonsschüler sich selber für einen grossen "Sonderling" hält, "der etwas Ausserordentliches" leisten kann. Im Unterschied zu den "Scharen" wird darum auch er "von der breiten Heerstrasse" abweichen und seine eigenen Wege gehen wollen.<sup>53</sup> Auf diesen Abwegen folgt der "merkwürdige[] Kauz" aber keineswegs nur einer sportlichen Laune, die ihn gerade befällt: er *ist* nämlich wirklich anders als die "Vielen" und seine Absonderung darum unausweichlich. Die Quittung die ihm die Menge für seine Abweichung präsentiert, ist es ebenso: Unverständnis und Gelächter, Hohn und Spott.<sup>54</sup> Wichtig ist auch Hohls Feststellung, dass die Loslösung des Einzelgängers von den Massen seines Erachtens nicht nur mit Notwendigkeit erfolgt, sondern vom ihm selber aktiv betrieben wird: "*er* hat sich von ihnen getrennt", heisst es im Text (Hervorhebung MR). Die Notwendigkeit und Freiwilligkeit dieser (Selbst)Isolation gründen beide in seiner geistigen Überlegenheit: von seiner Höhe herab betrachtet, "sieht [...] das Leben [nämlich] etwas anders" aus, als in der dümmlichen Horizontale der Vielen. Von der hohen Warte des Kantonsschülers aus geredet, tönt das etwas später dann so:

Du kannst dir die Stufe jener Leute gar nicht primitiv genug vorstellen. Sie lachen nämlich über die "Käuze" nur darum, weil sie anders sind; es kann ihnen überhaupt nie in den Sinn kommen, Weiteres zu erforschen, was mit diesem Anderssein verbunden sei, welche geistige Höhe sie infolge dieses Andersseins einnehmen müssen. Ja, sie fragen sich nicht einmal, ob eigentlich in diesem Anderssein ein Grund zum Lachen verborgen sei, oder nicht! "Darüber hat man immer gelacht; also lacht man immer noch darüber!

Schon hier beginnt sich abzuzeichnen, was sich im weiteren Verlauf dieses Aufsatzes immer deutlicher herauskristallisiert: die sonderbare Lebens- und Erscheinungsweise des komischen Kauzes steht in engem Zusammenhang mit seinem hoch überlegenen Denken und seiner ausser-ordentlichen Geistesstärke. Für letzteres haben die "grossen Massen" jedoch kein Sensorium; sie missachten oder belächeln ihn darum allein wegen seiner kauzigen Eigenart.<sup>55</sup>

### ***Antiker Anklang I: Der Philosoph als Kauz***

Wenn es klar ist, dass der Schüler Hohl sich gerne auch selber zu den Wenigen zählt, von denen die Vielen nur ihren abweichenden Lebensstil, nicht aber ihre überlegenen Gedanken registrieren, dann wollen wir die Gelegenheit hier nicht verpassen, die Namen einiger anderer historischer Sonderlinge zu erwähnen, deren Ruhm unter ihren Zeitgenossen ebenfalls mehr auf ihrer kuriosen Erscheinung als "kauzige" Entertainer beruht haben mag, als auf ihrer geistigen Luzidität, derentwegen sie uns heute unzweifelhaft als grossen Philosophen erschienenen.<sup>56</sup> Dabei denken wir natürlich sofort an jenen Mann, von dem die Legende sagt, er sei zum Gespött einer thrakischen Magd geworden, als er mit seinem Wolkenkopf in einen tiefen Brunnen fiel, oder auch an jenen anderen

Legendenhaften, der am helllichten Tag mit seiner Laterne auf dem Marktplatz "einen Menschen" suchen ging und daselbst bei anderer Gelegenheit ausgerufen haben soll: "Kommt herbei, Menschen!", worauf er jene, die seinem Ruf gefolgt waren, mit einem Stock wieder vertrieben habe mit der Begründung: "Menschen habe ich gerufen, nicht Unflat."<sup>57</sup>

Auch aus dem antiken Ephesos wird uns höchst Sonderbares überliefert: dort, sagt die Legende, habe einst ein schlimmer Spötter mit Namen Herakleitos gelebt, der viel Dunkles geredet und die Stadt schliesslich mit der Empfehlung an alle Bürger verlassen habe, sich Mann für Mann aufzuhängen, um hinfort in den Bergen zu leben (DK 22 B121). Als sie diesen Abgesonderten später wieder in die Stadt zurückgerufen haben, um ihn mit der Ehre zu betrauen, sich an der neuen Gesetzgebung beteiligen zu dürfen, soll er ihnen nur seine Verachtung entgegen geschleudert haben: auf halber Strecke, beim Artemistempel, hielt er ein und zog es vor, mit den Kindern zu spielen. – Ähnlich Eigenartiges wird von Sokrates berichtet, der mitten unter einem Spaziergang schon einmal stundenlang unbeweglich stehenbleiben konnte und auch sonst so viel Kauziges an sich hatte, so dass ein zeitgenössischer Komödiendichter mit seiner Figur das Publikum mühelos einen ganzen Abend zu unterhalten vermochte (vgl. Aristophanes' "Wolken").<sup>58</sup> Wie gefährlich es mitunter sein kann, eigene Denkwege zu gehen, und wie leicht der höhnische Spott der gedankenlos Angepassten in brutalen Hass umschlagen kann, liesse sich nicht nur an Sokrates, sondern ebenso eindrücklich auch an dem "verfluchten" Philosophen demonstrieren, der zweitausend Jahre nach ihm in Holland optische Linsen geschliffen hat.<sup>59</sup>

Gerade um jene Philosophen, von denen Hohl sich am begeistertsten gezeigt hat, ranken sich also viele Anekdoten, die ihre kauzigen Auftreten unterstreichen. Woher die typische Eigenart gerade der frühesten Philosophen rührte, und was es genau mit dieser auf sich hat, werden wir noch genauer betrachten (vgl. S. 337ff.). Welch grossen Stellenwert und schädlichen Einfluss Sagen und Legenden von seinem aussergewöhnlichen Lebensstil in der breiten Wahrnehmung von Ludwig Hohl und seinem Werk gespielt haben, wurde am Beginn dieser Arbeit angedeutet. An dieser Stelle wollen wir darum jetzt wieder zu seinem Schulaufsatz zurückkehren und darin weiter lesen, wie er am Beispiel eines Tannenwaldes illustriert, dass die Eigenart der Käuze von ganz unterschiedlicher Natur und Herkunft sein kann, wobei er drei hauptsächliche Arten unterscheidet, in denen sich ein "Sonderling" von "den grossen Massen" absondern kann.

Werfen wir einen kurzen Blick auf einen Wald! Die "grossen Massen" erkennen wir auch hier wieder schnell: Die Grosszahl der Tannen, die alle gleich hoch, gleich dick, gleich weit entfernt voneinander sind, die alle gleich stark hervortreten, von denen sich keine von den anderen unterscheidet; es sind die Tannen, welche wir gewöhnlich unter dem Begriff "Wald" verstehen, oder die doch den hauptsächlichsten Beitrag zu dieser Vorstellung liefern.

Und auch die "Sonderlinge" nehmen wir wahr, diejenigen, die sich unterscheiden von den übrigen: Da ragen einzelne Tannen hoch über ihre Schwestern empor; sie sind fast doppelt so gross; aus der Ferne schon treten sie mächtig hervor aus dem gleichmässigen, weitgedehnten grünen Massen des eigentlichen Waldes. Einige andere aber stehen weit draussen, gleichsam als Vorposten; auch dies sind "Sonderlinge". Dann gibt's noch eine dritte Art: Es sind die kleinen Tännchen, die sich hie u[nd]. da unter den andern finden, die verkümmerten, kleingebliebenen Exemplare.

Und nun untersuchen wir diese "Sonderlinge" auf ihre Grösse, was also bei den Menschen ihrer geistige Bedeutung gleich kommt.

Wir sehen: Es kommen zwar unter diesen "Käuzen" solche vor, die kleiner – also beim Menschen geistig unbedeutender – aber es kommen auch solche vor, die grösser sind, als die übrigen. Ja noch mehr: Wenn sie grösser sind, müssen sie sogar zu den Sonderlingen –

das Wort wird hier im eigentlichen, ursprünglichen Sinn gebraucht, indem es einfach einen bezeichnet, der "abgesondert", also anders ist, als die übrigen, ohne dass er deswegen dumm zu sein braucht; das Wort sagt aber auch nicht, dass er gescheiter sei; es ist neutral – gehören. Die Tanne, die über die anderen emporragt, muss sich von ihnen unterscheiden, sonst wäre sie ja gleich, nicht grösser.

Und so müssen wir auch tatsächlich die grössten Geister aller Zeiten zu den Sonderlingen zählen, aber den ekelhaften Beigeschmack vom Worte "Sonderling" wegdenken, den ihm geistesarme Leute im Laufe der Zeiten beigelegt haben.

Wenn wir an dieser Stelle erneut einhalten und uns an den letzten Aufsatz zurückerinnern, den Hohl vier Monate zuvor geschrieben hat, fällt an dieser Darstellung eines sofort auf: zur Veranschaulichung wird hier zwar immer noch ein "dichterisches" Bild herangezogen, von seiner Behandlungsart her soll der Aufsatz "Allerlei Käuze" aber offenbar viel eher dem entsprechen, was Hohl in "Die landschaftliche Schönheit" einen *philosophischen* Zugang zu einem Thema genannt hat.

### *Ein früher Versuch einer philosophischen Betrachtung*

In „Allerlei Käuze“ sollen uns nicht die subjektiven Gefühle und privaten Empfindungen eines Autors gegenüber Käuzen geschildert werden, die er persönlich kennt; in diesem Text ist der Kantonsschüler ganz klar darum bemüht, den neutral distanzierten Ton einer allgemeinen philosophischen Abhandlung anzuschlagen. Die Rede ist jetzt von einer Untersuchung, in der die Käuze in drei *Kategorien* unterteilt werden, es werden die unterschiedlichen *Ursachen* ihrer kauzigen Erscheinung abgehandelt und ihre *Wirkungen* auf die Massen vorgeführt. Indem Hohl in "Allerlei Käuze" auch seine Verwendung des zentralen Begriffes "Sonderling" präzisiert und gegen seine alltägliche Bedeutung abgrenzt und er seinem Text zumindest oberflächlich eine argumentative Struktur verpasst, hat er im Sinne der Unterscheidung, die er in der *landschaftlichen Schönheit* getroffen hat, eindeutig einen Beitrag zur Philosophie bzw. eben zur Wissenschaft im Sinn. Im zweiten Teil des Aufsatzes lässt sich diese Absicht noch deutlicher erkennen. Dort heisst es weiter:

Wenn alle, die Welt u[nd]. Leben betrachten, zum gleichen Resultate kommen würden, gäbe es sicherlich keine "Käuze". Wenn alle die gleichen Ansichten hätten, von jedem Ding genau dasselbe denken würden, so würde natürlich auch ihr Handeln, ihr Reden u[nd]. Denken gleich; es gäbe bald keine Unterschiede mehr u[nd]. somit auch keine Sonderlinge. Weil dies aber nicht der Fall ist, vielmehr unerhörte Verschiedenheiten u[nd]. Unterschiede vorkommen in allen Anschauungen, darum sind die "Käuze" u[nd]. die grossen Massen entstanden u[nd]. sind die "Käuze" unter sich auch wieder ganz verschieden.

Wir könnten uns da beiläufig fragen, wie es möglich sei, dass die grossen Massen in ihren Ansichten übereinstimmend seien. Können wir dies etwa auf Gleichartigkeit des Geistes von Natur aus zurückführen? Gewiss nicht! Nein, sondern es ist der Satz " $0=0$ ", der uns die Erklärung gibt. Denn ihre Ansichten sind  $= 0$ . (N.B. Der Begriff des Wortes "Ansicht" ist an dieser Stelle etwas speziell gefasst. Ich meine nämlich die Ansichten über die grossen u[nd]. wichtigen Dinge die uns umgeben, über Welt, Lebenszweck u.s.w., die fundamentalen Ansichten, auf denen alles andere aufgebaut ist, aus denen auch unsere Taten hervowachsen. Kurz: "Ansichten" ist hier gleich "Lebensanschauung.") Keiner unter ihnen hat noch jemals richtig zu denken begonnen, sonst würde er gar nicht mehr zu den grossen Massen gehören; denn, wenn ich die Definition der grossen Massen anders fassen will – vorher lautete sie (nicht direkt ausgedrückt) darauf, dass es die Leute seien, die, im



Gegensatz zu den Sonderlingen, alle unter sich gleich seien u[nd]. über die „Käuze“ spotten – so kann ich sagen, dass alle diejenigen zu den grossen Massen gerechnet werden, an deren geistigem Horizont die strahlende Sonne des Selbstdenkens noch nicht aufgegangen ist.

Nach den ersten drei Sätzen dieses Abschnitts, in denen hypothetische Annahmen falsifiziert werden, indem kausal aus ihnen auf etwas geschlossen wird, das nicht der Fall ist, wird aus ihrer Widerlegung bewiesen, was zu beweisen war, nämlich, dass "die 'Käuze' unter sich [...] ganz verschieden" sind. Wie schlecht es um die argumentative Kraft dieser vermeintlichen Schlussfolgerung steht, kann man daran ablesen, dass sie gleichzeitig auch das Gegenteil von dem beweist, was Hohl unmittelbar anschliessend als Satz der Gleichförmigkeit der Ansichten in den "grossen Massen" aufstellt: "0=0".<sup>60</sup> Da es sich im Moment für uns jedoch nicht darum handelt, die logische Stringenz dieses Schulaufsatzes oder die Konsistenz seiner Metaphern zu prüfen, sondern wir in ihm nur nach Anzeichen eines Philosophieverständnisses suchen wollen, das uns einen Zugang zum Notizenwerk eröffnen kann, wollen wir uns nicht länger bei solchen technischen Einwänden aufhalten und lieber Hohls Massenbegriff genauer unter die Lupe nehmen.

### *Antiker Anklang II: Die philosophische Verachtung der Massen*

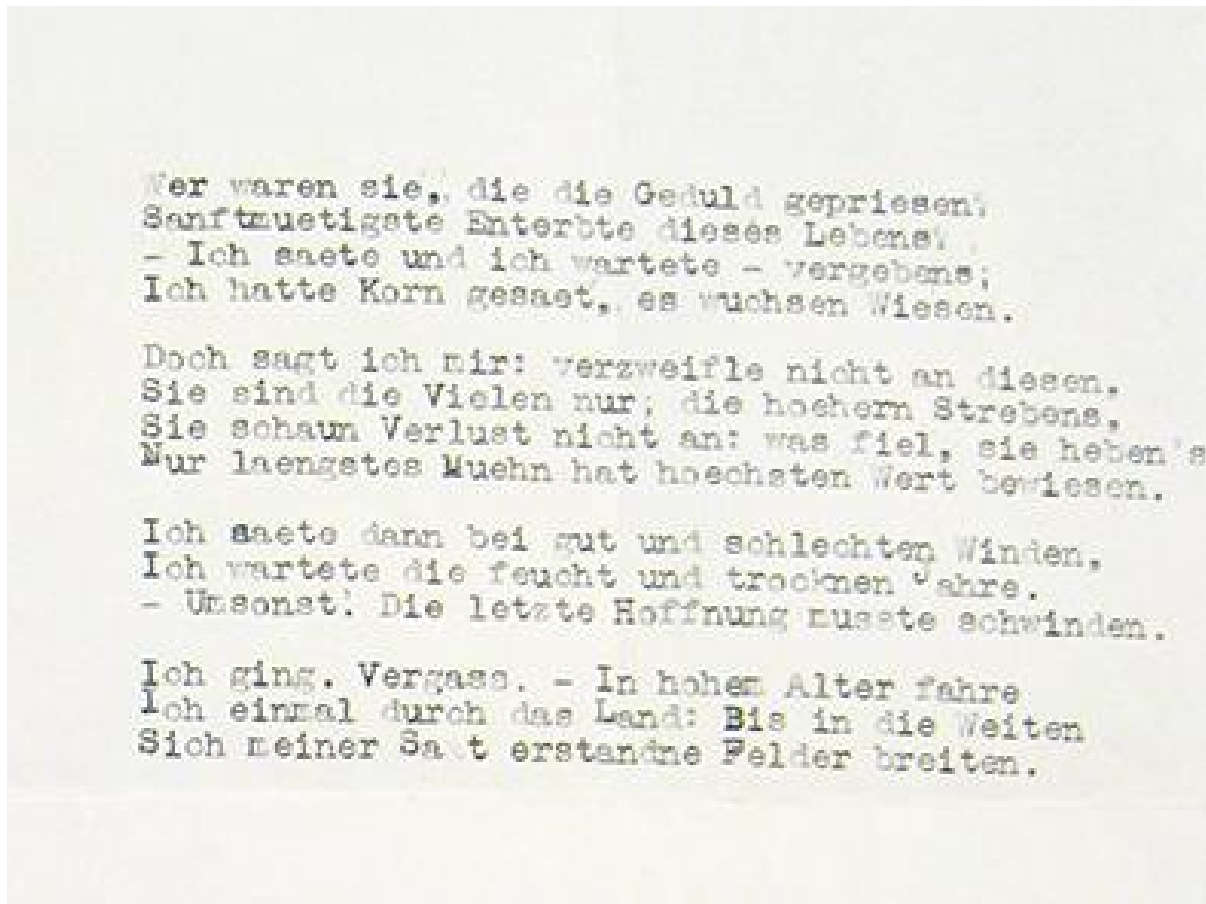
Wie es geistig um die grossen Massen steht, haben wir schon gesehen: aller Geist wird in ihnen annihiliert. Der Massenmensch wird geradezu dadurch definiert, dass er "noch [nie]mals richtig zu denken begonnen" hat, denn "sonst würde er gar nicht mehr zu den grossen Massen gehören". Massen sind demnach Herden von gleichgeschalteten, geistlosen Wesen, "an deren geistigem Horizont die strahlende Sonne des Selbstdenkens" nicht nur "*noch nicht* aufgegangen ist" (Hervorhebung MR), sondern gar nie aufgehen *kann*: würde ihr Licht nämlich einem zu dämmern beginnen, müsste er dadurch automatisch aus der Herde ausscheiden. Aus dieser Konzeption folgt tatsächlich 'per definitionem', dass die "grossen Massen" in ihren Wert- und Zielvorstellungen absolut homogen sein müssen, wobei Hohl noch zusätzlich anmerkt, dass die Massenmenschen deswegen auch zu keinen ausserordentlichen Taten in der Lage seien, weil sie ja alle aus denselben "fundamentalen Ansichten" handeln.<sup>61</sup>

Zu dieser elitären Verachtung des Durchschnittsmenschen, die der Kantonsschüler hier zum Besten gibt, wollen wir zweierlei anmerken: erstens wurde im Denken der antiken Philosophen schon oft ein allgemeiner Hang zum Elitarismus nachgewiesen, ja man könnte vielleicht sogar sagen, dass in der Geschichte der Philosophie des Abendlandes bis zur Aufklärung eine elitäre Geisteshaltung geradezu der Normalfall gewesen sei.<sup>62</sup> Seither haben wir uns jedoch daran gewöhnt, im Elitarismus quasi reflexartig ein Zeichen der Überheblichkeit und also entweder ein moralisches Laster oder ein Indiz für krankhafte Selbstüberschätzung zu sehen. Wohin elitäre Philosophien *unweigerlich* führen müssten, so lautet der Konsens heute, hätte man im 20. Jahrhundert ja gesehen... . Dabei denken dann v.a auch jene immer sofort an Nietzsche und Heidegger, die sonst nicht so oft an sie denken, und verweisen auf das Heidegger'sche "Man" und Nietzsches "Viel-zu-Viele".<sup>63</sup>

Das gesagt, können wir nicht abstreiten, dass "Apotheker", "Hunde" und "Herr und Frau Meyer" allesamt Figuren sind, in denen Hohls anhaltende Geringschätzung alles normalitätsgetreuen Reproduzierens vorgegebener Sinn- und Handlungsmuster im gewöhnlichen Leben seiner Mitmenschen auch in den *Notizen* noch sehr deutlich zum Ausdruck kommt. Insofern hat der Notizenschreiber das "Pathos der Distanz", das sich hier schon früh manifestiert, später nie mehr ganz verloren. Wir werden umgehend darauf zurückkommen.<sup>64</sup> An dieser Stelle wollen wir vorerst nur festhalten, dass der Aufsatzschreiber der Ansicht ist, dass die Masse nicht denkt, dass er aber jeden implizit zum "Selbstdenken" und damit zur einzelnden Absonderung aus der Masse aufrufen



möchte, zu der er sich selber entschlossen hat, und die dahin führt, dass man eigene Ansichten entwickelt.



(HFN) Nachdem Ludwig Hohl als erste Publikation überhaupt 1925 im Selbstverlag bei Oskar Wöhrle einen Band mit Gedichten herausgegeben hat, sind alle weiteren Gedichte von ihm unveröffentlicht geblieben. Vielleicht zu Recht. Dieses undatierte Gedicht aus dem Nachlass von Hanny Fries, das wahrscheinlich in den 1940er Jahren entstanden ist, zeigt Hohls bis dahin anhaltende Geringschätzung der Masse. In seiner Erfolglosigkeit ermuntert er sich dazu, nicht auf "die Vielen" zu schauen, die im Gegensatz zu denen "höhern Strebens" herablassend als "die Vielen *nur*" bezeichnet werden. Ein Erfolgsschriftsteller würde mit Bezug auf ein paar wenige, elitäre Kritiker gewiss gerade umgekehrt sprechen: "Was macht's? – es sind doch nur die Wenigen ..."

Auch seine Verwendung der Begriffe "Ansicht" und "Selbstdenken" präzisiert Hohl in diesem Aufsatz genauer, und auch seine dahingehenden Bemerkungen sind für sein Philosophieverständnis sehr aufschlussreich. Unter einer "Ansicht" versteht der Aufsatzschreiber nämlich etwas ganz Fundamentales, etwas, das den Nährgrund aller unserer Wertvorstellungen abgibt und der Ankergrund unseres gesamten "Lebenszweck[s]" ist. Tatsächlich könnten wir dann statt von "Ansichten" auch von "Lebensanschauung" sprechen ("Ansichten" ist hier gleich 'Lebensanschauung'). Diese lässt sich die Herde gerne vorsetzen: man erweist sich als zugehörig zu ihr, indem man sie gehorsam reproduziert. So bildet die Identität der Lebensanschauungen den Kitt, der die Herde zusammenhält. Wie wir gesehen haben, wird "Selbstdenken" darum gemäss Hohl von der Herde sofort mit Ausschluss sanktioniert bzw. führt es zum sofortigen Selbstausschluss des Selbstdenkenden. "Und zwar", erklärt der Aufsatzschreiber nun weiter, habe er hier "de[n] Sinn des Wortes 'Selbstdenken' [auch] wieder etwas speziell gefasst":

Ich verstehe nicht das Nachdenken darunter ob wohl morgen ein schöner Tag sei, oder ob der Schuhmacher jetzt wohl die Schuhe geflickt habe, sondern ich meine speziell das tiefe, fundamentale Selbstdenken, das innere Ringen u[nd]. Streben nach Wahrheit, das Forschen nach dem innersten Wesen der grössten u[nd]. wichtigsten Dinge, die uns umgeben, kurz: Das Philosophieren oder das Erringen einer Lebensanschauung.

Das ist nun doch sehr erstaunlich, dass der Kantonsschüler das "Philosophieren", worunter er eben noch eine dezidiert wissenschaftliche Verstandestätigkeit verstehen wollte, nun plötzlich als "innere[s] Ringen" und "Erringen einer Lebensanschauung" beschreibt. Das passt überhaupt nicht mehr zusammen mit der unpersönlichen und neutral operierenden Untersuchungsweise eines Gegenstandes, die Hohl im Aufsatz zuvor noch die "philosophische" im Gegensatz zur "dichterischen" genannt und sich in "Allerlei Käuze" eigentlich zum Ziel gesetzt hat. Diese erste Unterscheidung gerät hier vollkommen durcheinander, wenn sie sich nicht sogar in ihr Gegenteil verkehrt.

### ***Philosophie als Kunst und Wissenschaft***

Zum Schluss unserer Betrachtungen zum Aufsatz "Die landschaftliche Schönheit" haben wir den Vorschlag gemacht, die zwei Seiten der darin getroffenen Unterscheidung nicht mit "Philosophie" und "Dichtung", sondern mit "Wissenschaft" und "Kunst" zu bezeichnen. Das erlaubt es uns nun, *zwei* frühe Philosophieverständnisse Ludwig Hohls auseinanderzuhalten, zwischen denen er NB. nicht nur als Kantonsschüler, sondern – wie wir sehen werden – auch als Notizenschreiber hin und her schwankt: ein *wissenschaftliches* und ein *künstlerisches* Philosophieren.

In diesem *zweiten* Verständnis erscheint Philosophie als eine innere Angelegenheit, bei der ein geistiges Ringen und gleichsam seelische Kämpfe die Stelle des reinen Analysierens im Verstande und des sauberen, begrifflichen Einteilens ins System einnehmen. Gleichzeitig wird klar, dass es gerade ein Philosophieren in diesem zweiten, eher *künstlerischen* Sinne war, das im Schüler die gewaltigen, inneren (Wert)Umstürze verursacht hat, von dem die undatierten Seiten zeugen, die wir eingangs dieses Kapitels untersucht haben, und die ihn damals zu seiner (philosophischen) Selbstklärung veranlasst haben. Hat Hohl dort nämlich von einem "Sehnen nach Wahrheit", einem "Ringen nach Hoheit und Grösse" und einem "Streben nach dem Gewaltigen" als Ursachen dieser Selbstprüfung gesprochen, so definiert der Aufsatzschreiber hier nun Philosophie (im künstlerischen Sinne) mit auffallend ähnlichen Worten als "innere[s] Ringen und Streben nach Wahrheit". *Solche* Philosophen, die sich nicht nur durch wissenschaftliches Fachwissen auszeichnen, sondern sich auch in Fragen der Welt- und Lebensanschauung getrauen, sich ihres Verstandes ohne fremde Leitung zu bedienen, sind dann tatsächlich oft unter den Käuzen zu suchen.<sup>65</sup> Als Fazit aus Ludwig Hohls zweitem Schulaufsatz wollen wir darum festhalten, dass er in ihm zwar eine "philosophische" Abhandlung im Sinne einer Philosophie (positive) Wissenschaft angestrebt, die Philosophie ihrem Gegenstand nach aber eindeutig in den Bereich der Kunst gerückt hat.

### ***Von der Einheit der Wahrheit zur Vielfalt der Perspektiven***

Bevor wir die Entwicklung von Hohls frühem Philosophieverständnis weiterverfolgen, wollen wir im Zusammenhang mit "Allerlei Käuze" auf einen letzten Punkt hinweisen, der mit dieser Neuansiedlung der Philosophie im Gebiet der Künste einhergeht und im nächsten Aufsatz bereits von zentraler Bedeutung sein wird. Er betrifft die Frage der "Wahrheit" bzw. Hohls Postulat von ihrer Relativität und Pluralität. Indem er unter der Philosophie nun nämlich das Ringen um eine eigene "Lebensanschauungen" versteht, kann es in seinen Augen die *eine*, intersubjektiv und allgemeine gültige Wahrheit nicht mehr geben. An ihre Stelle tritt eine unendliche Vielzahl möglicher

Perspektiven. Diese Aufsplitterung der absoluten, universellen Wahrheit in mannigfaltige partikulare Perspektiven beklagt der Schüler jedoch nicht als Verlust. Wie der folgende Abschnitt aus der Schlusspassage dieses Aufsatzes zeigt, ist die Pluralität möglicher *wahrer* Ansichten vielmehr die unerlässliche Bedingung dafür, dass die Sonderlinge geistig überleben können:

Und nun, da wir gesehen haben, dass das Vorhandensein von "Käuzen" meist (nicht immer) auf Verschiedenheit in den Ansichten zurückzuführen sei, können wir die Frage aufwerfen, ob es denn notwendiger- oder mindestens richtigerweise so sein müsse, dass die Lebensanschauungen nicht alle gleich seien, oder ob es nicht eigentlich natürlich sei, dass alle, die über Welt u[nd]. Leben nachdenken, zum gleichen Resultat kommen. Wenn letzterer Fall der tatsächliche wäre, hätten die "Käuze" ausgespielt u[nd]. die Herdenleute bekämen Recht. Aber letzter Fall ist nicht der tatsächliche. Müssen alle Denkenden zum gleichen Resultat kommen? Nein, dreimal nein! Nicht einmal dann, wenn es eine absolute Wahrheit gäbe, könnte dies der Fall sein; denn diese absolute Wahrheit würde gewiss nur den ersten Denkern erreichbar sein; die andern aber blieben auf dem Weg zu ihr stecken. Und der Punkt, auf dem sie stecken blieben, wäre dann ihre Lebensanschauung. Aber wir haben gar nicht mit solchen Verhältnissen zu rechnen;<sup>66</sup> in Wirklichkeit ist die Sache ganz anders; es kommt da noch etwas hinzu von ungeheurer Bedeutung, von den allerweitesten Folgen in unserem Fall: Alle Wahrheit ist ja nur relativ, hat ja nur subjektive Bedeutung! Und jetzt erkennen wir sofort, dass es eigentlich so viele Wahrheiten gibt, wie verschiedene Subjekte vorkommen u[nd]. dass eigentlich gerade so, wie die Subjekte unter sich, auch die Wahrheiten unter sich sich unterscheiden. Und wer wüsste nicht, wie verschieden die Subjekte sind? Eine ungeheure Mannigfaltigkeit in der Formenbildung treffen wir schon unter den niederen Geschöpfen an. [...] Wenn wir aber erst die Geister, diese noch viel komplizierteren Gebilde, miteinander vergleichen: Es ist eine Mannigfaltigkeit ohne Gleich-en, die uns hier entgegentritt! Und die Folgen davon in den Lebensanschauungen dürften klar sein.<sup>67</sup>

Statt dass der Kantonsschüler hier nun ein philosophisch-allgemeines Fazit aus seinen Betrachtungen ziehen würde, lässt er sich zum Schluss zu einer ganz persönlichen Stellungnahme hinreissen und erklärt, jetzt sei bei ihm "die Sympathie für die 'Käuze' noch fast etwas grösser [geworden ...] und die Antipathie für die Herdenleute [...] noch etwas gewachsen".<sup>68</sup> Dem Versuch einer "philosophischen" Abhandlung, wie er ihn im Aufsatz "Allerlei Käuze" unternimmt, wäre ein formeller Schluss wohl angebrachter gewesen, der dann etwa folgendermassen hätte lauten können: weil keiner jemals eine Wahrheit von absoluter, objektiver Bedeutung erkennen kann, können wir auch keinen aus der Pflicht entlassen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen mutig zu bedienen, sprich *autonom* zu philosophieren. Wo dieser Mut fehlt, wächst die Gefahr, dass viele ihre "Selbstdenkpflcht" vernachlässigen, wodurch sie unweigerlich an geistiger Eigenständigkeit einbüssen, was dazu führen muss, dass sie gemeinsam unhinterfragte Werte und Zwecke nach- und anzubeten beginnen, womit sie zu Predigern jenes Egalitarismus mutieren, der den Popanz, den er zu vertreiben vorgibt, gerade invoziert: die ohnmächtige, fremdbestimmte Masse, die sich alles angleicht oder aus dem Weg räumt, was sich ihr entgegenstellen oder von ihr abweichen möchte... Wenn wir jetzt zum nächsten Aufsatz übergehen, werden wir sofort sehen, dass gerade dieser Egalitarismus als Bescheidenheitsgebot in den Augen des Kantonsschülers der erklärte Feind jedes wahrhaft philosophischen Denkens ist. Die allerletzten Worte des Aufsatzes "Allerlei Käuze" weisen bereits darauf hin:

"Allerlei Käuze" heisst unser Titel. Bis jetzt aber habe ich immer nur von einer einzigen Art von "Käuzen" gesprochen; u[nd]. zudem sind dies – wenigstens zum grössten Teil – nicht

einmal richtige Käuze (indem wir [scil. für gewöhnlich] unter "Kauz" einen Narren, einen Menschen mit zweifelhafter Geisteskraft verstehen). Wir müssen aber, um von "Allerlei Käuzen" sprechen zu können, allermindestens zwei Arten vor uns haben, u[nd]. zwar zwei verschiedene Arten. Unsere zweite Art müsste also aus lauter wirklichen Käuzen, das heisst, aus lauter wahrhaft beschränkten Individuen bestehen.

Wo nun finden wir diese zweite Art? Diese wahrhaftigen Käuze sind – die grossen Massen selber! – – . [Schluss]

### "Wonach beurteile ich die Menschen? – Allerlei Menschen"

Der Titel des nächsten Aufsatzes, den Hohl am 11. März 1922 geschrieben hat,<sup>69</sup> lautet eigentlich nur: "Wonach beurteile ich die Menschen" und beginnt mit einer Frage, die der Schüler an sich selber richtet: "Soll ich überhaupt urteilen?! Ja, natürlich!" sagt er sich sofort, "und dass ich es tue, dies zeigen die folgenden Seiten." Dem Aufsatzschreiber wird aber auch sehr rasch klar, dass anzugeben, "wonach [er] aber urteile", äusserst schwierig werden würde. Nach 13 Aufsatzseiten gibt er seinen Versuch denn auch auf:

Genaue Regeln zu bilden, nämlich Regeln, die dann unserem praktischen Vorgehen [scil. beim Beurteilen der Menschen] zu Grunde gelegt würden, wollen wir also aus wohlbekannten Gründen unterlassen. Ich habe also nichts mehr zu sagen zur Frage: "Wonach beurteile ich die Menschen?" Doch, nun erinnere ich mich, dass ich überhaupt nichts zu dieser Frage sagen wollte, sondern nur urteilen. – Ich habe mich verstiegen bis jetzt. Die Anfangs genannten „folgenden Seiten“ kommen also erst jetzt!

Was war geschehen? Und wie lauten die unterdessen "wohlbekannten Gründe"? Bevor wir das genauer ansehen wollen, sei vorweg erklärt, wieso wir selber in unserer Überschrift den Titel dieses Aufsatzes "Wonach beurteile ich die Menschen" noch um den Zusatz "Allerlei Menschen" erweitert haben. Der Grund hierfür ist nämlich, dass Hohl die "Anfangs genannten 'folgenden Seiten'", die nun also erst ab Seite 13 wirklich folgen werden, unter den neuen Titel "Allerlei Menschen" gesetzt hat. Wir haben es hier also gleichsam mit zwei Aufsätzen in einem zu tun, oder zumindest mit einem doppelten Anlauf. Wenn man Hohls Absichten in diesen beiden Teilen vergleicht, fällt ihr unterschiedlicher Charakter sofort auf: wollte er im ersten noch die genauen Regeln herleiten und klare Kategorien bilden, anhand derer sich eine allgemeine Lehre von der Beurteilung der Menschen entwickeln und darstellen liesse, also gleichsam eine *philosophisch-wissenschaftliche* Abhandlung schreiben, so schreibt er zur Charakterisierung seines zweiten Versuchs dann:

[Was nun folgt sind] nicht Urteile über Grössen, die allen bekannt sind, sondern über Menschen, die mir in den Weg gelaufen sind; ich habe nicht ausgewählt, sondern einfach zugegriffen, ob die Menschen nun langweilig seien oder nicht. Auch sind diese Menschen nicht bekannt u[nd]. darum handelt es sich hier eher um kurze "Charakteristiken" als um "Urteile", sofern ein Unterschied vorliegt.

Dieser Aufsatz vereint also genau die zwei Behandlungsweisen, die der Kantonsschüler ungefähr ein Jahr zuvor im Aufsatz "Die landschaftliche Schönheit" einander gegenübergestellt hatte, bzw. reiht sie aneinander: zunächst wird unter dem Titel "Wonach beurteile ich die Menschen" ein letztes Mal der Versuch einer "philosophischen" Abhandlung unternommen, dann folgt eine "dichterische" Schilderung eines – und das ist entscheidend – *philosophischen* Gegenstands. Denn daran, dass es sich bei der Einschätzung seiner Mitmenschen für Ludwig Hohl um eine philo-

sophische Angelegenheit im Sinne dessen handelt, was er zuletzt in "Allerlei Käuze" als Aufgabe der Philosophie bezeichnet hat, lässt er keinen Zweifel. Im Laufe dieses neuen Aufsatzes, den wir hier fast integral abdrucken werden, nimmt sein frühes Verständnis von Philosophie nun aber in vielen Punkten zunehmend deutlichere Formen an. Um zumindest an einem Beispiel einen zusammenhängenden Eindruck von Ludwig Hohls jugendlichem Schreibduktus zu vermitteln, wollen wir den ersten Teil dieses Aufsatzes hier in vollständiger Transkription wiedergeben.<sup>70</sup> Wichtige Kommentare werden wir als Endnoten in den Text einfügen, die jeweils auch die Kontinuität der entsprechenden Ansichten beim Notizenschreiber vor Augen führen sollen. Abschliessend werden wir die wichtigsten Punkte dann noch einmal zusammenfassen.

*Wonach beurteile ich die Menschen?*

Soll ich überhaupt urteilen?! Ja natürlich! Und dass ich es tue, dies zeigen die folgenden Seiten.

Wonach ich aber urteile, dies ist schwerer zu sagen. Denn dieses Urteilen liegt in den Händen der Seele, des Gefühls, des Instinkts u[nd]. der klare Verstand hat dazu herzlich wenig zu sagen; er kommt erst nach u[nd]. prüft die Wege der Seele; er untersucht – sei es aus Neugierde oder aus ernsterem Forschungstrieb – ihre Bahnen. Sekundär tritt er herzu, sich die Sache anzusehen, zu fragen, nach welchen Regeln eigentlich die Seele schafft, was sie von einem Menschen verlangt, um von ihm bewegt, beeinflusst, aufwärts geführt oder auch – abgestossen, mit Hass oder Verachtung erfüllt zu werden. Aber der Verstand hat Mühe, zu seinen Regeln zu kommen! Wie will er vorgehen, um die Wahrheit herauszufinden? Denn direkt sagt es ihm die Seele nicht. Sie sagt es überhaupt nicht! Da muss ihr der Verstand sorglich nachgehen, wo sie einen Grossen liebt oder wo sie vor einem Kleinen zurückbebt, muss sie auf der Tat ertappen u[nd]. zur Rede stellen!

Und auch so noch, wie wenig wird es ihm gelingen! Wie wird die Seele spottend hinabsehen auf sein ungeschicktes Beginnen, auf die dürftigen Regeln, die er für ihre wilden, einsamen Wege aufstellen will! Ja, wie wird sie alle diese Regeln über den Haufen werfen, indem sie sagt: "Und dieser Mensch ist doch bedeutend, er zieht mich doch an, obwohl er in keine der gefundenen Regeln passt!" Und da muss wohl der Verstand behende [sic.] nacheilen u[nd]. seine Regeln durch einen Zusatz vermehren! Und bald darauf muss er noch eine Anmerkung hinzufügen u[nd]. nach kurzer Zeit kommt er auch damit nicht aus – die Seele hat wieder anders gehandelt – da muss abermals sein System erweitert werden u[nd]. so noch unzählige male, fast bei jedem neuen Fall, bis endlich seine Tabellen zu einer so unerhörten Grösse anschwellen, dass selbst erfahrene Paragraphenkletterer die grösste Mühe haben, sich in dem unendlichen Gewirr von Haupt- u[nd]. Nebengesetzen, von Anmerkungen, Zusätzen u[nd]. Erklärungen zurechtzufinden.<sup>71</sup>

Doch wenn damit geholfen wäre, würde man auch die grösste Mühe nicht scheuen, aber siehe! auch diese Gesetze reichen nicht aus: Auch jetzt noch vermagst du die Wege der Seele nicht zu überblicken! Sie braust dahin wie ein wildes Ross u[nd]. lange bevor du mit dem geharnischten Tross deiner Fussknechte nachgerückt bist, hat sie ihr Ziel schon erreicht. Blitzartig, mit genialem, unfassbarem Blick hat sie den Menschen durchschaut u[nd]. erkannt; Sie hat ihn durchdrungen, wenn du noch lange am Ausmessen u[nd]. Vergleichen bist – aber wenn du am Ende dein Ziel auch erreichen würdest – was schadete etwas Zeitverlust! – ich würde dich in Ruhe lassen! Aber, ich kann es nicht unterlassen, es dir in's Gesicht zu sagen, obwohl es eine Beleidigung ist: Du wirst dein Ziel überhaupt nie erreichen, du unsäglicher Schafskopf!<sup>72</sup> Denn eine Seele wird immer nur eine Seele verstehen! Merke dir's u[nd]. denke daran: Um die Seele handelt es sich ja jetzt!! Nicht um ein dialekt-



tisches Spiel, nicht um eine geometrische Aufgabe, nicht um das Herausfinden eines "richtigen" Urteilsspruches auf dem Gericht – um das Grösste, was auf dieser Erde blüht, um das Höchste, was es für uns Menschen gibt, um die menschliche Seele handelt es sich jetzt, um dieses hohe, erdenferne Geschöpf, nicht mehr von irdischer, mehr von göttlicher Art, das die Kunst ewig als einzigen Inhalt hat, das die grossen Philosophen aller Zeiten (nicht die Dialektiker oder „logisch geschulten Denker“) (ihre Spielereien hat man bald satt.) zu ihrem letzten u[nd]. grössten Ziele haben, um dieses weitaus erhabensten, mit nichts Anderem auch nur von ferne zu vergleichenden, einzigartigen Wesen, um das Wesen, das zuletzt alles, alles umfasst, alles überhaupt ist! Denke es u[nd]. erfasse es, wenn du es überhaupt noch zu erfassen imstande bist, dieses Grosse u[nd]. Schwere, diese gewaltige Idee: Die Seele erkennen wollen wir ja!<sup>73</sup>

Und dies nun wird deinem trockenen Verstande nie, ewig nie gelingen! Und wenn du nicht mehr hast als deinen Verstand, so ist unsere Rechnung abgeschlossen. Ich will dir zum Abschiede noch einen guten Rat geben: Wende dich der Mathematik zu! Und lass diese Probleme liegen! Dort wirst du Erfolg haben, grossen Erfolg sogar, indem du nie gestört wirst von – – – nun, ich möchte dich nicht abermals beleidigen – – von Dingen, die dich aus deiner Beschränktheit aufrüttelten, wollte ich sagen. – Doch, es ist ja schön, wenn es Leute gibt, die ruhig in ihren Häuschen wohnen, ungestört von den Stürmen, die draussen durch die Welt toben. Ja, bleibe nur drin in deinem sichern Hort; tritt lieber gar nie hinaus! Denn der rapide Glanz der Sonne am Mittag könnte dich blenden, die strahlende Helle der Welt könnte deinen Geist verdunkeln – u[nd]. wie ginge es dir erst in der Nacht, wenn die unendliche Sternenpracht, die unendlichen Welten in ihrer erhabenen Harmonie, das unermessliche Weltall sich vor deinen Augen entrollten! Der Schlag könnte dich treffen: Drum bleibe drin in deinen vier niedlichen Wänden, scheure den Boden, blank, schnitze dir zierliche Möbel u[nd]. verschönere immerfort das Innere deines Häuschens! Und bitte den lieben Gott, dass er nie ein Gewitter in die Welt sende, das wie ein Blitzstrahl deine Wohnung treffe!<sup>74</sup>

Nie wird es deinem Verstand gelingen, nur eine Seele ist dies imstande, einen ganzen Menschen, eine andere Seele zu erkennen! Du musst mit hinauf steigen zu seinen Freuden, du musst mitfühlen seine Qual; mit deinen Gefühlen nur kannst du seine Grösse erfassen; kein Verstand kann dir sagen, in welche Tiefen sein Geist dringt, denn der Verstand muss ein Mass haben u[nd]. für menschliche Tiefe wurde noch keine Einheit gefunden (natürlich ausgenommen die Noten an der Kantonsschule.) Nur das Flammen deines eigenen Geistes kann dir die lohende Glut eines andern verständlich machen. Du musst selber einen Schimmer von Feinheit besitzen um die holde Schönheit einer fremden Seele zu empfinden. Alle Gefühle sind nur durch Gefühle wieder zu erkennen; der Verstand gibt dir den Namen "Gefühl" (u[nd]. als Gratisbeilage noch eine Definition: "Gefühl ist dasjenige, ...") u[nd]. weiter nichts u[nd]. der Name ist wirklich hier nur Form.<sup>75</sup>

Und wie willst du so einen Menschen erfassen, angenommen natürlich, dass er nicht nur, wie du, aus einer körperlichen Hülle u[nd]. innen aus einigen Verstandesinstrumenten zusammengesetzt sei? Wie willst du so einen ganzen Menschen, der einen Geist im weiteren Sinne, d.h. ein bewegtes Innenleben, eine Gefühlswelt besitzt, beurteilen können! Nicht kannst du es! Nur eine lebendige Seele kann es! – d.h. du wirst natürlich schon urteilen – der Verstand beurteilt am Ende alles, auch den Friedrich Hölderlin u[nd]. auch Heinrich von Kleist – aber ich möchte dir noch Eines sagen: Deine Urteile sind gräulich falsch! –

Indem dies unseres Ansichten sind, wollen wir uns nicht lieber von diesem aussichtslosen Geschäfte abwenden? Wollen wir nicht lieber darauf verzichten, die Regeln herauszufinden über das Einwirken eines anderen Menschen auf uns? Sicherlich! Begnügen wir uns damit, ganz kurz die allerallgemeinsten Regeln anzugeben; hüten wir uns dabei, nähere Bestimmungen zu machen, da solche schon unhaltbar würden u[nd]. uns zu Falle brächten; bei diesen ganz allgemeinen Sätzen ist dies nicht der Fall, eben darum, weil sie nicht im Geringsten in's Detail gehen, uns nichts Genaueres sagen.<sup>76</sup>

Ich habe bis jetzt gefunden, dass ein Mensch eine der folgenden Eigenschaften<sup>x</sup> besitzen muss, um mir Eindruck zu machen [Anmerkung i.O. am unteren Seitenrand: "(<sup>x</sup> natürlich mehr oder weniger rein; Kombinationen sind meistens zu finden.)"]:

1. Es muss ein Idealist sein, ein Mensch, mit einem mächtigen, nie zu besiegenden Trieb zum Hohen, Edlen, Reinen, eine mächtige, starke Seele, die durch nichts erschüttert werden kann, die nie den Glauben an das Grosse, das Göttliche aufgibt inmitten allen Jammers, allen grauen Schuttes der Erde<sup>77</sup>, eine Natur, die mit mächtigem Trieb zum Lichte drängt, hoch u[nd]. weit empor über des Daseins elende, staubige Wege, deren siegreicher Drang nie er stirbt, die nie weicht, nie Kompromisse schmiedet, nie sich fügt um äusserer Vorteile willen u[nd]. dabei dem Drange des Innern untreu wird<sup>78</sup> – ein Adler, der aufliegt in sein erhabenes Reich, selbst dann noch, wenn es zum Sturze kommt; er kann nie das Dasein einer Taube führen – u[nd]. es wäre doch so friedlich, so gesichert, so ruhig! – er muss empor zum Licht, auch wenn er stürzt auf diesem gewaltigen Fluge, auch wenn er zu Grunde geht! Denn elender wäre für ihn das Leben einer Taube! Er erliegt nicht bei diesem Sturze; sterbend siegt er noch. Unterlegen wäre er, wenn er sich gefügt, die Sehnsucht seines Innern nach dem Grossen aufgegeben u[nd]. Kompromisse geschmiedet hätte. (Kleist)<sup>79</sup>

2. Es muss eine starke, gewaltige Persönlichkeit sein (was natürlich dort auch der Fall ist, aber nur in einem speziellen Sinne) gut oder schlecht im moralischen Sinn kommt hier nicht in Betracht. Grösse ist das Ausschlaggebende, Wucht des Menschen. Es gibt auch grosse Teufel.

(Napoleon) (Schopenhauer; was mich an ihm ungeheuer angezogen hat u[nd]. immer noch anzieht, ist nur ganz allein die dämonische Persönlichkeit. Welche Grösse liegt in diesem riesenhaften alten Recken! Er hat gebrochen mit aller Welt, sich nur auf sich selbst ganz allein zurückgezogen. Welche gewaltige Kraft braucht es für einen geistig hochstehenden Menschen, ganz allein in der Welt zu stehen! Er hat diese Kraft. Allein u[nd]. einsam sitzt er in seinem Verliesse, mit grimmigem Hohne in die Welt, mit der ihn keine Brücke mehr verbindet, hervordonnernd!)<sup>80</sup>

3. Ein glänzender, grossartiger Intellekt muss vorhanden sein. Doch ist das für einen solchen Menschen erregte Gefühl meist nichts als Bewunderung, Schätzung u[nd]. die Liebe – fehlt! Sehr hoch schätzen muss ich einen solchen Geist, aber eben nur schätzen, mit dem Verstand! Er gibt mir nur äussere Schätze, wie sollte ich ihm dafür innere zurückgeben können, nämlich ihn lieben?

Ferner ist ein solcher rein intellektuell begabter Mensch auch nicht sehr der Liebe bedürftig; diese ganze Welt steht ihm fern.<sup>81</sup>

4. Es muss eine sehr edle Seele sein, eine Blume in der Welt, nicht ein Idealist, sondern das Ideal selbst das Innere ist klar, hell, lauter u[nd]. rein.<sup>82</sup> Der Intellekt spielt hier fast keine Rolle (sofern er nicht durch diese innere Schönheit selbst bedingt ist; dies ist natürlich der Fall; denn dumm kann u[nd]. darf eine solche Seele nicht sein – dies liegt eben schon im Worte „Schönheit“).<sup>83</sup>

Wie unendlich wenige Menschen von dieser reinsten, schlackenlosen Schönheit der Seele findet man auf dieser Welt!

---

Soweit der Wortlaut des erste Teils dieses Aufsatzes, in dem sich alles darum dreht, "die Seele [zu] erkennen" und ihre "Wege [...] zu überblicken". Die Seele wird dabei aber nicht als ein spezieller Aspekt des Menschen vorgestellt, der sich losgelöst von anderen betrachten lässt; für den jungen Hohl ist "Seele" der Inbegriff des "ganzen Menschen". Den Verstand hingegen begreift der Kantonschüler als ein blosses Teilvermögen, das als solches zu einer Gesamtschau eines Menschen nicht geeignet ist: "Nie wird es deinem Verstand gelingen, nur eine Seele ist dies imstande, einen ganzen Menschen, eine andere Seele zu erkennen". Etwas später präzisiert Hohl das noch weiter: "nur eine lebendige Seele kann es!" Es ist dieses Gegensatzpaar, das den gesamten ersten Teil dieses Aufsatzes regiert: Seele und Verstand.<sup>84</sup>

-1-

Ohne Datum, Anfang fehlt

Mitteilung gemacht habe; ich arbeitete damals noch 2 Stunden weiter u. erst 4 Uhr Morgens gönnte ich meinem Körper Ruhe. Es ist auch sonst noch öfters vorgekommen, dass mich die Geisterstunde noch lange arbeitend angetroffen hatte. Morgens 2 Uhr pflege ich dann meist abzubrechen. Ein solcher auch äusserlich schrankenloser, ungewohnter u. vor allem ganz u. gar nicht alltäglicher Lebenslauf tut mir nur wohl. Denn so lebt auch meine Seele u. so findet sie etwas Ausdruck in der Aussenwelt. Auch so noch findet sie so ungeheuer wenig Ausdruck! -- Aber ein trockenes Alltagsleben könnte ich schon gar nicht ertragen!

Wie sollte ich Dir das Tagebuch zustellen können (es sind einige Hefte)! Es ist fast ausgeschlossen! Bedenke, was dieses Tagebuch für mich bedeutet! Ich sollte es der Post anvertrauen? Und bedenke, dass es mehr enthält, als die Menschen um mich wissen -- niemandem dürfte es in die Hände fallen! Es müsste ein Geheimnis bleiben. Ich würde es Dir vertrauen ohne Bedenken. Aber die Rücksendung? Es ist nicht möglich, es wäre zu unsicher!

Für die Schule arbeite ich fast nichts, eine Zeitgar nichts, jetzt fast nichts. Es sind allerlei Unannehmlichkeiten entstanden, Streit u. Krach u. Zwist! Greyer wollte mich von der Schule weghaben. Es ist ja begreiflich! -- Mich erschüttern diese Schulhändel nicht so gewaltig! Nein, gewiss nicht! Mich bewegt Anderes. Ob ich zur Schule hinausfliege oder nicht ist mir nicht das Wichtigste-----.

Wenn noch einer in Betracht käme, mein Tagebuch zu lesen, so wäre es Aeppli. Erinnerst Du Dich auch noch an ihn? --- Es ist sicherlich der bedeutendste Mensch, der sich jetzt in Frauenfeld aufhält. (Staufacher, der einsame Held noch etwa in Frage kommend) (u. noch eine Person, noch eine einzigartige Person )

---

Ich bin unzurechnungsfähig im Schreiben'. Du wirst

es schon bemerkt haben.

Aeppli würde sehr viel von meinem Tagebuch verstehen, ganz gewiss! Wer aber sollte es sonst verstehen? Ja, eine Person noch in Frauenfeld käme in Frage käme gewaltig in Frage, eine einzigartige Person, die mir -cara est (Ich will dasselbe sagen wie Du!) --Aber es ist nicht möglich, dieser Person das Tagebuch zu bringen ! Es ist nicht möglich, dass ich ihr es geben kann!! (die Person) könnte es so oder so auffassen u. wenn sie es so auffasste --- wäre ich vernichtet! Würde sie es aber gut auffassen, dann --- dann mein lieber Pierre! --- soll ich sagen, ich hätte Freude?-- ach!"Freude" ist so ein fades Wort! - dann, wenn sie mich verstände ,mein lieber Pierre! was soll ich sagen? ---- (Ich bin unzurechnungsfähig im Schreiben, ich sagte es schon! Ich nehme mir vor,Dir bald ausführlicheren Bericht zu geben; vorerst muss ich noch meinen oft erwähnten Aufsatz vollenden "Wonach beurteile ich die Menschen?")

Sei herzlich gegrüsst! A.H.

(SLA, E-5-a-2) Abschrift eines undatierten Briefs an Pierre [Baud], der zeigt, dass Hohl bewusst auf seinen Schulabgang hingesteuert hat, und dass ihn die Arbeit an seinen Aufsätzen wohl jeweils über längere Tage beansprucht hat.

### *Seelengrösse gegen Verstandeskraft*

Nach ihrem seelischen und geistigen Vermögen sollen die Menschen in diesem Aufsatz beurteilt werden um zu sehen, ob sich bei ihnen so etwas überhaupt findet, und sie nicht blosser Verstandestiere sind. Hier zeigt sich, dass Hohl mit der Thematik dieses Aufsatzes nahtlos an "Allerlei Käuze" anschliesst: auch dort war die Differenzierung zwischen der Masse und dem Kauz anhand einer unterschiedlichen inneren, seelisch-geistigen Haltung erfolgt. Haben wir in "Allerlei Käuze" schon Anzeichen dafür gefunden, dass der junge Hohl mit seinem Text vor allem sich selbst als Sonderling inszeniert, so werden wir uns nun auch bei der Lektüre dieses Aufsatzes des Eindrucks kaum erwehren können, die Beurteilung seiner Mitmenschen sei im Grunde nur ein Vorwand, um seine eigene seelisch-geistige Verfassung auszubreiten.<sup>85</sup> Dabei inszeniert Hohl sich als grossen Geist oder doch zumindest als einen, dessen Weg unweigerlich zu geistiger Grösse führen wird, wohingegen seine Mitschüler allesamt als zwar gutmütige und durchaus verständige aber letztlich eben geistlose Durchschnittsmenschen erscheinen.

Wenn wir uns die Eigenschaften anschauen, die der junge Hohl dem Gegensatzpaar Seele/Geist resp. Verstand/Intellekt zuschreibt, dann zeigt sich uns zweierlei. Erstens wird klar, dass der Verstand der Seele und dem Geist klar untergeordnet ist. Er sei "dürftig" und "ungeschickt", heisst es, hinke ihnen nur nach und komme nie ans Ziel, weshalb Geist und Seele "spottend" auf ihn herabblicken. Zweitens erkennen wir in Seele und Verstand hier unschwer die Platzhalter für Kunst und Wissenschaft oder, wie wir nun sagen müssen: für Philosophie als Kunst bzw. als Wissenschaft. Der (wissenschaftliche) Verstand prüft die Seele, verfolgt sie detektivisch, bis er sie auf frischer Tat ertappt und dingfest machen kann. Dann verhört er sie, vermisst sie und vergleicht. Weil er bei diesem Vorgehen an ein vorgegebenes Regelwerk gebunden bleibt, das er zu befolgen hat, vergleicht Hohl ihn wenig schmeichelhaft mit einem "geharnischten Tross [von] Fussknechte[n]". Ganz anders die Seele eines (philosophischen) Künstlers: "Sie braust dahin wie ein wildes Ross", un-

fassbar, einsam und gebieterisch wirft sie alle Regeln, die man ihr vorsetzen möchte, über den Haufen.

Okttober 1979

#### Zum Atheismus

Insofern natürlich Gott für dich ein Prinzip ist, das dich zum Guten lenkt, werde ich die Realität des Prinzips nicht leugnen.

12. November 1979

#### Wichtige Unterscheidung

Dass von der Existenz eines Gottes nicht die Frage sein kann, ist sicher.

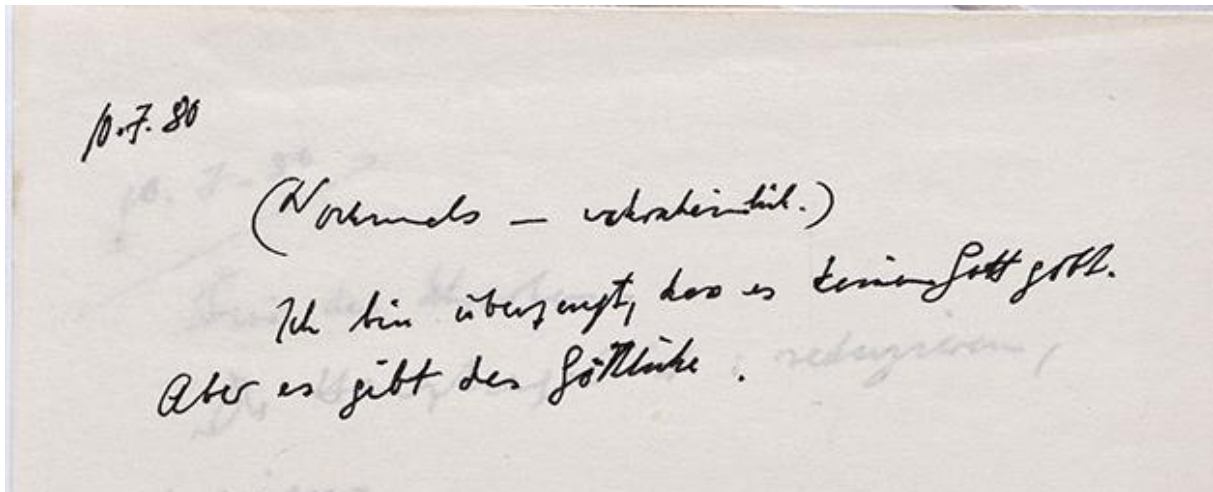
Aber "das Göttliche" gibt es.

20. November 1979

Anders gesagt: Es gibt nur das Göttliche, von einem Gott als Person kann gar nicht die Rede sein.

Vgl. nun Spinoza ...

(SLA, E-06-a-10) Verstreute Notizen aus Hohls Nachlass zum Thema "Gott" bzw. "das Göttliche"



(SLA, A-08-a-19) Ein Lesezettel mit der Notiz: "(Nochmals – wahrscheinlich.) Ich bin überzeugt, dass es keinen Gott gibt. Aber es gibt das Göttliche."

#### ***Von "wahrer Philosophie" und philosophischen "Schwätzer"***

Nicht nur thematisch lässt sich eine Konstanz in Hohls Schulaufsätzen aus den letzten Kantonschuljahren feststellen, sondern auch in ihren inhaltlichen Positionen. Diese kristallisieren sich uns immer deutlicher heraus, wobei es ganz offensichtlich zu einer fortschreitenden Abwertung des



(wissenschaftlichen) Verstandes zugunsten des (künstlerischen) Geistes kommt.<sup>86</sup> Diese Abwertung eines rein verstandesmässigen Operierens wird im ersten Teil des Aufsatzes "Wonach beurteile ich die Menschen" sehr deutlich. Im zweiten Teil spielt sie nun ganz ausdrücklich in Hohls Abgrenzung eines "wahren" von einem falschen Philosophieverständnis hinein. In "Allerlei Menschen" trägt der Kantonsschüler in der Folge seine (anonymisierten) Urteile über drei seiner Mitschüler vor, wobei er bezüglich der Richtigkeit dieser Urteile erklärt: "Ob sie meine Urteile für richtig halten oder nicht – beides erschüttert mich nicht!" Einen (objektiven) Richtigkeitsanspruch erhebt der junge Hohl mit seinen Urteilen also nicht. Er sagt dazu nur:

Dass aber ich die Sache so ansehe, ist klar. Denn sonst würde ich sie nie aussprechen! Andern mag dasselbe sich anders zeigen. Wenn es mir einst zum Vorwurf gemacht wurde, dass ich meine Ansichten höher stelle als die anderen, so sah ich dies nicht als Vorwurf an, sondern als das Gegenteil; denn die in den Tag hinein schwatzenden hohlen Köpfe sind mir gründlich verhasst. Was man nicht glaubt, was also nicht wahr ist, soll man auch nicht sagen. Was man aber glaubt, das – glaubt man!<sup>87</sup>

Und auf den Überheblichkeitsvorwurf zurückkommend fügt er gleich noch hinzu:

Ich verstehe jene Leute schon, diese Bescheidenheitsprediger, die immer gleich bereit sind, mir Hochmut vorzuwerfen, wenn ich mit Kraft an meinen Ideen hange; ich kenne diese guten Menschen, ich verstehe ihr Tun: Es sind genau die Leute, welche die "Ansichten" als Spielzeug anschauen. Sie sind grosse Gesellschaftstiere u[nd]. pflegen jeweilen miteinander zierliche Gespräche zu führen, philosophisch angehauchte natürlich, wobei sie einander um ihre "Ansicht" (auch in der Mundart wird das Wort peinlich schriftdeutsch ausgesprochen) über alles Mögliche befragen. Es sind die Leute, die noch nie etwas von Philosophie gerochen haben, nämlich von wahrer Philosophie, welche das innere Heiligtum eines Menschen – es ist ihnen unbekannt, was eine Ansicht einem solchen Kopfe ist, nämlich kein Halskettchen, um sich am Sonntag damit zu zieren, viel eher – wenn wir auch in dieser Welt ein Vergleichsobjekt suchen wollen – das trockene Brot, seine alltägliche Speise, ohne die er nicht leben könnte. [...]

Und wie verhält es sich mit dem Umformen dieser ganz grossen, grundlegenden Ansichten? ([...]) Möglich ist es wohl. Aber es ist eine ernste Sache u[nd] mit einer Spielerei hat sie gar nichts gemein! Denn in diesen Erkenntnissen lebt der ganze Mensch!<sup>88</sup> Die Lebensanschauung ist ihm die geistige Welt! Ringend u[nd] strebend nach Klarheit hat er sie sich geschaffen, sie aufgerichtet; er hat gekämpft u[nd]. gerungen mit allen seinen Kräfte; sie ist jetzt sein Alles, sein Einziges.<sup>89</sup> Und mit diesen grossen, heiligen Grundfesten seines Daseins, wird er nun damit auch spielen können? Nein! Dies ist für ihn etwas ganz, ganz Anderes als ein Spiel!<sup>90</sup>

Diese landhaften, innerlich leeren Menschen haben aber noch niemals etwas Derartiges geahnt! Ihre Vorstellung von Philosophie ist identisch mit der von "schönggeistigen" Reden, wie sie selbst sie an Sonntagen in der "besseren" Gesellschaft eifrig zu üben pflegen – es sind nur Phrasen, formaler, elender, leerer Quark; höchstensfalls können sie sich noch zu einer dialektischen Spitzfindigkeit aufschwingen, während sonst ihre wässerigen Reden nicht einmal in logischer Hinsicht etwas taugen.<sup>91</sup> (Hervorhebungen i.O.)

Aber nicht nur, dass diese hohlen Köpfe selber keinen Inhalt haben – das Bessere kommt erst noch nach: Sie meinen, auch alle anderen Menschen seien, wie sie selbst! Auch alle anderen nähmen die Philosophie nicht ernst, sondern nur als angenehmes Spiel, als Sonntagsbeschäftigung, als Zierde gegenüber der Welt! Sie ahnen nie, dass es auch noch wirk-

liche Philosophen gibt – sie sind zwar allerdings sehr selten im Vergleich zu diesem Sophistenpack! Und sie sind sehr oft von aussen nicht als Philosophen zu erkennen. Ja, sie brauchen es selbst nicht zu wissen, dass sie es sind!

Mit dem letzten Satz eröffnet Hohl hier eine Möglichkeit, auch seine eigenen späteren Schriften als "Philosophie" auszulegen, obschon er selber für sie diese Bezeichnung nie in Anspruch genommen hat. In dem Sinne, in dem der Kantonsschüler hier von "Philosophie" spricht – daran kann überhaupt kein Zweifel bestehen – sind sie alleweil das Produkt eines "wirkliche[n] Philosophen". Von diesem gilt es all jene abzugrenzen, die nur der allgemeinen, wissenschaftlichen Auffassung der philosophischen Profession entsprechen, deren Denken aber die "Hauptbedingung" jedes wahrhaftigen Philosophierens nicht erfüllt. Diese lassen wir ein letztes Mal den Aufsatzschreiber selber in einer längeren, zusammenhängenden Passage formulieren:

Es kommt nicht aus der Tiefe des Geistes, ist also nicht wahr, sondern geheuchelt, es ist nur aussen, in der Region des formalen Verstandes künstlich konstruiertes Zeug. Es ist deshalb nicht wahr, sondern erlogen! Denn nicht der Mensch steckt ja dahinter!)<sup>92</sup> diese Schwätzer aber, wie man sie am besten kurz nennet, die auch in keinem anderen Menschen tiefe zu finden vermeinen, muten einem falsche Bescheidenheit zu! Sie werfen mir vor, dass ich in hartnäckigem Hochmut an meiner Meinung festhalte, statt mich bescheiden den Ansichten anderer zu fügen! Schon dadurch allein entpuppen sie sich in ihrer ganzen, traurigen Blösse.

Wie leicht ist es, bescheiden zu sein, wenn man es damit tun kann, dass man eine Spielerei anders betreibt, nämlich so, wie es andere, vielleicht ältere, vielleicht anderswie höhergestellte Personen tun! (Vor allem die gesellschaftliche Stellung kommt hier in Frage [...]) Aber wie ungeheuer schwer wird es plötzlich, wenn die Bescheidenheit darin besteht, dass man die heiligsten Besitztümer seiner Seele, die Wahrheit, die man in langem Ringen gefunden hat, wegwirft! Nicht nur ungeheuer schwer wird es: Es ist unmöglich! Du bist vor die Frage gestellt: Entweder Wahrheit oder Bescheidenheit! Entweder nicht bescheiden sein oder deine innere Welt ganz einfach aufgeben! Wähle! Wenn du das erste ergreifst, dann bist du ein kleiner Mensch! Oder besser: Dann existierst du überhaupt nicht! [...] So sieht die Frage der Bescheidenheit aus für die beiden Gruppen, für die wahren Philosophen u[nd]. für die Schwätzer. [...] Denn etwas Anderes werde ich nie geben könne, als Subjektives. (Hervorhebungen i.O.)

### ***Ernsthaftigkeit als Wahrheitskriterium***

Stellvertretend für viele weitere Passagen in allen Schulaufsätzen von Ludwig Hohl kommt hier der Begriff der Ernsthaftigkeit des Philosophierens in den Blick, bzw. Hohls Kritik an einer unernsten und darum unechten Philosophie, die er als einen Zeitvertrieb für schönggeistige Schwätzer erachtet, die sich dabei gefallen, Thesen hin und her zu wälzen und argumentative Gebäude zusammenzuzimmern, um ihren hohen Intellekt unter Ihresgleichen leuchten zu lassen. Ihren eigenen Propositionen gegenüber bewahren solche "Schwätzer" stets eine neutrale – man könnte sagen: wissenschaftlich professionelle – Distanz. Gegen dergleichen desinvolviertes, abgeklärtes Vernünfteln plädiert schon der Schüler für eine philosophische Lebensanschauung, in welcher der denkende Mensch *selber* für die Sache steht, die er vertritt.

Das Prinzip der Subjektivität und die Vehemenz des subjektiven Fürwahrhaltens treten in dieser "wahren" Philosophie an die Stelle eines die Richtigkeit eines Urteils verbürgenden Argumentierens. Ein Philosoph verbürgt die (Auf-)Richtigkeit seiner Ansichten mit seiner eigenen Person, mit

der er voll und ganz für sie eintritt. Damit weist Hohl in Richtung einer Philosophie ohne Konjunktiv und Hypothesen. Obschon ein solcher wahrhafter Philosoph, wie der Kantonsschüler ihn hier skizziert, also von seinen eigenen Ansichten geradeso überzeugt ist, wie der gläubige Christ vom Offenbarungsgehalt der Heiligen Schrift, darf er im Unterscheid zu diesem dennoch niemals behaupten, die (alleinseligmachende) Wahrheit auch für alle anderen gefunden zu haben. Die Gültigkeit einer Philosophie, die nur subjektiv verbürgt werden kann, kann keinen verpflichtenden Charakter über diese, sie verbürgende Subjektivität hinaus erlangen. Andere, das gesteht der junge Hohl hier explizit ein, können anderslautende philosophische Ansichten mit gleichem Recht vertreten, wofern sie von deren Wahrheit innerlich ebenso aufrichtig und vollständig durchdrungen sind, wie er selbst. Das Prinzip der Geltung seiner eigenen Ansichten – Subjektivität und Aufrichtigkeit – zwingt den "wahren" Philosophen also zu Respekt und Toleranz gegenüber allen anderen Wahrheiten, die das Prinzip der gleichberechtigten Geltung einer Pluralität ernsthaft vertreten, "wahrer" Ansichten ebenfalls gelten lassen.

Und noch ein letzter Punkt, auf den wir schon früher gestossen sind, ist es Wert, dass wir ihn hier noch einmal festhalten: nach Hohls jugendlicher Ansicht ist unsere Lebensanschauung ebenso das Resultat unserer Lebensführung, wie unser Leben das Produkt unserer Lebensanschauung ist. Hier besteht eine klare Wechselwirkung, die zur Folge hat, dass kein Menschen einfach so ist, wie er ist, und nicht mehr verändert werden kann. Diese Ansicht wird später auch der Notizenschreiber noch vertreten, indem er schreibt (*Nuancen und Details* II,22):

Des Menschen Natur ist freilich nicht nur von bestimmten Konturen und hart; jeder kann seine Natur in einem gewissen Masse ändern, dehnen, steigern: in einem Masse, das je nach Person und Entwicklungsstufe sehr verschieden ist.

Wir müssen unsere Lektüre dieses Doppel-Aufsatzes hier abbrechen. Aus den erwähnten Gründen müssen auch die weiteren, erhalten gebliebenen Texte aus Hohls späten Kantonsschuljahren aus unserer Betrachtung ausgeschlossen bleiben.<sup>93</sup> Zum Abschluss unserer Betrachtungen zu Hohls früherem, zwischen Wissenschaft und Kunst zunächst noch schwankendem, sich aber immer deutlicher in der Richtung auf die Kunst hin entwickelnden Philosophieverständnis wollen wir jetzt noch einmal auf den Anlass zurückkommen, der uns zu diesen Ausführungen bewogen hat, und sie mit Hinsicht auf eine philosophische Auseinandersetzung mit seinem Notizenwerk nachträglich noch einmal begründen.

### **Hohls Rückblick auf einem "starken Anfang" im Denken**

In einem Eintrag im Grundmanuskript vom 19. November 1935, den Hohl in fast unveränderter Form als Notiz 166 im autobiographischen Anhang zum Teil VIII publiziert hat, macht der 31-Jährige einen Rückblick auf seine denkerische Entwicklung bis zu diesem Zeitpunkt. Diese Rückschau, die er unter den Titel "Denken ist vor allem Mut" gestellt hat, lautet wie folgt:

(18 jährig (ungefähr) habe ich einen starken Anfang gemacht im Denken, dann kamen Jahre der Unterbrechung und zwar ganz einfach weil ich überlegte, ob vielleicht die andern nicht doch allenfalls Recht haben könnten, mit ihren Lehren, ihren Versicherungen; es fehlte mir an Kühnheit, über die Versicherungen der andern völlig hinwegzusehen; aber nur das ist denken.)

( - weder mit Versicherungen noch gegen die Versicherungen der andern schreiten, sondern sie völlig übersehen, auch wenn sie tausendmal unterstrichen wären, - und doch schreiten.)

(Ich sage nicht: die Aussagen, die Zeugnisse der andern übersehen, sondern: die Versicherungen der andern!)

" " "

Nach den paar Jahren Unterbrechung kam – 1926 – ein vorwiegend mystisches Denken, welches vor allem den Zweck hatte // keine Rede von bewusstem Zweck, aber den Verlauf aus Distanz überblickend sieht man das als das Hauptsächliche// die Persönlichkeit zu schmieden. Es folgte wieder eine Art Intervall nicht ein ganz richtiger, langsam stieg in ihm das Denken an, welches die Garantien der Bauer in sich trug (das im Herbst 34 zum ersten mal seine volle Höhe erreichte), das nicht mystische, sondern Welt denken, das allseitige, das eine immer grössere Summe von Gegenständen ergreifende ((nicht die Summe ergreifend, sondern die Summanden)) das immer mehr verlangende, das dynamische, mit der Welt fortschreitende, das Lernen verlangende Denken, das Denken ad infinitum, - kurz: das wirkliche, dauernde Denken.

Hier werden drei Phasen in der Entwicklung seines Denkens unterschieden, wobei die erste eben "einen starken Anfang" gebracht hat, der dann durch eine Zäsur für einige Zeit unterbrochen wurde, bevor dann "das wirkliche, dauernde Denken" wieder an ihn anzuschliessen begann. Der Zusammenhang der dritten Denkphase, aus der das Notizenwerk hervorgegangen ist, mit dem Denken seiner Jugend, wird dadurch signalisiert, dass ersteres als starker *Anfang* gewertet wird. Von einem Anfang kann aber nur die Rede sein, wenn eine Fortsetzung folgt, und mit dieser ist hier unmissverständlich das Denken gemeint, wie es eben "im Herbst 34 zum ersten mal seine volle Höhe erreicht" hat.

Auf einige Parallelen zwischen grundlegenden "Ansichten", die Hohl in seinen Schulaufsätzen vertreten hat, und zentralen Positionen, die der spätere Schriftsteller in seiner "Denkprosa" vertritt, haben wir in diesem Abschnitt bereits in Form von Anmerkungen hingewiesen. Wenn wir uns nun auf die Suche nach denjenigen Stellen begeben, in denen der Notizenschreiber sein Philosophieverständnis auseinanderlegt, dann werden wir uns an vielen Punkten an das hier Gesagte zurückerinnern. Einen wichtigen Hinweis auf das Verbindende zwischen Hohls philosophischem Denken im Notizenwerk und seinen frühen Anfängen in den Schulaufsätzen liefert uns auch der eben zitierte Eintrag aus dem Grundmanuskript: "Denken ist vor allem Mut". Diesen Mut, alle fremden Versicherungen und altherwürdigen Denkgewohnheiten radikal in Frage zu stellen und ein Denken zu wagen, das sich ganz auf die eigenen Erkenntnisse gründet und nicht davor zurückscheut, auch argumentativ unbeweisbare Einsichten kundzutun, hat Hohl ein erstes Mal als Kantonschüler gefunden. Oder war es nicht Mut, sondern Übermut? Sicher ist, dass die Vehemenz und Selbstsicherheit, mit welcher der Jüngling seine Ansichten im Klassenzimmer vorgetragen hat, bei Lehrer von Greyerz und seinen Kollegen keine gute Aufnahme gefunden haben. Nicht viel besser ging es später dem Schriftsteller mit seinen *Notizen*. Warum? Eine mögliche Antwort liegt nahe: wer sich selber als Leser nicht gerne ins Ungesicherte begibt, ins "Unbetretene", vielleicht sogar "Nicht zu Betretende, [...] Unerbetene [und] nicht zu Erbittende", von dem Goethe in der Faust-Szene spricht, die Hohl "als das eigentliche Vorwort zu den *Notizen*" empfunden hat, wird auf jeden Versuch, ihn dahin zu drängen, mit einer Vehemenz reagieren, die im Verhältnis zur entsprechenden Aufforderung steht. Auch unter dieser Perspektive lässt sich der pro-vokative Effekt seiner *Notizen* und die eklatante Ablehnung, die ihnen bis heute entgegenschlägt, schon mit Hohls Schulaufsätzen vergleichen.

~~Notiz~~ (-)

[von nur autobiographischer Bedeutung] 11. Dez. 34

Von mir . Von Kunstformen.

Eine so bedeutende Kapazitaet, wie die meinige ist, mit einem so grossen Willen gepaart, wie der meinige ist, kann am Ende nicht ohne Frucht bleiben.

"Kapazitaet": geistige Intelligenz (Gegensatze sind z.B. - um zu verdeutlichen - : a) wissenschaftliche Intelligenz, b) stilistische Begabung.)

"so grosser Wille": unaufhoerliche Anstrengung, Uebung

Was in Frage gestellt ist, ist die Form der Resultate, nicht ihre Bedeutung.

"Resultat": darunter verstehe ich die geistige Wirkung auf Geister (oder doch, was wirken k o e n n t e, ....)

"Form": ob Gedicht, Novelle oder Aufsatz, Drama oder Brief usw. - Die tragbarste und endgueltige Form, wie man sie nicht immer momentan ueberblicken und erkennen kann; was fuer Werke die Kunstprosa ist, fuer Hebbel das Tagebuch (das e r g a n z t durch seine Dramen, nicht umgekehrt.)

Denn sie, die Bedeutung einer geistigen Leistung, ist vorwiegend ein Produkt der zwei genannten Dinge: Anlage und Willen (Uebung) einer Person; die Form der Kunst dagegen ist in hohem Masse abhaengig von der Zeit, der Umgebung, kurz, ausseren Bedingungen.

Nur ein Kind stellt sich vor, Shakespeare haette seine Stuecke schreiben koennen ohne ein gewisses Theater. Wie notwendig fuer das Zustandekommen der Werke Michelangelos das Entgegenkommen des Papstes und anderer reicheren Leute war, ist sichtbar; dasselbe Verhaeltnis ist bei Shakespeare noch halb sichtbar, bei andern Schriftstellern nicht sichtbar und ebenso wirklich. Sokrates' Form der Leistung war die Rede; dazu brauchte es aber Athen und just das damalige Athen; ohne Athen waere diese Form kurz hin verunmoeglicht gewesen und S. haette sich nach einer andern Form wenden muessen (man blicke z.B. auf Heraklit, den groessten Geist des Altertums); oder haette er vielleicht, wie ein Kind denken mag, den Baeume und Mauern Geredet ("er muss einfach singen", "es singt aus ihm")? Produzierende Geister sind keine Narren, moegen sie den Narren auch oft als naerrisch erscheinen.

[von nur autobiographischer Bedeutung]



### III "Philosophie" im Notizenwerk

In diesem Abschnitt wollen wir untersuchen, in welchem vielfältigen und – wie sich uns bald schon herausstellen wird – oberflächlich betrachtet durchaus widersprüchlichen Sinn sich Ludwig Hohl in seinem Notizenwerk über "Philosophie" und "die Philosophen" explizit geäußert hat. In den *Nuancen und Details* suchen wir dazu noch vergebens nach einer klaren Spur. Zwar stossen wir auch schon in ihnen auf die Namen einiger berühmten Philosophen (Heraklit, Sokrates, Platon), und es werden darin mitunter auch bereits Themen berührt, die man durchaus als "philosophisch" bezeichnen kann (z.B. die Unterscheidung eines Bereichs der Wissenschaften von einem Bereich der Weisheit und die damit eng zusammenhängende Differenzierung zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit); wenn wir uns hier aber vorerst auf solche Passagen beschränken wollen, in denen der Notizenschreiber in seinem gedruckten Werk ganz ausdrücklich auf "Philosophie" und "die Philosophen" zu reden kommt, dann finden wir diesbezüglich in den *Nuancen und Details* noch keine konkreten Angaben.

#### Ein positives Verständnis: der Philosoph als Künstler

Auch in den *Notizen* tauchen solche Stellen nicht von Beginn weg auf. Erst im 127. Stück des zweiten Teils stossen wir zum ersten Mal auf die Bezeichnung "Philosophie". Dies geschieht nun allerdings in äusserst aufschlussreichem Kontext, sodass es sich lohnen wird, diese Notiz hier integral zu zitieren (II,127):

*Eine Bilanz ziehen*, Bilanz der Einzelwahrnehmungen, Entdeckungen, Leistungen, ist nur nötig in der Politik und in ähnlichen Produktionen, nicht aber in der Kunst (Philosophie inbegriffen), in der Wissenschaft: Hier tut alles die eigentliche, blanke Entdeckung, die voll-erfüllte Detailproduktion. (Wenn du den Erreger einer Krankheit entdeckt hast, kann jedes Kind die Bilanz ziehen; wenn du eine Methode der Bekämpfung entdeckt hast, wird jeder nicht ganz hirnerkrankte Arzt sie anwenden.)

Tut man es aber doch: In der Wissenschaft mag es hingehen, in der Kunst ist es Sünde. Hier werden zwei zentrale Unterscheidungen getroffen, die wir festhalten wollen, ehe wir uns auf den Inhalt dieses Stücks weiter einlassen. Im ersten Satz werden Kunst, Philosophie und Wissenschaft gemeinsam genannt und der Politik entgegengestellt.<sup>94</sup> In der Formulierung "Kunst (Philosophie inbegriffen)" zeichnet sich allerdings schon in dieser ersten Differenzierung ab, dass innerhalb der drei, der Politik gemeinsam entgegengestellten Gebiete, die *Kunst* und die *Philosophie* besonders nahe beieinander liegen, während die Wissenschaft mit ihnen nur in ihrer gemeinsamen Abgrenzung von der Politik identifiziert wird. Im letzten Satz, in dem der Notizenschreiber dann zwischen Kunst und Wissenschaft sogar einen klaren Unterscheid bezeichnet, bestätigt sich dieser Eindruck deutlich: wenn die Philosophie als integraler Bestandteil der Kunst gelten soll, und die Kunst ihrerseits von der Wissenschaft zu unterscheiden ist, dann bahnt sich hier bereits eine klare Abgrenzung der Philosophie von der Wissenschaft an. In der unmittelbar anschliessenden Notiz finden wir weitere Anzeichen für diese zweite Differenzierung. Gleichzeitig ist sie ein Beispiel dafür, dass die Interpretation einer Notiz bei Hohl oft nur dann zufriedenstellend gelingen kann, wenn dabei über sie hinausgegriffen und die umliegenden Stücke in die Deutung mit einbezogen werden.

In der Notiz II,128 stellt Ludwig Hohl nämlich die Frage: "Sind die Menschen entsetzlich dumm oder nicht?" um dann folgende Antwort zu zitieren, die Spinoza auf diese Frage erteilt haben soll:

"Sie sind nicht so dumm, aber das Richtige zu finden ist sehr *schwer*." Gegen diese Erklärung protestiert Hohl vehement und gibt seinerseits eine ganz andere Begründung dafür ab, dass die meisten Menschen das Richtige nicht zu finden scheinen (a.a.O.): "die Menschen sind nur entsetzlich *faul*. Da gehen sie lieber eine Stunde beten als eine Minute zu denken, so *faul* sind sie."

Bei unseren Betrachtungen zu Hohls Schulaufsätzen haben wir eben bemerkt, wie bitter sich Ludwig Hohl schon früh darüber beklagt, dass so viele Menschen sich lieber dazu bequemen, überkommene Wertvorstellungen gedankenlos nachzubeten, statt die "heiligen Grundfesten [ihres] Daseins" in eigenständiger Reflexion für sich selbst zu begründen; der Kantonsschüler nannte das das "fundamentale Selbstdenken" und sah darin die zentrale Aufgabe der Philosophie (vgl. S. 249). Dieselbe antiphilosophische Bequemlichkeit wird in den *Notizen* nun also als "Faulheit" denunziert.<sup>95</sup>

Wichtiger als diese inhaltliche Persistenz ist für uns jedoch der Satz, mit dem Hohl Spinozas falscher Begründung widerspricht: "Ich glaube, dass es fast Sünde ist, so zu reden", heisst es dort (a.a.O.). Wenn Hohl Spinozas Erklärungsversuch hier "fast Sünde" nennt, muss man darin – im Verbund mit der vorangehenden Notiz II,127 – einen klaren Hinweis darauf sehen, dass es sich beim holländischen Philosophen in seinen Augen um einen *Künstler* gehandelt haben muss und nicht um einen Mann der Wissenschaft. Und wenn Hohl dieser Feststellung auch noch hinzufügt (a.a.O.): "Mir scheint es gerade eben nicht schwer, richtig zu leben [...]", dann wird hier auch schon deutlich, womit sich seiner Meinung nach der Philosoph (*als Künstler*) genau zu beschäftigen hat: mit dem richtigen Leben. Kunst und Philosophie haben es in ihrer Konzeption bei Ludwig Hohl mit demselben Gegenstand zu tun: dem (richtigen) Leben; wo immer in Hohls *Notizen* also von Kunst die Rede ist, spricht er implizit auch von der Philosophie des richtigen Lebens.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, worauf Hohl mit seiner Rede von der Unnötigkeit einer "Bilanz" in Kunst und Philosophie genau abzielt (II,127). Statt in Form einer kompliziert herzuleitenden 'conclusio' oder einer alles Wesentliche beinhaltenden Quintessenz eine "Bilanz zu ziehen", besteht die letzte Aufgabe bei jedem (philosophischen) Erkenntnisprozess für Ludwig Hohl darin, das Erkannte konkret anzuwenden, den als richtig erkannten, nächsten Schritt im eigenen Leben tatsächlich zu gehen.<sup>96</sup> Als Resultat einer philosophischen Erkenntnis dürfen wir beim *Notizen*-schreiber folglich keine elaborierten theoretischen Propositionen erwarten, sondern Anregungen zur Reflexion über unser eignes Leben und Aufrufe (Pro-vokationen) zu einem möglicherweise veränderten, philosophisch reflektierten Handeln.<sup>97</sup> Entsprechend abschätzig äusserst er sich im 39. Stück des VIII. Teils über das, was er "Konklusionismus" nennt und als "eine richtige Apothekerrede" apostrophiert (a.a.O.):

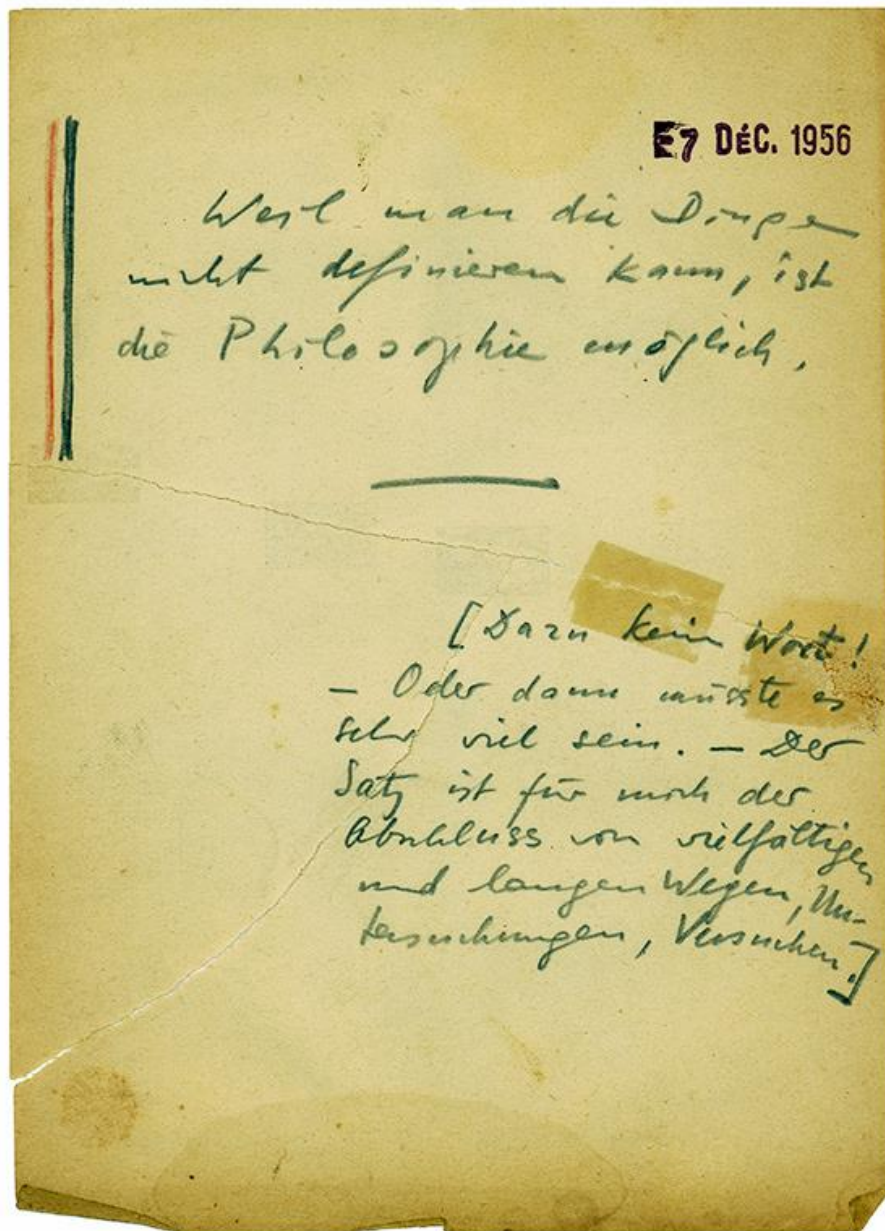
Die Konklusion, meine Herren, was ist die Konklusion? bemühen wir uns, die Konklusion daraus zu ziehen", ist eine richtige Apothekerrede.<sup>[...]</sup>

Was ist Intelligenz? Die Fähigkeit, rasch von einer Lage Bewusstsein zu nehmen. Die Konklusion ist nichts.

"Er verbrachte seine Zeit damit, Konklusionen zu ziehen": reines Idiotendasein. Denn entweder hat er von der Lage – von den Teilen der Lage – Kenntnis genommen; dann braucht er zur Konklusion keine Zeit. Oder er hat nicht Kenntnis genommen, dann kann er die Konklusion nicht ziehen.

Hohls Ziel ist es also klarerweise nicht, Sätze mit neuen Wissensinhalten zu produzieren, sondern von anderen längst vorgebrachte Erkenntnisse zu wiederholen, d.h. zu prüfen und die sich als wahre Erkenntnis erweisenden dergestalt neu zu formulieren, dass sie uns Heutige zum Nach- und Umdenken anspornen bzw. eben zu ihrer Realisierung in der Gestaltung unseres eigenen Lebens.<sup>98</sup> Im Unterschied zu Theodor W. Adorno, der im 18. Stück seiner *Minima Moralia* feststellen muss:

"Es gibt kein richtiges Leben im falschen", plädiert Ludwig Hohl also dafür, dass ein richtiges Leben im falschen durchaus möglich ist; und gegen Spinoza behauptet er, dass es oftmals gar nicht schwer wäre zu erkennen, wie ein solches Leben zu führen ist. Dass es seiner Meinung nach



(SLA, A-01-b-7) Notiz vom 7. Dezember 1956 zu Hohls abschliessender Erkenntnis von der Unmöglichkeit des Definierens als Grundvoraussetzung für die Möglichkeit einer Philosophie im positiven Sinn

dennoch bei so vielen Leuten kaum dazu kommt, liegt an ihrer "Faulheit": sie fürchten die unbequemen Folgen, die ein richtiges Leben im falschen notwendigerweise mit sich bringt. Darum ziehen die "Faulen" lieber theoretische Schlüsse und betreiben eine Wissenschaft im Elfenbeinturm, die sich zunehmend nur noch mit sich selbst beschäftigt und sich geradezu damit brüstet, ihre Akteure darauf zu verpflichten, sich dem alltäglichen Leben ihrer Art- und Zeitgenossen gegenüber teilnahmslos oder zumindest neutral zu verhalten. (Also solche scheint die philosophische Wissenschaft tatsächlich bestens dazu geeignet, sich "das wahre Leben" erfolgreich vom Leibe zu halten bzw. alle Überlegungen, wie dieses konkret, wohlüberlegt und *richtig* zu gestalten wäre.)

Von *dieser* Wissenschaft liegt das, was Ludwig Hohls Philosophieverständnis im positiven Sinn, von dem wir eben gesehen haben, dass er es als Kunst des richtigen Lebens versteht, offensichtlich so weit entfernt wie nur möglich. Zu dieser Feststellung passt, was der Notizenschreiber im ersten Stück der Abteilung "Kunst" zu verstehen gibt (V,1):

*Kunst und Leben.* Auf immer andern Wegen zeigt sich: Kunst ist dasjenige, bei dem man sich nicht kümmern darf, ob das Entscheidende alt oder neu sei, sondern allein, ob richtig. [...] Es ist immer neu – und alt. [...]

Von da aus lässt sich auch eine Antwort bilden auf den stets zu erwartenden Einwand, warum es denn gelte, so viel vom Künstler, vom Arbeiter des Geistes zu reden. (Man müsse Fleisch, Blut haben, rufen die schwachen und dünnen Schulmeisterlein. Sie mögen doch in eine Metzgerei gehen.)<sup>99</sup>

Selbst wenn uns die Kunst, die Arbeit des Geistes nicht an sich als überaus wichtig vorkommen würde: das Entscheidende, das für den Künstler gilt, gilt für jeden. (Für jeden Zählenden: zum Leben, dieser unbekannten Sache, hin sich Mühenden – und somit doch schon Lebendigen.) Der Künstler ist nicht ein von den andern *wesentlich* verschiedener Mensch; er ist nur verschieden, soweit er eine höhere Potenz darstellt derselben Elemente, desselben Geschehens; dadurch, dass er ein *typischer* Fall ist des menschlichen Falles – ein besonders gut sichtbarer.

Der Künstler – Hohl nennt ihn hier auch den "Arbeiter des Geistes", und wir dürfen nun gewiss auch sagen: der Philosoph – zielt im Unterschied zum reinen Wissenschaftler mit seiner Arbeit nicht nur darauf ab, andere zur eigenständigen Reflexion über ihre Lebensführung anzuregen; insofern er selber ein typischer weil besonders gut sichtbarer Fall des allgemein Menschlichen ist, ist er auch der privilegierte Gegenstand, an dem sich diese Lebensweise illustrieren lässt. Kunst und Philosophie sind für Hohl also nicht nur Aufruf und Anleitung zum richtigen Leben, sondern gleichzeitig auch sein bester Ausdruck.

Diese nahe Verwandtschaft zwischen Philosophie und Kunst wird in vielen Notizen noch klarer zum Ausdruck gebracht, als wir das eben schon im ersten publizierten Stück festgestellt haben, in dem der Notizenschreiber ausdrücklich auf die Philosophie zu reden kommt. Im 118. Stück des VII. Teils heisst es diesbezüglich z.B. knapp und klar:

Die die Grenze zwischen Kunst und Philosophie genau zu ziehen vermögen, sie müssen entweder mir ganz unvorstellbare Geister sein oder überhaupt keine Geister.

In einer Fussnote verweist Hohl an dieser Stelle auch auf die Notiz XII,39, in der wir zu den Begriffen "Kunst" und "Philosophie" folgendes lesen:

Über die Verwendbarkeit der Begriffe für rein äussere Unterscheidungen können wir uns nicht unklar sein (so würden wir Spinozas Ethik *eher* als Philosophie, Goethes Faust oder die Comédie Humaine *eher* als Kunst bezeichnen): aber wie weit kommen wir mit diesen äusseren Abgrenzungen? Wie unwichtig und gering werden sie im Hinblick auf das Gemeinsame in den *innern Räumen*!

Als ersten, eindeutigen Befund wollen wir also festhalten, dass Hohl den Bereich der Philosophie als einen von der Kunst nur auf *äusserliche* Weise abgrenzbaren und darum nur *unwesentlich* verschiedenen erachtet. In ihren "inneren Räumen" lassen sich Kunst und Philosophie nicht unterscheiden.<sup>100</sup> Zwischen Philosophie und Wissenschaft hingegen hat sich uns eine Differenz abzuzeichnen begonnen, die wir u.a. daran erkannt haben, dass Hohl Spinoza offenbar nicht als einen

Wissenschaftler betrachtet – was doch eigentlich viel naheliegender wäre – sondern als einen Künstler, dessen Hauptwerk er nicht einmal *eindeutig*, sondern nur von seiner Ausdrucksform her  *eher* der Philosophie zuschreibt. Nach allem, was wir oben in unserem Exkurs zu Hohls Verhältnis und Zugang zu Spinoza schon festgestellt haben, wird uns diese, im Grunde doch verblüffende Qualifikation des grossen holländischen Philosophen allerdings kaum mehr überraschen; unsere Ausführungen werden durch sie vielmehr nachträglich noch einmal bestätigt.

### **"Philosophie" im negativen Sinn: versteckte Attacken auf Kant**

In den ungewöhnlich langen Stücken II,235 und 236, in denen in den *Notizen* zum nächsten Mal ausdrücklich von "Philosophie" resp. "den Philosophen" die Rede ist, wird zu unserer Überraschung nun aber ein ganz anderes Bild von ihnen gezeichnet, als wir das im Kontext der eben untersuchten Notiz II,127 festgestellt haben. Dieses neue Bild, um es gleich vorweg zu nehmen, ist äusserst abwertend und scheint auf den ersten Blick das bisher Gesagte rundherum zu widerlegen. Schauen wir uns darum das erste dieser beiden Stücke mit dem Titel "Von den guten und den schlechten Geistern" genauer an. Es beginnt wie folgt (II,235):

Ich möchte meinen Abscheu ausdrücken können vor jener gewissen Denkweise, die um des Systems willen arbeitet, um des Vorzeigekönnens des Systems willen! Die ein "Denkgebäude" zustandebringt! Kein Mensch kann zwar so denken, dass ein Denkgebäude entsteht, aber man stellt doch ein Gebäude hin und erweckt bei den Apothekern Eindruck; [...].

Statt dass wir diese Notiz nun aber in ihrer für den Druck der *Notizen* redigierten Form weiter zitieren, wollen wir zum besseren Verständnis dieser Eröffnungspassage ihre ursprüngliche Version im *Grundmanuskript* heranziehen. Sie datiert vom 2. März 1936 und beginnt wie folgt:

Ich möchte die Tiefe meines Abscheus ausdrücken können vor jener andern, jener der richtigen entgegengesetzten Denkweise (es gibt nur 2 Denkweisen), also der der Theologen, des Plato, fast der ganzen "philosophischen" überhaupt, der "aprioristischen", wie man sie wahrscheinlich meistens nennt; der um des System Willen arbeitenden, um des Vorzeigekönnens des Systems willen, möchte ich lieber sagen. Denn das ist der Grund, dass jene "Denkgebäude" zustande kommen (im Ernst kann ja kein Mensch so denken!); die volle Form, das den Apothekern Eindruck erweckende; [...]

Im Unterschied zur publizierten Fassung, in welcher lediglich von einer "gewissen Denkweise" die Rede ist, die der Notizenschreiber hier scharf kritisiert, wird diese in der ursprünglichen Fassung der Notiz weit präziser umschrieben. Im Original ist hier die Rede von nur *zwei* möglichen Denkweisen: einer ehrlichen und einzig richtigen Art zu denken, die – wie man später erfährt – immer nur vereinzelte Stücke Wahrheit ans Licht zu fördern vermag, und einer unernsten und darum unaufrichtigen, falschen Denkweise, bei der alles darauf angelegt ist, den Anschein einer systematischen Einteilung und hierarchischen Anordnung vorzutäuschen, damit der Eindruck entsteht, dass sich alle Erkenntnisse lückenlos zu einem einzigen grossen "Denkgebäude" zusammenfügen. Im Unterschied zu ihrer publizierten Version wird diese, "der richtigen entgegengesetzte[] Denkweise" in der Formulierung im Grundmanuskript ausdrücklich mit den Theologen identifiziert sowie "fast den ganzen 'philosophischen' [Denkern] überhaupt, der 'aprioristischen', wie man sie wahrscheinlich meistens nennt". Diese ursprüngliche Zuordnung verdient unsere genaueste Aufmerksamkeit. Dass sie im veröffentlichten Text später weggelassen wurde, hat nämlich den ihr zugrundeliegenden Gedanken bloss in den Hintergrund treten lassen; am Sinn dieser Aussage ändert



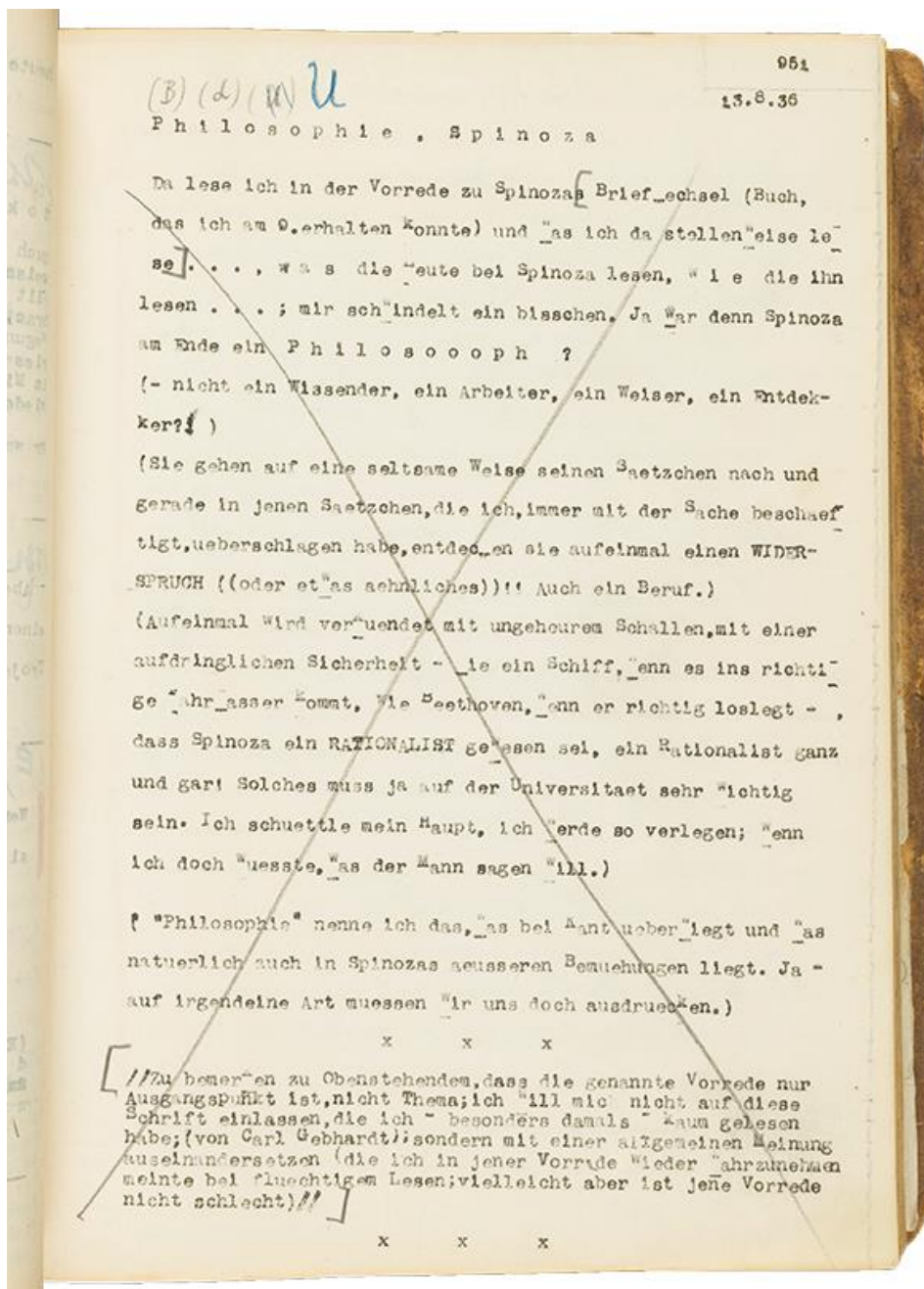
sich dadurch kaum etwas. Somit stellt sich uns hier also die Frage: sind die Philosophen nun die wahren, ernsthaften Künstler, wie wir das eben gesehen haben, oder nur effekthaschende Falschdenker, wie es hier jetzt den Anschein macht?

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich, wenn wir die Anführungsstriche im obigen Zitat beachten. Sowohl das Prädikat "philosophisch" als auch die Bezeichnung "aprioristisch" sind nämlich in Anführungszeichen gesetzt. Dabei passt zumindest das zweite Schlagwort "aprioristisch" auf die hier behandelte bzw. angeprangerte Denkweise sehr genau. Wenn nämlich bisher in einer Philosophie tatsächlich schon einmal alles darauf angelegt war, unser Erkenntnisvermögen und alle philosophisch legitimen, wahrheitsfähigen Sätze systematisch in einem einzigen, alles umfassenden "Denkgebäude" zusammenzufassen, dann in der Transzendentalphilosophie von Immanuel Kant. Wozu also die Anführungszeichen? Es scheint beinahe so, als ob sich Hohl ihrer hier gleichsam als Handschuhe bediene, die es ihm erlauben, einen Begriff zu verwenden, ohne damit irgendwie in Verbindung oder gar in direkten Kontakt zu kommen. Dieser Eindruck wird durch die nachgeschobene Bemerkung bestätigt, die besagt, dass "man sie [scil. diese Philosophie in Anführungsstrichen] wahrscheinlich meistens [so] nenn[e]". Unser Schriftsteller, der doch sonst immer mit grösstem Nachdruck darauf insistiert, dass man jedes Wort, das man schreibe, selber voll zu verantworten habe, legt an dieser Stelle grossen Wert darauf, den Ausdruck "aprioristisch" nicht selbst in den Mund zu nehmen, sondern ihn in die allgemein gebräuchliche Redeweise zurückzulegen, aus der er ihn – nur mit Handschuhen – hervorgeholt hat. Das erklärt auch, wieso er an dieser Stelle die Bezeichnung des aprioristischen Denkens als eines "philosophischen" ebenfalls in Anführungszeichen gesetzt hat. Der Notizenschreiber zeigt damit an, dass er selber ein derartiges Denken niemals als wahrhaft "philosophisch" oder ernsthafte Philosophie bezeichnen würde, sondern auch hier wiederum sagen will: so ein Denken wird doch von den meisten Leuten heute "philosophisch" genannt; das ist es doch, was sie damit meinen.<sup>101</sup> In der Tat: gross ist bis heute der Streit, ob Pascal oder Bataille, ob Nietzsche oder der späte Heidegger zu Recht als "Philosophen" gelten können; wer aber möchte allen Ernstes bezweifeln, dass der grosse Königsberger diesen Titel zu Recht erlangt hat und das Ideal eines Philosophen bis heute geradezu paradigmatisch verkörpert? Hohl vielleicht? Tatsächlich zielt er, wie wir gleich sehen werden, in diese Richtung. Vorerst wollen wir uns aber damit begnügen, unseren begründeten Zweifel daran angemeldet zu haben, dass mit dem, was Ludwig Hohl hier ein philosophisches Denken in Anführungsstrichen nennt, auch wirklich das gemeint sei, was er selber unter echter Philosophie und wahrhaftem Philosophieren versteht.

Wenden wir uns nun dem zweiten Teil der Notiz II,235 zu, der auf dem Eintrag im *Grundmanuskript* vom 18. März 1936 beruht, der dieser gesamten Notiz ihren Titel gegeben hat (S. 691ff.): "Von den guten und den schlechten Geistern". Weil der ursprüngliche Text dieser Eintragung vom 18. März allerdings fast unverändert in die gedruckte Fassung aufgenommen wurde, und weil es sich dabei um verhältnismässig viel Text handelt, wollen wir unser Augenmerk dabei auf einige hochinteressante Streichungen legen, die bei seiner Bearbeitung zum Druckmanuskript vorgenommen wurden, und ansonsten lediglich die wichtigsten Passagen aus der veröffentlichten Fassung zitieren.

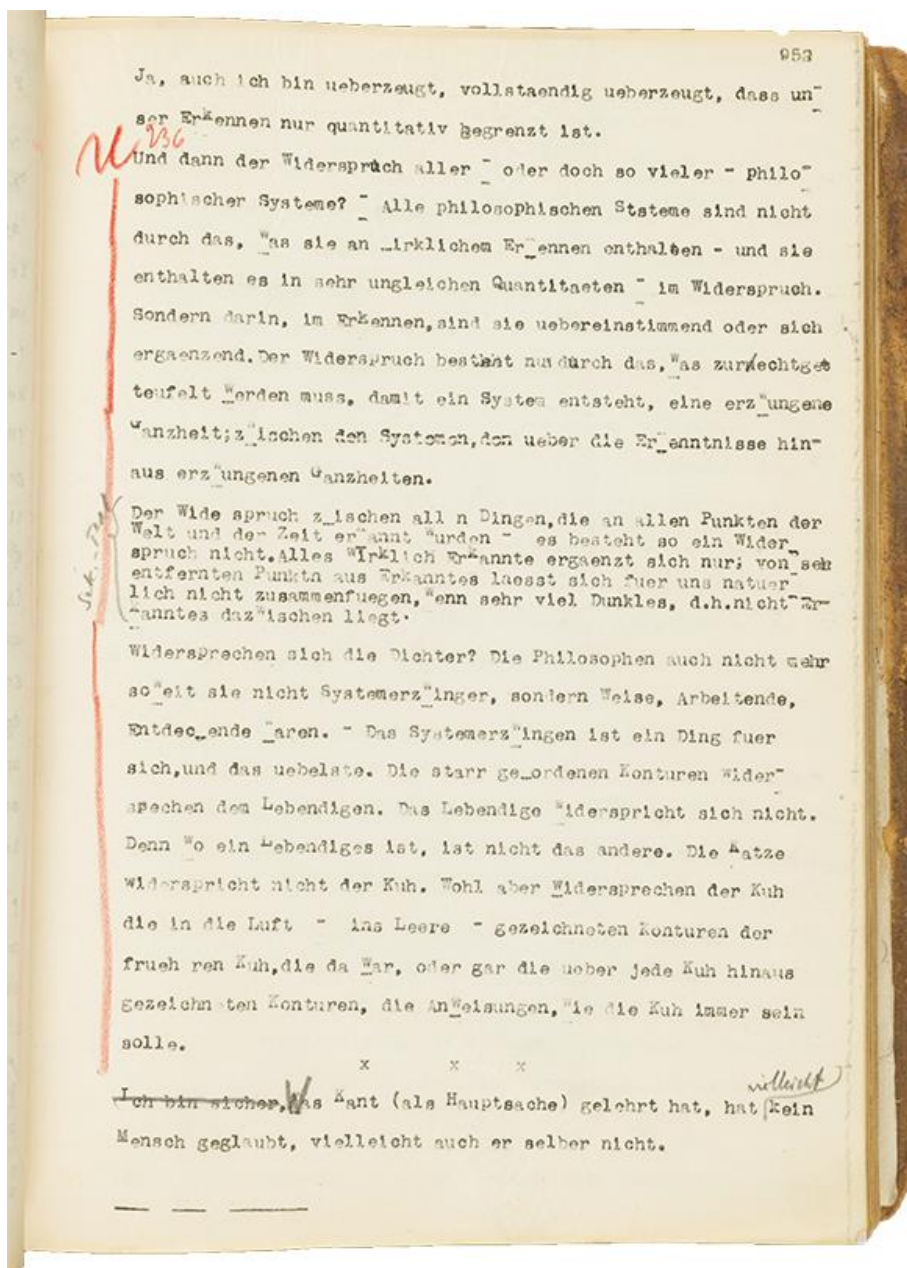
"'Komm mir lieber nicht mit neuen Tatsachen, da das System einmal fertig ist ...' So redete wohl mancher berühmte Philosoph, aber keiner so ganz wie die Theologie". So beginnt dieser zweite Abschnitt in seiner publizierten Version. In der Urnotiz lautete der zweite Satz etwas anders: "So waren Kant, die Theologie", hiess es dort noch. Hier können wir zum ersten Mal beobachten, wie der Notizenschreiber eine fiktive falsche Rede, die er zunächst nur dem Kant in den Mund gelegt hatte, im Nachhinein zur Rede "mancher berühmten Philosoph[en]" verallgemeinert hat. Ähnliches geschieht in weiteren Verlauf dieser Notiz noch an zwei weiteren Stellen. Wo es in der gedruckten

Druckfassung lediglich heisst: "Sie [scil. manche berühmte Philosophen und allen voran die Theologen] rufen unaufhörlich: 'logisch denken!' Als ob sich das logische Denken nicht von selbst verstünde", stehen im *Grundmanuskript* die Namen "Kant" und "Paulus" in Klammern hinter diesem Ausruf.<sup>102</sup> Und ganz am Ende des Stücks, wo Hohl davon spricht, dass die meisten Leute, wenn es ihnen erst einmal gelungen sei, sich in ein logisch komplex verschachteltes, "philosophisches" Denkgebäude hineinzudenken, gar nicht mehr merken würden, dass man sie nun "in einem Kasten eingeschlossen hat", steht im *Grundmanuskript* folgender Satz, der erneut zeigt, dass auch diese Feststellung ursprünglich in enger Verbindung zur kantischen Philosophie gestanden hat: "Man möchte es nicht glauben, aber so ist es. (Lichtenberg hat etwas Ähnliches über Kant gesagt.)"<sup>103</sup> Diese Streichungen zeigen, dass Hohls abschätzige Bemerkungen über die Philosophen also ursprünglich nur auf die *kantische* und allenfalls noch auf die *neukantianische* Philosophie gemünzt waren.<sup>104</sup>



(SLA) Als "Wissender", "Arbeiter", "Weiser", "Entdecker" wird Spinoza in dieser Notiz von den "Philosooophen" abgegrenzt.

Wenn wir uns noch kurz der unmittelbar nachfolgenden Notiz II, 236 zuwenden, sehen wir, dass Ludwig Hohl auch darin eine Spur ausgelöscht hat, welche die darin enthaltenen, scheinbar ebenfalls ganz allgemeinen Einwände gegen das philosophische Denken überhaupt als spezifische Kritik an der Philosophie Kants und seiner Nachfolger erkennbar machen. Wie die nachfolgende Abbildung der entsprechenden Eintragung aus dem *Grundmanuskript* vom 13. August 1936 zeigt, wurde dieser Text für seine Veröffentlichung im ersten Teil der Notiz II, 236 zwar ebenfalls nur sehr geringfügig verändert; den nachträglichen Zusatz: "Ich bin sicher, was Kant (als Hauptsache) gelehrt hat, hat kein Mensch geglaubt, vielleicht auch er selber nicht", hat Hohl aber nachträglich in seiner Formulierung abzuschwächen versucht, um ihn dann doch auch in dieser abgeschwächten Form nicht zu veröffentlichen.<sup>105</sup> Warum eigentlich nicht? Warum hat Hohl alle Verweise auf Kant in seinen *Notizen* systematisch weggestrichen?<sup>106</sup> Über den Grund für diese Zurückhaltung können wir nur Mutmassungen anstellen. Auch diese lassen sich aber plausibilisieren.



(SLA) Kant wird zum Idealtyp desjenigen, der selber nicht (wirklich) glauben kann, was er sagt, und somit zu Idealbild der Berufs-Philosophen im negativen Sinn.

Ein naheliegendes Motiv könnte darin gelegen haben, dass Ludwig Hohl seine Kritik an der kantischen Philosophie gegen einen versierten Fachwissenschaftler, der ihm womöglich widersprochen hätte, unmöglich stichhaltig hätte argumentieren können, und deshalb in einen solchen Dialog gar nicht eintreten wollte. Dazu reichte – wenn sich seine äusserst unpräzisen aber dafür umso vernichtenderen Invektiven gegen Kant überhaupt fundieren lassen – sein eigenes, geringes philosophisches Fachwissen nicht aus. Wie wir gesehen haben, hatte er als Schüler lediglich die *Kritik der reinen Vernunft* und gewisse Teile aus zeitgenössischen Standardwerken zur Philosophiegeschichte von Neukantianern gelesen, wobei er schon damals den Eindruck gewonnen hatte, es handle sich bei diesen gelehrt-"philosophisch"-logischen Verstandesverrenkungen eher um eine virtuose Form geistiger Gymnastik als um das von ihm für wahre Philosophie geforderte "fundamentale[] Selbstdenken". Weil sein Unbehagen mit dem, was Schopenhauer verächtlich "Universitätsphilosophie" genannt hat (vgl. *Über die Universitätsphilosophie*, in: *Parerga und Paralipomena* J) also nur diffus war, fürchtete er sich vor der möglichen Aufforderung, dieses allgemeine Unbehagen in einer sachlichen, inhaltlichen Debatte konkret darlegen und begründen zu müssen, wenn er den Namen "Kant" genannt hätte. Darum hat er ihn verschwiegen und seine Einwände gegen ihn, ihrer allgemein vagen Natur entsprechend, nur ganz allgemein formuliert.<sup>107</sup>

Sich selbst mag der Notizenschreiber dadurch aus einer möglichen Schusslinie genommen haben, seinem Leser hat er die Sache damit nicht leichter gemacht. Um seine Verwendung des Begriffs "Philosophie" ist dadurch nämlich eine beträchtliche Verwirrung entstanden.<sup>108</sup> Einmal, in positiver Verwendung, soll sie als integraler Bestandteil der Kunst das richtige Leben zum Ziel haben, und ein andermal wird sie, in negativer Verwendung, plötzlich dafür kritisiert, ein reiner akademischer Denksport zu sein, der mit dem Leben nichts zu tun hat. In diesem Sinn heisst es z.B. in der Notiz II,326 mit Bezug auf den "philosophischen" Satz "Jeder ist vollständig allein.":

Das tönt sehr grossartig. Es tönt ernst und tief, nicht alltäglich und nicht wie für jeden. Wie wahre Philosophie, und bald kommen wir noch zu Kants Ding an sich. Es tönt sehr gescheit: Aber es ist nicht wahr.

Aber auch im *Grundmanuskript* stösst man wiederholt auf diese negative Verwendung des Begriffs. So hat Hohl beim Abtippen einer längeren Grundnotiz vom 6. April 1935 dieser in Doppelklammern folgende Bemerkung als Kommentar vorangestellt: "Fragmente aus einem viel zu philosophischen – d.h. überflüssigen, vom Wesen entfernten, zufallsmässigen, schachspiel-verwandten – Stück von ca. 6 Normalseiten, das ganz abzuschreiben ich schon von Anfang an sinnlos finde."<sup>109</sup> Nach einigen Ausführungen über "Zeit und Raum", die er doch noch kopiert, bricht er mit dem Abschreiben dann tatsächlich ab und gibt dafür folgende Erklärung: "hier setzt die Philosophie mächtig ein und setzt sich fort bis zum Sträussen der Haare [...]". Auszugsweise nennt er im Anschluss zwar noch ein paar solcherart "haarsträussende[r]" Schlüsse, nur um dazu zu bemerken: "All das ist nicht mein Fach – – " Am darauffolgenden 22. April kommt er noch einmal auf diese Eintragung vom 6. zu sprechen, wobei er erneut feststellt, dass dieses "zu philosophisch [sei], d.h. ins Unwahre steigend." Auch hier verwendet er die Bezeichnung "philosophisch" global als Bezeichnung für ein an sich selbst verstiegenes und darum unwahres, falsches Denken.<sup>110</sup>

## **Zwei unterschiedliche Denkart**

Diese Doppeldeutigkeit in Ludwig Hohls Verwendung des Begriffs Philosophie ist offenbar auch ihm selbst aufgefallen. In seinem Register zum *Grundmanuskript* führt er nämlich einen Posten mit der Bezeichnung "Denkart, die zwei" auf, wobei er exakt auf jene beiden Einträge verweist, die



er später zur Notiz II,235 zusammengefügt hat (S. 659 und 691). Wenn man die übrigen Stellen betrachtet, auf die der Notizenschreiber in seinem Register unter diesem Stichwort verweist, fällt auf, dass sie alle mit der Notiz II,235 in engem Zusammenhang stehen: einerseits handelt es sich dabei um die Notizen auf den Seiten 696 und 698 im *Grundmanuskript*, die als Nummer 241 resp. 242 des zweiten Teils publiziert wurden, und andererseits um zwei Eintragungen auf den Seiten 972 und 977, die später zur Notiz II,236 zusammengezogen wurden. Grund genug für uns zu versuchen, anhand dieser Stücke einige wesentliche Unterschiede zwischen den zwei Denkartarten genauer zu erfassen.

Die charakteristischsten Eigenschaften derjenigen Denkweise, die "der richtigen entgegengesetzt" ist, kommen dabei sofort ans Licht: *Systematik* und *Logik*. Wie gross Ludwig Hohls "Abscheu" vor dem Systemdenken war, und wie sehr er das logische Denken als billigen Taschenspielertrick und reine Bauernfängerei abgetan hat, haben wir schon gesehen. Beide Eigenschaften führt er darauf zurück, dass im (falsch-) "philosophischen" Denken die Begriffe ein Eigenleben führen und dergestalt als rein theoretische Konstrukte von der Wirklichkeit abgelöst sind. Die falschen Denker, sagt Hohl, "wenden sich [darum] am liebsten an blinde Köpfe – welche wohl denken, aber nur mit geschlossenen Augen".<sup>111</sup> Die von ihm kritisierte Blindheit und Leere des logisch-systematischen Denkens, in der sich dieses zwar ungeheuer vervielfachen und Berge von wissenschaftlicher (Sekundär-)Literatur hervorbringen kann, gleichzeitig aber jeden "Realwert" verliert, veranschaulicht Hohl mit dem ökonomischen Prozess der Inflation (*Grundmanuskript* S. 977):

((Hauptsatz)): Dem (menschlichen) Denken ist die verhängnisvolle Fähigkeit gegeben, dass es über den Grund hinaus sich fortsetzen kann. (Genau wie dem Kaiser durch die Drucker-  
presse die Möglichkeit gegeben wurde, über seinen Besitz hinaus Geld herauszugeben,  
und zwar ad infinitum.)

Während die Bildersprache in der später publizierten Fassung dieses Stücks als Notiz II,236 eine andere wird, indem es dort heisst: "Das Denken ist eine verhängnisvolle Fähigkeit des Menschen: er vermag (ohne dass die Schelle erklingt wie bei der Schreibmaschine – und ohne dass an einen Rand angestossen wird →) über wirkliche Orte, über Wege *hinaus* zu gehen", liegt hier im ursprünglichen Bild von einem *entwurzelten* Denken, das sich von seinem "Grund" abgelöst hat, noch ein weiterer Hinweis auf einen zentralen Unterschied zwischen der richtigen und ihrer entgegengesetzten Denkweise, der allerdings auch in den *Notizen* noch an mancher Stelle zum Vorschein kommt: derweil die falschen Denker darum bemüht sind, "ein volles Weltgebäude mit genauer Einteilung" zu konstruieren, worin sich ein Jegliches genau etikettieren, ordentlich schubladisieren und jeder Geist einfangen lassen soll – unweigerlich müssen wir hier an die ungeheuren Schubladen in den Heilmittelschränken der Apotheker denken –, finden die richtigen Denker den geeigneten "Nährgrund" für ihre Gedanken in jeder kleinsten "Entdeckung der Wirklichkeit" (II,235). Im Unterschied zu den toten Essenzen in den Apothekerschränken, wurzeln ihre Ideen also auf einem gemeinsamen Boden, der sie ernährt und am Leben erhält. Die Kraft steckt dabei nicht so sehr in ihnen selbst, als in dem Boden, der sie in mannigfaltigen Formen und immer neuer Gestalt hervorzubringen vermag.<sup>112</sup> Das richtige Denken erscheint bei Ludwig Hohl also gleichsam als ein wunderbarer, bunter Garten, in dem eine Rose neben einem Veilchen stehen oder auch einmal eine Pflanze eingehen und an ihrer Stelle eine neue hervorstossen kann, ohne dass daraus ein Widerspruch oder ein erbitterter Streit entstehen muss.<sup>113</sup> Widersprüche in seinem eigenen und jedem anderen, ernsthaft philosophischen Denken lässt Ludwig Hohl als Einwand gegen seine Richtigkeit darum ebenso wenig gelten, wie Friedrich Nietzsche; in seinen Augen handelt es sich beim Zurückweisen eines vorgesetzten Gedankens aufgrund seiner Widersprüchlichkeit immer nur um eine Denkschwäche der Interpreten.<sup>114</sup> Und noch ein weiterer Unterschied zwischen den zwei



einzig möglichen Denkweisen lässt sich im Kontrast zwischen einem lebendigen Garten und einem starren Denk-Gebäude bezeichnen: als Gärtner sorgt sich der wahrhafte Philosoph liebevoll um seine Pflanzen und hantiert nicht instrumentell mit ihnen wie der Apotheker, der sie als seine Ressourcen betrachtet, abschneidet, ihre Essenz herausdestilliert und im Bedarfsfall hübsch verpackt zum Konsum anbietet; er ist selber ein integraler Bestandteil des Gedankengartens, in dem dereinst auch auf seinem Grab noch der Efeu wachsen wird.<sup>115</sup> Ein ganz anderes Bild malt der Notizenschreiber von den Denkern in fixen Gebäuden, wie folgende "Erzählung" exemplarisch zeigt (VII,10):

Drei Männer hatten einen fürchterlichen Streit; und zwar stritt jeder gegen jeden. Der Streit wütete darüber, in was für Teile ein Haus eingeteilt werde.

Der erste sagte: "Ein Haus zerfällt in: Keller, Erdgeschoss, erstes Stockwerk, zweites ..." usf.

Der zweite schrie: "Aus Holz, Stein, Mörtel, Metallen (etc.) besteht ein Haus!"

Der dritte, gegen die ersten beiden wütend und sie als Lügner, als Schufte bezeichnend, wie sie es unter sich und gegen ihn taten, behauptete, dass ein Haus in Linien zerfalle, und wies einen Grundriss und einen Aufriss vor, worauf Länge und Dicke jeder Wand, Breite, Länge und Höhe der Zimmer angegeben waren; alles andere sei Unsinn, nur solche Projektion zeige die genauen Teile.

Ist es nötig, beizufügen, dass die drei Männer kämpften bis zum Tod, weil keiner nachgab, da ja jeder recht hatte? Einer starb nach dem andern, als Idiot und Held.

Im Kontrast zu diesen drei "heldenhaften Idioten" kommt im Porträt vom Denker als Gärtner auch die Differenz zum Vorschein zwischen einer "philosophischen" Denkweise, die überall auf ein logisch-abstraktes System abzielt und sich darum – wenn sie erst einmal in Gang gekommen ist – gegen alle "unpassenden" Tatsachen immunisiert und sich immer stärker um sich selbst zu drehen beginnt, und dem in Ludwig Hohls Augen richtigen Philosophieren, für das jede konkrete Beobachtung "eine Beglückung" ist (II,235). Während die drei Streithähne nämlich über einen Gegenstand disputieren, der ihnen völlig äusserlich wenn nicht sogar gleichgültig bleibt und also nichts mit ihnen selbst zu tun hat, würden die Gärtner über die richtige Auf- oder Unterteilung ihres Gartens – über die sich ja theoretisch ebenfalls streiten liesse – niemals weiterkämpfen "bis zum Tod". Mit der Zeit würde ihr Garten dabei nämlich zusehends verwildern und ein derartiges Wortgefecht ihnen darum spätestens dann verleiden, da ihre Leidenschaft ja ganz den Pflanzen gilt und nicht dem leeren, letzten Wort.

Bei Ludwig Hohl erscheint die Verselbständigung des reinen, theoretischen Denkens also nicht nur als eine Loslösung desselben von der *äusseren* Wirklichkeit, sondern gleichzeitig auch als zunehmende *innere* Teilnahmslosigkeit des Denkers gegenüber seinem eigenen Erkennen. Wenn nämlich auf der einen Seite "Theorie [...] das Feindliche" und "Beobachtung [...] das Helfende" sein soll (II,241), und auf der anderen Seite die Frage: "Was ist Beobachtung?" mit "Liebe" beantwortet wird (II,242), dann folgt daraus, dass die wahre Form des Philosophierens für unseren Autor nicht nur in einer liebevollen Zuwendung zu den Dingen besteht, in einer permanenten Aufmerksamkeit *auf* und Anwesenheit *bei* der (äusseren) Welt, sondern, dass ein sich auf liebende Beobachtung stützendes Philosophieren auch den Denker selbst ganz persönlich betrifft und wesentlich mit hineinzieht. Ein, in den Augen von Ludwig Hohl "richtiger" Philosoph wird darum immer darauf bedacht sein, dass sich auch sein Adressat von seinen vorgebrachten Gedanken bestürzen lasse. Ein simples Registrieren und allenfalls sogar korrektes Reproduzieren reicht ihm als Resultat nicht aus – und die reine Logik folglich auch nicht als Mittel.<sup>116</sup>

Goethe.

[Zwischenraum]

"Ist das Geld vom Staate gezeichnet?" Ja, das ist es wohl; der Staat gibt jetzt täglich 6 Milliarden - 100 Milliarden - echtes (gezeichnetes) Geld heraus.

"Ist das Denken logisch?" Ja, das ist es wohl . . .

[Zwischenraum]

Echtes Geld: mit der echten Unterschrift eines echten Unterstaatssekretärs (Ministers), mit echten Pressen hergestellt: 600 Milliarden nun im Tag. Manundert sich ganz, dass die Leute noch nicht reich geworden sind.

[Zwischenraum]

Dass jemand in Inflation seines Denkens begriffen sei, daran erkennt man das? Wenigstens fast immer daran, dass er auf das Logische dieses Denkens aufmerksam macht, das L o o o g i s c h e -

L o o o o - - - - - o g i s c h e

((Von Musikanten Anforderung fuer richtige Notensetzung verlangen - Die Silbe Looo ist fuer sich so lang wie die beiden andern Silben zusammen.))

Die Notizen

19. Sept. 36

3.9.36

((Dahin gehoert vor allem die Vorbemerkung, s. vor S. 1 dieser Notizen, die am 3. Sept. geschrieben wurde, am Tage, an dem auch der Entschluss gefasst worden war, das, was ich dunkel seit langem waelzte, auszufuehren, wenigstens zu beginnen. Ich haere also somit hier an dem Punkte angelangt, an dem ein Kreis sich schliesst, was damals geplant war, ist ausgefuehrt: (ich setze aber das Abschreiben fort, wenigstens noch bis Ende des Jahres 1936). - Der Entschluss erreichte sein letztes, sein ausseres Zustandekommen einem kleinen ausseren Vorfall des Tages: Ich gehe aus, schenke um eine Ecke, schaue in die Leere der Stadt, in die Unendlichkeit der Welt, denke an das Einzige . . . , suche zugleich auch einen Plan, irgend ohin meine Schritte zu lenken (aber es gibt kein Ziel - i) - denke an das Einzige, dessen Manifestation ich zu Hause liegen gelassen habe - und werde ploetzlich von zu grosser Angst erfasst: was geschieht, wenn Brand ausbricht ?? (In diesem Hause, der Baracke, wird niemand einen Wert vermuten; die Feuerwehr wird ihr Gelicht fuer darauf legen, etwas aus dem Hause zu retten, noch das Feuer im Hause zu loeschen, sondern nur, es zu isolieren, damit es nicht in die angrenzenden Buengerhaeuser uebertreue. Niemand von den hier Wohnenden besitzt etwas, das man nennen koennte. Dazu steht noch anderthalb Meter vom Hause entfernt ein Holzstager.) - Es ist unertraeglich, ich kann nicht gehen - (ueberlege ich auf der Strasse.) - Diese eine Angst, vor dem Naecheren, ist aber nur ein Echo der groesseren vor dem Ferneren: des Krieg, den Kriegszustaenden, dem gealterten Brande, der Verirrung der Leute, dem Eingreifen der Schoerden, der Panik, der Veraenderung aller Werte ... Verirrung, Eingreifen, Panik, das sind aber Din-

Der Ort der Realisierung und Bewahrheitung jeder ernsthaften philosophischen Erkenntnis kann für Ludwig Hohl darum nur das menschliche Leben selber sein. Die Notwendigkeit dieser Realisierung anzuzeigen, sind literarische Mittel weit besser geeignet. Diesen Umstand verdeutlicht er in einem fiktiven Dialog gleich ganz zu Beginn der *Notizen* (I,22):

Ach ja, das alles [...] sei ja längst bekannt, hundeeinfach, klar wie Wasser, sagt man mir. (Ich brauche nicht zu erwähnen, dass die Unterhaltung mit Herrn Meyer, dem Apotheker, geführt wird.)

Genügend bekannt, einfach?

- Natürlich. (Er rümpft die Nase, schaut hochfahrend und ermüdet.)
- Vollständig klar, und wahr, und einfach? Realisierbar also?
- (Er macht eine stumme Bewegung.)
- Warum bist du denn so ein Stümper geblieben?

### **Philosophie und Leben: die "ungeheure Veränderung"**

Unterdessen stehen uns wesentliche Differenzen zwischen den zwei, nach Hohl einzig möglichen Denkweisen etwas klarer vor Augen, und es kann überhaupt kein Zweifel mehr daran bestehen, welche für den Notizenschreiber in allen eben bezeichneten Differenzen die jeweils richtige Denkart ist. Umso erstaunlicher, dass ihm selber – wie er in der Notiz VIII,23 bekennt – die *richtige* philosophische Denkweise, die, wie wir gesehen haben, weit mehr Gemeinsamkeiten mit der Kunst als mit der Philosophie als (moderner) Wissenschaft aufweist, erst in seinem dreissigsten Lebensjahr klar geworden sein soll (vgl. auch XII,42):

Die *ungeheure* Veränderung in meiner Denkweise soll nie vergessen werden: Einst hatte ich – erst in meinem dreissigsten Jahr wurde es mir klar – ohne es zu wissen dem Bürgertrug geglaubt, die Philosophen seien – – für die Philosophie, und das Leben regiere sich selber, sei für das Leben, und ganz ...; und stehe der Philosophie, die als unabhängiger Luxus irgendwo installiert sei, *gegenüber!* [...]

Zu dem Zeitpunkt, an dem Hohls Eintragungen im *Grundmanuskript* beginnen – im Januar 1934 also – muss die Erkenntnis über die richtige Weise des Philosophierens folglich noch ganz frisch gewesen sein. Oder war sie damals womöglich noch nicht einmal vollständig durchgebrochen? (Sein dreissigstes Lebensjahr vollendet der Notizenschreiber ja erst drei Monate nach dem Beginn seiner Aufzeichnungen im *Grundmanuskript*.) Diesen Umstand vergisst man leicht, wenn man solche "Bekenntnisse" liest, wie wir in dieser Notiz eines vorliegen haben, und die allesamt tönen, als hätte sie ein alter Mann im Rückblick auf sein Leben aus grosser Distanz formuliert.<sup>117</sup> Dass Hohl eine Zeitlang dem "Bürgertrug" aufgesessen ist, der besagt, "Philosophie" hätte nichts mit unserem konkreten Leben zu tun, sondern sei eine rein logische Begriffsklärungsapparatur und Systemprojektionsmaschinerie, die in einem theoretischen Raum installiert werde, von dem unser eigenes Leben völlig unberührt bleiben könne, hat ihn zur Abkehr von der "Philosophie" – nb. nur in ihrem *negativen* Verständnis als wissenschaftliche Disziplin(!) – bewogen. Auf diesen Zusammenhang sind wir bereits in unseren Betrachtungen zum Philosophieinteresse des Kantonsschülers gestossen. Einerseits galt auch damals Hohls Interesse schon in erster Linie der philosophischen Lebensgestaltung der grossen Geister und weniger der argumentativen Kraft ihrer wissenschaftlichen Systeme; andererseits hat der jugendliche Hohl in seinen Schulaufsätzen sehr darauf insistiert, dass die echte Philosophie keine Denksportaufgabe für Verstandesakrobaten sei, sondern eine heilige Verpflichtung an jeden, sich seine eigene Welt- und Lebensanschauung zu zimmern.

Spuren einer Persistenz des *negativen* Philosophiebegriffs, der bei Hohl meist im klandestinem Zusammenhang mit Kant Verwendung findet, haben wir im vorangehenden Abschnitt aufgezeigt; sie haben dazu geführt, dass sein eigener Philosophiebegriff in den *Notizen* teilweise widersprüchlich erscheint. Dies vor allem auch deshalb, weil er uns sein neues, befreites Verständnis vom echten Philosophieren als ein vom eigenen Leben ausgehendes und in dieses zurückmündendes Erkennen und Denken vorwiegend unter der Maske des Künstlers präsentiert. Dabei gilt bei Hohl nicht nur, wie wir oben festgestellt haben, eine Gleichsetzung von Kunst und Philosophie im positiven Sinn; die Kunst wird ihrerseits mit dem Leben gleichgesetzt, woraus 'mutatis mutandis' eine Identifikation von Philosophie und Leben resultiert (V,4):

Da streiten sie immer über das Verhältnis von Kunst und Leben und behaupten entweder, dass Kunst und Leben nichts miteinander zu tun hätten, oder dass sie viel miteinander zu tun hätten; aber Kunst und Leben sind ein und dasselbe.

### **Erste Anzeichen einer Anlehnung an die philosophische Antike**

Zum Abschluss unseres Überblicks über jene Passagen der *Notizen*, in denen Ludwig Hohl ausdrücklich zur Philosophie Stellung nimmt, wollen wir nun noch drei Stellen betrachten, die entscheidende Hinweise darauf beinhalten, wo in ihrer Geschichte ein Verständnis der Philosophie zu suchen wäre, das demjenigen des Notizenschreibers so weitgehend entspricht, dass es sich zur immanenten Aufschlüsselung der philosophischen Dimension seines Werks anbieten könnte. Den ersten dieser Hinweise finden wir zu Beginn der Notiz XII,4, wo es über "die scheinbaren Widersprüche in der Philosophie" heisst:

Eine Zeit kam (wann, findet man vielleicht bei Burckhardt), da haben sie die Philosophie nicht mehr begriffen: sie sahen nur noch den Widerspruch der Systeme, nicht mehr das Gemeinsame: sie haben eben die Philosophie selber nicht mehr begriffen (und wussten es nicht).

Sie waren nur noch wie Kinder, die sagen: Jetzt glauben sie nicht mehr an die Möglichkeit einer Musik, denn, was der eine in der einen Form begonnen hat, führt der andere – in derselben Form nicht weiter. Da war Bach und ... da kommt Beethoven ... "Du siehst, in der Musik ist nichts sicher."

– als die Musik, antwortete ich.

Dass in Hohls Augen die Widersprüche zwischen den Philosophien alle nur "scheinbare" sind und wie sie zustande kommen, haben wir bereits gesagt. Was in dieser Notiz nun aber neu hinzu kommt, ist Hohls Aussage, dass die Zeit, in welcher man das Augenmerk nur noch auf diese vermeintlichen Widersprüche gelegt hat und das Gemeinsame, das alle Philosophien "an wirklichem Erkennen beinhalten" (II,236), aus den Augen zu verlieren begann, irgendeinmal erst *gekommen* ist. Vor diesem Zeitpunkt lag also eine Periode, in der man die Philosophie noch richtig betrieben und begriffen hat. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine nicht publizierte Klammerbemerkung, die wir in der ursprünglichen Version dieser Notiz im *Grundmanuskript* finden. Dort heisst es: "sie sahen nur noch den Widerspruch der Systeme (Stoiker und Epikur, Pythagoras und Aristoteles), nicht mehr das Gemeinsame." Diese Hinweise liefern uns gleichsam einen 'terminus post quem' für den Moment, in dem das in Hohls Augen richtige Verständnis der Philosophie verloren gegangen ist.<sup>118</sup>

Aus der Notiz XII,4 können wir schliessen, dass der Notizenschreiber der Auffassung gewesen sein muss, im richtigen Verständnis von Philosophie würden die grundlegenden Gemeinsamkeiten



zwischen den Stoikern und Epikureern ihre oberflächlichen Differenzen weit übertreffen. Fänden wir diese Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Schulen, befänden wir uns also schon sehr nahe an diesem "richtigen" Verständnis. Eine weitere Notiz bestätigt diesen Schluss und gibt uns diesbezüglich noch einen zusätzlichen, wichtigen Hinweis. In dem Stück Nummer 84 des XII. Teils empört sich der Notizenschreiber nämlich einmal mehr über die allgemeine Geistlosigkeit unter seinen Art- und Zeitgenossen, um dann zu bemerken:

Während sie, die Allgemeinen, behaupten, dass die Philosophie in schwärmerischen Zonen sich aufgehalten hätten, in irrealen, und das Reale im Dasein der allgemeinen Welt sei, verhält es sich eben umgekehrt: sie allein, jene Denker, besonders die griechischen (weniger die deutschen), aber auch Spinoza, Montaigne, Goethe, haben die Realität gekannt, haben *voll gelebt* (während die Allgemeinen kaum in winzigen Teilen leben), *mit* den Dingen, was man einfach nenne: gelebt (sehend, wissend, wollend), im Gegensatz zu jenen andern, die nur wie Staub vor dem Sturm über die Strasse gejagt werden (von der "Geburt" zum "Tod").

Was die griechischen Denker besonders ausgezeichnet hat und sie von den deutschen (Universitäts-) Philosophen sehr unterscheidet, ist also, dass sie "*voll gelebt*" haben (wir könnten hier wohl auch sagen: *richtig* gelebt haben).<sup>119</sup> Mithin werden vielleicht auch die gesuchten, philosophischen Gemeinsamkeit zwischen den rivalisierenden hellenistischen Schulen, die uns zum "richtigen" Verständnis von Philosophie führen könnten, nicht beim Versuch einer Harmonisierung ihrer theoretischen Inhalte zu Tage treten, sondern erst im Blick auf ihre philosophische *Lebensweise*: in einer ihrem Denken inhärenten Wechselwirkung zwischen Philosophie und Leben.

Den letzten und vielleicht aufschlussreichsten Hinweis auf das richtige Philosophieverständnis gemäss Hohl finden wir aber erst, wenn wir uns jetzt zum Abschluss noch der Notiz IX,30 zuwenden. Sie sei hier darum auch in vollem Wortlaut zitiert:

Irgendwo muss man die Philosophie verlassen.

Jede reine bis ans Ende durchgeführte Spekulation führt notwendig zum Nichts. – Es muss ein Anfang da sein (der nicht Spekulation ist, sondern ein als Axiom, also blind Angenommenes: weshalb man eben nicht von einer vollständigen, von Anfang bis zum Ende durchgeführten reinen Spekulation reden kann): ein Stück, dem wir dienen wollen, dem das, was wir ausbilden, dienen wird: wir können nicht mit dem Nichts aufbrechen, ohne wieder auch nur zum Nichts zu gelangen<sup>[...]</sup>. Eine Zugehörigkeit muss da sein, ähnlich derjenigen, die einige im Nationalismus suchen oder finden wollen: das heisst, hier reden wir von der wirklich notwendigen "Nationalität". Diese Nationalität ist das menschliche Leben: wir haben ihr, dem in ihrer Entwicklung zu Erreichenden, a priori einen Wert gegeben und ich finde es richtig so. Mir ist nicht verborgen, dass hier die (reine) Philosophie aufhört (denn es ist nicht zu beweisen, wird nie zu beweisen sein, dass Nichtsein nicht ebenso gut wie Sein – und somit das Böse ebenso wohl wie das Gute – angenommen werden kann), und ich finde es richtig so.

Nach unseren Feststellungen von oben dürfte Hohls paradoxe Forderung, dass man, um richtig zu philosophieren, "die (reine) Philosophie" irgendwo verlassen muss, verständlich geworden sein. Es dürfte unterdessen auch klar geworden sein, wieso dieses Verlassen nicht erst zu irgendeinem späten Zeitpunkt in einem Denkprozess erfolgen kann, sondern gleichsam schon den Anfang jeder wahren philosophischen Erkenntnis markieren muss. Wie wir gesehen haben, bilden theoretische Axiome und transzendente Argumente nämlich unseren Gedanken keinen "Nährgrund"; diesen



finden sie nur im "menschliche Leben", auf das sie – verändernd und gestaltend – zurückwirken.<sup>120</sup> Worin liegt hier nun aber der angekündigte, bedeutende Hinweis? Hohl hat ihn nicht veröffentlicht. Wir finden ihn erst, wenn wir diese Notiz in ihrer ursprünglichen und bedeutend umfangreicheren Fassung im *Grundmanuskript* lesen (S.252f.). Dort beginnt der Text am 14. Mai 1935 wörtlich fast genauso, wie er später veröffentlicht wurde. Dann aber folgt ein längerer Zusatz, den Hohl nachträglich durchgestrichen und mit der Randbemerkung versehen hat: "--- Vorsicht---! Mangel an Dokumentierung". Er sei nun in vollem Wortlaut zitiert (vgl. Abbildung S. 196):

Das [scil. das nicht "reine" Philosophieren sondern Verankern aller philosophischen Gedanken im menschlichen Leben] ist eben, was die Stoiker und Epikureer gegenüber Plato Aristoteles und vor allem gegenüber der deutschen Spekulation auszeichnet.

- es ist das, was Heraklit, ((wahrscheinlich?)) Spinoza, Goethe, Nietzsche so gut begriffen haben (und Sokrates hatte es wenigstens unbewusst als Norm in sich). Dagegen Schopenhauer als Beispiel dafür, wie man es nicht machen soll: dort, wo es nichts mehr zu spekulieren gibt, weiterzuspekulieren. Kant war das Äusserste einer Entwicklungsfolge: er konnte nicht mehr überboten werden, ohne dass man ins Absurde stiess.

Man musste die Philosophie von andern Elementen aus neu beginnen: von den Elementen aus, die in den Stoikern, Epikureern, Heraklit, Montaigne etc. die Wichtigsten waren; was Nietzsche begriffen und getan hat.

(Hegel zu lesen, sobald Gelegenheit.)

Was wird in diesem unveröffentlichte Zusatz über das richtige Philosophieverständnis ausgesagt? Zunächst erfährt man, dass offenbar nicht nur *nach* den Stoikern und den Epikureern ein allgemeines Nicht-Verstehen der Philosophie Einzug gehalten hat, sondern offenbar auch schon Platon und Aristoteles *vor* ihnen "Philosophie" in einem falschen Sinn betrieben haben. Wie ist das zu verstehen? Dass Aristoteles' Philosophie – oder das wenige, was Ludwig Hohl von ihr direkt oder indirekt gekannt haben wird – ihn eher an die "Philosophie" in negativen Sinn erinnern musste, wie er sie paradigmatisch bei Kant vorgefunden hat, mag einleuchten, wenn man bedenkt, dass eines seiner grössten Verdienste darin bestanden hat, dass er als erster in die bis dahin vorliegende Geschichte und hauptsächlich philosophischen Teilgebiete eine gewisse *Systematik* hineingebracht hat.<sup>121</sup> Mit Hinsicht auf die platonischen Dialoge leuchtet diese Zuordnung hingegen nicht unmittelbar ein. Erschwerend kommt dazu, dass der Notizenschreiber dem Sokrates, den er aller Wahrscheinlichkeit nach vorwiegend aus Platons Werken gekannt haben wird, zugesteht, das richtige Philosophieren "wenigstens unbewusst als Norm in sich" getragen zu haben.<sup>122</sup>

Es ist aber gar nicht nötig, dass wir diesen Dingen bei Ludwig Hohl hier auf den Grund gehen. Weit wichtiger ist für uns die erneute Erwähnung Kants an einer neuralgischen Stelle: im unveröffentlichten Zusatz zur Notiz IX,30 erscheint er nämlich als ein Denker, der "nicht mehr überboten werden [konnte], ohne dass man ins Absurde stiess". Mit ihm war eine Entwicklungsfolge also zu ihrem Höhepunkt und gleichzeitig auch zu ihrem Abschluss gekommen. Nun musste man, sagt Hohl, "die Philosophie von andern Elementen aus neu beginnen".<sup>123</sup> Und er gibt auch gleich an, welches diese Elemente sind: jene, "die in den Stoikern, Epikureern, Heraklit, Montaigne etc. die Wichtigsten waren; was Nietzsche begriffen und getan hat." Die gesamte Universitätsphilosophie nach Kant (de-)klassiert der Notizenschreiber also auch hier als "absurde" Form eines, "dem richtigen [Denken] Entgegengesetzten". Stattdessen hätte es gegolten, bei den hellenistischen Philosophenschulen wieder anzuknüpfen, und zu jenen zurückzukehren, die auch in späteren Zeiten nach ihrem antiken Vorbild philosophiert haben – was Nietzsche begriffen und getan hat.<sup>124</sup>

Hier schliesst sich der Kreis: Nach einer "ungeheure[n] Veränderung in [s]einer Denkweise" kehrt der Notizenschreiber im Frühling 1935 endlich wieder zu seinem "starken Anfang" im Denken zurück, in dem ihm schon als nietzschebegeisterter Kantonsschüler "das Erringen einer Lebensanschauung" als oberstes Ziel der wahren Philosophie und heilige Pflicht jedes tugendhaften Menschen erschienen ist. Im Unterschied zu damals feiert der Einunddreissigjährige Nietzsche nun aber nicht mehr als seinen grossen "Erlöser"; jetzt sieht er in ihm nur noch ein ermutigendes und lehrreiches Beispiel dafür, wie ein echtes Philosophieren, das im Leben verankert bleibt, aus ihm hervorgeht und wieder in es zurückschneidet, nach antik-hellenistischem Vorbild auch in neuester Zeit noch möglich ist.<sup>125</sup>

Im nächsten Kapitel werden wir die Elemente genauer identifizieren, die bei Heraklit, Montaigne, den Stoiker und Epikureern *gemeinsam* die Wichtigsten waren, und von denen aus die Philosophie in der Auffassung des Notizenschreibers neu zu begründen wäre. Haben wir diese Elemente erst einmal vor Augen, wollen wir anschliessend schauen, ob wir sie auch in Hohls Werk aufspüren können, und was das für die philosophische Auseinandersetzung mit ihm bedeuten muss. Bevor wir zu diesen Betrachtungen übergehen, wollen wir nun aber noch einen letzten Zeugen aufrufen, der uns die Richtigkeit der von uns als bestimmend erkannten Momente in Hohls (positivem) Philosophieverständnis aus unabhängiger Perspektive verbürgt.

### **Bestätigung dieser Hinweise in einer philosophischen Korrespondenz: Hohl und Hans F. Geyer**

Im Zusammenhang mit der Hohls gesamtes Oeuvre kennzeichnenden Einheit von Leben und Werk, die sich im Notizenwerk als Einheit von Leben und (philosophischem) Erkennen manifestiert, haben wir bereits an früherer Stelle auf seinen langjährigen Freund, den Schweizer Philosophen Hans F. Geyer hingewiesen (vgl. S. 178f., Anm. 15).<sup>126</sup> Wenn wir jetzt noch einmal auf ihn zurückkommen, dann wird sich uns zeigen, dass auch Hans F. Geyer diese Einheit schon als den alles bestimmenden philosophischen Grundzug dieses Notizenwerks angesehen hat. Von besonderem Interesse ist dabei, dass Geyer die konstitutive Wechselwirkung von Erkenntnis und Tat, wie er sie in Hohls Philosophie der "Arbeit" ausgedrückt fand, in Zusammenhang gebracht hat mit seiner eigenen Forderung nach einer allgemeinen Wiederanknüpfung an die antike Lebensphilosophie, welche er in Hohls Werk ebenfalls schon paradigmatisch verkörpert sah.

Im Nachlass von Hohl sind insgesamt 129 Briefe und zwei Telegramme von seinem Freund erhalten geblieben.<sup>127</sup> Aus diesen geht hervor, dass Geyer Hohl über lange Jahre hinweg meist am Karfreitag oder –Samstag in Genf besucht und ihn mit beträchtlichen Summen finanziell unterstützt hat.<sup>128</sup> Schon in seinem ersten Brief an Hohl vom 27. Juni 1955 bringt Hans F. Geyer nicht nur seine allerhöchste Wertschätzung des Adressaten zum Ausdruck, sondern auch seine dezidierte Auffassung darüber, wessen Geistes dessen Schriften im Grunde seien: eines *Philosophen*.<sup>129</sup>

Lieber Herr Hohl

Ich weiss nicht, ob ich der Leser bin, den Sie suchten, aber ich weiss, dass Sie der Autor sind, den ich gesucht habe. Für mich sind Sie der erste Philosoph der schweizerischen Literaturgeschichte, denn, wenn man es sich richtig überlegt, wie wurde bisher in der Schweiz philosophiert? Immer im "Zusammenhang", immer mit einer Rückendeckung, einer Rückversicherung. Im Rücken hatte man eine Wissenschaft und nach vorn den Zweck, der die Mittel heiligt, selbst dieses letzte und verschmähteste aller Mittel – die Philosophie. Es wurde philosophiert im Zusammenhang mit der Pädagogik (Pestalozzi), mit der Geschichte (Jakob Burckhardt), mit der Psychologie (C.G. Jung). Und fast hätte ich noch Herrn Barth und Herrn Brunner vergessen (philosophia ancilla theologiae). Die reine Philosophie aber,

sofern ihr nicht als domestizierter Philosophie, als Universitätsphilosophie von vornherein die Spitze abgebrochen wurde, erfreute sich von jeher und erfreut sich noch jetzt des gesündesten Misstrauens. Dieses Misstrauen wird die freischwebende Philosophie, die Philosophie an und für sich Ihrer "Notizen" wohl auch zu spüren bekommen haben. Sie haben den Stummen reden gelehrt, denn aus den "Notizen" spricht eine Nation, die seit ihrer Geburt in diesem geistigen Raume geschwiegen hat.<sup>130</sup> Und deshalb auch ist Ihr Werk nicht nur ein schweizerisches, sondern eine europäisches Ereignis – was noch zu beweisen ist, aber ich zweifle nicht daran, dass der Beweis erbracht wird, besser noch: ich kann nicht daran zweifeln.

Ein gewisser Überschwang in Geyers Formulierungen, der sich in allen seinen Briefen feststellen lässt und sich insbesondere dann fast ins Unerträgliche steigert, wenn er der Huldigung seiner selbst und seines, ihm selber so unvergleichlich ungeheuer erscheinenden Genius' gilt, ist schon aus der Anrede ersichtlich. In der Fortsetzung dieses ersten Briefes listet Geyer auch schon einige der zentralen Gemeinsamkeiten auf, die sein eigenes Werk mit Hohls Notizenwerk aufweist, und die er, wie er bereits in diesem ersten Brief frei zugibt und später immer wieder aufs Neue betonen wird, "direkt oder indirekt, dem intensiven, wiederholten Studium der *Notizen* verdanke". Die fundamentalste Übereinkunft zwischen beiden Denkern sieht Geyer dabei in ihrer gemeinsamen Identifikation von Werk und Leben bzw. von Philosophie und Leben. Dazu heisst es ebenfalls schon in diesem ersten Schreiben vom 27. Juni 1955:

Ich habe immer das Leben höher gestellt als das Werk, das Werk war mir immer nur Mittel zu mehr Leben. Wenn Leben und Werk eins, wenn sie im wesentlichen Sinne "Arbeit" sind, wie Sie sagen, dann kann Anerkennung nichts hinzutun, mangelnde Anerkennung nichts davon wegnehmen. Der zähe Wille ist da, (ich arbeite mit Unterbrechungen bereits seit zwanzig Jahren daran), die Stimmung und Gestimmtheit wird jeden Tag genützt. Es kommt mir darauf an, die Philosophie so ins Leben eingehen zu lassen, dass sie zum Leben selbst wird, so dass also das eigentliche Werk und Kunstwerk nicht das Werk, nicht die Betrachtung, sondern das Betrachtete ist.

Etwas später fügt er zur Verdeutlichung des hier Gesagten noch hinzu: "Wenn ich philosophiere, wenn ich meine Gedanken aufschreibe, so ist dies nur ein Teil meiner Philosophie und nicht der bedeutendste." In seinem nächsten Brief vom 13. August, kommt Geyer noch einmal auf "die ungeheuer langsame, aber geradezu unwiderstehliche Wirkung einer mit dem Leben selbst verschmolzenen Reflexion [zurück], an die jeder Tag seinen Tribut leistet. Die Arbeit steht nie still, es kommt aber auch nie zu einem 'Werk'". Unter dem "Werk" zu dem es bei dieser lebendigen, unablässigen Reflexion nie kommt, haben wir hier eine philosophisch-systematische Abhandlung zu verstehen. Nicht ein literarisch fixiertes "Werk", das die Summe der gewonnen Erkenntnisse aufbewahren und zu vermitteln vermöchte, ist also das Produkt dieses mit dem Leben verschmolzenen Philosophierens, sondern "eine tägliche Gegenwart des Ewigen", wie sich Geyer hier ausdrückt, wobei er dieser Feststellung noch einen Zusatz hinzufügt, der für uns noch von weitreichender Bedeutung sein wird: "Freilich kostet diese hohe Präsenz viel Mühe und Arbeit, die Übungen so vieler religiöser Orden haben keinen andern Sinn."

In einem späteren Brief geht Geyer sogar so weit, das Literarische etwas irreführend nur "als 'Abfall' des philosophischen Lebens" zu definieren. Es wäre aber falsch, in dieser Formulierung eine neuerliche Trennung zwischen dem eigentlichen Bereich der Philosophie, dem Leben, und ihrem schriftlichen Niederschlag eingeführt zu sehen. Geyer will das Wort "Abfall" hier in dem Sinne verstanden haben, in dem die gesammelten Früchte der "Abfall" eines Obstbaums sind.<sup>131</sup> Ohne Zweifel ist Geyer der klaren Ansicht, dass im echten Philosophen, wofür ihm eben die antiken

Lebensphilosophen als Vorbild dienen, jede Trennung zwischen Philosophie und Leben aufgehoben ist. Dazu sagt er weiter (Brief an Erich Brock vom 29. Januar 1961, den er Hohl als Kopie zugeschickt hat): "Da [scil. bei den antiken Philosophen] gab es keine Werke, sondern nur ein Werk, das Lebenswerk. [...] Sie waren alle ([...]) 'Homines unius libri'." Wie genau das Verhältnis von Schriftpraxis und philosophischer Erkenntnis bei Ludwig Hohl zu deuten ist, werden wir bald genauer untersuchen. Vorerst wollen wir uns damit begnügen festgestellt zu haben, dass auch sein langjähriger Freund Hans F. Geyer in der philosophischen Dimension des literarischen Werks von Ludwig Hohl die Einheit von Leben und Werk in ganz besonderem Masse hervorgehoben und diese Verbindung mit der antiken Lebensphilosophie in engen Zusammenhang gebracht hat.

Soweit also die Einschätzung seines philosophischen Freundes. Nun wäre es natürlich interessant zu erfahren, wie sich Ludwig Hohl zu dieser philosophischen Beurteilung gestellt hat. Wenn Geyer am 6. November 1976 ihm nämlich schreibt, für ihn sei "die Dufourstr. 8 [scil. Hohls damalige Wohnadresse] so etwas wie eine geistige Heimat", so könnte er diese "geistige Heimat" in seinen Augen ja irrtümlicher Weise für sich reklamiert, und Hohl sich von ihm mehr okkupiert als verstanden gefühlt haben. Obschon von Ludwig Hohl keine Briefe an Geyer erhalten sind, die uns diesbezüglich Aufschluss zu geben vermöchten, gibt es doch einige Argumente, die in diesem Punkt gegen ein Missverständnis sprechen.<sup>132</sup>

Ein starkes Indiz ist allein schon die Tatsache, dass Hohl mit Geyer von 1952 bis an sein Lebensende freundschaftlich verbunden blieb. Bei seiner Kompromisslosigkeit, mit der er jene von sich gestossen hat, deren geistiges Verwandtschaftsgefühl mit ihm auf Einseitigkeit beruht hat, liegt darin ein klarer Hinweis darauf, dass Ludwig Hohl mit Geyers philosophischem Denken und seinen Ansichten zur philosophischen Dimension seines eigenen Werks weitgehend übereingestimmt hat. Einen zusätzlichen Hinweis auf ein fruchtbares philosophisches Zwiegespräch, von dem uns leider nur die eine Seite erhalten geblieben ist, liefert die Tatsache, dass Geyer Hohl am 20. Januar 1964 und am 8. September 1967 Kostproben des ersten Bandes seines in Arbeit befindlichen Hauptwerks *Philosophische Tagebücher* (I-VI) zukommen lässt, und ihm am 31. Mai 1968 dann sogar eine Fotokopie des gesamten ersten Bandes des *Philosophischen Tagebuchs* schickt. Wenn man bedenkt, dass es in diesen 4 Jahren zu mehreren Zusammentreffen zwischen den beiden gekommen ist, und wie wenig diplomatisch Hohl seine Urteile über literarische Erzeugnisse kundzutun pflegte, wird man davon ausgehen müssen, dass sich beide in ihren Gesprächen bis zu diesem Zeitpunkt längst eines ihnen gemeinsamen, philosophischen Grundzugs vergewissert haben. Interessanterweise handelte es sich bei Geyers gesendeten Kostproben beides Mal um längere Abschriften aus dem dritten Kapitel des ersten Bandes mit dem Titel "Antike Lebensphilosophie – Lebensphilosophie heute", was nahelegt, dass gerade in diesem für uns zentralen Punkt grundlegende Einigkeit zwischen ihnen bestanden haben wird.

Eine Notiz, die Ludwig Hohl zur Vorbereitung auf ein Gespräch mit Geyer angelegt hat, ist ein weiterer Beweis dafür, dass bei den Treffen zwischen beiden durchaus wichtige philosophische Fragen zur Sprache gekommen sind. Diese Notiz mit dem Titel "Betr[effend]. Gespräche mit Rütter", datiert vom 30. März 1960, listet einige "Traktanden" auf, die an einem Treffen, das für den folgenden 11. April geplant war, dann aber wegen Krankheit von Geyer abgesagt werden musste, hätten zur Sprache kommen sollen. Der erste Punkt auf dieser Liste lautet: "1) die Frage an mich gestellt: 'Philosoph oder Dichter?' – –". Als zweiten Punkt notiert sich Hohl dann: "[Pro me] Diverses wiederlesen (von Rü.)", bevor er im 5. Traktandum noch einmal auf den ersten Gesprächspunkt zurückkommt: "5) [Zu 1]): Der Sinn, den 'Philosophie' bei Ihnen hat (wo ein Vorsokratiker ebenso ernstlich figurieren kann wie ein Kant)..." Hier, so scheint es also, hätte genau die Doppeldeutigkeit in Hohls Philosophie-verständnis, die wir weiter oben in seinen *Notizen* ausgemacht haben, zur Sprache kommen sollen. Und an letzter Stelle dieser Notiz kommt noch

einmal ein weiterer Nachtrag zu der Frage "Philosoph oder Dichter?", den Hohl auf dem Original rot angestrichen hat:

13) Zu 1) und 5) "Philosophie" so gekennzeichnet: I dass es sich nicht um einen Gegenstand handelt, sondern um immerwährendes Erkennenwollen, an gleichviel welchem Ort, gleichviel welchem Objekt gegenüber.

II dass sie sich nicht übermitteln lässt.

Hier wird deutlich, dass sich Philosophie, wie wir das eben schon bei Geyer festgestellt haben, also auch in Hohls (positivem) Verständnis nicht durch Angabe eines ihr eigenen Objektbereichs oder einer ihr eigenen Methode bestimmen lässt, sondern durch eine permanente Haltung des Philosophierenden, seinen unablässigen *Willen* zu erkennen, womit die eigentliche Qualität eines Philosophen erneut in den Bereich seiner persönlichen Lebensführung zu liegen kommt, und nicht in sein literarisches Werk.<sup>133</sup>

Wir finden in Hohls Nachlass aber auch noch viel eindeutiger Anzeichen für seine weitreichende Übereinstimmung mit dem Grundzug in Geyers philosophischen Schriften. Dazu gehört folgende Passage aus der von uns schon mehrfach herangezogenen Transkription der Gespräche, die sein Filmporträtist Alexander J. Seiler 1978 mit ihm geführt hat (S. 65):

S[eiler].: Ist eigentlich dieser Geyer wirklich ein so guter Philosoph?

H[ohl].: Ja, Geyer ist ... Wo man liest, da muss man übereinstimmen. Er ist ganz geisterhaft, geisterhaft.

S.: Ich muss den jetzt dann endlich auch mal lesen, ich bin bisher nie dazu gekommen. Obwohl mir der Looser immer wieder von ihm erzählt.

H.: Ja, Looser ist ja der einzige Leser, den er hat. Ich habe ihn nicht gelesen, denn er ist viel zu lang. Aber wo ich lese darin, da finde ich es gut. Denn es kommt mir geisterhaft vor.

Was immer Hohl mit "geisterhaft" hier auch anzudeuten versucht, es kann nichts Abwertendes gewesen sein. Und auch die Bemerkung, dass er ihn "nicht gelesen" habe, beeinträchtigt sein positives Urteil hier nicht. Sie ist wohl so zu verstehen, dass er die Gesamtkopie des *Tagebuchs*, die Geyer ihm geschickt hat, nicht bis ans Ende durchgeackert hat, da diese doch über weite Strecken philosophisch-wissenschaftliche Problemkreise behandelt, zu deren Verständnis Hohls Fachwissen nicht ausgereicht haben kann. Wenn er aber sagt, dass, wo er doch darin gelesen habe, es gut gefunden habe, dann wissen wir, dass gerade diese Aussage sich auf Geyers Forderung nach einem philosophischen Neubeginn von der antiken Lebensphilosophie aus bezogen haben wird, wie er sie im Kapitel "Antike Lebensphilosophie – Lebensphilosophie heute" in seinen Briefen zugeschickt hat. Zwei weitere Belege für Hohls philosophische Wertschätzung von Geyer schlagen jeden noch möglichen Zweifel vollends in den Wind. Den ersten finden wir in einem Interview, das Hohl 1977 dem *Brückenbauer* gegeben hat. Darin lässt er sich wie folgt zitieren (Ausgabe vom 4. November 1977):

Es werden zu viele Bücher gedruckt, von denen in ein paar Jahren niemand mehr sprechen wird. Werke von Dauer sind auch heute noch verkannt. Beispiel: Der unbedingt grösste Philosoph, den die Schweiz hervorgebracht hat und der seit etwa sechzehn Jahren veröffentlicht, ist nahezu unbekannt. Sein Name: Hans F. Geyer. Er schuf eine eigene, von keiner Schule abhängige Philosophie und wird leider nur von einem engen Kreis zur Kenntnis genommen.<sup>134</sup>

Ludwig Hohl hat Superlative äusserst selten vergeben. Dieses Lob kann darum nicht hoch genug gewertet werden. Es zeigt aber auch noch etwas anderes. Hohl hat Geyer nicht etwa nur darum



sich mit seinem Notizenwerk identifizieren lassen, weil er etwa gehofft hätte, dieser würde die Anerkennung finden, die ihm selber verwehrt geblieben ist, und er könnte von seinem Ruhm dann indirekt profitieren. Bis heute ist Geyer weniger bekannt geblieben als Hohl und wenn wir unsererseits einen Superlativ wagen wollen, so könnte man in Anlehnung an Roland Müllers auf Hohl gemünzte Formel: "Der bekannteste Unbekannte" (in: *Tages-Anzeiger* vom 22. Januar 1973) von Hans F. Geyer sagen, er sei "der *unbekannteste* Unbekannte". Der vielleicht schlagendste Beweis für Hohls hohe Achtung vor Geyer und seinem philosophischen Urteil findet sich aber in der Widmung, die Hohl seinen Nuancen und Details in der Gesamtausgabe bei Suhrkamp vorangestellt hat (1975): "Hans F. Geyer und Hans Rütter gewidmet". Diese Widmung verdeutlicht, dass Hohl mit ihr nicht nur dem Bürger Rütter für seine finanzielle Unterstützung danken wollte, sondern explizit auch Hans F. Geyer – den Philosophen – gewürdigt hat.<sup>135</sup>

Diese Beobachtungen zu Hohls philosophischer Freundschaft mit Geyer liefern die letzte Bestätigung dafür, dass die Einheit von Leben und Denken, wie sie im antik-lebensphilosophischen Verständnis der Philosophie als einer Lebenskunst vorgewaltet hat, auch den Grundzug des Notizenwerks bestimmt. Von *diesem* Philosophieverständnis könnte eine immanente Aufschlüsselung seiner philosophischen Dimension folglich ausgehen. Nun ist es aber an der Zeit, dass wir dieses leitende Philosophieverständnis näher definieren.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Die zentrale Stellung *philosophischer* "Studien" in Hohls Gelehrsamkeitsübungen geht schon aus dem Kontext hervor, in dem er dieses Wort im *Jugendtagebuch* zum ersten Mal verwendet (S. 99): "Ansehen von Plato, Aristoteles, Kleist. Nachschlagen. Studien. Allerlei universale Dinge aus verschiedenen Abteilungen. Ich könnte dem etwa sagen *Gelehrsamkeitsübungen*. Dieses Wort werde ich von nun an brauchen." [\[zurück\]](#)

<sup>2</sup> Oben haben wir auch schon festgestellt, dass Hohls jugendliches Interesse an den Philosophen bzw. der Philosophie gegen das Ende des *Jugendtagebuchs* hin allmählich erlischt und von einer Begeisterung für Dichter abgelöst wird, sobald er sich nicht mehr mit deren Leben, sondern mit historischen und systematischen Überblicken über die Philosophie zu beschäftigen beginnt. Man könnte also sagen, Hohls frühes Interesse an (fachwissenschaftlicher) Philosophie sei in genau dem Masse erloschen, in dem er sich inhaltlich auf sie einzulassen begann. [\[zurück\]](#)

<sup>3</sup> Ob Hohls Schopenhauerbild in Laufe der Zeit eine fundamentale Umwertung erfahren hat, oder – wie sein Verhältnis zu so manchem anderen Autor – zeitlebens ambivalent geblieben ist, müsste genauer untersucht werden. Sicher ist, dass man im *Grundmanuskript* viele, äusserst abwertende Stellungnahmen zu seiner Philosophie findet. "Nur nichts von Schopenhauer" heisst es dort z.B., und wird "Schopenhauer als Beispiel dafür [genannt], wie man es nicht machen soll: dort, wo es nichts mehr zu spekulieren gibt, weiter-zuspekulieren" (S. 253). Vgl. auch S. 307, Anm. 80. [\[zurück\]](#)

<sup>4</sup> Auf ein besonders augenfälliges Beispiel einer solchen Autozensur, bei der allerdings noch ein anderes Motiv im Vordergrund gestanden haben dürfte, hat der Verfasser in seinem Aufsatz "'Was tut es aber dem Meer, ob man ihm einen Liter Wasser entzieht?' (VI,32) Hohls heimliche Nähe zu Nietzsche" hingewiesen (in: *Quarto, Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs*, 36/2013, S. 45-52). [\[zurück\]](#)

<sup>5</sup> Allein die Tatsache, dass Ludwig Hohl diese Dokumente bis zu seinem Lebensende aufbewahrt hat, spricht für ihre Relevanz auch noch für sein späteres Werk. Es ist nämlich durchaus nicht so, dass er alle seine Selbstaufzeichnungen und Lebensdokumente aufbewahrt hätte. Ganz im Gegenteil hat er vor allem in seinen letzten Lebensjahren planmässig regelrechte Vernichtungsaktionen durchgeführt, denen alles, was ihm nicht mehr von Bedeutung schien, zum Opfer gefallen ist. So vermerkt er etwa am 17. Januar 1979 in seinem "Journal", dass er mit der Hilfe seines Freundes Charles Hersperger "eine grosse Menge Papier zerstört" habe. Diese Zerstörungsmissionen hat Hersperger im mündlichen Gespräch bestätigt. [\[zurück\]](#)

<sup>6</sup> Angesichts der Tatsache, dass aus dieser Zeit bereits das *Jugendtagebuch* veröffentlicht wurde und auf ein sehr gutes Echo gestossen ist, wäre ihre Herausgabe auch inhaltlich zu rechtfertigen. Was Pia Reinacher in ihrem Nachwort zum *Jugendtagebuch* als eine der "beeindruckendsten Leseerfahrungen" geschildert hat, die man mit diesem frühen Text machen könne (S. 172), bestätigt sich nämlich auch bei der Lektüre dieser Schulaufsätze (a.a.O.): "Der Jugendliche, der noch kaum weiss, wer er ist, trägt bereits in sich, was den grossen Schriftsteller und Philosophen sein Leben lang vorantreiben wird [...]." Gleichzeitig rechtfertigt diese Feststellung, der wir nur zustimmen können, dass wir uns nachfolgend in einem Ausmass, das überraschen kann, mit unveröffentlichten Texten des *jugendlichen* Hohl befassen. Auf eine ähnliche Beobachtung hat Hanny Fries in ihren Gespräch mit Werner Morlang hingewiesen (*Die Verlässlichste meiner Freuden*, S. 206): "Er [scil. Ludwig Hohl] folgte einem genauen Lebensfahrplan, den er schon im 'Jugendtagebuch' festgehalten hatte". Mit diesen Einschätzungen stimmt schliesslich auch Barbara Lafond überein, die in ihrer Rezension des *Jugendtagebuchs* diese beide Beobachtungen wie folgt zusammengeführt hat (*Études Germaniques* Nr. 1 /2000, S. 135f.): "Le lecteur, familiarisé avec les écrits de Ludwig Hohl, sera étonné de constater que ce texte renferme en germe tous le constituants de l'univers mental du futur écrivain. [...] Sa vie durant il reste fidèle aux maximes énoncées dans son *Journal d'adolescent*."

Über das *literarische* Niveau von Hohls Jugendschriften mag man geteilter Meinung sein oder es sogar für diskussionslos niedrig halten; auch vom philosophisch-wissenschaftlich Niveau seiner Schulaufsätze liesse sich durchaus argumentieren, dass es als niedrig zu erachten sei. Ihre programmatische Funktion für die

philosophische Dimension des Notizenwerks rechtfertigt eine Beachtung dieser frühen Texte im Rahmen unserer philosophischen Untersuchung aber ohne jeden Zweifel. Ursprünglich wäre darum vorgesehen gewesen, ihm Rahmen dieser Arbeit noch weit mehr unveröffentlichtes Material aus dem Nachlass zu publizieren, zu welchem Zweck der Verfasser u.a. eine erste, (fast) vollständige Transkription aller publikationswürdigen Schulaufsätze angestellt hat. Weil es sich aber immer deutlicher abzuzeichnen beginnt, dass ein Verlag eine kommentierte Hohl-Gesamtausgabe nur dann realisieren wird, wenn darin auch Material aus dem Nachlass publiziert werden kann, hat er diese Transkriptionen aus der vorliegenden Arbeit herausgenommen in der Hoffnung, die Texte würden bald im Rahmen einer grösseren Publikation veröffentlicht. [\[zurück\]](#)

<sup>7</sup> Auf der letzten Seite dieses Vortragshefts heisst es zwar nur: "Der Vortrag wurde gehalten am Freitag 30. Sept. in der Stunde 7<sup>30</sup> – 8<sup>15</sup> u. der Rest um 11<sup>15</sup> bei Aepli in der Deutschstunde." Da der letzte Tag im September aber in Hohls Kantonsschuljahren nur 1921 auf einen Freitag gefallen ist und Dr. Aepli genau dann – und nur für kurze Zeit – als stellvertretende Lehrkraft an der Kantonsschule Frauenfeld tätig war, können wir die Jahreszahl hier ohne Schwierigkeiten ergänzen. Dazu kommt, dass Ludwig Hohl in seinem Tagebuch am 25. September 1921 berichtet (S. 37): "Ich arbeite mehr als zu anderen Zeiten: Vortrag: "Der Standpunkt zu N[ietzsche]. u[nd]. [unserer] R[eligion]." Aufsatz: "Allerlei Käuze". [...] Philosophiegesch[ichte]. v[on]. K[uno]. Fischer."

Hohls Schulaufsätze sind auch darum bedeutend, weil sie uns über den 5. Mai 1922 hinaus – der Tag, an dem das *Jugendtagebuch* abbricht – weitere Einblicke in die fortschreitende, radikale, geistige Verselbständigung des Kantonsschülers gewähren, die ihn letztlich zum Austritt aus der Bildungsanstalt bewogen hat. Gerade die zwei letzten, erhalten gebliebenen Aufsätze vom 25. Mai und 27. Juni 1922 behandeln nämlich für den jungen Hohl persönlich äusserst brisante Themen.

Bei dieser Gelegenheit sei auch noch die Vermutung in den Raum gestellt, dass es sich bei den erhalten gebliebenen Schulaufsätzen aus Hohls letzten Kantonsschuljahren um schulische Pflichttexte gehandelt habe, zu denen keine strikten thematischen Vorgaben gemacht wurden. Es ist schwer vorstellbar, dass die von Hohl gewählten Titel von einem Lehrer so für die Klasse festgelegt worden wären. (Bei einem nur als Fragment erhalten gebliebenen, früheren Aufsatz aus der II. Klasse findet man hingegen neben dem Titel "Amerika, unsere Vorratskammer" noch den Zusatz "Klassenaufsatz".) Aufgrund diverser Beobachtungen drängt sich zudem der Verdacht auf, dass diese Texte als Hausaufgabe zu schreiben waren, auf die der angehende Schriftsteller offensichtlich sehr viel Zeit und Mühe verwendet hat. [\[zurück\]](#)

<sup>8</sup> Das Kartenformat und die direkte Anrede dieser Zeilen könnten darauf hinweisen, dass dieser Text ursprünglich als Postkartengruss an einen Freund gedacht war. Als Adressat käme dann wohl vor allem Pierre Baud in Frage. (Zur Korrespondenz Hohl-Baud während dieser Zeit findet man einen Kommentar von Jürg Zbinden sowie einige Briefe von Hohl in: *Drehpunkt, Die Schweizer Literaturzeitschrift* (Nr.86), Lenos, Basel, 1993, S. 21-36.) [\[zurück\]](#)

<sup>9</sup> Der Eintrag im Jugendtagebuch vom 2. Februar 1922 bestätigt den Eindruck von Hohls Gefühl einer tiefen Heimatlosigkeit. Auch dort lässt er mit viel Theatralik eine Drohkulisse auffahren, mit der er wohl vor allem sich selbst beeindruckt hat und sich seiner Bereitschaft vergewissern wollte, seine geistige Eigenständigkeit um jeden Preis zu bewahren (S. 120):

Meine Welt ist nicht eure Welt! Aber wenn ihr meine schon nicht kennt, greift nicht mit euren Händen hinein! Wenn ihr mich schon nicht versteht, wagt nie, mich als ein Spielzeug ansehen zu wollen! Ich bin mehr als euer Spielzeug u. dies wenigstens werdet ihr erfahren an mir, ob ihr gleich sonst gar nichts erfahren solltet!

Auch der Notizenschreiber wird später mitunter noch kriegerische Metaphern verwenden, wenn er auf seine Jugendzeit zu reden kommt. Im Stück II,160 der *Notizen* spricht er z.B von einer "schwere[n] Panzerrüstung, mit der [er sich] damals [...] gegen Schule und alle Lehrer versehen hatte". [\[zurück\]](#)

<sup>10</sup> In unserem Spinoza-Exkurs haben wir in diesem Zusammenhang bereits auf die Notiz II,199 hingewiesen und festgestellt, dass Ludwig Hohl sich gerade in der in ihr zum Ausdruck kommenden Identifikation mit einer selbstgewählten, *geistigen* Heimat in Abgrenzung zu einer als abstossend empfundenen und ab-

lehnend sich verhaltenden, *äusseren* (sozialen) Wirklichkeit mit Baruch de Spinoza aufs Innigste verwandt gefühlt hat. [\[zurück\]](#)

<sup>11</sup> Als Schüler hat an Hohls herausragender Intelligenz offenbar niemand gezweifelt. Was allenfalls angezweifelt wurde, war, dass er "recht bei Trost" und "richtig bei Sinnen" sei. Ludwig Hohls Cousine erinnert sich noch heute daran, wie damals ihre Mutter ihre Schwester – also Hohls Mutter – um ihren hochgescheiten Sohn nicht etwa beneidet hätte, wie man das vielleicht annehmen könnte, sondern sie für ihr schweres Los geradezu bemitleidet hat. Denn gewiss, erklärte sie dem Verfasser in einem ersten Gespräch am 15. März 2011, gewiss wünschten sich alle Eltern, dass ihre Kinder in der Schule gut abschnitten: "aber ein sooooo gescheites Kind" – zumal wenn es noch ganz anders denke als alle Leute in seinem Umfeld – "das sei für seine Eltern nicht leicht gewesen." Auch sie selbst, fügte die Cousine hinzu, hätte "sooooooo" gescheite Kinder nicht gewollt. Nach damaligen Anzeichen seiner überlegenen Intelligenz gefragt, glaubte die mittlerweile hochbetagte Dame sich erinnern zu können, wie ihre Mutter ihr erzählt habe, Hohl habe schon mit 14 Jahren an der Schule Latein unterrichtet: "also er ist da Lateinlehrer gewesen, der Ludwig – und schon mit 14 Jahren, das müssen Sie sich einmal vorstellen!" In welcher Form Hohl diesen Lateinunterricht genau erteilt hat, wissen wir nicht. (Vielleicht, dass es sich dabei auch einfach um Nachhilfestunden für Klassenkameraden gehandelt hat?)

Aus dem Konventsprotokoll der Lehrerversammlung vom 23. April 1923, in der Hohls ausserordentliche Zulassung zu den Maturitätsprüfungen trotz Schulaustritt vor Jahresfrist beschlossen wurde, geht seine Intelligenz ebenfalls gleichsam als ein allseits anerkanntes Faktum hervor. Darin wird nämlich vermerkt, "dass trotz jenes Misserfolges [scil. Hohls Schulabgang] Hohl ein begabter Schüler sei u[nd], dass er die Prüfung wohl bestehen könnte." Noch interessanter ist jedoch die Fortsetzung dieses Protokolls: "Soviel man höre, studiere er gegenwärtig fleissig; eine Einsprache unsererseits könnte ihn, der *ein sonderbarer u. schwer zu behandelnder Mensch* sei, von seinem Eifer wieder abbringen u. seine zukünftige Laufbahn in Frage stellen" (Hervorhebung MR). In solchen Bemerkungen tritt das Bild, das sich die Verantwortlichen dieser Schule vom unmöglichen Zögling gemacht haben, in klaren Zügen hervor: ein begabter – spricht: "intelligenter" – Schüler, dessen Geist sich aber gegen jede (ethische) Abrichtung auf vorgefertigte, gesellschaftlich tradierte Zielvorgaben versperrt und seine geistige Kalibrierung partout verweigert. [\[zurück\]](#)

<sup>12</sup> Das Zitat ist nicht exakt wiedergegeben. Bei Keller lautet die Rede des Grafen an Heinrich zu Beginn des 10. Kapitels in der ersten Ausgabe von 1854/55: "Ein Mensch, der zu was Besserem taugt, macht das Schlechtere immer schlecht, gerade so lange er es gezwungen und in guter Naivität macht; denn nur das Höchste, was er überhaupt hervorbringen kann, macht der Unbefangene gut; in allem Anderen macht er Unsinn und Dummheiten. Ein Anderes ist, wenn er aus purem Übermut das Beschränktere wieder vornimmt, da mag es ihm spielend gelingen." In der zweiten Version von 1879/80 lautet die analoge Rede des Grafen ebenfalls leicht anders, als Hohl hier zitiert: "Ein Mensch, der zum Besseren taugt, macht das Schlechtere immer schlecht, so lang er es gezwungen macht. Denn nur das Höchste, was er überhaupt hervorbringen kann, macht der Unbefangene recht; in allem andern macht er Unsinn und Dummheiten. Ein Anderes ist es, wenn er aus purem Übermut das Beschränktere wieder vornimmt, da mag es ihm spielend gelingen." [\[zurück\]](#)

<sup>13</sup> Gemäss Konventsprotokoll der Lehrerversammlung hat diese am 6. Juli 1922 gegen Hohl das "Ultimatum" wegen "Unfleisses, schlechtem Benehmen und schlechtem Einfluss auf die Schüler" ausgesprochen. Diese Tatsache erhärtet den Verdacht, die hier transkribierten Papiere könnten am Ende seiner Kantonsschulzeit entstanden sein. Das verhängte "Ultimatum" sowie seine "provisorische Promotion" haben womöglich den konkreten Anlass dafür geboten, dass sich der Schüler einmal darüber Klarheit zu verschaffen versuchte, wie er eigentlich zur Schule stehe um zu sehen, ob eine Veränderung dieses Verhältnisses in eine Richtung möglich wäre, welche die Schulleitung als Fortschritt und Besserung erachten würde, und wenn ja: zu welchem Preis. Beim Weiterlesen werden wir gleich sehen, dass Hohl selber die Möglichkeit einer baldigen Wendung zum Besseren – oder handelt es sich zu diesem Zeitpunkt sogar noch um eine versteckte Wünschbarkeit? – am Ende dieses Texts ausdrücklich in Betracht zieht.

Zuvor sei hier aber noch angemerkt, dass, nach schriftlicher Auskunft von Herrn Michael Gfeller von der Schulverwaltung der Kantonsschule Frauenfeld vom 24. Mai 2011, die Protokolle der Lehrerversammlung darauf schliessen lassen, "dass Hohl nicht von der Schule gewiesen wurde, sondern 'freiwillig' ausgetreten ist, wohl um die Wegweisung zu verhindern". Ob diese Interpretation tatsächlich zutrifft, ist eine Frage, die anhand weiterer Archivmaterialien, die nach Auskunft von Herrn Gfeller vor einigen Jahren in die Bestände des Thurgauer Staatsarchiv übergegangen sind und "(mindestens) ein[en] Bundesordner mit Korrespondenz verschiedenster Art aus dieser Zeit" umfassen, im Rahmen einer Biographie genauer zu klären. Diesbezügliche weitere Recherchen würden im Rahmen unserer philosophischen Studie zu weit führen. Einen weiteren Hinweis darauf, dass man bisher in der Tat *irrtümlicherweise* davon ausgegangen war, dass Hohl von der Schule relegiert worden sei – aus welchem (vermeintlichen) Faktum finde Hohl-Psychologen einen Bildungskomplex konstruiert haben – hat der Verfasser von seiner Cousine erhalten. Nachdem sie nämlich von Hohls unglaublicher Intelligenz gesprochen hatte, die bereits an der Kantonsschule aufgefallen sei, erklärte sie, genau darin habe auch der Grund dafür gelegen, "dass er von dort weggelaufen ist, von der Schule: weil die ihm nichts mehr zu bieten hatte, weil er ja schon alles wusste und noch viel mehr – besonders über die Dichter...". Hohl selber hat übrigens nie davon gesprochen, dass er unfreiwillig von der Schule gewiesen wurde. Von ihm erfährt man dazu nur: "Der Besuch von Schulen, mittleren und höheren, hörte gegen das zwanzigste Jahr hin allmählich und irgendwie auf" ("Mein Weg", in: *Mut und Wahl*, S.84). [\[zurück\]](#)

<sup>14</sup> Die zwei nachfolgenden Ausrufe-Sätze hat Hohl mit einem Strich am Seitenrand markiert und hervorgehoben. [\[zurück\]](#)

<sup>15</sup> Im Tagebucheintrag vom Samstag, dem 21. Januar 1922 findet man ein Beispiel einer solchen Selbstklärung mit Bezug auf die Frage, was den Jugendlichen eigentlich so ungeheuer an den Bergen fasziniert und ihn zu immer neuen und waghalsigeren Besteigungen veranlasst. Dort heisst es (S. 112f):

Kann man's erklären, dass ich mich mit solcher Leidenschaft auf dieses *eine* werfe? Sehr gut. Wenn man mich kennt, sehr gut! Aber wer kennt mich? Aber *ich* will es erklären, *ich* bleibe mir immer noch: eine grosse Kraft verlangt eine grosse Betätigung, *muss* sie haben, sonst richtet sie Unheil an oder geht zu Grunde. [...] Und ist in mir eine grosse Kraft? Die Umstände beweisen es; ich kann nicht anders, ich *muss* sagen: Ja! Und hat diese Kraft ein Wirkungsfeld, wo sie sich entladen kann? Es ist sofort klar: *Nein*, sie hat es nicht! [...] Ich habe keinen Ausgang aus meinem Innern in die weite Welt. Weder direkt, indem ich meine Ideen ans Licht fördere, noch indirekt, indem meine Ideen in Taten sich entladen, kann ich hervorbrechen ans Licht der Sonnen mit der Gewalt der Seele. [...] Und meine Taten: Wo sind sie? *Die Schule kann es ja nicht sein*; meine Kraft kann ich hier nicht entladen. [...] Ich brauche mehr. Ich brauche viel, brauche Grosses; ein *Werk* muss ich haben! [...] Es ist die grosse Tragik meines Schicksals: ich *kann* fast nicht bestehen so! *Und auf die Dauer kann ich nicht bestehen*. Ich muss verderben, ich müsste verderben, mich auflösen; es ist mir *unerträglich*; es ekelt mir vor einem solchen Dasein. Die Kraft *muss hervorbrechen* oder sie muss ihr Gehäuse sprengen; ihre Hülle geht zu Grunde u. die Hülle bin ich. (Hervorhebungen i.O.)

Zu Hohl als bergsteigender Notizenschreiber sei hier allerdings angemerkt, dass die zwei Aktivitäten des Bergsteigens und des Notizenschreibens in seinem Leben viel eher auf einander gefolgt sind, als dass sie parallel zueinander stattgefunden hätten. Während und nach der "grossen Eruption" der *Notizen* in Holland hat er kaum mehr nennenswerte Bergfahrten unternommen. Viel eher liesse sich sagen, seine Notizen seien für Hohl recht eigentlich *an die Stelle* der Berge getreten. Hinfort haben ihn seine unerschrockenen Exkursionen und waghalsigen Alleingänge in dieses zerklüftete Massiv geführt, das für den Geist gewiss ebenso viele schroffe Abgründe und exponierte Grate bereithält, wie ein Gebirge aus Fels und Eis. [\[zurück\]](#)

<sup>16</sup> Diesbezüglich ist die Beobachtung interessant, dass Hohl auf die Couverts, in welchen er die Primärnotizen von 1931-33 nach Jahren getrennt aufbewahrte, jeweils die entsprechende Jahreszahl mitsamt folgender Bemerkung hingeschrieben hat: "Die Not. ausser den in N.u.D gewendeten" (A-01-b-1b; vgl. Abbildung S. 357). Das Wortspiel von einer durch seine "Not.[izen]" erst genau zu erfassenden und anschliessend zu wendenden Not steht also vielleicht gleichsam auf der heimlichen Titelseite des Notizenwerks und zeigt an, dass das Mittel des Schreibens – wenn man sich die vielen Zitate und Lese Früchte in seinen Notizen



vergegenwärtigt, kann man ruhig sagen: "und des Lesens", – eine Not zu lindern helfen solle. (N.B. Hinter "N.u.D." hat Hohl auf diesen Couverts mit römischen Zahlen jeweils den Teil von *Nuancen und Details* bezeichnet, in welchen die nicht mehr in diesen Umschlägen enthaltenen Primärnotizen aufgenommen worden waren: 1931 Teil III, 1932 Teil II, 1933 Teil I. Ist also auch das strukturierende Prinzip der *Nuancen und Details* die – in diesem Fall zwar *inverse* – Chronologie? Dieser Verdacht würde es gewiss verdienen, weiter geprüft zu werden. [\[zurück\]](#)

<sup>17</sup> Wie aus folgendem Eintrag vom 18. Oktober 1921 hervorgeht, hat Ludwig Hohl auch sein Tagebuch nicht etwa bloss zur späteren Erinnerung an äussere Ereignisse und ihre Chronologie verfasst, sondern diene ihm auch diese Schreibübung ganz ausdrücklich der klärenden Auseinandersetzung mit sich selbst (S. 44): "Und dann begann ich mich wieder ums Tagebuch zu kümmern, um da drin alles klarzulegen, dann wird es nämlich in mir selber klar. Und in der Klarheit nur kann ich weiterschreiben; dann nur sind meine Wege offen." [\[zurück\]](#)

<sup>18</sup> In diesem Punkt hat Pia Reinacher sich geirrt, die ansonsten in ihrem Nachwort zum *Jugendtagebuch* den philosophischen Zusammenhang zwischen Schreiben und Selbstprüfung schon richtig angedeutet hat (S. 175): "Das schriftliche Nachdenken erlaubt Kontrolle der inneren Bewegungen und ermöglicht eine Zusammenschau des eigenen Lebens. Plötzlich liegt, was sonst so bedrängt und verstört, ruhig ausgebreitet auf dem weissen Papier und kann beliebig verschoben und manipuliert werden. Schreiben wird ihm so zur Standortbestimmung und zur Selbstvergewisserung in einem krisenhaften Moment seines Lebens. Hohl antwortet auf die Herausforderung des Schicksals mit einem schöpferischen Akt. [...] Seine Notizen sind ein Mittel der Selbstfindung, und fortan dreht sich sein Schreiben um die zentralen Fragen, die dem Aufbau und der Organisation des eigenen Ichs zugrunde liegen: 'Wer bin ich?', 'Wie möchte ich sein?' und 'Für wen hält man mich?' Dieser Beobachtung ist vollumfänglich zuzustimmen. Wenn Reinacher dann jedoch weiter erklärt, es sei "die Lust an der äussersten Einsamkeit und an der Erkundung der Grenzen physischer und psychischer Leistungsfähigkeit", die schon im jungen Hohl den späteren "Grenzgänger zwischen Zivilisation und Wildnis" erahnen lasse (S. 172f.), dann trifft sie damit wohl einen richtigen, zumindest *philosophisch* aber nicht den entscheidenden Punkt. Etwas später tappt dann aber leider auch sie in die psychologistische Falle und lässt ihre treffenden Einsichten damit ins Leere laufen (S. 176): "Was hier vorliegt ist keineswegs auf der intellektuellen Höhe von Hohls späterem literarisch-philosophischem Werk. Es ist nicht die frühreife Produktion eines Hochbegabten. [...] Aufschlussreich und faszinierend sind die Notate vielmehr in psychologischer, soziologischer und literaturhistorischer Optik. Unverstellt erhält der Leser Einblick ins Rohmaterial, in das, was das Leben und das Lebenswerk dieses literarischen Aussenseiters bergründet." Von einer beträchtlichen "intellektuellen Höhe" werden zwar auch wir mit Bezug auf Hohls Schulaufsätze nicht reden wollen; philosophisch gesehen stecken in ihnen aber doch noch weit bedeutendere Hinweise als nur das psychologische Rohmaterial zum Werdegang eines exzentrischen Neurotikers. [\[zurück\]](#)

<sup>19</sup> Dass unter dieser Perspektive der exemplarischen Veranschaulichung Ludwig Hohls eigenwillige Existenzweise zur Interpretation seines Werks herangezogen werden kann – ja sogar herangezogen werden muss – und sich daraus weit hilfreichere Verbindungen ergeben werden, als durch seine Inszenierung als exotischer Bürgerschreck, werden wir im letzten Kapitel dieser Arbeit aufzeigen. [\[zurück\]](#)

<sup>20</sup> "Ekel", "Schwindel" und "Exil" – aber auch "Einsamkeit", auf die wir bei Hohl gleich zu sprechen kommen werden – sind allesamt Topoi einer Philosophie, von der es im 20. Jahrhundert allgemein üblich geworden ist, sie "existenziell" zu nennen. In der Folge hat man "Existenzialismus" als Label den unterschiedlichsten Autoren umgehängt, und darunter so entfernt voneinander liegende philosophische Werke wie diejenigen von Albert Camus und Martin Heidegger subsumiert. Dass in Hohls Notizenwerk nicht nur diese, sondern auch weitere existenzialistische Schlagwörter wie "Ausnahme", "Endlichkeit", "Angst" und "Tod" von zentraler Bedeutung sind, braucht nicht mehr eigens hervorgehoben zu werden. Eine gewisse Verwandtschaft mit der philosophischen Strömung des "Existenzialismus" wurde darum in vielen Kommentaren zu Hohl schon ausdrücklich bemerkt – u.a. in den Beiträgen von Alexander J. Seiler, Walter Weideli, Walter Hilsbecher und Chris Bezzel, die Johannes Beringer 1981 im Suhrkamp Materialien-Band versammelt hat. Es ist sicher kein Zufall, dass die genannten Artikel allesamt aus den 60er Jahren stammen und damit aus einer Zeit, in der

"Existenzialismus" als Wort, aber auch als 'façon de vivre' zu einem allgemeinen Modetrend avancierte. Wenn man bedenkt, dass die philosophisch relevanten Publikationen und Debatten eigentlich bereits zwei Jahrzehnte früher erfolgt sind und gerade bei den modemachenden, französischen Existenzialisten viel mit der Verarbeitung ihrer Erfahrungen im zweiten Weltkrieg zu tun hatten, müsste man das Notizenwerk *seiner Entstehung nach* zumindest als existenzialistisches Oeuvre 'avant la lettre' bezeichnen. Das ändert nichts daran, dass die Etikettierung Hohls als eines "Existenzialisten" problematisch bleibt. Zum Unterschied zwischen "existentiell" und "existential", s. §4 in Martin Heideggers "Sein und Zeit". [\[zurück\]](#)

<sup>21</sup> Wenn wir eben schon auf den Zusammenhang zwischen Hohls eigenwilligem Arbeits-Begriff und der hier schon beim Jüngling zu beobachtenden Selbstklärung hingewiesen haben, dann bietet sich an dieser Stelle ein weiterer Verweis an. In dem grossen Stück mit dem Titel "Arbeitsfrage" wird Ludwig Hohl später in den *Nuancen und Details* nämlich das "Arbeiten" genau als das Einschlagen eines solchen "Ausweg[s]" charakterisieren (III,14):

[...] *Es gibt keine ausweglosen Situationen.* Der nächste Schritt, den du tust, ist immer ein Ausweg. [...] (Du bist der Situation nicht mächtig. Aber deines Weges.) Diesen Weg einschlagen, das ist Arbeit.

Einer wird einwenden: Damit ein Weg bestehe, muss auch ein Punkt da sein, nach dem er sich richtet. [...] Wie nun aber, wenn des Menschen Not eben darin besteht, dass in ihm Unklarheit ist, welcher von zwei oder vielen Punkten der Ferne der beste sei, seine Schritte nach ihm zu richten? In Wirklichkeit wird dann eben darin deine Arbeit sein, dies deine "Situation" [...]

Im ersten Stück des zweiten Teils der *Notizen* (Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren) wird der Notizenschreiber diese Situation noch einmal in grösstmöglicher Kürze beschreiben:

Wo ist der Weg?

Gib alles drum! Dann wird es einfach.

Immer wieder hat Hohl diese metaphysische Orientierungslosigkeit in den *Notizen* als Ausgesetzttheit eines Berggängers dargestellt. In der ebenso kurzen Notiz II,11 heisst es dazu: "*Im Gebirge.* Hell beleuchtet sahen wir den Weg der andern; nicht aber den unsrigen." Gut möglich, dass Hohl es nicht absichtlich so eingerichtet und womöglich selber auch gar nicht bemerkt hat, aber es fällt doch auf, dass zwei der drei übrigen Stücke, die mit dieser Notiz zusammen auf der allerersten Seite seines *Grundmanuskripts* stehen, Auswege in weglosen Lagen anzeigen und vom sich Zurechtfinden handeln in Situationen vollständiger Verlorenheit. Es sind dies folgende zwei Stücke (II,14 und II,17):

Die Nacht, welche zu nichts gut ist – jedenfalls nicht sichtbar wirkend –, hat doch ihr besonderes Licht: ein Licht, das man nachher, in der guten, der positiven Zeit, nicht mehr finden kann und das man leicht vergessen könnte, leicht übersieht in der fahlen Vergangenheit, an deren Machtlosigkeit man jetzt allein denkt.

Das Licht aus der Nacht nehmen.

Die Geistesstärke eines Menschen ist zu messen im Zustand der Angst. Nicht, dass nicht jeder in gewaltige Angst gestürzt werden könne – jedoch ist der Unterschied der, ob er in diesem Zustand noch auf Überlegungen des Verstandes zu hören vermag oder nicht. Jener Professor auf dem ihm gefährlich schienenden Grat: Mag diese Angst ihn angekommen sein, es ist zu begreifen: aber dass er auf die einfachen Argumente für die Gefahrlosigkeit und auf die klaren Anweisungen der Kundigen, wie er jedem Rest von Gefahr entgehen könne, nicht zu hören vermochte, das zeigt – nicht eine noch grössere Angst, sondern eine geringere Geistesstärke an. Der geistig Starke sucht eben in der höchsten Gefahr am ehesten Zuflucht bei der Vernunft, er sucht durch den Verstand Rettung vor allem! [\[zurück\]](#)

<sup>22</sup> Sein Freund Konrad Bänninger hat Hohls Worte in diesem Sinn als "Rufe des Einsamen an sich selbst" gedeutet ("Rechtfertigung des Künstlers, Zu Ludwig Hohls Nuancen und Details", *Neue Zürcher Zeitung*, 27.8.1939). [\[zurück\]](#)

<sup>23</sup> Einen guten Eindruck vom tiefschürfenden Effekt, den seine Lektüre auf ihn haben konnte, vermittelt folgender Eintrag in Hohls *Jugendtagebuch* vom 10. Januar 1922 (S. 108):

Zwei ausserordentliche Ereignisse geschahen mir heute: Es begegnete mir Aeppli u[nd]. lud mich zu sich. Ich holte in der Bibliothek Dührings "Grössen der modernen Literatur"; ich begann zu lesen. Der Eindruck war unsagbar merkwürdig, recht, um mich konfus zu machen. Ich will die beiden Bände wieder fortschaffen. Sie müssten, würde ich sie lesen, wenn auch vielleicht meine Vorstellungen nicht zerstören, so sie doch *in jedem Fall* von Grund auf *aufwühlen*, so dass es wieder eine ungeheure innere Arbeit benötigte, die Elemente von neuem systematisch zu ordnen, das treibende trübe Gewässer wieder zu klären. [\[zurück\]](#)

<sup>24</sup> Das 16. Jahrhundert und damit das Jahrhundert des Renaissance-Humanismus war – zusammen mit den "Griechen" – auch für den Notizenschreiber noch eine der Epochen der Vergangenheit, denen er sich selbst am meisten zugehörig fühlte. Folgende Grundnotiz vom 17. April 1935, beweist das deutlich:

#### DER SPIEGEL

Du selbst bist vielleicht unsichtbar; dann erkennen wir aber in manchen Fällen dein Wesen in einem Spiegel.

Der Spiegel sind mehrere (und da sie nicht zu dir gehören, wirst du sie auch nicht entfernen können). Z.B.:

- 1) Wie stirbst du?
- 2) Welches von den Märchen, die du in deiner Kindheit hörtest, hatte Vormachtstellung?
- 3) Zu welchen Perioden der Vergangenheit hast du Beziehung? (Und wenn zu keiner, ist auch das wieder ein Spiegel.)
- 4) Wen liebst du? (Und wenn du keinen liebst, ist auch das ein Spiegel.)
- 5) Und noch vieles. Es sind überall Spiegel und du müsstest dein Leben verwenden, um klug ihnen allen zu entgehen: // und wahrscheinlich würde es dir nicht gelingen; // und wenn du es erreicht hättest, wäre auch das wieder ein Spiegel.

Nachtrag.

Zu 3) So waren die Perioden für Nietzsche (wie Burckhardt) eindeutig zwei: Die Griechen und die Renaissance (für mich genau so. Erst meilenweit hinterher kommt alles andere.)

Wichtig auch zur Spiegelung politischer Zustände, von Völkern. So hat Deutschland keine Beziehung zur Vergangenheit (in grossem Gegensatz zu Russland), es sei denn zu den alten Germanen in den Urwäldern mit Bier und dumpfem Geschrei. [\[zurück\]](#)

<sup>25</sup> Aus dem *Jugendtagebuch* geht hervor, dass sich Ludwig Hohl im Januar 1922 an die Einrichtung eines "Gemaches auf dem obersten Dachboden" gemacht hat, in dem er – sobald die Temperatur zulies – seine "Gelehrsamkeitsübungen" abgehalten hat (S. 104). Anschaulich führen viele Passagen in seinem Tagebuch dann vor Augen, wie sehr er sich schon als Kantonsschüler von seinen Zeitgenossen abgewendet und den "grossen Geistern" der Vergangenheit zugewendet hat (S. 121):

Ihr grossen Geister, die ihr schon über die Erde schrittet: Ihr hättet mich begriffen, ganz durchschaut, euch hätte mein inneres Leben umschlossen! Es tut mir wohl zu denken, dass solche Geister gelebt, dass es solche Geister doch noch *gibt*! Weit überflogen sind die Schranken *dieser* Wirklichkeit, die *diesen* Leuten alles ist – bei euch! [\[zurück\]](#)

<sup>26</sup> Hohl selber hat wörtlich gesagt, dass er mit seinem Denken zu Heraklit "hinführen" wolle (IX, 55). Dass Hohls Schreiben für ihn geradezu eine Existenzbedingung war, die stets einem Forschungszweck gedient hat, hat auch Adolf Muschg schon festgestellt: "Schreiben heisst bei ihm: Suche nach dem einzigen Lebensmittel, das ihn erhält und das er verträgt" ("Ludwig Hohl: Schreiben als Forschung", *Die Weltwoche*, 3.4. 1974). Dass dieses "Schreiben als Forschung" darum letztlich für unseren Autor genauso auf eine Selbsterforschung hinauslaufen musste, wie jede (philosophische) Lektüre des Notizenwerks auch heute noch für seinen ernsthaften Leser unweigerlich zur Selbsterforschung wird, hat Muschg ebenfalls schon treffend beschreiben: "Einsatz der Existenz; nur um diesen Preis konnte es [scil. Hohls Werk] geschrieben werden. Dafür hält dieses Werk das Gefühl dafür wach, was Dichtung sein kann: Wahrheit im einzelnen, Hoffnung im ganzen. Man kann Hohls Werk nicht gerecht werden, aber man müsste es; was einem beim Lesen seiner unvergleichlichen Erzählungen und seiner kürzeren Stücke begegnet, ist Erinnerung an alles, was man sich als sinnbegabtes Wesen schuldig wäre" (a.a.O.). [\[zurück\]](#)

<sup>27</sup> Wie oben Gottfried Keller, hat Hohl hier auch Friedrich Schiller eigenartig zitiert. Die Reihenfolge der Tugenden ist in Schillers Original nämlich gerade umgekehrt:

Nur zwei Tugenden gibt's. O wären sie immer vereint,  
Immer die Güte auch gross, immer die Grösse auch gut!

Gleichzeitig ist die Vorrangstellung der Grösse vor der Güte – Hohl spricht in diesem Zusammenhang auch von "Hoheit" und "dem Gewaltigen" – für den *jungen* Hohl äusserst symptomatisch. Später hat sein Fokus gerade umgekehrt und zunehmend geringere Dimensionen sind ins Zentrum gerückt ("Nuancen und Details"). Dies hat Hans Saner in seiner kleinen Studie "Zu Ludwig Hohls Philosophie der geringeren Dimensionen" bereits überzeugend demonstriert (in: *Akten des Pariser Kolloquiums*, S. 112-125). Wie Saner richtig festgestellt hat, lässt sich in allen Jugendschriften Hohls "ein fast unersättliches Verlangen nach Grösse [... als] das fundamentale Merkmal" identifizieren, und gilt auf dieser Stufe darum auch noch die Wertung absolut: "Das Grosse ist das Gute" (S. 113). In den *Notizen* der Dreissiger Jahre wird diese Wertschätzung dann deutlich verfeinert, indem der Notizenschreiber die Notwendigkeit der kleinen Schritte zur Verwirklichung des Grossen und Ganzen anerkennt. Von höchstem Wert für den Menschen erscheint darum nicht mehr allein die heroische Grösse, sondern die richtige Erkenntnis seiner eigenen Grenzen: "Dies: Tue das mögliche Kleine, aber aus einer grossen Idee!", ist Hohls Antwort auf die Fragen, die ihm aus seinen Jugendkämpfen erwachsen sind", wie Saner es sagt (S. 120). Ob Hohl dann wirklich erst auf einer 3. Stufe in den *Nachnotizen* erkannt hat, dass "die Kraft zur Weltveränderung [...] beim Kleinen, Subtilen, Nuancierten, scheinbar Schwachen" liegt (S. 122), und ob sich damit tatsächlich in seinem Denken ein radikaler Wandel von Vorherrschaft des Grossen zu der des Kleinen vollzogen hat, wie Saner das behauptet, wäre allerdings vielleicht noch einmal zu überdenken. Denn: natürlich *scheint* die Wolke am Horizont klein. Aber ist sie das wirklich? Hat sie nicht in Wahrheit oft schon eine gewaltige Höhe erreicht, wenn sie uns am Horizont noch klein erscheint? Und wenn nicht: wird sie sich nicht doch in den nächsten Stunden zu mächtiger Grösse auf-türmen, und ist nicht unsere Kenntnis des perspektivischen Trugs und der einschlägigen meteorologischen Gesetze erst das, was das Gesetz "von den hereinbrechenden Rändern" überhaupt verständlich macht? Sicher ist jedenfalls: der Erkennende, dem dort am Horizont ein Wölkchen das heraufziehende Gewitter ankündigt, richtet sein Handeln schon jetzt nach der gewaltigen Kraft des Blitzes. Der Spruch des Heraklits bewahrheitet sich somit bei Hohl auch noch in diesem Gesetz: "Alle Dinge steuert der Blitz" (Fragment 64, in: Capelle, 1968, S. 141). Der Blitz aber droht gross und gewaltig, wie fern er auch sei. [\[zurück\]](#)

<sup>28</sup> Auch im *Jugendtagebuch* findet man viele Stellen, an denen Hohl sich darüber beklagt, einsam und unverstanden unter den Menschen zu sein. Am 15. Januar 1922 notiert er z.B. (S. 110): "Das Geschick hat mir eine verteufelte Rolle gegeben, allein zu stehen mit mir u. immer nur mit meinem eigenen Geiste zu ringen". Schon drei Wochen vorher hatte er notiert (S. 87): "Ich wandle ganz einsam. Die Welt um mich, die nächste wie die weitere, versteht mich nicht; ich bin ganz allein." [\[zurück\]](#)

<sup>29</sup> Wobei, wie gesagt, auch bezüglich Hohls Alpinismus immer noch falsche Vorstellungen bestehen. So wurde jüngst in einem TV-Beitrag zur französischen Übersetzung von *Bergfahrt* auf ARTE behauptet, Hohl habe nach seiner Rückkehr in die Schweiz "in einem Kellerraum in Genf [gelebt], den er nur für Bergwanderungen verlässt". In Wahrheit aber hat Hohl nach seiner Rückkehr in die Schweiz – die n.b. nicht, wie im TV-Beitrag fälschlicherweise behauptet, erst 1954 sondern bereits 1937 erfolgt ist – keine als alpinistisch zu bezeichnende Ausflüge mehr unternommen. [\[zurück\]](#)

<sup>30</sup> Gerade in den frühen Jahren waren Hohl und Lotte in Den Haag alles andere als sozial isoliert! Ihr Arbeitsmanuskript lässt hoffen, dass Stüssis Biographie in diesem Punkt einiges Material anbieten wird, das zu der längst überfälligen Korrektur dieses falschen Eigenbrötler-Klischees beitragen könnte. [\[zurück\]](#)

<sup>31</sup> "Da stehen sie", sprach er [scil. Zarathustra] zu seinem Herzen, "da lachen sie: sie verstehen mich nicht, ich bin nicht der Mund für diese Ohren. [...] Sie haben etwas, worauf sie stolz sind. Wie nennen sie es doch, was sie stolz macht? Bildung nennen sie's, es zeichnet sie aus vor den Ziegenhirten. [...] So will ich ihnen vom Verächtlichsten sprechen: das aber ist der letzte Mensch." [...] "Was ist Liebe? Was ist Schöpfung? Was ist Sehnsucht? Was ist Stern?" – so fragt der letzte Mensch *und blinzelt*. [...] "Wir haben das Glück erfunden" –

sagen die letzten Menschen *und blinzeln*. (*Also sprach Zarathustra* in: KSA Bd. 4 S. 18f.; Kursivsetzungen von MR) [\[zurück\]](#)

<sup>32</sup> Ein Musterbeispiel einer montierten Hohl-'Story', die sein fehlendes Hintergrundwissen nur vor Unverständigen zu kaschieren vermag, hat zuletzt Alexander Sury geliefert. Schon im Titel seines Artikels wird die alte Kerbe genannt, in die einmal mehr einer blind hineinhaut: "Der Weg in den Untergrund"... Im ersten Satz werden denn auch sogleich zwei der abgedroschensten – aber eben auch reisserischsten – Klischees bemüht, die man zu Hohl überhaupt noch reproduzieren kann: "Der 1980 verstorbene Ludwig Hohl ("Notizen") war ein genialer Einzelgänger, der über 20 Jahre in einem Genfer Keller hauste." Dass die referierten Fakten zutreffen, tut hier nichts zur Sache. Die Funktion dieses ersten Satzes ist nämlich nicht der Transport eines Inhalts, sondern die Herstellung einer gewissen Atmosphäre: ein genialer Einzelgänger in einem Kellerloch – das verkauft sich, das wird immer wieder gern gelesen ... (der Artikel erschien u.a. in der Berner Tageszeitung *Der Bund*, vom 18. Juni 2011). Das Schlagwort "Monomanie" folgt in Surys Reportage natürlich auf dem Fuss. Dass Sury aber nicht nur von Ludwig Hohl kaum etwas Nennenswertes zu berichten hat, sondern offenbar auch seine philosophische Bildung Fassadenkunst ist, zeigt sich, wenn er allen Ernstes glaubt, Sarbachs Charakterisierung von Hohls Kellerwohnung als "Refugium im Hochgebirge" mit Platons Höhle in Verbindung bringen zu dürfen. Als fände der platonische Philosoph in der öden Einsamkeit einer abgechiedenen Höhle irgendwo in den Bergen den passenden Ort für seine philosophische Inspiration. Oder hat Sury damit vielleicht geschickt eine verborgene Kritik anbringen wollen? In einem gewissen Sinn könnte man ja durchaus sagen, das designierte Wirkungsfeld gerade des platonischen Philosophen sei letztlich die Höhle; dann aber doch gewiss nicht als Ort seiner einsamen Inspiration. (Man lese dazu die entsprechenden Passagen im 7. Buch der *Politeia*, 514a-517c.) Wie man es also auch drehen will, das Bild funktioniert nicht. Dass Surys Artikel den Eindruck erwecken muss, Hohl werde nur noch von seinem kauzigen Nachlassverwalter 'ex officio' gehütet und geradezu kultisch verehrt, während ihn eine Psychologin, der er Depressionen bereitet, erforscht, weil sie die Ludwig Hohl Stiftung dafür bezahlt hat, ist nicht nur bedauerlich, sondern entspricht den Tatsachen nicht: in den Tagen, in denen Sury das SLA besucht hat, war von Bitter als Herausgeber gerade dabei, den Nachlass mit Hinsicht auf seine Kommentare und Einleitung der Hohl-Grünberg Briefpublikation bei Nimbus zu konsultieren; hielt sich Lafond gerade in Bern auf um ihre letzten Forschungen am Nachlass anzustellen im Zusammenhang mit ihrer Hohl-Habilitation; wurde im Vereinigten Königreich gerade eine Dissertation zu Ludwig Hohl in Angriff genommen (Universität Birmingham); und war in der Schweiz gerade die Ankündigung erfolgt, dass im kommenden Semester an zwei inländischen Universitäten akademische Lehrveranstaltungen zu Hohl abgehalten werden würden (Luzern, Zürich). Solche nüchterne Fakten wären den geistig-feierlich gestimmten Sonntagslesern aber wohl nicht gut bekommen, hat der professionelle Sury richtig antizipiert, und sie darum wohlweislich unter den Tisch gekehrt. Immerhin: man muss heute die Fakten schon vertuschen, wenn man Hohl weiterhin als Geheimtipp verkaufen will... [\[zurück\]](#)

<sup>33</sup> Ein anderes Beispiel, an dem sich unser Punkt gegen Bänninger leicht argumentieren liesse, bietet das zweite Stück im ersten Teil der *Notizen*. Dort schreibt Hohl u.a.: "Arbeiten ist das Einzige, bei dem einem kein anderer helfen kann." – Wenn einer aber immerzu helfen möchte, wo er nicht helfen *kann*, so steht er meistens nur im Weg. Wie glücklich sich also jeder im Hohlschen Sinn "Arbeitende" fühlen muss, wenn er ungestört und allein ist, sollte eigentlich schon daraus hervorgehen. Die in ihren Tätigkeiten Befangenen hingegen werden diesen bemitleiden, und wohl zueinander sagen: "Was der Mann leidet! Er ist ja so 'einsam'..." und ihm womöglich auch noch einen unerbetenen Besuch abstatten, um ihm seine Einsamkeit zu vertreiben, derer er zu seiner Produktion so dringend bedarf. [\[zurück\]](#)

<sup>34</sup> Dass der Notizenschreiber auch von einer lähmenden, negativen Wirkung von "Einsamkeit" gesprochen hat, haben wir weiter oben schon in seiner "Rechtfertigung an den Leser" bemerkt (vgl. S. 72f.), in der er seine "Einsamkeit" als Entschuldigung dafür in Anspruch genommen hat, dass er "brutto sage, was die andern netto sagen, und das netto sagen, was die andern brutto sagen" (VI,45). [\[zurück\]](#)

<sup>35</sup> An dieser Stelle wird nun auch der Zusammenhang deutlich, zwischen der gedankenlosen Reproduktion des gängigen Einsamkeits-Klischees und dem (literatur-)wissenschaftlichen Fehlurteil über Hohls Verhältnis



zu seinem Leser. In den Aufsätzen werden wir umgehend sehen, dass diese Abwendung von den "Viel-zu-Vielen" und seine Hinwendung zu den Wenigen auch schon ein Grundzug ist des Kantonsschülers, dessen Begeisterung für ein Buch ihn zum Schluss von Frauenfeld fortgetragen hat, das den Untertitel trägt: "Für alle und keinen" (scil. Nietzsches *Zarathustra*). [\[zurück\]](#)

<sup>36</sup> Ein Beispiel einer derartigen Entsprechung und einen Eindruck davon, wie eine solche Kommunikation "Von Einsamkeit zu Einsamkeit" ausgesehen haben könnte, bietet das kleine Büchlein *Briefe von Albin Zollinger an Ludwig Hohl*, das Heinz Weder "für die Freunde des Verlages und der Buchhandlung Hans Huber, Bern und Stuttgart, auf Weihnachten 1965 herausgebracht" hat (S. 68). Vgl. auch S. 370ff.. [\[zurück\]](#)

<sup>37</sup> In den *Nuancen und Details* hat Hohl in einem "definitions-mässigen" Abschnitt zum Thema "Arbeit" die Möglichkeit schon ausdrücklich erwähnt, dass es sich bei einer solchen auch um "innerliche Stoffe, innere Gebiete" handeln könne (II,51). Die Zuwendung zu einem "relativen Aussen" hat dann, wie er erklärt, jeweils in der Art zu erfolgen, dass ein bislang Unklares ins Klare, Ahnungen in Gedanken und diese ins gesprochene Wort verwandelt werden. Erst in dieser letzten Form wird Inneres nämlich kommunizierbar, und "Kommunikation" und "Arbeit" verwendet Hohl an vielen Stellen im Notizenwerk beinahe synonym. So heisst es vom Menschen (XI,30), dass er sofort aufhört zu leben, wenn er nicht mehr arbeitet ("produziert"), und vom Leben (II,119), dass es "Kommunikation mit den andern, Arbeiten" ist (II,50):

Der Mensch lebt in der Masse, wie er kommunikationsfähig ist: ist die Kommunikationsfähigkeit vorbei, so ist auch das Leben vorbei.

In dieser letzten Notiz unterscheidet Hohl aber ganz verschiedene Arten und Abteilungen der Kommunikation. Wie wir sehen werden, kann dabei auf der dritten Stufe seines Modells durchaus auch das eigene Selbst an die Stelle eines Anderen treten – das Selbst dann allerdings nicht als psychologische Entität, sondern als philosophischer Fluchtpunkt gedacht, als permanente Produktion und lebendige Arbeit eben, als der immer neu in "volle Übereinstimmung mit den Dingen" zu bringende Standpunkt des Denkens in einer immerfort sich verändernden Welt (XI,3). Als eine Form der klärenden Kommunikation mit sich selbst ist darum gerade die schriftliche Selbstklärung des Kantonsschülers, die wir hier vor uns haben, schon eine ausgezeichnete "Arbeit" im Hohl'schen Sinn. [\[zurück\]](#)

<sup>38</sup> Es ist üblich geworden, den Regierungsantritt von Alexander dem Grossen im Jahre 336 v. Chr. als Anfangsdatum für diese Epoche zu setzen, und sie im Jahre 30 v. Chr. mit der Integration Ägyptens in das Römische Reich enden zu lassen. [\[zurück\]](#)

<sup>39</sup> Bourriot hat gezeigt, dass Sokrates zu der Umprägung des Begriffs der *Kalokagathía* aus seiner ursprünglich konservativ-politischen Herkunft in ein philosophisches Streben nach Wahrheit entscheidend beigetragen hat (Félix Bourriot: "Kalos Kagathos – Kalokagathía. D'un terme de propagande des Sophistes à une notion sociale et politique", in: "Étude d'Histoire athénienne" (2 Bde.), Hildesheim et. al. (Hrsg.); 1995. S. I,284f.). Dabei hat Bourriot nicht nur – ja nicht einmal primär – den platonischen sondern vor allem auch den xenophontischen Sokrates im Sinn. Dagegen hat Mark-Georg Dehrmann die Auffassung vertreten, das vermeintlich antike Bildungsideal der *Kalokagathía* sei das Resultat der Rückprojektion einer modernen Begriffsüberhöhung, wie sie vor allem in der (deutschen) Aufklärung erfolgt sei (vgl. ders: "Das 'Orakel der Deisten'. Shaftesbury und die deutsche Aufklärung"; Wallstein, Göttingen, 2008, v.a. S.287-311). [\[zurück\]](#)

<sup>40</sup> Wir schliessen uns hier der Ansicht von Karl Vorländer an, der das Kapitel "Die sokratischen Schulen" in seiner *Geschichte der Philosophie* (Bd.1: "Die Philosophie des Altertums") mit folgenden Worten beginnt (S. 77): "Die Wirksamkeit des Sokrates hörte mit seinem Tode nicht auf. Zwar hatte er seiner ganzen Natur nach eine eigentliche 'Schule' weder gebildet noch bilden wollen, aber zahlreiche Männer und Jünglinge hingen mit inniger Verehrung an ihm und suchten nach seinem Vorbild zu dem Ideal des 'Schönen und Guten' (der *kalokagathía*) zu gelangen." [\[zurück\]](#)

<sup>41</sup> Man beachte, dass Ludwig Hohl später in den Notizen vom "Lehrbrief" im Wilhelm Meister sagen wird, es sei ein Prosastück, "das [er] zum Höchsten zähle" (VII,78). [\[zurück\]](#)

<sup>42</sup> Vgl. z.B. Walter Patt: "Formen des Anti-Platonismus bei Kant, Nietzsche und Heidegger"; Klostermann, Frankfurt a.M., 1997, S.S. 109ff.. [\[zurück\]](#)

<sup>43</sup> Nicht nur Schiller hat sich die Frage nach dem richtigen Verhältnis des Ethischen und Ästhetischen auch als Frage nach dem Zusammenhang von Geist und Natur gestellt. In diesen Kontext gehört auch Kleists Aufsatz *Über das Marionettentheater*, den Hohl, wie wir gleich sehen werden, in seinem letzten Jahr als Kantonschüler begeistert aufgenommen hat. Kurz vor Weihnachten 1921 gibt Hohl an, sich "mit Literatur zu Kleist", wie er sagt: "wohlversorgt" zu haben (*Jugendtagebuch*, S. 87):

Dies genügt. Geist, eigener Geist muss nur noch dazukommen; so würde sogar weniger genügen. Ich lese auch kaum alles. Aber Geist werde ich der Sache schenken, muss es tun! Die ganze Wucht meines Innern möchte ich so viel wie möglich auf diesen Geist, auf Heinrich v. Kleist, richten; denn schnell ist er mir lieb u. lieber geworden.

Bereits am Heiligabend notiert er dann dazu: "Wenn ich jetzt Kleist nicht hätte, wäre mein Dasein trostlos". Schon plant er einen Vortrag abzuhalten zum Thema "Kleist u[nd]. sein Geschick" (S. 88): "Jedenfalls über Kleist werde ich – selbstverständlich – reden. Kleist erfüllt, umgibt mich jetzt. Er ist die Aussenwelt für mich, die auch in mein Innen hineinreicht. Die andere Aussenwelt ist mir ja fremd".

Für die grosse Bedeutung Schillers spricht die Tatsache, dass Hohl am 18. Oktober 1921 unter anderen möglichen Referatsthemata auch "Zurück zu Schiller!" ins Auge fasst (S. 44); im Zusammenhang mit der *Kalokagathia* noch aufschlussreicher ist jedoch der Eintrag vom 20. Februar 1922, in welchem er als "rein *Schillersche[s]* Element" in sich einen "klar u[nd]. einfach, aber mit siegreicher Gewalt zum Hohen, Reinen, Göttlichen aufstrebende[n] Idealismus" konstatiert (S.131). Hohls frühe Hölderlin-Begeisterung kommt im *Jugendtagebuch* vor allem in den späteren Eintragungen in emphatischen Formeln wie "O Hölderlin, grosser Hölderlin! *Du* hättest mich verstanden!" zum Ausdruck (S. 110).

Aus philosophischer Sicht interessant ist die Beobachtung, dass Hohl zwar von Hegels Kritik am Begriff der "schönen Seele" in der *Phänomenologie des Geistes* weder damals noch später etwas gewusst haben wird, der philosophische Hauptkritikpunkt Hegels an diesem Konzept aber: dass so eine Seele letztlich "wirklichkeitslos" bleiben müsse und "nicht zum Dasein" gelangen könne (Werke 3; Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1970, S. 491), in auffallender Weise genau dem Grundproblem des Jugendtagebuchschreibers entspricht:

Ich habe keinen Ausgang aus meinem Innern in die weite Welt. [...] ein *Werk* muss ich haben! Ich muss mich in der Aussenwelt abdrücken, damit ich mich so wieder sehe u. die Frage lösen kann. Und dieses Abdrücken in der Umgebung: Dies sind meine Taten, meine Werke! Und sind sie nicht da, muss ich zu Grunde gehen. (*Jugendtagebuch*, S. 112f) [\[zurück\]](#)

<sup>44</sup> Auch sonst gäbe es zu diesem frühen Text, in dem sich Ludwig Hohl zu seiner Selbstprüfung als Kantonschüler anschickt, noch viel zu sagen, was wir hier auslassen müssen. Z.B. wäre zu untersuchen, inwiefern sein Selbstverhältnis hier von christlichen Strukturen geprägt ist. Vor einer voreiligen Identifikation der "alles durchdringende[n] ewige[n] Gerechtigkeit", von der er in diesen Seiten spricht, mit einem Gottesbild nach christlicher Vorstellung, sei allerdings gewarnt. Es wäre vollkommen unverständlich, wie der Jüngling, in seiner damaligen Geisteslage, unter einem *moralischen* Gott, seinen ins Auge gefassten eigenen Untergang noch als ein gewaltiges Geschick hätte verstehen können. Naheliegender wäre hier die Annahme, dass der begabte Griechischschüler bereits Kenntnis vom sogenannten "Satz des Anaximander" gehabt haben könnte (DK 12a9, in: Capelle, 1968, S. 82): "(Woraus aber für das Seiende das Entstehen ist, dahinein erfolgt auch ihr Vergehen) gemäss der Notwendigkeit; denn sie schaffen einander Ausgleich und zahlen Busse für ihre Ungerechtigkeit nach der Ordnung der Zeit." [\[zurück\]](#)

<sup>45</sup> Voraussichtlich wird dieser Aufsatz in der Hohl-Biographie von Anna Stüssi kommentiert und auszugsweise publiziert werden. [\[zurück\]](#)

<sup>46</sup> Alle Aufsätze, die in der Bergwelt spielen, tragen deutliche Zeichen der Begeisterung des Jungalpinisten fürs Hochgebirge. Naturbeschreibungen der Gebirgswelt bei Tagesanbruch und hereinbrechender Dunkelheit wird sehr viel Platz eingeräumt. Dabei handelt es sich zwar um hochromantisch eingefärbte, aber immer auch um detail- und so doch gewissermassen auch wirklichkeitsgetreue Skizzen der markantesten Bergmassive um seinen Geburtsort Netstal herum, denen Hohls ausgeprägte alpine Erfahrung zu diesem Zeit-

punkt bereits deutlich anzumerken ist. (Zu seinen jugendlichen Bergfahrten vgl. das Heft *Meine Bergtouren 1916–1921* im Nachlass, C–01–a–6.). Ein Beispiel einer solchen romantischen Szenerie, die von der Topographie her genau auf das Relief zwischen Netstal und dem Fronalpstock passt, gibt der Beginn des Aufsatzes "Ein Wintertag im Leben eines Gebirgsbewohners" vom 29.1.1920: (Neben dem zweiten Satz hat Hohls Lehrer und Lieblingsfeind von Greyerz mit Rotstift eine geschwungene Klammer und den Kommentar "Satzungeheuer" angebracht.)

Eine sternenhelle Winternacht breitet ihre Schwingen über die schlafende Bergnatur.

Über dem schroff aus der Talsohle ansteigenden, tiefverschneiten Bergwalde, über der sich daran anschliessenden, Sommers aus grünen Matten bestehenden, jetzt aber ebenfalls im schönsten Winterkleide prangenden Berghalde, über den weiten Gefilden der noch höher gelegenen, mit den letzten, spärlichen Tannen bestandenen Alp u[nd]. endlich zu allerobst, über den mit gewaltiger Wucht, mit hehrer Majestät zum ewigen Firmamente emporragenden Felsenwänden u[nd]. Firnenkronen liegt die gleich, erhabene Ruhe.

Die Alp "Ennetberge" befindet sich ungefähr 500 Höhenmeter über Netstal und ist von dort über den Alpweg in anderthalb Stunden bequem zu erreichen. Der von Hohl beschriebene Gaden bei "den obersten Hütten der Ennetberge" dürfte jedoch im "Ober Stafel" gelegen haben, der noch einmal knapp 900 Meter über den Haupthütten dieser Alp liegt. Den Fronalpstock hat Hohl in frühen Jahren mehrmals bestiegen. (Der 2'124 Meter hohe Glarner Fronalpstock ist nicht zu verwechseln mit einem gleichnamigen Berg im Kanton Schwyz!) Seine Besteigung über "Ennetberge", Unter, Mittler und Ober Stafel wird heute auf der SAC-Wanderskala mit dem Schwierigkeitsgrad T4 angegeben. Für eine erfolgreiche Tour ist eine gewisse alpine Erfahrung also bereits sehr hilfreich. Der letzte Aufstieg zum Gipfel erfolgt dann nämlich teilweise in recht exponiertem Gelände. Ohne Hilfe der Hände lässt er sich nicht bewerkstelligen.

Dieser zweite Aufsatz ist unter allen frühen Texten Hohls wohl derjenige, bei dem sich eine psychologisierende Lektüre am meisten aufdrängt. Das tiefwinterliche Alpenidyll, das darin beschrieben wird, wirkt nämlich ebenso verklärt, wie das innig-nahe Verhältnis zwischen einem Vater und seinem 18-jährigen Sohn, die sich als heldenhaftes Team im strengen Bergwinter bewähren. Die Rückkehr des Sohnes, der den Käse ins Tal und von dort einigen Proviant und Holz wieder zur Hütte gebracht hat, wird wie folgt beschrieben:

Die Sonne ist schon hinter die Berge hinabgesunken u[nd]. kälter ist's wieder geworden, als auch der Bauernsohn den Ort seiner Ruhe erreicht. Freundlich wird er empfangen vom Vater, behaglich lässt er sich nieder im heimeligen, rauchgeschwärmten Stübchen u[nd] genießt das wohlverdiente Nachtmahl. [...] Nach dem Essen plaudern sie den ganzen, lieben, langen Abend; denn der Winter ist ja nicht die Zeit der grossen Arbeit. Blaue Rauchwolken steigen empor zur geschwärmten Diele; ihr Gespräch ist so ruhig, so gemütlich.

Hier scheint der im engen Tal an die Schulbank gefesselte Kantonsschüler also nicht nur eine Gegenwelt zur verhassten Schultube entworfen zu haben, sondern auch zu seinem pfarrherrlichen Elternhaus, von dem er sich zunehmend entfremdet. Zu allen diesen frühen Aufsätzen gilt es übrigens zu bemerken, dass sie durchwegs gut benotet wurden: die Aufsätze aus der Sekundarschulzeit wurden mit Noten zwischen 1 und 2, jene aus der Kantonsschule meist mit Noten zwischen 5 und 6 honoriert, wobei die Richtung der Skala in der Zwischenzeit anscheinend gewechselt hatte. [\[zurück\]](#)

<sup>47</sup> Wir haben gesagt, in allen frühen Berg-Aufsätzen seien autobiographische Anklänge zu vernehmen. Das gilt auch hier, wenngleich Hohls autobiographischer Nachvollzug einer fast ausweglos scheinenden Situation als Einzelgänger eigentlich erst am 12. Oktober 1921 am "Bös Fülen" erfolgen wird. Elio Pellin hat in seiner Dissertation gezeigt (S. 60), dass Hohls Erlebnis am "Bös Fülen" mit drei späteren Erlebnissen zusammen den biographischen Wurzelstock gebildet hat, aus der in fast fünfzig Jahren die *Bergfahrt* entstanden ist. Zu Recht haben Pellin (S.28f) und Zopfi ("Dem Gefängnis entrinnen", in: "Drehpunkt. Die Schweizer Literaturzeitschrift" (118/2004), S. 12–16) auf den Umstand hingewiesen, dass Alpinisten in den frühen 20er Jahren wegen ihrer vergleichsweise primitiven Ausrüstung sehr schnell auch auf Routen, auf denen das heute nicht mehr so leicht der Fall sein dürfte, in lebensbedrohliche Situationen geraten konnten. Es ist also durchaus wahrscheinlich, dass auch der Jüngling, der den Aufsatz "Dem Tod entronnen" geschrieben hat, sich bereits wiederholt in Todesgefahr wähen musste.

Auf einen weiteren Umstand wäre mit Bezug auf Hohls frühe Bergtouren und ihren Niederschlag in seinem späteren Oeuvre hier noch hinzuweisen: während heute z.B. gerade die Route auf den Fronalpstock mit

weiss-blau-weissen Wegmarkierungen gut gekennzeichnet ist, hat sich ein Berggänger zu Hohls Jugendzeiten auf ähnlichen Besteigungen sehr rasch in weglosem Gelände befunden und war gezwungen, seinen *eigenen* Weg zu gehen. In der Beschreibung von Webers Aufstieg zum Mürtschen hiess es ja auch schon im ersten Satz, dass "von einem Weg [...] natürlich keine Spur vorhanden [war]". Solche Erfahrungen werden der von Hohl in den *Notizen* oft verwendeten Metapher von einem selber zu suchenden, *eigenen* Weg zu den Gipfel zugrunde liegen (I,48):

Erkennen ist der Gipfel, aber wie sind die Wege? Über die Ebenen des Alpinisten schaut als Wunderbarstes der Gipfel; aber sein einziges Sinnen gilt dem Weg. Was ist der Weg desjenigen, der steigen will zu den Gipfeln des Lebens? Das Richtige tun!

Welches aber ist die Tat, die am meisten des Richtigen enthält? Dir präsentieren sich, wenn du jung bist, viele! – So ergreife eine, in der du Richtiges siehst! Das Richtige in ihr wird gross, und wird eine Leichte, die dich führt zu Richtigerem.

Auch hier gilt es jedoch strikt zu unterscheiden zwischen der biographischen Reduktion einer Aussage auf das subjektiv Beliebige und einer Illustration der philosophischen Dimension eines Werks durch den Aufweis einer immanenten, biographischen Erlebnisebene. Dass im letzten Fall jene, die ähnliche Erlebnisse wie Hohl – auf dieselbe oder andere Weise – nicht auch schon selber gemacht haben, vom philosophischen Verständnis ausgeschlossen werden oder ihnen dieses zumindest nicht erleichtert wird, ist unumwunden einzugestehen. Ob ein 'adventure trip trippel-pack' mit Base-Jump, River-Rafting und Klettersteig für solche Erfahrungen heute ein geeigneter Ersatz sein kann, bleibt fraglich. [\[zurück\]](#)

<sup>48</sup> Die eben schon angesprochene Frage, ob derartige Behauptungen als (objektive) Erkenntnis oder lediglich als (subjektive) Erlebnisse zu betrachten sind, ist tatsächlich berechtigt. Im Grunde stellt sie sich als Frage nach der Möglichkeit einer (existenziellen) Erfahrung als Ausgangspunkt zum philosophischen Denken. Denn die Auseinandersetzung mit dem Tod, auf die es Hohl in den *Notizen* ankommt, gründet offenbar nicht in einem Theorem, sondern in einer existenziellen Haltung, wie er im 18. Stück des 11. Teils der *Notizen* erneut ganz deutlich sagt:

"*Sich vorbereiten* auf den Tod?"

Nein! Du musst ihn angenommen, dich vollständig mit ihm abgefunden haben; – nicht ihn *studieren* (es gibt da für uns nichts zu studieren), sondern mit ihm *beginnen* zu denken. Als eine Basis – wie die Tatsache, dass du da bist – sollst du ihn nehmen: Ist er doch eine totale Tatsache. [\[zurück\]](#)

<sup>49</sup> Natürlich steht am Ursprung gerade der phänomenologischen Methode bei Husserl die feste Absicht, die Philosophie endlich als exakte Wissenschaft zu etablieren. Indem er sich in der phänomenologischen Einstellung aber ganz darauf konzentriert, wie *ihm selber* ein konkreter Gegenstand gegeben ist, weist die Richtung seiner Aufmerksamkeit schon bei Husserl in Hohls Distinktion eindeutig auf die Kunst hin. Nicht ganz zufällig haben später gerade phänomenologische Denker wie Sartre und Heidegger ihre Philosophie auch ganz prominent in literarischer, und nicht nur in wissenschaftlich-technischer Gestalt hinterlassen. [\[zurück\]](#)

<sup>50</sup> Auch Scheler hat erst unter dem Einfluss der Phänomenologie begonnen, seine Produktion wissenschaftlicher Sekundärliteratur zu Kant zugunsten der Entwicklung seiner eigenen (Lebensanschauungs-) Philosophie aufzugeben. In *Philosophische Weltanschauung* sagt er zum Verhältnis der Philosophie zur Wissenschaft, wie es seiner Meinung nach in der jüngsten Vergangenheit vorherrschend und in nächster Zukunft neu zu gestalten war, folgendes (Francke, Bern, 1954, S.5): "Bis vor kurzer Zeit hatte nun freilich die deutsche Philosophie selbst – besonders die akademische – auf den Aufbau einer *Weltanschauung* Verzicht geleistet. Sie erschöpfte sich Jahrzehnte darin, nur eine Dienerin der positiven Wissenschaften zu sein [...]. So ging die Philosophie des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts fast ganz darin auf, Erkenntnislehre und Erfahrungsseelenlehre zu sein. Aber Philosophie darf, ebensowenig wie Dienerin eines kirchlichen Glaubens, bloss Dienerin der Wissenschaft sein." Gleichzeitig denunziert Scheler in diesem Aufsatz, der 1928 zum ersten Mal veröffentlicht wurde und Fragen der Weltanschauung wieder als ein legitimes Geschäft der Philosophie erweisen sollte, das frühe Philosophieverständnis Hohls, das wir in der *landschaftlichen Schönheit* antreffen und diese in die engen Schranken einer (positiven) Wissenschaft weisen möchte, als anachronistisch (a.a.O.): "Die Philosophie [hat sich] in den letzten Jahrzehnten in ihrem Wesen und in ihren Zielen tiefgreifend verändert. [...] Die drei grossen Denkrichtungen des sogenannten Positivismus, Neukantianismus und des

Historismus,, die jede Art von Metaphysik für unmöglich erklärten, sind nur noch in wenigen Nachzüglern vorhanden.“

Zu diesen Nachzüglern scheint also auch der Kantonsschüler noch gezählt zu haben. Wie wir gleich sehen werden, wird sich das in den nächsten Monaten, in denen er Platons Apologie, Schopenhauers und Spinozas Leben sowie Nietzsche näher kennen lernen wird, jedoch grundlegend ändern. Interessant ist dabei die Feststellung, dass gerade Nietzsche und Spinoza in der Entwicklung seiner Philosophie auch für Max Scheler zunehmend wichtiger geworden waren. In einer Rede in Amsterdam anlässlich des 250. Todestages von Spinoza hat er folgende Worte gesagt, mit denen sich Hohl später vollkommen einverstanden erklärt hätte (a.a.O., S. 57): „Der spezifisch moderne Gedanke einer autonomen Moral, die für den 'freien' Menschen alle objektiven Autoritäten ablehnt und Straf- und Lohnmotive aus der sittlichen Sphäre ganz ausschaltet, ist in äusserster Schärfe zuerst von Spinoza vertreten worden: 'Die Seligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst; und man erfreut sich ihrer nicht, weil man an die Lüste im Zaume hält, sondern weil man sich ihrer erfreut, kann man die Lüste im Zaume halten'“. [\[zurück\]](#)

<sup>51</sup> Später tritt Hohls wahre Einschätzung der Geistesstärke der Massenmenschen in diesem Aufsatz dann unverhohlener ans Licht, etwa wenn ihm ihre "Art des Urteilens über die Menschen [...] mindestens – um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen – höchst gedankenlos" erscheint. [\[zurück\]](#)

<sup>52</sup> Von den "Viel-zu-Vielen" spricht Nietzsche-Zarathustra zum ersten Mal in der Rede "Vom neuen Götzen"(KSA 4, S. 55; vgl. auch S.63 und S.227). [\[zurück\]](#)

<sup>53</sup> Neben dem Gebirgsgänger, der das weglose Steigen zu den Gipfeln liebt, drückt an dieser Stelle auch der Pfarrerssohn durch, dessen umfassende Bibelkenntnis ausser Zweifel steht. Das Bild von einem schmalen, richtigen Weg und einer breiten Strasse, die in die Irre führt, findet sich in Matthäus 7,13f. (vgl. auch Lukas 13,24): „Geht hinein durch die enge Pforte! Denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der zum Verderben führt, und viele sind, die auf ihm hineingehen. Denn eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind, die ihn finden.“ Es wäre interessant, einmal zu bedenken, inwiefern sich auch der gläubige und heilsgewisse Christ – zumal die ersten Christen um Paulus herum – als göttlich erwählte "Sonderlinge" und damit als aus der grossen Masse Herausgehobene betrachten. Immerhin spricht ihr Erlöser kurz vor seiner Gefangennahme und Hinrichtung diese Worte zum Gott-Vater (Joh.17,14-16. Vgl. auch Joh. 15,19; Eph. 6,12; Kol. 2,20 und 1.Joh. 2.15f.): „Ich habe ihnen dein Wort gegeben, und die Welt hat sie gehasst, weil sie nicht von der Welt sind, gleichwie ich nicht von der Welt bin. Ich bitte nicht, dass du sie aus der Welt wegnehmest, sondern dass du sie bewahrest vor dem Bösen. Sie sind nicht von der Welt, gleichwie ich nicht von der Welt bin.“ So gesehen wäre also vielleicht (nicht nur) Nietzsches vielzitiertes "Pathos der Distanz" weniger im Widerspruch zu seiner Prägung im protestantischen Pfarrhaus zu sehen, als vielmehr im Einklang mit ihr, wenn nicht gar als ihre (psycho-)logische Konsequenz. [\[zurück\]](#)

<sup>54</sup> Am Ende seines Aufsatzes, quasi als Nachtrag, sagt Hohl, es sei ihm nun "noch etwas in den Sinn gekommen, [w]as [er] nicht gut unerwähnt lassen" könne und seine düstere Einschätzung etwas korrigiert. Dort heisst es dann:

Ein kleines Zugeständnis muss ich den grossen Massen noch machen. Wenn sie nämlich einmal erkannt haben, dass es gerade die Grösse ist, die einen Sonderling von ihnen trennt u[nd]. unterscheidet, dann mögen sie wohl aufhören mit ihrem Spott u[nd]. anfangen jenen zu bewundern. Goethe u[nd]. Schiller werden jetzt auch die Herdenleute nicht mehr für Käuze halten. Aber bis sie dies einmal erkannt haben! .... Das geht oft unendlich lange u[nd]. wird erst dann ganz erreicht, wenn etwa tausend andere Leute, von allen Seiten her, dasselbe gesagt haben. Dann endlich glauben die grossen Massen dies allmählich. (Hervorhebungen i.O.) [\[zurück\]](#)

<sup>55</sup> Später unterstreicht Hohl diese Tatsache dann ganz sprichwörtlich:

Ich baue meine Behauptung auf Tatsachen auf: Wenn die Mehrzahl der Menschen – nur um die Mehrzahl handelt es sich ja immer – von einem sagt, dass es ein Kauz, ein Sonderling sei, so tut sie dies nur, aber auch nur ganz allein aus dem Grunde, dass er sich irgendwie vom Gewohnten, Alltäglichen, von dem, was man immer gesehen hat, unterscheidet. Er mag vielleicht anders reden



oder eine andere Lebensweise haben, er hat vielleicht andere Gewohnheiten oder er denkt anders – es tut dies alles nichts zur Sache: Nur der Umstand, dass er in irgend einer Weise vom Gewöhnlichen abweicht, ist jetzt wichtig. Und dass er deshalb für einen Narren, einen Sonderling, einen Kauz, kurz, für einen Menschen, bei dem in den oberen Regionen etwas nicht mehr ganz stimmt, erklärt wird, dem muss ich – obwohl, wie gesagt, die meisten Menschen es so machen – mit aller Schärfe entgegentreten. [\[zurück\]](#)

<sup>56</sup> Dieser Meinung ist Werner Jaeger. Er sagt dazu: "Diese Geschichten [scil. die diversen Anekdoten über die alten Philosophen] erzählen uns spätere Philosophen von Plato an voll ehrfürchtiger Bewunderung. Ursprünglich sind sie allerdings z.T. wohl einem ganz anderen Motiv entsprungen, nämlich dem Befremden des Volkes über den neuen weltfremden, lebensabgewandten Menschentypus des Forschers und Gelehrten [...]" ("Über Ursprung und Kreislauf des philosophischen Lebensideals", in: "Scripta minora"; Edizioni di storia e letteratura, Roma, 1960, S. 347). [\[zurück\]](#)

<sup>57</sup> Selbstverständlich handelt es sich beim ersten dieser Käuze gemäss Aristoteles um den Begründer der Philosophie schlechthin: Thales von Milet, und beim zweiten um Diogenes von Sinope. Anekdoten von ihnen und zahlreichen anderen antiken Philosophen überlieferte u.a. Diogenes Laertius in seiner Sammlung "Leben und Meinungen berühmter Philosophen" (zu Thales vgl. I, 22-44, zu Diogenes von Sinope VI, 20-81). Dass die beiden hier erwähnten Diogenes-Anekdoten zusammengehören, hat Nicolas Chamfort erkannt (*Maximen und Gedanken*, Nr. 277; in: Fritz Schalk: "Die französischen Moralisten: La Rochefoucauld; Vauvenargues; Montesquieu; Chamfort; Rivarol. Die Aphorismenbücher in vollständiger Gestalt, Band 1"; Dieterich, Leipzig, 1938, S.260): Ein geistreicher Mann ist verloren, wenn er nicht auch ein Mann von energischem Charakter ist. Hat man die Laterne des Diogenes, so muss man auch des Diogenes Stock haben." Wenn auch der Notizenschreiber als geistreicher Mann bezeichnet werden darf, dann hat ihm mit Sicherheit der Schlagstock nicht gefehlt. [\[zurück\]](#)

<sup>58</sup> Das "Bild des Sokrates, der auf dem Wege zum Gastmahl eine Stunde auf einem Fleck stehen bleibt", war dem Notizenschreiber bekannt (XII,121). Ganz abgesehen von der historischen Glaubwürdigkeit solcher Anekdoten im Einzelnen, liefert uns allein schon die Tatsache, dass so viele Anekdoten von antiken Philosophen überliefert sind – in denen diese durchwegs als ausgesprochene Nonkonformisten erscheinen – einen starken Anhaltspunkt dafür, dass mancher unter ihnen den *polloi* (griech. für: den Vielen) vor allem seiner originellen Lebensweise wegen als *idiôtês* (griech. für eigensinniger Sonderling) aufgefallen ist. Auf diesen Umstand weist Hohl in den *Notizen* mit der Frage hin (IX,110): "welcher Philosoph ist denn bekannt – andern als wieder wirklichen Philosophen?" [\[zurück\]](#)

<sup>59</sup> Was Spinoza betrifft, von dem wir oben schon ausführlicher berichtet haben, so kann man sich leicht vorstellen, dass er mit seinem Verhalten nicht nur die Rabbi zur Verzweiflung gebracht hat, sondern bestimmt auch unter seinen einfacheren Zeitgenossen einiges ungläubiges Kopfschütteln ausgelöst haben wird, soll er doch seinen Teil seiner Erbschaft gegen seine Schwester erst gerichtlich erstritten und nach gewonnenem Prozess ihr einfach geschenkt haben. [\[zurück\]](#)

<sup>60</sup> Obschon Hohl ausdrücklich verneint, dass sich die Einförmigkeit ihrer Ansichten unter den Massenmenschen "auf Gleichartigkeit des Geistes von Natur aus zurückführen" lasse, suggeriert seine Illustration mit den Tannen, die einen Wald bilden, natürlich genau dies. Wie könnte man bei diesem Bild des Pfarrsohns nicht an das Gleichnis vom Sämann denken, das ja gerade die gottgegebene und darum dem Einzelnen (moralisch) nicht anrechenbare, verstockte Geistesverfassung der meisten beschreibt: "dass sie sehend sehen und nicht wahrnehmen, und hörend hören und nicht verstehen" (Markus 4,12)? Nicht nur die Logik des Schülers ist hier also höchst defizitär, auch seine Bildersprache funktioniert noch nicht richtig. [\[zurück\]](#)

<sup>61</sup> Hält man sich vor Augen, dass Lebensansichten hier als Produkte des Denkens erscheinen, und aus ihnen Taten hervowachsen, dann vertritt der Schüler damit im Prinzip schon eine zentrale These des Notizen-

schreibers, die im 264. Stück des zweiten Teils der *Notizen* folgendermassen formuliert wird: "des Erkennens Vater und Sohn ist das Handeln" (Vgl. auch I,15; I,47-50; II,264; XII,17). Hat der Aufsatzschreiber eben noch von den Käuzen gesagt, "welche geistige Höhe sie *infolge* [ihres] Andersseins einnehmen müssen" (Hervorhebung MR), so erklärt er nun gerade umgekehrt ihr Anderssein bzw. Andershandeln zu einer Folge ihres (geistig überlegenen) Denkens. Auch für diesen frühen Aufsatz trifft also bereits zu, dass das Erkennen beides ist: "Vater und Sohn d[e]s Handeln[s]". [\[zurück\]](#)

<sup>62</sup> "Philosophisch also, sprach ich [scil. der platonische Sokrates], kann eine Menge unmöglich sein. – Unmöglich. – Also werden auch notwendig die Philosophierenden von ihr getadelt werden? – Notwendig" (*Politeia*, 494a). [\[zurück\]](#)

<sup>63</sup> Gerade heute wird doch aber eigentlich immer durchsichtiger, wie wenig der erfolgreiche Kriegszug des egalitären Denkens durch seine philosophische Überlegenheit zu rechtfertigen ist, bzw. wie verlogen diese Rechtfertigung angesichts der realen Verhältnisse klingt. Offenbar ist dieser heilige Egalitarismus weit mehr das Diktat eines immer höher entwickelten, den Erdball als Ganzes wie das Bewusstsein der Konsumenten im Einzelnen immer grossflächiger kolonialisierenden, kapitalistischen Machtapparats, und also in Wirklichkeit nur der geistige Nachvollzug, der zu seiner Legitimation notwendig war bzw. zur Legitimation der sein Funktionieren garantierenden, gesellschaftlichen und politischen Veränderungen in den letzten zweihundert Jahren. Wollte man diesen Prozess philosophisch gründlich untersuchen, käme man tatsächlich um Martin Heideggers und Friedrich Nietzsches Rede von einem (europäischen) Nihilismus nur schwer herum. Nicht ganz zufällig haben aber gerade Heidegger und Nietzsche ihre Philosophie vornehmlich in Auseinandersetzung mit *antiken* Philosophen entwickelt. [\[zurück\]](#)

<sup>64</sup> Wenn man mit Eva Stobel einig gehen möchte, könnte man sogar im Sprachstil des Notizenschreibens noch ein Indiz für die Permanenz seiner elitären Geisteshaltung sehen (Vgl. dies.: "Das 'Pathos der Distanz'. Nietzsches Entscheidung für den Aphorismenstil"; Königshausen und Neumann, Würzburg, 1998). Von daher müssen wir eigentlich von Glück reden, dass es Hohl gelungen ist, in seinem publizierten Werk den zentralen Einfluss Nietzsches auf seine denkerische Entwicklung so weitgehend zu unterdrücken, dass bisher noch niemand darauf gekommen ist, auch in Ludwig Hohls Schriften einen präfaschistischen oder faschistoiden Zug und eine geistige Nähe zum Nationalsozialismus denunzieren zu wollen. Dieser Versuch wäre nämlich kaum aussichts- und sinnloser als im Fall von Heidegger und Nietzsche...

Möchte einer das wirklich versuchen, wäre er bestimmt ganz begierig von uns zu erfahren, dass Hohl im Aufsatz "Allerlei Käuze" tatsächlich eine handfeste Inspirationsquelle für seine Massenverachtung verrät, die man als präfaschistisch bezeichnen muss: Felix Dahn. Die genaue Stelle findet sich, wo Hohl seinem Leser erklärt, dass es völlig sinnlos wäre, einen Herdenmenschen mit vernünftigen Argumenten zum Selbstdenken überreden zu wollen, wofür er folgenden Grund angibt: "denn: 'Du glaubst an Treue, weil du selber treu!' – 'Du glaubst an Verstand – – – '". Der erste Teil dieses Zitats ist ein wörtliches Zitat aus Dahns 1000-seitigem Buch *Ein Kampf um Rom*, das zwischen 1876 und 1906 in 48 Auflagen erschienen ist. Sein Autor, dessen wissenschaftliches Interesse zeitlebens auf juristische, philosophische und germanistisch-historische Fragen ausgerichtet war, und der beim Erscheinen dieses Buches ordentlicher Professor an der Albertus-Universität in Königsberg war, schreibt im Vorwort (München, 2003, S. 7): "Die wissenschaftlichen Grundlagen dieser in Gestalt eines Romans gekleideten Bilder aus dem sechsten Jahrhundert enthalten meine in folgenden Werken niedergelegten Forschungen", woraufhin er einige seiner Publikationen auflistet. Wir haben es hier also mit einer jener populärwissenschaftlichen Geschichtsfiktionen und –mystifikationen zu tun, die dem Nationalsozialismus einen fruchtbaren geistigen Boden bereitet haben. Hans-Rüdiger Schwab schreibt dazu im Nachwort zur Neuauflage dieses historischen Romans (München 2003, S.1085), dass Dahn mit seinem Helden Cethegus Cäsarius "eine erste literarische Antizipation von Nietzsches Übermenschen" geschaffen habe, was Dieter Just seinerseits mit der Bemerkung vermengt, auch Hitler sei ja dieser "äusserst problematische[n] Illusion" vom Übermenschen erlegen, um daraus kurzerhand zu schliessen: "Felix Dahn und Nietzsche waren also Präfaschisten" (ders.: "Felix Dahn – der Erfinder des 'Übermenschen'. Von der klassischen Philosophie über die tragische Weltansicht zum germanischen Rassenwahn"; [www.d-just.de/text19.pdf](http://www.d-just.de/text19.pdf); Abfrage vom 14. Januar 2012).

Tatsächlich graust es einem heute, wenn man im *Kampf um Rom* zu lesen beginnt: "Heil, Meister Hildebrand, Hildungs Sohn!" wird der alte Waffenmeister dort vom ersten von vier jungen Männern begrüßt, die sich bei einer Tempelruine zu einem nächtlichen Geheimtreffen versammeln (Breitkopf und Härtel, Leipzig, 1906<sup>48</sup>, S.3). Der ihn so begrüßt, steckt seine Fackel in die Erde und wird von Dahn wie folgt beschrieben: "Das weisse Licht fiel auf ein apollinisch schönes Antlitz mit lachenden, hellblauen Augen; mitten auf seiner Stirn teilte sich das lichtblonde Haar in zwei lang fliessende Lockenwellen, die rechts und links bis auf seine Schultern wallten; Mund und Nase, fein, fast weich geschnitten, waren von vollendeter Form, ein leichter Anflug goldhellen Bartes deckte die freundlichen Lippen und das leicht gespaltene Kinn; er trug nur weisse Kleider: einen Kriegsmantel von feiner Wolle, durch eine goldne Spange in Greifengestalt auf der rechten Schulter festgehalten [...]: und wie er, die Rechte um eine hohe Lanze geschlungen, die ihm zugleich als Stab und als Waffe diente, die Linke in die Hüfte gestemmt, ausruhend von dem Gang, zu seinen langsameren Weggenossen hinunterblickte, schien in den grauen Tempel eine jugendliche Göttergestalt aus seinen schönsten Tagen wieder eingekehrt."

Sobald die jungen Männer vollständig versammelt sind, erklärt der alte Waffenmeister, wovon nun "ernste Worte müß[t]en gesprochen werden, unbelauscht, und zu treuen Männern, die da helfen mögen", nämlich "von unsrem Volk, von diesem Reich der Goten, das hart am Abgrund steht" (S. 5). Wie pathetisch Dahn im *Kampf um Rom* den völkische Gedanken gefeiert und gepredigt hat, wird jedem Leser spätestens in der Schlussequenz des ersten Kapitels klar, in welcher der Alte, dessen Blut unterdessen so richtig ins Wallen gekommen ist – "sein Haar flog im Winde – er stand wie ein alter hünenhafter Priester unter den jungen Männern, welche die Fäuste an ihren Waffen ballten", heisst es im Text – zu folgender Rede anhebt (S. 14): "Dies allein ist, was uns heute retten kann wie dazumal: fühlen erst die Goten, dass sie für jenes Höchste fechten, für den Schutz jenes geheimnisvollen Kleinods, das in Sprache und Sitte eines Volkes liegt wie ein Wunderborn, dann können sie lachen zu dem Hass der Griechen, zu der Tücke der Welschen. Und das vor allem wollt' ich euch fragen, fest und feierlich: fühlt ihr es wie ich so klar, so ganz, so mächtig, dass diese Liebe zu unsrem Volk unser Höchstes ist, unser schönster Schatz, unser stärkster Schild? könnt ihr sprechen wie ich: mein Volk ist mir das Höchste und alles, alles andre dagegen nichts, ihm will ich opfern was ich bin und habe, wollt ihr das, könnt ihr das!" [man bemerke hier das Ausrufezeichen, statt eines Fragezeichens! MR] "Ja, das will ich, ja, das kann ich!" sprachen die vier Männer. "Wohl," fuhr der Alte fort, "das ist gut. Aber [...] nicht alle Goten fühlen das jetzt, heute schon, wie wir und doch müssen es alle fühlen, wenn es helfen soll. Darum gelobet mir, von heut' an unablässig euch selbst und alle unsres Volkes, mit denen ihr lebt und handelt, zu erfüllen mit dem Hauch dieser Stunde. Vielen, vielen hat der fremde Glanz die Augen geblendet: viele haben griechische Kleider angethan und römische Gedanken: sie schämen sich, Barbaren zu heissen: sie wollen vergessen und vergessen machen, dass sie Goten sind – wehe über die Thoren! Sie haben das Herz aus ihrer Brust gerissen und wollen leben, sie sind wie Blätter, die sich stolz vom Stamme gelöst und der Wind wird kommen und wird sie verwehen in Schlamm und Pfützen, dass sie verfaulen: aber der Stamm wird stehen mitten im Sturm und wird lebendig erhalten, was treu an ihm haftet. Darum sollt ihr euer Volk wecken und mahnen überall und immer. Den Knaben erzählt die Sagen der Väter, von den Hunnenschlachten, von den Römersiegen: den Männern zeigt die drohende Gefahr und wie nur das Volkstum unser Schild: eure Schwestern ermahnt, dass sie keinen Römer umarmen und keinen Römling: eure Bräute, eure Weiber lehrt, dass sie alles, sich selbst und euch opfern dem Glück der guten Goten, auf dass, wenn die Feinde kommen, sie finden ein starkes Volk, stolz, einig, fest, daran sie zerschellen sollen wie die Wogen am Fels. Wollt ihr mir dazu helfen?" "Ja," sprachen sie, "das wollen wir." "Ich glaube euch," fuhr der Alte fort, "glaube eurem blossen Wort. Nicht um euch fester zu binden, – denn was bände den Falschen? – sondern weil ich treu hange an altem Brauch und weil besser gedeiht, was geschieht nach Sitte der Väter – folget mir."

Wir wollen hier den *Kampf um Rom* verlassen und nicht mehr verfolgen, wie die Männer ihren Schwur "unter einer uralten Steineiche" mit einem heidnischen Ritual, das detailgetreu geschildert wird und "die gotischen Männer sofort an eine alte Sitte aus dem grauen Heidentum, aus der fernen nordischen Heimat gemahnte", blutig besiegeln (S. 16). Es sei hier nur noch die präzise Stelle angegeben, in der Hohls Zitat in diesem völkischen Werk zu finden ist. Sie bildet den Anfang der Widerrede des alten Waffenmeistes gegen Witichis Vorschlag, einen "Bund, mit Schwüren beschwert, mit Geiseln gesichert aller Nordstämme gegen die Griechen" einzugehen, (S. 12). Hildebrand entgegnet ihm: "Du glaubst an Treue, weil du selber treu. Mein

Freund, nur die Goten können den Goten helfen. Man muss sie nur wieder daran erinnern, dass sie Goten sind.“ [\[zurück\]](#)

<sup>65</sup> Die Formulierungen sind angelehnt an den Eröffnungsparagrafen von Immanuel Kants berühmter Schrift *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* den wir bereits zitiert haben. Hat man die Tatsache, dass Kant an dieser, für das Selbstverständnis der (philosophischen) Aufklärung so entscheidenden Stelle, das Denken bzw. die Fähigkeit zum Gebrauch des eigenen Verstandes zu einer Frage des *Mutes* und zu einer Angelegenheit einer persönlichen *Entscheidung* erklärt, schon genug bedacht? Im universitären Diskurs der Neukantianer wohl kaum. Wäre "Aufklärung" im kantischen Sinne also vielleicht weniger ein schulphilosophisches Programm gewesen als vielmehr eine Entwicklung, welche die Philosophie ihrem *Weltbegriffe* nach hätte nehmen sollen? Im Wahlspruch der Aufklärung insistiert Kant jedenfalls auf dem Mut und nicht auf einer transzendentalphilosophischen Kritik als notwendiger Voraussetzung zu aufklärerischem und aufgeklärtem Denken.

Gerade in *diesem* Punkt war Ludwig Hohl, der im Übrigen mit kantischer Philosophie nicht viel am Hut haben wollte, in den *Notizen* ganz seiner Meinung: "Denken ist ein Mut", heisst es auch dort (II,236), wobei Hohl noch hinzufügt: "und dann ein Übermut." Wenn man sich seine genauere Beschreibung dieses Übermuts anschaut, glaubt man darin zunächst fast noch Kants philosophisches Programm einer Vernunftkritik zu erkennen (a.a.O):

Das Denken ist eine verhängnisvolle Fähigkeit des Menschen: er vermag (ohne dass die Schelle erklingt wie bei der Schreibmaschine – und ohne dass an einen Rand angestossen wird – ) über wirkliche Orte, über Wege *hinaus* zu gehen.

Liest man jedoch weiter, bemerkt man bald, dass diese Lesart unpassend ist, und Ort und Wege, von denen Hohl hier spricht, nichts mit Transzendentalphilosophie zu tun haben. Gerade sie gerät vielmehr in den Verdacht, inflationäres Denken zu sein. Im Übrigen wird es kaum nötig sein darauf hinzuweisen, dass man kantisch gesprochen das, was Hohl hier als Philosophie in einem wissenschaftlichen und künstlerischen Sinn zu unterscheiden beginnt, mit dem "Schul-" resp. "Weltbegriff" der Philosophie bezeichnen kann (vgl. *Kritik der reinen Vernunft* B866f. sowie in der Einleitung zur *Logik*: "Philosophie nach dem Schulbegriffe und nach dem Weltbegriffe betrachtet" in: "Kants Werke. Akademie Textausgabe. Band IX: Logik, Physische Geographie, Pädagogik"; W. de Gruyter, Berlin, 1968, S.21–26). [\[zurück\]](#)

<sup>66</sup> Natürlich ist auch dieses scheinbare Argument höchst defizitär. Wenn die meisten – so es denn die eine Wahrheit geben würde – auf halber Strecke zu ihr stehen bleiben müssten, dann hätten in diesem Fall gerade nicht die Käuze ausgespielt, deren Geisteskraft die der Massen ja weit übersteigt, sondern eben die Herde. [\[zurück\]](#)

<sup>67</sup> Natürlich müsste sich Hohl an diesem Punkt der Frage stellen, ob denn nun diese, auf der jeweiligen Stufe für den Betreffenden *subjektiv* wahre Lebensanschauung auch wirklich die beste sei. Was, wenn die Vielen, die auf einer niedrigeren Stufe stecken bleiben, es für gerecht ansehen, einen der "ersten Denker" umzubringen, wie das z.B. im Fall von Sokrates geschehen ist. Müsste man dann – wenn man solche Stufenunterschiede mit Hohl zugeben will – nicht automatisch auch die höher Befähigten für berechtigt erachten, die "Niedereren" zur Übernahme ihrer Ansichten zu erziehen und notfalls eben auch zu zwingen? Und wäre man dann nicht tatsächlich sehr schnell in der Nähe eines Zuchtprogramms und von politischen Theorien, die man mit gutem Grund fernhalten sollte?

Es ist hier der Moment gekommen, wo wir Hohl gegen jeden möglichen Verdacht auch nur der geringsten Affinität oder gedanklichen Verwandtschaft mit irgendwelchen totalitären Ideologien in Schutz nehmen müssen und vor allem auch in Schutz nehmen *können*. Es kann hier nämlich gar kein Zweifel daran bestehen, dass Hohl es für "richtigerweise" so erachtet, "dass die Lebensanschauungen nicht alle gleich [sind]", da sonst nämlich "die 'Käuze' ausgespielt [hätten] und die Herdenleute [...] Recht [bekämen]". Eine Gleichschaltung wird hier also nicht angestrebt, sondern erscheint geradezu als das grosse Schreckensszenario. "Selbstdenken" ist unveräusserbar, und wenn einer dazu aufruft, kann er zum Schluss unmöglich seine Wahrheit den anderen – und schon gar nicht mit Gewalt – aufdrängen. Von hier aus wäre zu zeigen, dass man auf analoge Weise auch Zarathustras Rede vom Übermenschen, die für den Kantonsschüler gerade zu dieser

Zeit grösste Bedeutung erhält, vor ihrer grässlichen Verunstaltung durch ihre Inanspruchnahme durch die Nazis und ihre damit verbundene vermeintliche Hinfälligkeit in Schutz nehmen kann. [\[zurück\]](#)

<sup>68</sup> Dies ist bei weitem nicht die einzige Passage in diesem Aufsatz, in der dem Kantonsschüler eine eigene Stellungnahmen herausrutscht. An vielen anderen Stellen sieht man, wie er sich vergeblich darum bemüht, sich persönlich aus seinem "philosophischen" Text herauszuhalten. Den Versuch des "philosophischen" Schreibens wird er darum schon im nächsten Aufsatz endgültig aufgeben. [\[zurück\]](#)

<sup>69</sup> Zwischen diesem Aufsatz und dem vorangehenden sind im Heft die Seiten eines weiteren Texts herausgerissen worden. Aus dem, was übriggeblieben ist, lässt sich erschliessen, dass sie einmal die Seiten eines Aufsatzes über den Schriftsteller Ernst Zahn enthalten haben. Aus dem *Jugendtagebuch* wissen wir, dass Hohl als Jüngling von Zahn begeistert war.

Ernst Zahn, Sohn eines Hoteliers aus Bayern, der aber zeitlebens in der Schweiz gelebt hat, wurde international bekannt, als er 1887 als knapp Zwanzigjähriger anlässlich der Enthüllung des Favre-Denkmal am Gotthard ein selbstverfasstes Gedicht vortrug: *An die gefallenen Arbeiter*. Bald wurde er "zum Inbegriff des Schweizer Heimatdichters", dessen 28 Romane und 30 Erzählbücher eine "Totalauflage von annähernd vier Millionen" erreicht haben ([www.linsmayer.ch/autoren/Z/ZahnErnst.html](http://www.linsmayer.ch/autoren/Z/ZahnErnst.html); Abfrage vom 20. Januar 2012)). Von dem einstigen Modeautor ist heute nur noch der Titel seines durch Gottfried Angerer zum Volkslied vertonten Gedichts "Chum Bueb und lueg dis Ländli a!" jedem Schweizer bekannt – oder zumindest wieder geläufig, seit Christoph Blocher es 2002 als Titel über seine Albigüetlirede gesetzt hat. Später avancierte Zahn zum Präsidenten des Schweizer Schriftstellervereins, als welcher er 1914 jedoch wieder zurücktreten musste, nachdem er lautstark in die allgemeine deutsche Kriegsbegeisterung eingestimmt hatte. Anschliessend geriet er, wie auch in den Jahren 1933-45 wieder, in den Verdacht einer staatsfeindlichen Kollaboration mit Deutschland. So ist sein Werk nach dem zweiten Weltkrieg in der Schweiz rasch in Vergessenheit geraten.

Aus dem Kommentar des Lehrers, der diesen verstümmelten Aufsatz bewerten hat, geht weiter hervor, dass Hohls Adressat bei diesem und den nächsten Aufsätzen nun nicht mehr der verhasste Lehrer von Greyerz ist, sondern sein Stellvertreter Ernst Aepli, also eine der zwei "geliebten Seelen", von denen Hohl im *Jugendtagebuch* spricht. Unter dem Aufsatz heisst es nämlich: "Ihre Anschauung sehr gut dargestellt. – Ich liebe Z[ahn]. aber nicht. E.Ae. [scil. Ernst Aepli]". [\[zurück\]](#)

<sup>70</sup> An Hohls Rechtschreibung wurden bei der Transkription keine Korrekturen vorgenommen. Der besser Lesbarkeit halber haben wir an einigen Stellen Zeilenumbrüche in der Handschrift aber als Absatzumbrüche gesetzt. [\[zurück\]](#)

<sup>71</sup> Mit einer blossen Verstandestätigkeit, die den Sachen nachrennt, um sie in vorgefasste Schubladen einzuordnen, wobei sie notwendigerweise scheitert und die wahre Sicht der Dinge verstellt, geht später auch der Notizenschreiber hart ins Gericht. In den *Nuancen und Details* heisst es dazu kritisch (I,24):

Die Allgemeinheit liebt nicht die Beobachtung, geht an den Erscheinungen meistens stumpfen Sinnes vorüber; sondern sie hält an dem *Schema*, das nach einer längst vorhandenen Theorie festgelegt worden ist: nach diesem Schema bildet sie ihre Kenntnisse und nennt sie Kenntnisse der Wirklichkeit.

Auch in den *Nachnotizen* wendet sich Ludwig Hohl noch einmal an jene Bornierten, die der Versuchung des kategorisierenden, schubladisierenden Denkens nachgegeben haben, mit konstruktiver Kritik (Nr.35):

Dass Du mit deinem System, deinem Schema den unbekannten Erscheinungen nicht gerecht wirst, ist kein Zeichen, dass du nicht handeln willst: du handelst eher zu viel, auf bornierte Weise, durch den Gedanken, dass dein Schema auch jener Lebenserscheinung Meister sein sollte.

Am herablassendsten ist seine Karikatur des apothekerhaften Schubladisierens im Verstande aber in dem langen Stück II,235 der *Notizen* ausgefallen ("Von den guten und den schlechten Geistern"). In dieser Notiz möchte Hohl, wie er sagt, gerne seinen "Abscheu ausdrücken können, vor jener gewissen Denkweise, die um des Systems willen arbeitet":

Solche Stücke Wahrheit, wie sie Heraklit, Goethe, Lichtenberg und andere hergebracht haben, haben den Menschen wenig Eindruck gemacht; lieber gleich ein volles Weltgebäude, mit genauer



Einteilung, zuoberst darauf sitzt Gott und weiter unten an der Pyramide sind Schubladen für all die anderen Säckelchen.

Es ist anzunehmen, dass der Kantonsschüler sich an dieser Stelle auf die *Kritik der reinen Vernunft* bezieht, die er ein halbes Jahr vor der Verfassung dieses Aufsatzes zu lesen begonnen hatte (*Jugendtagebuch* S.33). Sie wird ihm als Modellfall eines solchen blossen Schematisierens im Verstande gegolten haben, bei dem die "Tabellen zu einer so unerhörten Grösse anschwellen, dass selbst erfahrene Paragraphenkletterer die grösste Mühe haben, sich in dem unendlichen Gewirr [...] zurechtzufinden". Ein Blick in die zwei Stücke aus dem *Grundmanuskript*, die der späteren Notiz II,235 zugrundeliegen, zeigt, dass auch der Notizenschreiber Kant in diesem Zusammenhang für ein abschreckendes Beispiel halten wird. Dort heisst es nämlich (S. 659):

Ich möchte die Tiefe meines Abscheus ausdrücken können vor jener andern, jener der richtigen entgegengesetzten Denkweise (es gibt nur 2 Denkweisen), also der der Theologen, des Plato, fast der gesamten "philosophischen" überhaupt, der "*aprioristischen*", wie man sie wahrscheinlich meistens nennt; der um des System Willens arbeitenden [...] (Hervorhebung MR)

Und im zweiten Eintrag im *Grundmanuskript*, der in der Notiz II,235 verarbeitet wurde, lesen wir (S. 691):

"Komm mir lieber nicht mit neuen Tatsachen, wenn das System einmal fertig ist ..." So waren Kant // aber doch wohl nicht ganz//, die Theologie. Für andere aber (für Georges Sorel, von dem ich es gelesen habe; Goethe etc.) bilden die Tatsachen geradezu eine Beglückung."

Bei allen Gemeinsamkeiten zwischen frühem Aufsatz und späterem Notizenwerk fällt an dieser Stelle natürlich auch eine scheinbar grundlegende Differenz auf. Hat Hohl als Kantonsschüler dezidiert und ausdrücklich auf einer Pluralität gleichberechtigter und gleichermassen (teil-)wahrer Perspektiven insistiert, so wird der Notizenschreiber später nur noch von *zwei* möglichen Denkweisen sprechen, ja an mancher Stelle in den *Notizen* sogar nur noch von einem einzigen richtigen Weg des Denkens (II,139; XI,14). Diese Differenz ist jedoch so gross nicht, wie man zunächst vielleicht glauben möchte. Im Grunde handelt es sich dabei nicht einmal um eine wirkliche Differenz. Der scheinbare Unterschied ist darauf zurückzuführen, dass der Kantonsschüler – ohne es selber noch zu merken – selber immer noch zwischen den zwei Arten von Philosophie hin und her schwankt, die er analytisch unterscheidet (Philosophie als Kunst resp. Wissenschaft) und sich erst allmählich selber auf eine festlegen wird, während der spätere Notizenschreiber seine Wahl natürlich längst getroffen hat. Auf der Stufe seines Notizenwerks wird Ludwig Hohl darum dann zwei grundsätzliche Denkweisen unterscheiden können, von denen seines Erachtens zwar immer nur eine zum Ziel führen kann, wobei sie sich allerdings weiterhin in unendlich viele unterschiedliche Perspektiven ausdifferenziert. Wo Hohl also später von nur *einem* richtigen Weg spricht, handelt es sich jeweils um fundamentale Entscheidungen im Denken, die man zwar seiner Meinung nur auf eine Seite hin richtig treffen kann, in ihrer konkreten Realisierung aber immer noch die mannigfaltigsten Formen annehmen können. Vgl. dazu II,10; VII,115. [\[zurück\]](#)

<sup>72</sup> Aufgrund der Tatsache, dass der Leser seiner Aufsätze nun, wie bereits erwähnt, der von ihm äusserst geschätzte, ja geradezu verehrte Ernst Aepli war, ist davon auszugehen, dass Hohl sich mit der direkten Anrede und allen Beleidigungen, die sie enthält, an seinen eigenen Verstand richtet, von dem er sich vor einem knappen Jahr sein Verständnis von Philosophie noch hat diktieren lassen (vgl. die entsprechende Definition in "Die landschaftliche Schönheit"). Hier geht es dem Kantonsschüler also, wie wir das nun schon oft festgestellt haben, primär darum, sich über sich selber und sein eigenes Denken Klarheit zu verschaffen. [\[zurück\]](#)

<sup>73</sup> Auch in diesem Abschnitt wird wiederum deutlich, dass Hohl den "Chinesen von Königsberg" (KSA, Bd.5, S.144), der auf seine Weise ja ebenfalls gegen die Dialektiker als Verfechter einer "Logik des Scheins" angeschrieben hat (*Kritik der reinen Vernunft*, B 350) – wobei Dialektiker eben vielerlei heissen kann –, gerade unter sie und alle "logisch geschulten Denker" gezählt hat, deren Spielereien er satt habe, und die seines Erachtens niemals zu den "grossen Philosophen aller Zeiten" gehören würden. Wen der Schüler hier vom "Herausfinden eines 'richtigen' Urteilsspruches auf dem Gericht" spricht, hört man daraus Kants Rede von der "Kritik der reinen Vernunft als de[m] wahren Gerichtshof" förmlich heraus, in der die reine Vernunft über die Grenzen ihres eigenen Kompetenzbereichs den "'richtigen' Urteilsspruch" verhängen soll (vgl. a.a.O., A XI). Wenn Hohl im Folgenden seinem (reinen) Verstand zum Abschied den "guten Rat" gibt, sich an die Mathematik zu halten, erinnert auch das wiederum an Kants kritisches Programm. Kurzum, der Hinweise sind

genug, die verdeutlichen, dass Hohl hier offensichtlich seine ganz private Abrechnung mit der kantischen Philosophie und ihrem gesamten wissenschaftlichen Nachwuchs macht. [\[zurück\]](#)

<sup>74</sup> Ist es zu weit hergeholt, wenn wir diese verniedlichende Beschreibung einer künstlichen Sicherheit in einem hübschen Innenraum aus "niedlichen vier Wänden", die nichts erahnen lassen soll von den draussen tobenden, gewaltigen Stürmen, der glühenden Sonne und unendlichen Weite des Firmaments, mit folgender "Historiette" vergleichen, die Hohl im 12. Stück des siebten Teils der Notizen erzählt? Sind die "Urgestalten", die dort auftreten, also vielleicht die wahrhaften Philosophen und die akademisch-philosophischen Wissenschaftler nur "feine Dämchen [und] Herrchen"? Und die Bahn, die nicht mehr ist, wäre der angesichts ihrer Aufklärung über sich selbst nicht mehr mögliche Glaube an die Zulänglichkeit einer rein formal-logisch verbrieften Vernunft?

Feine Dämchen, Herrchen: mit schmalen, spitzen, funkelnden schwarzen Schuhen die Herrchen, in Seide, Schmuck und Dekolletierung glänzend die Weiber, Tanz und Unterhaltung frönend im von Leuchtern durchschimmerten Saal droben in den Fels- und Eiswänden des Himalaja, im unterirdisch ausgebauten Hotel nämlich, in welchem sie ein verwöhntes Dasein führten, – sie *lachten*, als auf einmal ein paar raue, mit Pickeln und eisenbeschlagenen Schuhen ausgerüstete, in dicke Wolle und Leder gehüllte, mit Eisschuppen bekleidete Urgestalten eintraten. – Sie tanzten und spielten im glänzenden Saal. Sie dachten nicht an die Gefahren und Schwierigkeiten ihres Weges. Sie waren mit der Bahn heraufgekommen (einer höheren Art Jungfrau-Bahn) und lebten im Hotel. *Die Bahn ist nicht mehr*, sagte die Angekommenen. [\[zurück\]](#)

<sup>75</sup> Eine wissenschaftliche Disziplin, die sich auf das formale Geschäft der Klärung von Namen und ihrer Bedeutung beschränkt, würde nach diesem Verständnis von Philosophie als niemals als solche gelten können. [\[zurück\]](#)

<sup>76</sup> In diesem letzten Satz leuchtet erneut die beträchtliche Distanz auf, die Hohl zu seinem eigenen Philosophiebegriff, wie er ihn in der *landschaftlichen Schönheit* definiert hat, inzwischen einnimmt. Hat ihm früher "eine allgemeine, philosophische Abhandlung" noch als höhere und schwierigere Betrachtungsweise gegolten, will er sich nun vor der Dummheit hüten, einen solchen Versuch überhaupt ernsthaft in Angriff zu nehmen. Das Allgemeine gilt ihm nicht mehr als das Geistreichere, sondern als Ausflucht in eine unverbindliche, im Grunde belanglose, gedankliche Spielerei. [\[zurück\]](#)

<sup>77</sup> Schon in diesem ersten Punkt, den ein Mensch aufweisen musste, um den Schüler zu beeindrucken, wird erkennbar, dass es ihm hier vor allem auch darum ging, seinen eigenen Charakter vor sich selbst als besonders beeindruckend darzustellen. Wie sehr nämlich gerade er von einem "Trieb zum Hohen, Edlen [und] Reinen" durchdrungen war, haben wir im Zusammenhang mit unseren Bemerkungen zur Kalokagathía oben bereits festgestellt; dass auch er seinen eigenen "Glauben an das Grosse, das Göttliche" für unerschütterbar gehalten hat, ging aus den undatierten Seiten seiner Selbstklärung als Kantonsschüler ebenfalls schon klar hervor.

Ludwig Hohls frühe und spätere Einstellung dem "Göttliche[n]" gegenüber werden wir hingegen im Rahmen dieser Arbeit kaum beachten. Sie wäre durchaus eine eigene Untersuchung wert. Diesbezüglich sei hier nur erwähnt, was man leicht vergisst, dass nämlich auch der Notizenschreiber bei seinem ganzen, bisweilen forciert anmutenden, plakativen Atheismus noch an vielen Stellen zumindest eine Möglichkeit für einen Glaube an ein "Göttliches" durchschimmern lässt (II,22; II,113; II,166; XII,10). Am klarsten in dieser Hinsicht ist wohl der Notizzettel im Nachlass, den wir oben schon zitiert haben, und auf dem es heisst: "Dass von der Existenz eines Gottes nicht die Frage sein kann, ist sicher. Aber 'das Göttliche' gibt es." Wenige Wochen vor seinem Tod notiert sich Hohl auch am 10. Juli 1980 noch einmal handschriftlich mit schwarzer Tinte auf einen abgerissenen Zettel (vgl. die Abbildung oben, S. 323):

(Nochmals – wahrscheinlich.)

Ich bin überzeugt, dass es keinen Gott gibt.

Aber es gibt das Göttliche.

Unter diesem "Göttlichen" hat man sich freilich bei Hohl nichts weniger als einen persönlichen Gott nach christlichem Vorbild vorzustellen, oder sonst eine moralische Instanz. Auch lässt sich dieses Göttliche niemals

(positiv) erkennen, sondern nur im Sinne des Satzes von Spinoza: "Je mehr wir die Dinge erkennen [...]" (vgl. dazu II, 130; XII,83 sowie Nachnotizen Nr. 94). [\[zurück\]](#)

<sup>78</sup> Der "mächtige[] Trieb zum Lichte", von dem der Kantonsschüler hier spricht, und der jeden aus seinem elenden Dasein erretten können soll, vorausgesetzt, dass er "nie Kompromisse schmiedet, nie sich fügt um äusserer Vorteile willen" sondern "dem Drange des Innern [...]treu" bleibt, wird im Notizenwerk später "Arbeiten" genannt. Von "Arbeiten" heisst es nämlich ebenfalls, dass es zum Lichte (der Erkenntnis) führt: "Die grösste Zahl von richtigen Arbeiten ist die höchste Erkenntnis (I,29; vgl. auch VIII,20 sowie *Nuancen und Details* II,12, ). Auch vom "Arbeiten" wird Hohl später sagen, dass es allein aus *innerem* Antrieb erfolgen müsse und *retten* könne: Das "eigene[]Tun, zu dem dich nicht fremde, äussere, sondern innere Gewalten nötigen", heisst es schon im ersten Stück der *Notizen*, sei "das einzige, was Leben gibt, was retten kann. *Solches* Tun nenne ich Arbeiten" (I,1). [\[zurück\]](#)

<sup>79</sup> Es wird hier zwar der Name Heinrich von Kleists erwähnt, der damals ganz offensichtlich Hohl ungemein beeindruckt hat, aber die Stimme, die aus diesen Zeilen spricht, tönt schon stark nach Zarathustra. Auch in ihrer Bildhaftigkeit erinnert diese Passage an Nietzsches grosse Dichtung. Der Adler, der sich da aufschwingt, und nie das Leben einer Taube führen könnte, ist eines der beiden Tiere Zarathustras. Damit, dass er lieber seinen Untergang will, als dass er seinen Weg zur Grösse jemals verlassen würde, ist der hier beschriebene "Idealist" ebenfalls schon ganz nach Zarathustras Geschmack, der bekanntlich auch den liebt, der noch seinen Untergang will (KSA, Bd.4, S.17f.).

In der unmittelbaren Fortsetzung des Aufsatzes erinnert auch die These von der Hinfälligkeit alles Moralischen in der Beurteilung der geistigen Grösse eines Menschen stark an den Wanderprediger, der dem vom Teufel Besessenen rät: "besser noch, du ziehest deinen Teufel gross! Auch für dich gibt es noch einen Weg der Grösse!" (KSA, Bd.4, S.115). [\[zurück\]](#)

<sup>80</sup> Am Beispiel Schopenhauers liesse sich nicht nur die Präferenz des Kantonsschülers für Lebensbeschreibungen grosser Philosophen statt für wissenschaftliche Darstellungen ihrer Systeme veranschaulichen, auf die wir bereits in seiner Auseinandersetzung mit Spinoza gestossen sind, sondern auch die teilweise sehr enge, gedankliche bis wörtliche Anlehnung seiner Schulaufsätze an das *Jugendtagebuch*. In diesem notiert er nämlich am 20. Februar 1922 (S.130):

Was mich an Schopenhauer frappte? Denn es ist keine Frage, dass mir Schopenhauer gleich von der ersten Bekanntschaft an einen ganz nachhaltigen Eindruck machte. – Dieser Eindruck nun ging *nicht* von *seiner Lehre* aus, ganz gewiss nicht aus ihren Hauptprinzipien: Aber auch nicht einmal die kleineren geistreichen Bemerkungen – obwohl die mir schon viel mehr zu schaffen machten, während ich seine eigentliche Lehre überhaupt nicht einmal ganz kenne – waren es: Es packte mich die *dämonische Persönlichkeit*. –

Mit den Hauptprinzipien seiner Lehre dürfte Hohl hier wohl auf *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819/1859) anspielen, mit den kleineren Bemerkungen auf die zwei Bände *Parerga und Paralipomena* (1851), welche die *Aphorismen zur Lebensweisheit* enthalten.

Seinen eigenen Ausführungen in "Allerlei Käuze" zufolge könnte man meinen, indem ihn an Schopenhauer "*nur ganz allein* die dämonische Persönlichkeit" fasziniert habe (Hervorhebung MR) und nicht auch dessen philosophische Gedanken, erweise sich Hohl hier selber als ein Mensch der grossen Masse, der im Kauz immer nur den charakterlichen Sonderling und nicht auch dessen geistige Überlegenheit im Denken zu erkennen vermag. Wie sich aber schon in diesem und allen nachfolgenden Aufsätzen immer deutlicher abzeichnen wird, sieht der Kantonsschüler in der charakteristischen Eigenart eines Menschen zunehmend ein Epiphänomen seines Denkens. Wo es also mit diesem nicht weit her ist, wird man auch nach jener vergeblich suchen; haben wir es bei Schopenhauer hingegen mit einer "dämonischen Persönlichkeit" zu tun, heisst das gleichzeitig, dass es sich bei ihm in Hohls Augen damals auch um einen gewaltigen Denker gehandelt haben muss. Der Notizenschreiber wird den Philosophen jedoch später kaum mehr erwähnen und wenn, dann entweder nur beiläufig (VIII, 83) oder direkt abwertend (XI,10). Offenbar hat Ludwig Hohl in Schopenhauer später nur noch den Nachfahren Kants und nicht auch den Vorläufer von Friedrich Nietzsche gesehen.

Ganz im Sinne des "Pathos' der Distanz", von dem wir gesagt haben, dass es auch die Grundstimmung eines gläubigen Christen in einer Welt voller Ungläubiger bezeichne, hat den Pfarrerssohn an Schopenhauer also besonders dessen Radikalität und Standhaftigkeit beeindruckt, mit der er "gebrochen [hat] mit aller Welt". Darin wäre Schopenhauer gewiss ein ebenso gutes Beispiel für einen "kauzigen" Philosophen, wie die älteren und antiken Denker, die wir oben genannt haben. [\[zurück\]](#)

<sup>81</sup> Im *Grundmanuskript* wird der Notizenschreiber wiederum Kant als einen Denker bezeichnen, der seines Verstandes wegen zwar durchaus unsere Wertschätzung und sogar eine gewisse Bewunderung verdiene, uns aber gerade seines reinen Verstandes wegen nicht zu begeistern vermag. "'Kant ist ein grosser Denker gewesen' – zweifellos – zu gross", heisst es dann etwa (S. 354). [\[zurück\]](#)

<sup>82</sup> Der Aufsatzschreiber verlangt hier also, dass einer nicht nur ein "Idealist" im Denken sei, sondern selber auch gleichsam die Inkarnation seines Denkens. Darin scheint nicht nur der enge Bezug erneut auf, den der Schüler zwischen dem Denken und der Persönlichkeit eines Menschen herstellen will, sondern jetzt auch eine inhaltliche Nähe zur Philosophie Friedrich Nietzsches. In der dritten *Unzeitgemässen Betrachtung* ("Schopenhauer als Erzieher") erklärt dieser nämlich, er "mache [sich] aus einem Philosophen gerade so viel, als er imstande [sei] ein Beispiel zu geben" (KSA, Bd.1, S.350), weshalb es seiner Meinung nach auch durchaus möglich ist mit nur "drei Anekdoten [...] das Bild eines Menschen [zu] geben" (a.a.O., S.803). Diesbezüglich ist nicht nur interessant zu bemerken, dass also auch Nietzsche diese Auffassung schon im Zusammenhang mit Schopenhauer entwickelt hatte, sondern vor allem, dass wir von der zweiten *Unzeitgemässen Betrachtung* nun mit Sicherheit sagen können, dass Hohl sie zum Zeitpunkt dieses Aufsatzes schon gelesen hatte. [\[zurück\]](#)

<sup>83</sup> Auf den Begriff der "Schönen Seele", die Hohl in diesem vierten Punkt offensichtlich als Vorlage dient, haben wir bereits hingewiesen. [\[zurück\]](#)

<sup>84</sup> Anstatt von "Seele" spricht Hohl wiederholt auch von "Geist": "Nur das Flammen deines eigenen Geistes kann dir die lohende Glut eines andern verständlich machen". Mit dem Ausdruck "lebendige Seele" bezeichnet der Kantonsschüler hier also genau dasselbe wie mit "Geist im weiteren Sinne, d.h. ein bewegtes Innenleben, eine Gefühlswelt". Die Tatsache, dass der junge Hohl auch den Instinkt der seelisch-geistigen Seite zuschlägt und dem Intellekt gegenüberstellt, kann man als weiteren Niederschlag seiner beginnenden, intensiven Auseinandersetzung mit den frühen Schriften Friedrich Nietzsches interpretieren. [\[zurück\]](#)

<sup>85</sup> Besonders deutlich wird dieser Umstand im zweiten Teil dieses Aufsatzes werden, in dem Hohl sich ausgedehnt gegen den Vorwurf, den man gegen ihn erhoben habe, verteidigt, dass er zu wenig bescheiden sei. [\[zurück\]](#)

<sup>86</sup> Dass Hohls Lektüren in diesem Zeitraum diesen Prozess stark beeinflusst haben, ist zwar evident, müsste aber in einer eigenen Studie noch detaillierter auseinandergesetzt werden. Neben der alles überragenden Funktion Nietzsches und der bereits demonstrierten Bedeutung Spinozas werden vor allem auch der Einfluss der Kleist- und Schopenhauerbiographien, die der Kantonsschüler damals zu lesen beginnt, diese Entwicklung stark beeinflusst haben. Dass sie eng mit seinen damaligen Anstrengungen in Philosophie zusammenhing, aus ihnen hervorging und auf sie zurückgewirkt hat, zeigt auch der Eintrag im *Jugendtagebuch* vom 18. Oktober 1921. Dort heisst es (S. 46):

Platon, Apologie. / Zu Ende gelesen u. *verstanden*.

Die erste Schrift aus dem Altertum, die mir grossen Eindruck gemacht hat, die mich im Innersten getroffen, kurz: Die ich *verstanden* habe. Denn dies nur nenne ich eine Dichtung oder ein philos[ophisches]. Werk verstehen, wenn man ganz durchdrungen ist vom Gedanken, ergriffen, wenn man die Sache fühlt. Alles andere sog. "Verstehen" ist Unsinn, ist nichts! Wenn einer, der den Hamlet oder die Räuber gelesen hat, nachher die Handlung getreulich hersagen kann, die Motive der einzelnen Personen kennt, ihren Charakter klarzulegen versteht, ja das ganze Stück auswendig herzusagen weiss: *verstanden* muss er es deshalb noch lange nicht haben! Erst wenn er ergriffen, hingerissen, im Innersten getroffen ist, erst dann darf er von einem Verständnis reden. Der

trockene äusserliche Verstand, der Vorhof des Geistes mögen die Sache schon lange durchdrungen haben. Solange im Innern, wo das Gefühl sitzt, das wahre Wesen des Menschen seinen Sitz hat, noch alles ruhig bleibt, darf keiner davon sprechen, dass er eine Dichtung verstanden habe!

Dieser Eintrag, der also rund ein halbes Jahr vor dem Doppel-Aufsatz "Wonach beurteile ich die Menschen – Allerlei Menschen" geschrieben wurde, zeigt, dass Hohl zum damaligen Zeitpunkt die Gegensätze zwischen einem (philosophisch-)dichterischen und einem wissenschaftlich-philosophischen Verstehen noch nicht so klar vor Augen hatte. Zu Beginn dieses Eintrags schreibt er nämlich, dass er "wenn möglich jetzt mit der Wissenschaft überhaupt beginnen" wolle, worunter er offenbar vor allem seine Beschäftigung mit der Philosophie zählt, während er im eben zitierten Auszug von "eine[r] Dichtung oder ein[em] philos[ophischen]. Werk" synonym spricht. [\[zurück\]](#)

<sup>87</sup> Das Verhältnis zwischen einer Erkenntnis, die durch Angabe ihrer Gründe als richtig erwiesen werden kann, und einem Glauben, der nur auf subjektiver Gewissheit gründet, ist auch in den *Notizen* keineswegs das einer Opposition. "Erkenntnis und Glaube" werden auch dort noch als zwei Aggregatzustände beschrieben, deren ersterer immer nur vorübergehend erreicht werden kann, wie es in der Notiz II,263 unmissverständlich heisst. Noch deutlicher wird Hohl im 292. Stück desselben Teils (vgl. auch *Nuancen und Details* I,32):

#### *Glauben und Wissen*

Glauben und Wissen sind keine Gegensätze, sondern sehr ähnlich, nur in Schattierungen verschieden; schwierig wird das zu erkennen nur durch den entsetzlichen Missbrauch, der mit dem ersten Wort getrieben wurde.

Wenn einer sagt "ich weiss", so kann kein Zweifel bestehen darüber, was er gesagt hat; aber wenn einer sagt "Ich glaube ...", was sagt er dann?

Entweder 1. er glaube *nicht*; oder, 2. dass er weder glaube noch wisse; oder, 3. es sei zu vermuten!

Fall 1: Der Richter donnert den Zeugen an: "Sie mussten doch wissen, dass der Angeklagte ...?" und der Erschrockene antwortet: "Ich *glaubte*..."

Fall 2: Gleiche Situation, aber mit einem weniger donnernden Richter: der weniger erschrockene Zeuge beginnt seine Erklärung: "Ich *glaubte*..."

Fall 3: "Er ist eben vorbeigegangen. Ich *glaube*, er ist beim Barbier."

Dass es sich nicht um Nebenbedeutungen oder übertragene Bedeutungen handelt, sondern um lasterhaftesten Missbrauch, wird niemand bestreiten wollen. – Und erst viertens erscheint das Wort in seinem einzigen Sinn: "Simon Petrus, glaubst du an mich?" – "Der Glaube hat dich gerettet."

Der subjektive Wert von Glauben und vollem Wissen ist genau derselbe. Differenzen zeigen sich nur in der Beziehung zur Aussenwelt. Volles Wissen heisst eine Stelle erreicht haben, mittels sichtbarem Weg: die andern können also nachfolgen, sich hinzulenken, man kann ihnen den Weg zeigen; glauben heisst dieselbe Stelle erreicht haben auf nächtlichen Wegen: man vermag also die andern nicht hinzuweisen, es sei denn durch Geschrei, Gebärden, Versprechungen (andern Dingen also als den Dingen *hier*); und das kann nur wirken auf solche, die schon sehr nahe sind. [\[zurück\]](#)

<sup>88</sup> In den *Notizen* wird Ludwig Hohl als einen der aller entscheidendsten Einschnitte in seiner denkerischen Entwicklung den Moment bezeichnen, an dem er begriffen habe, dass die Philosophie nicht für die Philosophen sei und "als unabhängiger Luxus" dem Leben gegenüberstehe, sondern selber im Leben verwurzelt und auf dieses ausgerichtet bleiben müsse (VIII,23; vgl. auch XII,42). [\[zurück\]](#)

<sup>89</sup> Hohl mag bei dieser Beschreibung Spinoza vor Augen gehabt haben, dessen heldenhafte geistige Biographie er ein halbes Jahr zuvor gelesen hatte, es ist aber offenkundig, dass sie gerade in dieser letzten Phase vor seinem Abgang von der Kantonsschule auch ganz seinem eigenen Selbstbild entspricht. Auch ihm ist ja unterdessen seine eigene Lebensanschauung zu seiner ganzen, inneren, geistigen Welt geworden, die ihn zusehends mit der äusseren in Konflikt bringt und auch von ihm haben wir nun schon oft genug gehört, wie sehr er um geistige Klarheit kämpft und wie entschlossen er sich gibt, seine Ansichten als sein Heiligstes gegen jeden Widerstand bis zum Äussersten zu verteidigen. [\[zurück\]](#)



<sup>90</sup> Diesen Ernst des Denkens wird auch der Notizenschreiber später noch betonen. So schreibt er etwa in den *Notizen* (II,130):

Die Vernunft des Menschen ist kein Kinderspiel, verfliegend vor dem Ernst, sondern eine ernste Sache – die ernsteste, mächtiger als alles, ausser einem: der Welt. [\[zurück\]](#)

<sup>91</sup> Den Unterschied zwischen einer ernsthaften philosophischen Bemühung und philosophisch angehauchten Reden, mit denen sich mancher Apotheker sonntags zu schmücken pflegt um geistreich zu erscheinen, macht Ludwig Hohl auch noch in den *Notizen* (VIII,19):

Nun wollte mich so ein Stümper, der zweifellos im Hauptberuf eine Apotheke besitzt und nur am Sonntag Philosophie treibt [...], so ein Phänomen von einem Kerl, der nicht eines einzigen Philosophen *Antrieb* zum Denken je in seinem Leben geahnt hatte, wollte mich belehren ... [\[zurück\]](#)

<sup>92</sup> Als Beispiel eines Philosophen, der nur in der "Region des formalen Verstandes künstlich konstruiertes Zeug" geliefert habe, dient Hohl später im *Grundmanuskript* erneut Kant (S. 952): "Ich bin sicher, Was Kant (als Hauptsache) gelehrt hat, hat vielleicht kein Mensch geglaubt, vielleicht auch er selber nicht." [\[zurück\]](#)

<sup>93</sup> Auch in den übrigen Schulaufsätzen, die wir hier auslassen, wären noch viele Hinweise auf Hohls zwischen Kunst und Wissenschaft schwankendes Philosophieverständnis zu finden. So demonstriert er am Beispiel von Heinrich von Kleist in einem Aufsatz vom 25. Mai 1922 mit dem Titel "Ein Aufsatz von Kleist" sein Verständnis vom Philosophen als Künstler noch einmal sehr anschaulich. Deutlicher als in allen vorangehenden Texten drückt darin aber vor allem der immense Einfluss durch, den Nietzsche auf den Kantonsschüler auszuüben beginnt. Gleich zu Beginn stellt Hohl denn auch schon fest, dass "Kleists Weltanschauung [...], wie es mir vielleicht darzulegen gelingt, sich mit derjenigen Nietzsches berührt, eines anderen Riesengeistes des vorigen Jahrhunderts." Dass Nietzsches Gedanken in diesem Text einen breiteren Raum einnehmen als in den vorangehenden, ist aber auch thematisch begründet. In dem Aufsatz "Über das Marionettentheater" (1810), den Hohl darin bespricht, behandelt Kleist nämlich eine Problematik, an der sich gerade Nietzsches Philosophie immer wieder neu entzündet: die Frage, inwieweit sich der Mensch in Natur zurückübersetzen lässt, und inwiefern er durch sein Bewusstsein über diese herausragt. Zur Illustration sei hier nur der letzte Passus dieses Schulaufsatzes zitiert:

Entweder gar keines oder ein unendliches Bewusstsein! Entweder Gliedermann oder Gott! Nur nicht Mensch. Aber der Mensch kann nicht mehr zurück. Also muss er hinauf! Aber da klingt schon eine andere Stimme in die Sache hinein: Es ist Nietzsche, der diesen letzten Satz ausspricht.

Naivität – Bewusstsein – Allwissenheit: Dies nun sind die drei Stufen; die erste und die dritte ist gut.

„Wir sehen, dass in der Masse, als in der organischen Welt die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und leuchtender hervortritt“, sagt Kleist. [...] Wir haben die Kindheimat verlassen. Wir Menschen haben eine neue Bahn betreten. Verlassen ist das erste Land der Vollkommenheit! Und wir können nicht mehr zurück! Wir irren im Nebel; doch wollen wir empor. Und durch graue Nebelwolken geht's hinan zum strahlenden Himmel.

Aber weit über Zeit und Welt hinaus jagt diese Idee. Wir müssen uns ganz weit draussen aufstellen, jenseits der Welt, um sie so überblicken zu können. Und so spricht nicht mehr Kleist, so spricht Nietzsche.

Der Kommentar zu diesem Aufsatz von Hohls Lehrer von Greyerz zeigt, wie zerrüttet das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler zu diesem Zeitpunkt schon ist: "Diese Art von Pose interessiert mich & imponiert mir überhaupt nicht."

Der nächste Aufsatz vom 27. Juni 1922 mit dem Titel "Mein Thema" führt Hohls radikal-provokative Verweigerungshaltung und Respektlosigkeit gegenüber jeder schulischen Autorität am deutlichsten vor Augen. Wie der erste Satz dieses Aufsatzes nahelegt, waren den Schülern drei Themen zur Auswahl vorgegeben. ("Nun sollte ich über Götz schreiben oder über Weislingen oder gar über den 'Vorabend der Reformation' – und worüber schreibe ich? Darüber, warum ich über jenes nicht schreibe!") Statt eines dieser vorgegebenen Themen auszuwählen, lässt der Kantonsschüler seinen "Geist" auftreten, und macht sich ein weiteres Mal daran, das Verhältnis zwischen Intellekt und Geist/Seele zu klären. Im ersten Abschnitt greift er dazu erneut das alle Aufsätze im Grunde durchwaltende grosse Thema der Lebens- und Weltanschauung auf. In einer wahrhaften Pastorele wird an unseren "heiligen Ernst" appelliert, mit dem wir unsere funda-

mentalischen Ansichten als unseren "heiligste[n] Besitz" uns aneignen sollen. Diese Aufgabe verortet der Schüler wiederum eindeutig in dem Zuständigkeitsbereich der Philosophie. Dabei liefert er nun auch eine klare Definition dessen, was er Wahrheit nennt: "Wahr nenne ich alles, woran der ganze Mensch fest glaubt, was von innen, nicht aus dem formalen Verstand kommt." Gleichzeitig insistiert Hohl auch auf der Notwendigkeit eines Erlebnisgehalts in jeder möglichen Erkenntnis: "Wenn man nichts weiss, soll man schweigen", heisst es bei Hohl, wo es bei Wittgenstein heisst, "wovon man nicht sprechen kann,...". Von Greyerzens Kommentar zu diesem Aufsatz fällt erneut deutlich aus: "In der grossen Gebärde ist noch nicht die Grösse enthalten. Sie sehen von ihrem grossartigen Standpunkt aus das Allernächste und Wichtige nicht: eine einfache Aufgabe mit Aufwendung Ihrer besten Kraft anpacken, ihre Schwierigkeit nicht scheuen und sie wirklich erledigen. Im Übrigen rennen Sie z.T. ganz offene Türen ein."

Schliesslich hätte es aber vor allem auch Hohls Referatsschrift "Der Standpunkt zu N[ietzsche]. u[nd]. unserer Religion" verdient, im Rahmen dieser Arbeit abgedruckt und eingehend besprochen zu werden. Auch darin geht es noch einmal und in vordringlichster Weise um das, was im Zentrum aller Schulaufsätze von Hohl steht: um das philosophische Erringen einer Lebensanschauung. Hohl verfolgt in diesem Referat also in keiner Weise eine kritische Würdigung und immanente Auseinandersetzung weder mit der Philosophie Nietzsches, noch mit der Religion. Die einzige philosophische These, für die Hohl auf Nietzsche rekurriert, hat dieser sogar im von ihm zitierten Wortlaut so gar nie geäussert. Sie lautet: "Es ist kein Gott" und dient lediglich der Vollständigkeit der Hohl'schen Konstruktion einer Opposition von Nietzsches Philosophie und der christlichen Religion. Dazu sagt er denn auch: "Wir müssen eigentlich vom ganzen Nietzsche nur zwei Sachen wissen: Dass es ein bedeutender Geist ist und dass er das Gegenteil sagt, wie unsere Religion." Nietzsche und die Religion dienen Hohl also nur als Pole eines Spannungsverhältnisses, in dem es sich zu orientieren und zu entscheiden gilt. Diese Entscheidung selbst, sagt er seinen Mitschülern, müsse jeder selber fällen und versucht sich in dieser Hinsicht – vergeblich (!) – ganz neutral zu geben. Anlass und Absicht seiner Referatsschrift ist also keineswegs eine rein gedankliche Auseinandersetzung mit zwei widersprüchlichen Weltbildern, sondern eine existenzielle Forderung: "wir können nicht unberührt von diesen Dingen bleiben, denn beide Dinge stehen uns so nahe, dass sie auf uns einzuwirken im Stande sind" – wobei der Pfarrerssohn wohl vor allem von sich selber spricht, ist es doch höchst fraglich, ob insbesondere Nietzsche seinen Zuhörern tatsächlich so nahe gestanden hat, dass sie den Ernst seiner Forderung verstanden haben könnten. Von ihnen verlangt er aber nun, dass sie beiden Standpunkten gegenüber einen dritten, neutralen Aussichtspunkt erobern. Dieser kann dann nur einer sein, von dem aus betrachtet die beiden in Frage stehenden Erkenntnisformen gleichberechtigt nebeneinander erscheinen (Im Verlauf des Referats wird immer deutlicher, dass Nietzsche Hohl nur als Platzhalter dient für eine unvoreingenommen kritische Denkweise, wohingegen die Religion stellvertretend für jeden blinden Glauben an überkommene Moral- und Wertvorstellungen steht.): „Mir scheinen Religion und Philosophie koordiniert, auf gleicher Stufe befindlich zu sein: Dies ist ein Satz, den ich sehr betonen muss; es umfasst den ganzen Inhalt dessen, was ich sagen will.“ Das Erkämpfen eines neutralen Standpunktes zwischen den zwei in Frage stehenden Weltanschauungen erklärt er seinen Mitschülern dann ihrer heiligen Pflicht: "Das Zimmern seiner Lebensanschauung ist ein heiliges Werk! Mit ganzem vollem Ernste müssen wir uns dahinter machen. Ja es ist mehr; es ist eine furchtbar ernste Sache!" An diese Feststellung fügt Hohl eine Behauptung an, die er auch in seinem Kleist-Aufsatz noch einmal wiederholen wird: im Ringen um eine eigene Lebensanschauung unterscheidet sich nicht nur der Mensch vom Tier, sondern – je nach der Intensität dieses Ringens – auch der höhere Mensch von den niedrigeren: "Und wenn wir noch weiter emporsteigen, so kommen wir zu Menschen, bei denen dies Lebensbedürfnis geworden ist und dies ist die höchste Klasse der Menschen; es sind die Philosophen, im weitesten Sinne gesprochen." [\[zurück\]](#)

<sup>94</sup> Wie alle Begriffsunterscheidungen bei Ludwig Hohl, ist diese Entgegensetzung allerdings nicht im absoluten Sinn zu verstehen. Später heisst es dann nämlich wiederum (II,321):

*Dichter und Politiker* – und natürlich alle andern dazwischen, die wissenschaftlichen Entdecker, die Seher, Propheten, Weisen – sind einmal *ein* Mann gewesen: einfach, der die Welt zum Besseren verändern wollte. Auf Grund ihres Temperaments haben sie sich früh geteilt.

Die Politiker, erklärt Hohl weiter, seien pragmatisch operierende Typen, die sich darauf beschränkten, kleine Veränderungen anzustreben, die in absehbarer Zeit realisierbar sind, zu welchem Zweck sie auch den Trug als legitimes Mittel erachten würden. Deshalb sagt er an anderer Stelle auch, dass sich die "politische Seh-

fähigkeit" im Aufstellen "richtiger Prognosen" erweist (II,28), wohingegen der Künstler ein "hermetische[s] Gebilde [erschaffe]: das die absolute Veränderung wollende, nicht mit der Zeit zählende, zu *seiner* Zeit fraktionenweise (und über Stufen) in Realisierung tretende Gebilde" (II,321). Vgl. auch II,253. [\[zurück\]](#)

<sup>95</sup> Im Unterschied zur ersten Stelle in den *Notizen*, an der explizit das Wort "Philosophie" auftaucht, braucht man die Passage, in der zum ersten Mal von "Faulheit" die Rede ist, nicht lange zu suchen. Schon im allerersten Stück gibt Hohl von ihr folgende Definition (I,1): "die wahre Faulheit besteht in einer toten Bewegung." Diese Definition trifft auf den eben erörterten Sachverhalt exakt zu: statt dass die Menschen in lebendiger Auseinandersetzung mit sich selbst, ihrer Zeit und ihren Mitmenschen, ihre eigenen Wertvorstellungen in eigener Einsicht begründen, konservieren sie in einer vom Standpunkt des rationalen Überlegens aus tatsächlich als "tot" zu bezeichnenden Bewegung (betend), was lebendiges Denken vor langer Zeit einmal in anderen Umständen hervorgebracht hat. Dennoch bleiben sie nicht untätig. Fleissig knien sie hin und falten ihre faulenden Hände.

Wenn Ludwig Hohl im 188. Stück des zweiten Teils dann dazu übergeht "Dummheit" und "Faulheit" synonym zu setzen, indem er sagt: "Der Geistige (oder der Produktive, was dasselbe ist) kann wohl nur *ein* Ding hassen: die Dummheit (oder die Faulheit, was dasselbe ist)", so ist mit dieser Dummheit nicht eine intellektuelle Unterkapazität oder irgendein Bildungsmangel gemeint. Die Dummheit, von der Hohl spricht, ist ein "Wille[] zur Faulheit" (II,264), d.h: die feige Weigerung das Einzige aufzubringen, was es zum philosophischen Denken wirklich braucht, und was Ludwig Hohl gleichzeitig für die wahre Dimension der Kunst erachtet: Mut (vgl. II,236 und VII,166 sowie V,25). Wenn Hohl also von Dummheit oder Faulheit spricht, meint er auch noch in den *Notizen*, wie wir das eben schon in seinen Schulaufsätzen gesehen haben, den der "wahre[n] Philosophie, welche das innere Heiligtum eines Menschen [ist]", diametral entgegengesetzten Standpunkt. Insofern handelt also implizit und 'ex negativo' doch bereits das erste Stück der *Notizen* von Philosophie. [\[zurück\]](#)

<sup>96</sup> Darauf weisen auch schon die veranschaulichenden Beispiele in der Notiz II,127 hin: "Wenn du den Erreger einer Krankheit entdeckt hast, kann jedes Kind die Bilanz ziehen; wenn du eine Methode der Bekämpfung entdeckt hast, wird jeder nicht ganz hirnverbrannte Arzt sie anwenden." Es könnte hier allerdings der falsche Eindruck entstehen, dass Erkenntnis und Tat bei Hohl in linearen Abfolge zueinander stehen, wobei das Erkennen in einem rein theoretisch-spekulativen Raum stattfinden und erst in seiner Anwendung in die Praxis übergehen würde. Tatsächlich bedingen und befördern sich Erkenntnis und Tat aber gerade bei Hohl gegenseitig in einem unendlichen Zirkel, wie Hohl es in dem Stück "Fragmente und Varianten zum Zentralen" überaus deutlich sagt (II,264; vgl. auch I,47, I,49)

Eben weil Handeln nicht das Höchste, sondern das Erkennen das Höchste ist, ist Handeln das Richtige; denn nur es liefert ununterbrochenes Erkennen.

Das Erkennen tötet sich, wenn es allein bleibt; erst kommt es zum System, dann stirbt es ganz.

Was ist des Handelns Begrenzung, Gegenmacht? Die Hoffnungslosigkeit.

Die Hoffnung des Handelns ist das Erkennen. Aber des Erkennens *Vater und Sohn* ist das Handeln.

[...] (Hervorhebung MR) [\[zurück\]](#)

<sup>97</sup> Zur Bedeutung von Pro-vokation vgl. S. 60, Anm. 11. [\[zurück\]](#)

<sup>98</sup> Damit in diesem Punkt kein Irrtum möglich sei, doppelt Hohl im übernächsten Stück VIII,41 noch einmal nach. Einem fiktiven Gesprächspartner, der gegen eine Wiederholung alten Wissens im eben beschriebenen Sinn einwendet: "Das wissen wir ja schon lange", wird folgende Abfuhr erteilt: "Was du weisst, hat keine Bedeutung. Ich möchte erst einmal sehen, was du tust." Wie wir gesehen haben, entsprach diese Geringschätzung des rein theoretischen Wissens schon der Geisteslage des jungen Hohl: bereits als Kantonschülers interessierte er sich weit mehr dafür, wie sich die hohen Einsichten der "grossen Geister" auf deren Biographie ausgewirkt und sich in ihrer 'vita' niedergeschlagen haben, als für die argumentative Beweiskraft und das philosophisch-technische Instrumentarium, mit dem sie ihr Wissen herzuleiten und zu begründen versucht haben. [\[zurück\]](#)

<sup>99</sup> Hier nimmt Hohl offensichtlich Bezug auf den Brief des "Dorfschulmeister[s]" (Bretscher), den wir bereits erwähnt haben (s. oben, S. 87ff.). [\[zurück\]](#)

<sup>100</sup> Am allerdeutlichsten hat Ludwig Hohl diese Identifizierung von Kunst und Philosophie wohl im nachgelassenen Stück 408 der *Nachnotizen* zum Ausdruck gebracht:

Mehr und mehr habe ich mich überzeugen müssen, dass doch die Künstler viel intelligenter sind als andere Leute (...): immer wieder, wo es sich um grosse Angelegenheiten, um Hauptsächliches handelt, die Spezialisten übertreffen an Hellsichtigkeit, fast immer gegen die Spezialisten recht bekommen mit der Zeit.

- Künstler sind auch Spezialisten, nämlich des Wesentlichen

- Künstler sind Spezialisten der Philosophie\*

\*= Eventuell Zusatz: (Die Philosophen sind Handlanger, – wobei ich freilich einen Spinoza, einen Heraklit zu den Künstlern zähle.)

Erneut gibt der Notizenschreiber hier zu verstehen, dass der Künstler als Spezialist des Wesentlichen bzw. der Philosophie sich nicht qualitativ von den anderen Menschen unterscheidet, sondern sie nur quantitativ übertrifft: er ist intelligenter, d.h. weniger "faul", mehr dem Leben zugewendet, produktiv. Gleichzeitig treibt er hier die Identifikation von Philosoph und Künstler so weit auf die Spitze, dass es zu einem regelrechten Rollentausch kommt. Die wahren Philosophen sind in Hohls Verständnis nicht diejenigen, die man gewöhnlich als solche bezeichnet, sondern die Künstler. Die sogenannten "Philosophen" sind lediglich die Handlanger der echten, der Künstler-Philosophen. [\[zurück\]](#)

<sup>101</sup> Ein weiteres Indiz für diese Interpretation liefert eine Notiz aus dem Nachlass, die mit "Juni 67" datiert ist. Sie lautet: "Die lapidarste, die furchtbarste Phantasmagorie ist die Erkenntnistheorie." Wenn man bedenkt, dass gerade in der *Kritik der reinen Vernunft* zur Hauptsache die Fragen behandelt werden: "Wie ist Erkenntnis überhaupt möglich" und "wo sind die Grenzen philosophisch legitimier Erkenntnis", wird erneut deutlich, dass Hohl gerade Kants erste grosse Kritik als eine solche furchtbare "Phantasmagorie" erachtet haben wird. [\[zurück\]](#)

<sup>102</sup> Nach dieser Passage findet sich im Grundmanuskript noch ein weiterer Hinweis, der in der gedruckten Fassung ebenfalls weggelassen wurde, der aber einen Zusammenhang aufzeigt, den wir eben schon selber hergestellt haben: "vrgl. S.635f., das Konsequenzenziehen." An jener Vergleichsstelle findet man einige unveröffentlichte Notizen, in denen Hohl mit scharfen Worten und fast identischen Worten das anprangert, was wir oben schon unter dem Stichwort "Konklusionismus" vorgetragen haben:

"Meine Herren, ziehen wir die Konsequenzen! Was ist die Konsequenz?" ist eine rechte Apothekerrede. [...]

x x x

Konsequenzen ziehen ist gleich nichts tun.

x x x

... weil nämlich das Konsequenzenziehen das Einzige in unserem Geist ist, das ganz von selbst geschieht.

x x x

Konsequenzen nennt man das, was man nicht zu nenne braucht, weil man es nicht nennen kann.

[...] [\[zurück\]](#)

<sup>103</sup> Mehr noch als an das von Hohl erwähnte Urteil Lichtenbergs über Kant, erinnert die gesamte Notiz II,235 allerdings an das 11. Stück im ersten Hauptteil von Friedrich Nietzsches "Jenseits von Gut und Böse" (KSA Bd.5, S.24):

Kant war vor allem und zuerst stolz auf seine Kategorientafel, er sagte mit dieser Tafel in den Händen: "das ist das Schwerste, was jemals zum Behufe der Metaphysik unternommen werden konnte." – Man verstehe doch dies "werden konnte"! er war stolz darauf, im Menschen ein neues Vermögen, das Vermögen zu synthetischen Urteilen *a priori*, *entdeckt* zu haben. Gesetzt, dass er sich hierin selbst betrog: aber die Entwicklung und rasche Blüte der deutschen Philosophie hängt an diesem Stolz und an dem Wetteifer aller Jüngeren, womöglich noch Stolzeres zu entdecken – und

jedenfalls "neue Vermögen"! – Aber besinnen wir uns: es ist an der Zeit. Wie sind synthetische Urteile *a priori möglich*? fragte sich Kant, – und was antwortete er eigentlich? *Vermöge eines Vermögens*: leider aber nicht mit drei Worten, sondern so umständlich, ehrwürdig und mit einem solchen Aufwande von deutschem Tief- und Schnörkelsinne, dass man die lustige *niaiserie allemande* überhörte, welche in einer solchen Antwort steckt.

Bevor eine analoge Stelle bei Lichtenberg nicht klar identifiziert worden ist, steht hier sogar der Verdacht einer Verwechslung im Raum. Lichtenbergs Diktum, das in der ersten Gesamtausgabe seiner Aphorismen (herausgegeben von A. Leitzmann; Berlin, 1902-1908) als "J 452" nummeriert wurde, reicht für den geforderten Beweis jedenfalls noch nicht aus. [\[zurück\]](#)

<sup>104</sup> Dabei erinnern wir uns noch einmal daran, dass wir früher schon festgestellt haben, wie Hohls zunächst lebhaftes Interesse an der Philosophie schon als Kantonsschüler in dem Moment zu erlöschen begann, als er sich bei den Neukantianern systematische wissenschaftliche Kenntnisse in diesem Bereich erarbeiten wollte. [\[zurück\]](#)

<sup>105</sup> Dass dieser Zusatz durch Zeilenumbrüche und drei "X" vom Vorhergehenden abgetrennt ist, bedeutet nicht etwa, dass es sich dabei um eine selbständige Notiz gehandelt hätte. Viele Eintragungen im Grundmanuskript, die analoge Abschnittmarkierungen enthalten, wurden zusammenhängend publiziert. Dass durch Trennungszeichen voneinander Abgelöstes sinnhaft zusammengehört, beweist auch die nachgeschobene Bemerkung im Eintrag des *Grundmanuskript* vom selbigen Tag des Vorjahres, der schliesslich als Notiz II,151 veröffentlicht wurde, wobei auch hier die illustrierende Referenz auf Kant weggelassen wurde (S. 358f.):

Was ein Mensch aufzeigt, das weiss er nicht immer.  
~~[Was z.B. Kant aufzeigte, das wusste er sicher nicht.]~~

" " "  
(Die Grenzen unseres Erkennens; d.h. – denn es war ungenau; unser Erkennen auf richtigem Wege ist grenzenlos – die Grenze solchen Weges des Erkennens.)  
(Diese Stilart, nämlich Abschnitt ((Hauptabschnitt, Hauptsatz)), dann Klammer ((oder kleingedruckten Text)) ist vielleicht eine für mich günstige Erfindung.)

Wen Hohl einen Teil einer Eintragung also durch derartige Trennungsmarkierungen isoliert hat, dann wollte er damit nur auf seine untergeordnete oder veranschaulichende Funktion für die gesamte Notiz hinweisen, was seine Zugehörigkeit gerade unterstreicht. [\[zurück\]](#)

<sup>106</sup> Wenn man sich diese Streichungen vor Augen hält und gleichzeitig bedenkt, welche Referenzen auf Kant in den *Notizen* stehen gelassen wurden, fällt auf, dass der Notizenschreiber mit ihm gerade umgekehrt verfahren ist, als mit Nietzsche. Hatte Ludwig Hohl bei diesem alle uneingeschränkt positiven Eintragungen zurückgehalten, so ist es bei Kant seine überaus forschende Kritik an ihm, die er – von einer einzigen Ausnahme abgesehen, auf die wir gleich zu sprechen kommen werden – systematisch verschwiegen hat. In den *Notizen* erscheint er darum vor allem als ein "überaus schöpferische[r] Mensch – das heisst überaus grosse[r] Arbeiter" (I,17), der "das Recht" gehabt habe, der äusseren Welt gegenüber so teilnahmslos sich zu verhalten, wie es gewöhnlichen Leuten nicht zustehe, weil er als "denkender Mensch" (II,275) seinen Blick stets "nach innen" gerichtet habe (II,265). Zusammen mit Proust und Sokrates gilt Kant für Ludwig Hohl sogar als Zeuge, der beweise, dass "für die grösste Geisteskraft [...] keine Reisen mehr nötig [sind]" (XII,29).

Ein paar unveröffentlichte Notizen aus dem *Grundmanuskript*, in denen Kant in einem weniger guten Licht erscheint, seien hier zur Kontrastierung angefügt. Wenn Hohl in der Notiz XII,43 von den "grossen Denkern" spricht, über die man sich – im Unterschied etwa zu Spinoza – "eines (bisweiligen) Lächelns nicht erwehren kann", lautete auch diese Passage in der entsprechenden Eintragung im *Grundmanuskript* etwas anders (S. 292): "Man unterscheide unter den grossen Denkern [...] zwei Gruppen: Solche, über die man sich eines (bisweiligen) Lächelns nicht erwehren kann, eines Lächelns nur in den Mundwinkeln, bei aller Achtung vor ihrer komplizierten, ungeheuren Leistung — z.B. Herr Kant. [...]". Knapp zwei Monate später wird dieses hier noch harmlos anmutende Lächeln dann schon deutlicher und in seiner abschätzigen Bedeutung erst richtig verständlich. In einer handschriftlich durchgestrichenen Passage einer Notiz vom 11. August 1935 heisst es dann nämlich (S. 354):



[...]... Aber es gibt Erkenntnisstufen, wo der Mensch umkehren muss – sonst wird er absurd. Die Erkenntnis steigert sich selbst in die Unerkenntnis hinein. [Das grösste Beispiel dafür ist Kant – bewunderungswürdig und lächerlich.] Man kann nicht Musik machen mit der an sich selbst gesteigerten Musikidee, die Musik muss bei den Tönen bleiben; und die Idee bei den Dingen.

Die Idee hat die Eigenschaft, sich an sich selbst in Leere steigern zu können. Sie kommt nicht weiter auf eine gewisse Art, schiesst zurück in sich, gleichsam um die Erde herum, und da die Leute das nicht spüren, wird alles, was sie sagen, falsch. Weiter kommen können sie nur in einer andern Dimension. (Es ist mir nicht alles ganz klar, aber das Falsche in anderer Leute Auffassungsweisen ist mir ganz klar.) Das haben die grossen Denker, Spinoza, Goethe, Heraklit, begriffen [und Kant hat das nicht gewusst.]

" " "

"Kant ist ein grosser Denker gewesen" – zweifellos – zu gross.

Wenn man dieses Zitat genau liest, erkennt man, dass Ludwig Hohl die allgemeine Hochachtung vor Kant als eines "grosse[n] Denker[s]" – die er hier NB. ebenfalls aus fremdem Mund zitiert – weit weniger teilt, als der oberflächliche Anschein in den *Notizen* den Eindruck erwecken mag: zu den *wirklich* "grossen Denker[n]" (Spinoza, Goethe, Heraklit) steht er als ein "zu gross[er]" Denker nämlich gerade im Widerspruch. Zwei Monate nach diesen beiden Eintragungen kommt Hohl in einer unpublizierten Eintragung im *Grundmanuskript* noch einmal auf sie zurück. Am 11. 10.1935 notiert er sich unter dem Titel "Über die Denker" (S. 466):

Der grösste Denker des Altertums: Heraklit. Der grösste Denker aller Zeiten, Spinoza. (Vrgl. Auch jene Zweiteilung aller grossen Denker: Lächeln in Mundwinkeln und nicht.)

Kant – ein Spezialist.

Kant – ein Universitätsprofessor, der genialste Universitätsprofessor.

Hochzuverehrender Mann. (Lichtenberg hat ihn durchschaut.) Nur nichts von Schopenhauer.

Auch hier wird Kant den wahrhaft grossen Denkern als "Spezialist" und "Universitätsprofessor" *entgegen-gesetzt*. Hat er aber als "Philosoph" in Hohls Augen auch auf unfruchtbarem Boden gebaut, so hält er ihn seines unbeirraren Forschertriebs wegen, dem er sein gesamtes Leben untergeordnet hat, als *Menschen* dennoch für einen "hochzuverehrende[n] Mann". (Tatsächlich hat sich der Königsberger ja ähnlich wie Hohl ein äusserst rigides Ordnungs- und Arbeitszeitenregime verpasst, das er sich strikte eingehalten hat; und genau wie Hohl hat auch Kant zunächst während zehn Jahren unbeirrt an seiner kritischen Philosophie gearbeitet, ohne dass die Welt davon etwas zu sehen bekommen hätte, sodass auch sein Werk fast schon zu einer Legende geworden war, noch ehe es erschienen ist, und so mancher bereits zu zweifeln begann, ob von Kant überhaupt noch etwas komme...)

Interessant an obiger Eintragung ist schliesslich auch noch folgende, nachträgliche Anmerkung, die den Grund für die Nichtpublikation dieser Notiz angibt: "fragwürdig weil undokumentiert" hat Hohl mit Bleistift dort an den Rand geschrieben. Allem Anschein nach traute er sich also mit seinem kritischen Kant-Urteil nicht an die Öffentlichkeit zu treten, weil er nicht über genügend stichhaltige Beweise oder plausible Anschauungsmaterial verfügte, um seine Position zu belegen. Das Wort "fragwürdig" ist an dieser Stelle nämlich so zu deuten, dass ihm beim Durchforschen des *Grundmanuskripts* zwecks Zusammenstellung der einzelnen, für die *Notizen* vorgesehen Abteilungen nicht etwa der Inhalt dieser Notiz im Nachhinein fragwürdig geworden wäre – dieser stimmt mit zu vielen anderen Passagen überein, die keine solchen Zweifels-spuren aufweisen – sondern die Frage, ob er dieses Stück publizieren sollte.

Ein letztes Beispiel einer zurückgehaltenen Kritik an Kant, das eigentlich schon in den als nächstes zu behandelnden, zentralen Punkt in Hohls *positivem* Philosophieverständnis hinausgreift, sei hier noch angefügt, weil es Hohl negatives Kant-Bild vielleicht in der grösstmöglichen Deutlichkeit vor Augen führt, indem er seine Erzeugnisse darin als "Wahngebilde" bezeichnet und ihn selbst einen "Spekulations- d.h. Todes-Philosophen" nennt. Es findet sich in einer Eintragung vom 8. November 1935:

[...] Auch der starrste Todes-Mann (z.B. der Schöpfer der Kirchendogmen; die Hälfte von Kant; Schopenhauer) musste zu einem Teil wider seine Philosophie zeugen (leben), sonst wäre es nicht einmal zu seiner Philosophie gekommen, (denn das Leben ist universell).

Gut, man kann nicht aus dem Leben heraus, auch Kartesius und Kant als sie ihre Wahngebilde in die Welt setzten, zeugten zu einem Teil noch vom Leben, – aber warum einer Philosophie anhängen, die wider alles ist, was doch besteht (die wider sich selber ist), warum das Leben vermindern?

(Der einzige Gültige unter diesen Spekulations- d.h. Todes-Philosophen war Schopenhauer, denn er ist bis zum richtigen Schluss vorgedrungen, er sagte es offen: Nichtsein wäre besser. [...])

In dieser Notiz sind in ihrer veröffentlichten Version als Notiz XI,10 erneut alle Hinweise auf Kant einer sich uns nun beinahe als systematisch erweisenden Selbstzensur zum Opfer gefallen. Nimmt man sie nun wieder hinzu, kann gar kein Zweifel mehr daran bestehen, dass Kants Philosophie für Ludwig Hohl nur eine "Philosophie" in Anführungsstrichen und in negativer Bedeutung war, die in seinen Augen keine Gültigkeit haben kann. [\[zurück\]](#)

<sup>107</sup> Wir haben eben gesehen, dass Hohls Kritik an Kant oft gleichzeitig auch eine Kritik an den Theologen ist. Was er also in der Notiz 123 der *Nachnotizen* vom Diskutieren mit Theologen angemerkt hat, könnte auch auf einen (Neu-)Kantianer zutreffen:

[...] Man kann nicht mit jedem reden, bei weitem nicht. (Wobei ich selbstverständlich nicht an technische Hindernisse denke wie Unentwickeltheit des Gehirns oder gar physische Taubheit.) Um mit einem reden zu können, muss er uns schon nahe sein, muss er schon Kenntnis unserer Dinge haben, gross oder klein. Aber ein Theologe – völlig eingeschlossen in dem, was ich nicht anders betrachten kann als das meisterhafte Gebäude der Unkenntnis ... [...]

Wenn Hohl im Anschluss Roger Martin du Gard zitiert, der von seinen Erfahrungen mit den Theologen wie folgt berichtet: "Ich bin manches Mal durch beschlagene und wohlausgerüstete Theologen ausser Gefecht gesetzt worden. Meistens, gestehe ich, fand ich überhaupt nicht viel, ihnen zu erwidern. Aber das erschütterte meine Überzeugung nicht im geringsten. [...] Argumente? Aber die findet man doch immer, gleichviel wofür, wenn man ein wenig sucht...", dann können wir durchaus davon ausgehen, dass Hohl in einer Auseinandersetzung mit einem (Neu-)Kantianer dieselbe Erfahrung machen zu müssen befürchtet habe, weshalb er zu einer solchen gar nicht erst einen Anlass bieten wollte. [\[zurück\]](#)

<sup>108</sup> Ein anschauliches Beispiel für seine verwirrende Verwendung des Terminus Philosophie bietet folgender Eintrag im *Grundmanuskript* vom 12. August 1936 zu Sokrates (S. 950):

Auch den Sokrates hat man – soweit ich von Stellungen zu ihm weiss – meistens falsch verstanden. Als Philosoph war schon Heraklit hundertmal bedeutender. Aber eine neue menschliche Haltung brach mit ihm in die Welt ein. (Er war ein Vorläufer jener Bewegung, die einmal im Christentum – gemischt auch da schon – riesenhaft siegreich in die Welt leuchtete, dann, vielfach vermischt im Mittelalter scheinbar versunken, in der Renaissance wieder hervorbrach, u.s.w.

Er war nicht so weise; er war auch borniert.

Wenn wir unter einem "Philosophen" hier einen rein wissenschaftlich-technisch rasonierenden Geist zu verstehen haben, ist überhaupt nicht nachvollziehbar, wieso Heraklit als "bedeutender" Philosoph zu gelten hätte. Wenn Philosophie hier aber im positiven, leben- und weltzugewandten Sinn zu verstehen ist, leuchtet ebenso wenig ein, wieso gerade Sokrates, der für diese Art des philosophischen Denken doch als die paradigmatische Gründerfigur schlechthin gelten kann, hinter Heraklits Spruchweisheiten zurückstehen soll. Erschwerend kommt hinzu, dass Hohl hier zwischen Philosophie und einer "menschliche[n] Haltung" einen Gegensatz konstruiert, wobei Philosophie im ihrem positiven Verständnis bei Hohl doch von einer solchen persönlichen Haltung gar nicht loszulösen ist. Die Tatsache schliesslich, dass diese in Hohls Augen von Sokrates erstmals verkörperte "menschliche Haltung" gerade "in der Renaissance wieder hervor[gebrochen]" sein soll, zu welcher Epoche Hohl bekanntlich sein Leben in einem äusserst fruchtbaren Bezug gesehen hat, verunmöglicht an dieser Stelle also auch eine Interpretation von "Philosoph" im positiven Sinn. Die einzige Erklärung, die diese dunkle Passage aufzuhellen vermöchte, scheint darin zu liegen, dass man den Namen Sokrates durch Platon ersetzt, und in dessen Werk dann den Akzent auf die systematischen Aspekte seiner philosophischen Lehrstücke legt, was in der Sekundärliteratur ja oftmals der Fall ist. [\[zurück\]](#)

<sup>109</sup> In diesem negativen Sinne von Philosophie hat der Notizenschreiber im *Grundmanuskript* auch zum längeren Stück mit dem Titel "Panthalis" angemerkt, dieses beinhalte "eine[n] weiteren, etwas zu philosophischen Zusatz" (S. 414; der erwähnte Zusatz folgt auf S. 416f.). [\[zurück\]](#)

<sup>110</sup> In diesem Zusammenhang sei auch noch einmal die unveröffentlichte Passage aus dem *Grundmanuskript* in Erinnerung gerufen, auf die wir schon in unserem Exkurs zu Spinoza gestossen sind (vgl. S. 202 und die Abbildung S. 271), und in der Ludwig Hohl seine Kritik am philosophisch-wissenschaftlichen Zugriff auf den in seinen Augen "grösste[n] Denker aller Zeiten" formuliert. Wie wir das in der Notiz II,236 jetzt auch von den Denkgebäude-Zimmerern festgestellt haben, besteht die höchste Maxime der von Hohl in ihrem Zugriff auf Spinoza kritisierten Berufsphilosophen ebenfalls in der strikten Einhaltung und rigiden Wahrung über das Widerspruchsverbot. Der Zusammenhang zwischen diesen (Berufs-) "Philosooophen" und den philosophischen Zimmermännern, die in der Notiz II,236 ihren Auftritt haben, ist umso deutlicher, als es sich bei dieser Notiz um einen publizierten Auszug aus demselben Eintrag im *Grundmanuskript* handelt, in dem der Notizenschreiber seinen Unmut über den philosophisch-wissenschaftlichen Umgang mit Spinoza ausgelassen hat. Auf die eigentliche Definition der Philosophie im negativen Verständnis, die unsere Ausführungen jetzt auf einen schlichten Punkt zusammenfasst und bestätigt, sind wir also eigentlich bereits in unseren Betrachtungen zu Hohls Verhältnis zu Spinoza gestossen: "'Philosophie' nenne ich das, was bei Kant überwiegt [...]". [\[zurück\]](#)

<sup>111</sup> In Analogie zu Kant, den Ludwig Hohl aber ironischerweise genau dieses Fehlers bezichtigt, könnte man vom "philosophischen" Denken in Anführungsstrichen sagen, dass darin die "Gedanken ohne Inhalt" und die "Anschauungen ohne Begriffe" bleiben (vgl. *Die Kritik der reinen Vernunft*, B75/A51). Ersteres, weil man sich in diesem Denken nicht an seine Grenzen hält, sondern "über wirkliche Orte, über Wege *hinaus*" gedacht wird (II,236), und Letzteres, weil dergestalt im reinen Denken Versunkene bzw. Verstiegene an ihren Schreibtischen hocken bleiben und – wenn sie diese doch einmal verlassen – den bedeutsamen Kleinigkeiten dieser Welt, den Nuancen und Details der Realität gegenüber ganz gleichgültig und abgestumpft einhergehen, indem sie immer nur "nach innen" schauen (vgl. II,265). Eine wunderbare Parodie *dieser*, "philosophischen" Weltabgewandtheit hat der Notizenschreiber im Stück VII,89 gegeben:

"Jetzt", schrie der Denker, nachdem er stundenlang in seinem Zimmer schweigend hin- und hergegangen war, "will ich einmal auf die Uhr schauen!" Und er schaute auf das Thermometer. Und nachher wusste er auch die Temperatur wieder nicht. [\[zurück\]](#)

<sup>112</sup> Die Beobachtung, dass die Kraft nie in dem Gebilde, sondern immer in demjenigen ist, der oder das sie hervorbringt, ist dem Notizenschreiber überaus wichtig. Besonders deutlich hat er sie in der Notiz XI,10 zum Ausdruck gebracht:

Die Natur bringt Gebilde hervor; aber die Kraft ist grösser als das Hervorgebrachte.

Sie ist um das Unendliche grösser: sie geht ins Unendliche weiter; das Gebilde ist einmalig und stirbt. Ein Gebilde ist also deutlich ZWEI (das, was stirbt, und das ist das Nennbare; der Anteil an der unendlich weiterreichenden Potenz, unnennbar): Je nach dem, worauf nun der Blick gerichtet ist, wird die eine oder die andere von den zwei einzig möglichen Philosophien entstehen, der eine oder der andere von den zwei möglichen Menschen, der eine oder der andere von den zwei möglichen Ausgängen. Der eine Ausgang ist das Leben, der andere der Tod.

Vor dieser Blume: Wirst du die Form verehren, ihr zu gleichen suchen, oder wird in deiner Verehrung die *Kraft*, die diese Form hervorbrachte, vor allem das Betroffene sein? Im ersten Fall endet es unrettbar mit dem Tode, im zweiten Fall wirst du selber ähnlich gültige Formen hervorbringen, wie diese Blume eine ist, und du wirst nicht sterben, da du ja die Formen alle verlassen kannst und der Kraft gehörst, die immer neue Formen – nach den durch dich gewordenen – hervorbringt in nie endender Kette. [\[zurück\]](#)

<sup>113</sup> In der Notiz II,236 veranschaulicht der Notizenschreiber dieses, im richtigen Denken mögliche, gleichzeitige Bestehen von Unterschiedlichem folgendermassen:

Die starrgewordenen Konturen widersprechen dem Lebendigen. Das Lebendige widerspricht sich nicht. Denn wo Lebendiges ist, ist nicht das andere. Die Katze widerspricht nicht der Kuh. Wohl aber widersprechen der Kuh die in die Luft – ins Leere – gezeichneten Konturen der früheren Kuh, die da war, oder gar die über jede Kuh hinaus gezeichneten Konturen, die Anweisung, wie die Kuh immer sein sollte.

Wie bekannt ist, war der Berner Chansonier Mani Matter ein grosser, manche sagen sogar spöttisch: der einzige, wirkliche Leser von Ludwig Hohl. Wenn man den Geschichten glauben will, war es Matter jederzeit möglich, beträchtliche Teile der *Notizen* integral auswendig aufzusagen. Wir dürfen darum davon ausgehen, dass Matter auch die eben zitierte Passage von den in die Luft gezeichneten Konturen einer Kuh gekannt hat. Es wäre darum zumindest denkbar, dass der Liedermacher in ihr die Inspiration zu seinem berühmten Chanson "Chue am Waldrand" gefunden hat. Darin erzählt er nämlich von einem Maler, der an einem Sonntag seine Staffelei an einem Waldrand aufstellt, um eine Kuh zu malen. Statt mit ihr, beginnt der Unglückliche aber erst damit, den Hintergrund mit Wald und Hügeln und den Vordergrund mit Gras und Blumen zu bemalen. Als er dann endlich zu der Hauptsache kommt, nämlich zur Kuh, hat sich diese längst aus seinem Bildausschnitt entfernt. So bleibt zum Schluss ein weisser Fleck in Kuhform auf der Leinwand zurück. Mani Matter beschliesst sein Lied mit folgenden Versen:

No lang a säbem Sunnti, isch är gsässe a der Schtell, het gwartet vor sir Staffelei das da – äs bruucht nid die gliichi z sii – ä Chue dert häre well, wo ihn no würd sis Bild vollände laa. Doch d Wält isch so perfid, das si sech sälte oder nie, nach Bilder wo mir vore gmacht hei richtet. So hei ou uf der Matte die banousehafte Chüe, dä Aasatz zum ne Meischerwärk vernichtet. [\[zurück\]](#)

<sup>114</sup> Ein Beispiel dafür, wie sich Nietzsche über das Widerspruchsverbot gelassen hinwegsetzt, findet man u.a. in seiner Schrift *Jenseits von Gut und Böse* in § 4. Ludwig Hohl seinerseits setzt sich über Widersprüche zwar nicht einfach hinweg, er entschärft sie aber dadurch, dass er sie zu Scheinwidersprüchen erklärt (III,236)

Die Philosophien sind nicht durch das, was sie an wirklichem Erkennen enthalten – und sie enthalten es in sehr ungleichen Quantitäten –, in Widerspruch. Sondern darin sind sie übereinstimmend oder sich ergänzend. Der Widerspruch besteht nur durch das, was zurechtgeteufelt werden muss, damit ein System entsteht, eine erzwungene Ganzheit; zwischen den Systemen also, den über die Erkenntnisse hinaus erzwungenen Ganzheiten. [\[zurück\]](#)

<sup>115</sup> Diesen Gedanken hat der Schweizer Schriftsteller Hans Albrecht Moser in folgendem, aphorismenhaftem Satz formuliert (in: "Erinnerungen eines Reaktionärs"; Artemis, Zürich, 1965, S. 23):

Gedanken, die nicht im Leben wurzeln, haben es wie die Schnittblumen: zuweilen prächtig anzuschauen, welken aber rasch. [\[zurück\]](#)

<sup>116</sup> Besonders deutlich sagt das der Notizenschreiber in einem Zusatz zu einer unveröffentlichten Notiz vom 28. November 1936, in dem er einen Ausspruch von Beethoven kritisiert, der "ungefähr" besagen soll, "dass keine Dichtung, keine Philosophie ein solches Wissen zu übermitteln vermöge wie gewisse Musik" (Grundmanuskript S. 1104). Zwar bestreitet Hohl nicht, dass die Musik tatsächlich "ineffabile" ist, seiner Meinung nach sind aber eben wahre Dichtkunst und wahrhafte Philosophie "ebenso vollständig nicht zu übermitteln"(a.a.O.):

Der naive Mann meinte, dass Spinoza es doch gesagt, ausgesprochen hätte. Als ob man Höchstes sagen könne. Der begabteste Schüler der Universität mag nämlich erhaben-einfache Lehrsätze auswendig wissen und nicht nur die Lehrsätze, sondern auch die Beweise, die Sp. geführt hat, jederzeit auswendig beifügen können – und braucht deswegen nicht ein Atom dessen begriffen zu haben, was ..... – was allein Grund ist, dass man Spinoza verehren muss wie einen Gott. [...] [\[zurück\]](#)

<sup>117</sup> Die ursprüngliche Formulierung dieser Notiz im *Grundmanuskript* deutet darauf hin, dass der Notizenschreiber seine "ungeheure" Entdeckung sogar noch viel später gemacht haben dürfte, als er uns glauben machen möchte. Der entsprechende Eintrag findet sich nämlich erst am 23. Juli 1935 und lautet (S. 322f.):

((vrgl. S. 301)) Nicht zu vergessen die ungeheure Veränderung in meiner Denkweise hervorzuheben: dass ich früher – erst *dies* Jahr wurde es mir klar – ohne zu wissen den Bürgertrug geglaubt habe [...] (Hervorhebung MR.)

Somit ist es in Wahrheit erst im Jahre 1935 zu besagter, grundlegender Veränderung in seiner Denkweise gekommen. Hohl hat sie in der publizierten Notiz also um mindestens ein wenn nicht sogar zwei Jahre zurückdatiert. (Im April des Jahres 1935 ging Hohls 31. Lebensjahr zu Ende und das 32. begann.) Der Grund für diese Fehlinformation könnte darin gelegen haben, dass er es so aussehen lassen wollte, als träfe, was er in der Notiz VII,145 im Allgemeinen behauptet, auch auf sein Leben zu, nämlich: dass "im dreissigsten Jahr [...]"

immer die entscheidenden geistigen Ereignisse eintreten". Wenn wir nun auch noch dem Verweis auf S. 301 des *Grundmanuskripts* folgen, den Hohl ganz zu Beginn des eben zitierten Eintrags gibt, so finden wir dort noch einen weiteren Anhaltspunkt, der unsere Täuschungs-Vermutung bestätigt. In einem unpublizierten Zusatz zur Notiz vom 30. Juni 1935, welche die "Terminale Definition" des Apothekers beinhaltet und später als Notiz VIII,8 veröffentlicht wurde, lesen wir nämlich (S. 301f.):

Eine meiner grössten Entwicklungswendungen – im verflossenen Jahr – : dass ich auf einmal erkannte, dass ich von meiner Kindheit her unter dem Einfluss der Apotheker stand, die da lehren, dass es keine Philosophie, d.h. Weisheit, gebe, weil die Systeme sich widersprechen; dass all dieses Philosophieren überflüssig, d.h. keine Erkenntnis der wahren Wirklichkeit sei. [...]

Ob es sich beim "verflossenen Jahr", von dem hier die Rede ist, um die letzten 12 Monate oder das Jahr 1934 gehandelt hat, lässt sich zwar nicht eindeutig sagen; ersteres scheint aber doch naheliegender. Beachten wir weiter, dass Hohl hier erklärt, er habe die zentrale Erkenntnis, die zu dieser grossen "Entwicklungswendung" geführt habe, "auf einmal erkannt" – also gleichsam auf einen plötzlichen Schlag hin –, dann spricht sogar vieles dafür, den genauen Zeitpunkt dieser grossen Erkenntnis auf den Mai des Jahres 1935 zu legen, in welchem, wie er selber angibt, "die drei in [s]einem Leben grössten Ereignisse" stattgefunden haben (IX,20). Wenn wir aufgrund dieser Beobachtungen den Umstand, dass Hohls Datierungen auf sein dreissigstes Lebensjahr in den *Notizen* nicht zwingend mit den Tatsachen übereinstimmen, als erweisen erachten können, dann werden wir auch folgende Zeitangabe in der Notiz VII,166 mit Vorsicht geniessen:

Mit 18 Jahren (ungefähr) habe ich einen starken Anfang gemacht im Denken, dann kamen Jahre der Unterbrechung, und zwar ganz einfach weil ich überlegte, ob vielleicht die andern nicht doch allenfalls recht haben könnten, mit ihren Lehren, ihren Versicherungen [...]. Nach ein paar Jahren Unterbrechung kam ein vorwiegend mystisches Denken [...] Es folgte wieder eine Art Intervall, nicht ein ganz richtiger, langsam stieg in ihm das Denken an, das die Garantien der Dauer in sich trug: das 1934 (in meinem dreissigsten Jahr natürlich) zum ersten Mal seine volle Höhe erreichte, das nicht mystische, sondern *Welt* Denken [...] das immer mehr *verlangende*, das dynamische, mit der Welt fortschreitende, das Lernen verlangende Denken, das Denken ad infinitum, – kurz, das wirkliche, dauernde Denken.

Wir nehmen zur Kenntnis, dass Hohl mit seiner Rede vom "starken Anfang" in dieser Notiz eindeutig festhält, dass er zwar, wie er am 30. Juni 1935 erklärte, schon "von [s]einer Kindheit her unter dem Einfluss der Apotheker" gestanden hat, diesen Einfluss aber gegen Ende seiner Kantonsschulzeit schon einmal für eine Weile erfolgreich bekämpft hatte. Diesen Kampf und frühen Anfang im richtigen Denken haben wir oben hinreichend untersucht und auseinandergesetzt. Hinter den "Lehren" und "Versicherungen" der "andern", die für den Notizenschreiber anschliessend Jahre der "Unterbrechung" seines anfänglichen Denkens mit sich gebracht haben, könnte sich – nachdem, was wir eben festgestellt haben – die "Philosophie" im negativen Sinne verbergen, also ein wissenschaftlich systematisches Rasonieren, das strikt logisch operiert und alle Beteiligten (als Denkende) völlig kalt lässt. Erst im Jahr 1934, nach einer nächsten Phase "mystischen Denkens", sagt Hohl, habe er wieder einen Anschluss an seinen "starken Anfang" gefunden indem das "*Welt* Denken", wie er es nun nennt, "zum ersten Mal seine volle Höhe erreicht" habe. Das Wort "natürlich" in seiner Datierung dieses grossen Moments auf sein dreissigstes Lebensjahr, ist ein deutliches Indiz dafür, dass der Notizenschreiber auch diese Datierung gefälscht oder wie er selber sagen würde: "zurechtgeteufelt" haben wird, damit sie mit seiner seltsamen Lehre von der systematischen Bedeutung des dreissigsten Lebensjahrs übereinstimmt, in welcher offensichtlich ein Relikt aus seiner mystischen Denkphase vorliegt. [\[zurück\]](#)

<sup>118</sup> Man wird hier einwenden wollen, dass doch nicht erst im Nachhinein die Unterschiede zwischen den beiden Schulen ins Zentrum der philosophischen Aufmerksamkeit gerückt seien, sondern vielmehr die Stoiker und Epikureer selbst schon eine wahre Flut von Kampfschriften gegeneinander verfasst hätten, in denen die Differenzen zwischen ihnen scharf akzentuiert wurden. Das ist zweifellos richtig. Gegen diesen Einwand wollen wir hier aber schon einmal folgendes vorwegschicken: Erstens handelt es sich bei diesem "Zeitpunkt" nicht um einen fixen Punkt des plötzlichen Umschlagens, sondern um ein allmählich sich herauskristallisierendes, neues Verständnis von Philosophie, das ein älteres abgelöst hat. Bei den späten Epikureern und älteren Stoikern könnte darum durchaus eine Mischung dieser beiden Philosophieverständnisse bzw. der entsprechenden philosophischen Praxis vorliegen. Vor allem gilt es aber darauf hinzuweisen, dass auch *nach* dieser allgemeinen historischen Wende im Verständnis der Philosophie immer



wieder Denker aufgetreten sind, von denen Hohl der Meinung war, sie hätten die Philosophie durchaus auch noch weiterhin richtig begriffen. Zu erwähnen wären hier etwa Michel de Montaigne, Baruch de Spinoza oder Friedrich Nietzsche. Denn die Möglichkeit der Philosophie, das zeigt Hohls Illustration am Beispiel der Musik deutlich, bleibt stets unabhängig von ihrem aktuell dominierenden Begriff. Und zweitens wird man darauf hinweisen dürfen, dass in zahlreichen wissenschaftlichen Studien zur Antiken Philosophie unterdessen der überzeugende Nachweis gelungen ist, dass es zwischen den kampfes-lustigsten, hellenistischen Philosophenschulen v.a. auch fundamentale Übereinstimmungen gegeben hat, ja dass diese Gemeinsamkeiten den so erbitterten Kampf unter ihnen im Grunde erst ermöglicht haben. [\[zurück\]](#)

<sup>119</sup> In der ersten Formulierung dieser Notiz kam der Gegensatz, den Hohl in diesem Punkt zwischen den alten Griechen und den modernen Deutschen festgestellt hat, noch viel klarer zum Vorschein. Im *Grundmanuskript* heisst es dort nämlich (S. 438): Sie allein, jene Denker, besonders die griechischen (nicht die deutschen!) [...] haben voll gelebt." [\[zurück\]](#)

<sup>120</sup> Der Aspekt der Rückwirkung der Gedanken auf das Leben und der Veränderung, die dadurch geschieht, könnte an dieser Stelle zwar leicht überlesen werden, ist in Hohls gesamtem Denken aber überaus wichtig. Er kommt hier dadurch zum Ausdruck, dass Hohl der "Nationalität" des Denkens – seiner Gebürtlichkeit (von lat. natio = Geburt) und damit unweigerlich auch seiner Endlichkeit(!) – zum Vornherein einen Wert zuspricht, dann aber diesen Wert noch wie folgt präzisiert: "dem in ihrer Entwicklung zu Erreichenden". Damit ist auch hier klar gesagt, dass es Ludwig Hohl nicht etwa nur darum geht, das Leben zu feiern und zu genießen, sondern dass der für ihn nicht mehr weiter hinterfragbare Wert des menschlichen Lebens erst darin besteht, dass wir ihm durch gezielte, unablässige Anstrengung in gewissen Grenzen eine eigene Richtung geben können. [\[zurück\]](#)

<sup>121</sup> Damit soll nicht gesagt sein, dass man nicht auch bei Aristoteles und Kant Aspekte und Elemente einer Philosophie findet, die ganz in jener Richtung liegen oder zumindest in sie weisen, in welcher der Notizenschreiber das richtige Verständnis von Philosophie lokalisiert hat. Bei Aristoteles wäre in diesem Zusammenhang der *Protreptikos* zu erwähnen, in dem er eher als literarischer Künstler denn als strenger Wissenschaftler erscheint, und auch unter Kants Schriften findet man durchaus Passagen, in denen zumindest die Berechtigung und der Sinn und Wert einer Philosophie nicht nur nach ihrem "Schul-" sondern auch nach ihrem "Weltbegriff" klar hervortreten. So gesteht der Königsberger in seiner *Philosophischen Enzyklopädie* ganz unumwunden, dass "die alten griechischen Philosophen wie Epicur, Zeno, Socrates etc. [...] der wahren Idee des Philosophen weit getreuer geblieben [sind], als in den neueren Zeiten geschehen ist, wo man den Philosophen als einen Vernunft Künstler antrifft" (zitiert bei: Pierre Hadot: "Philosophie als Lebensform, Geistige Übungen in der Antike", Ilsetraut Hadot und Christiane Marsch [Übers.]; Mathias Gatzka, Berlin, 1991, S. 9). Auch in folgendem Zitat scheint Kant gegen die rein wissenschaftliche Art der Philosophie seiner Zeitgenossen und für die antiken, philosophischen "Schwärmer" Partei zu ergreifen, denen ein tugendhaftes Leben noch als höchstes Ziel der Philosophie gegolten hat (a.a.O.):

Wann willst du anfangen Tugendhaft zu leben, sagte Plato zu einem alten Mann, der ihm erzählte, dass er die Vorlesungen über die Tugend anhörte. – Mann muss doch nicht immer speculiren, sondern auch einmal an die Ausübung denken. Allein heut zu Tage hält man den für einen Schwärmer, der so lebt wie er lehrt.

Derartige Bemerkungen und Bekenntnisse hätten Ludwig Hohl – wenn er sie gekannt hätte – wohl zu einer sanften Revision seines Kant-Bildes veranlasst. Oder hat er sie am Ende doch geahnt, und darum seine vernichtenden Verweise auf Kant zurückgehalten? [\[zurück\]](#)

<sup>122</sup> Es ist nicht anzunehmen, dass Hohl ein Verständnis der grossen Problematik um die sogenannte "sokratische Frage" gehabt habe, also der Klärung der Frage, welche philosophischen Lehrstücke auf den *historischen* Sokrates zurückgehen, und welche ihm von seinem Schüler Platon als literarisches Stilmittel in den Mund gelegt worden sind. Von einer Kenntnis der *Memorabilien* des Xenophon oder von Aristophanes' *Wolken*, welche in diesem Zusammenhang von grösster Bedeutung wären, finden wir bei ihm jedenfalls keine Spur. Es ist also gut möglich, dass Ludwig Hohls Urteil in dieser Angelegenheit auf äusserst vagen Eindrücken fusste. Die sokratische "Mäeutik" und der sokratische "Elenchos" wird er vielleicht einfach als

Anzeichen dafür gesehen haben, dass hier ein kauziger Steinhauer seine Mitmenschen zu einer radikalen Infragestellung aller traditionellen Wertvorstellungen und damit zu einer philosophischen Selbstprüfung und eigenständigen Lebensgestaltung aufgerufen hat, wie sie Ludwig Hohl selber schon früh als Inbegriff der wahren Philosophie vorschwebte, wohingegen ihm Platons Ideenlehre und seine dialektische Methode der Begriffsklärung womöglich als nachträglicher Versuch der Systematisierung und Fixierung dieser sokratischen Philosophie erschienen sind. In die Richtung eines solchen Verständnisses von Sokrates und seinem Nachfolger weist jedenfalls auch Wilhelm Windelband in seinen "Präludien", die Hohl, wie wir erfahren haben, ja bereits als Kantonsschüler gelesen hatte. In seinem Vortrag "Über Sokrates" beschreibt er dessen Erkenntnis-trieb nämlich wie folgt (S. 64f.): "Der Ernst dieses Wahrheitstriebs [scil. des Sokrates] richtet sich gegen die spielerische Beschäftigung mit den Ergebnissen des Forschens, die er bei den Zeitgenossen findet, gegen den Bildungsport. [...] Sokrates bereitet ihm [scil. dem an Bildung interessierten, jungen Athener] den Schmerz des Selberdenkens und nöthigt ihn, sich selbst zu bekennen, wie wenig er eingesehen hat, was ihm ganz klar zu sein schien. Er besitzt und erweckt in den Athenern die Überzeugung, dass die Wahrheit nicht als gebratene Taube in das staunend geöffnete Maul fliegt, sondern dass um sie gerungen werden muss, wie um alle höchsten Güter. Dieses Wahrheitsbedürfnis ist der Wirkungstrieb des Sokrates."

Wer mit Hohls Schulaufsätzen vertraut ist, wird bereits in dieser kurzen, zitierten Passage von Windelband die offensichtlichen Parallelen zu zentralen Punkten, auf denen der Kantonsschüler immer wieder insistiert, nicht verkennen. Sokrates wird hier als Gegner eines Bildungsathletentums dargestellt, das immer nur auf die Begeisterung des Publikums abschießt, die sich mit geschliffener Rhetorik leicht hervorrufen lässt, die Prüfung der Wahrheit der Inhalte in derart "gebildeten" Reden aber höchstens zum wirkungsvollen Schein betreibt. Dabei hält Windelband allerdings auch fest, dass die Wahrheitsprüfung der eigenen Überzeugungen und aller überkommenen Wertvorstellungen, zu der Sokrates die Jugend von Athen so unmissverständlich aufgerufen hat, mit ihm zwar mächtig einsetzt, bei ihm aber immer noch an die individuelle Selbstprüfung seines Gesprächspartners gekoppelte bleibt, wie sie in einer konkreten Situation ausgelöst und dargestellt werden kann. Die zum reinen Selbstzweck betriebene Konstruktion eines "Allwaltende[n] [...], das über allen individuellen Meinungen gilt", sei ihm vornehmlich noch ein Mittel zum Zweck (S. 69): "Alle diese Anfänge des bewussten Forschens nach einer festen, über den Ansichten stehenden Wahrheit sind erst später abstract formuliert und verfeinert worden: bei Sokrates treten sie nur in unmittelbarer Anwendung und als ein einfaches Schema der suchenden Unterhaltung auf." [\[zurück\]](#)

<sup>123</sup> Diese Formulierung lässt zwar offen oder tut sogar so, als ob Kant selber mit seiner Philosophie noch nicht ins Absurde vorgestossen sei. Der ebenfalls unveröffentlicht gebliebene Eintrag, der im *Grundmanuskript* auf S. 253 auf den eben zitierten, gestrichenen Zusatz unmittelbar folgt und gewissermassen seine Kurzzusammenfassung gibt, lässt diesbezüglich aber keinen Zweifel offen (vgl. Abbildung S. 197):

#### Über die Grenzen der reinen Spekulation

Die Richtigen	Die falsche Linie:
Heraklit u.a.	Plato-Aristoteles
Sokrates	Kant
Spinoza	Schopenhauer
Montaigne	Die Theologen
Goethe	etc.
Nietzsche	
etc. <a href="#">[zurück]</a>	

<sup>124</sup> Der philosophisch Gebildete wird hier natürlich sofort an Heideggers grosses Projekt einer "Destruktion der Geschichte der Philosophie" denken, die er im §6 von *Sein und Zeit* mit Hinsicht auf die "Seinsfrage" gefordert und angekündigt und in seinen späteren Schriften immer wieder neu vorgeführt hat. Diese Destruktion bedeutet nun aber, wie Heidegger in seinem Referat "Was ist das – die Philosophie" klargestellt hat, "kein[en] Bruch mit der Geschichte, keine Verleugnung der Geschichte, sondern eine Aneignung und Verwandlung des Überlieferten (Günter Neske, Pfullingen, 1956 S.33). Die "Destruktion" im Heideggerschen Sinne ist also weniger eine Zerstörung als eine verwandelnde Aneignung der Geschichte der Philosophie. Diese hat er bekanntlich als eine Geschichte des Verfalls gedeutet. Ähnliches scheint hier Hohl zu suggerieren: auch er plädiert für eine Rückkehr zu den Anfängen, wobei die Elemente, die darin bestimmend waren,

neu kombiniert und bewertet werden sollen, sodass ein neuer, *anderer* Beginn der Philosophie möglich wird. Hohl selber wird sich seiner Verwandtschaft mit seinem Zeitgenossen allerdings kaum bewusst gewesen sein. Viel eher dürfte er sich darin in Übereinstimmung mit seinem heimlich immer noch verehrten, grossen geistigen Erwecker aus seiner Jugendzeit gefühlt haben, den er hier im Ungedruckten ja auch namentlich erwähnt: Nietzsche. Dessen Urteil gerade über die Philosophie im Zeitalter des Hellenismus war freilich ein weitaus zwiespältigeres, als Hohl an dieser Stelle den Anschein erweckt. Soweit dürfte Hohls Nietzschekenntnis allerdings nicht gereicht haben. Ihm wird hier lediglich Nietzsches Abkanzelung der gesamten zeitgenössischen Philosophie als eines dekadenten Produkts einer irregeleiteten Denkgeschichte vor Augen geschwebt haben, in deren Ursprung – resp. Prähistorie, wie es dann der späteren Auffassung Nietzsches entspricht – ein Potential zu einer radikalen Umwertung verborgen liegt. [\[zurück\]](#)

<sup>125</sup> Die zentrale Rolle, die Nietzsche für Hohl in diesem Zusammenhang spielt, wird zwar erst im unveröffentlichten Zusatz explizit. Ein aufmerksamer Leser der *Notizen*, der die für die richtige Interpretation jeder Notiz konstitutiven Sinnzusammenhänge und –übertragungen zwischen den benachbarten Stücken beachtet, würde aber auch ohne Kenntnis dieser unveröffentlichten Passage auf Nietzsches zentrale Funktion in diesem Kontext hingewiesen werden. Die zwei Stücke, die unmittelbar auf die Notiz IX,30 folgen, handeln nämlich beide nur von ihm. [\[zurück\]](#)

<sup>126</sup> Hans F. Geyer, mit bürgerlichem Namen Hans Franz Rütter, wurde am 24. Mai 1915 als Sohn eines Textilfabrikanten in Wädenswil geboren. Nach Abschluss des Handelsgymnasiums arbeitete er einige Jahre im elterlichen Betrieb. Sein ausgeprägtes Interesse an Literatur und Philosophie führten ihn jedoch dazu, die Lateinmatura nachzuholen und ein Hochschulstudium an der Universität Zürich zu beginnen, welches er 1945 mit seiner philosophischen Promotion über Fichte, Schelling und Hegel abgeschlossen hat ("Ein klassisches Gespräch"). Eine ihm angebotene akademische Laufbahn schlug Geyer jedoch aus. Stattdessen übernahm er wenig später den elterlichen Betrieb, den er erfolgreich weiterführte, bis ihn eine schwere Krankheit in den 1960er Jahren zur Reduzierung und schliesslich zur vollständigen Aufgabe seiner industriellen Tätigkeit zwang. (In einem Brief an Hohl bezeichnet er seine Krankheit am 17. Mai 1964 als "Trigeminusneuralgie", was eine äusserst schmerzhaftes Gesichtserkrankung bedeutet. Am 10. Mai 1966 schreibt er ihm dann auch noch von einem "Rückfall meiner Darmbeschwerden"). In der Folge gelang es ihm, eine Reihe von philosophischen Schriften abzuschliessen und zu veröffentlichen, deren Anfänge teilweise bis in seine Jugendzeit zurückreichen. (Eine 2880 Seiten umfassende, dreibändige Werkausgabe ist 1997 im Haffmans Verlag in Zürich erschienen.) Nicht nur darin, dass sein Werk teilweise einen Entstehungszeitraum von einem halben Jahrhundert umfasst, besteht eine auffällige Parallele zu Ludwig Hohl; auch seine Begeisterung für den Alpinismus teilt er mit diesem. Von seiner letzten Bergbesteigung am 29. August 1987 ist Hans F. Geyer nicht mehr zurückgekehrt. [\[zurück\]](#)

<sup>127</sup> S. SLA, B-02-a.2-523. In die Briefe eingelegt finden sich zahlreiche Typoskripte von Passagen seines eigenen Werks sowie einige, äusserst interessante Entwürfe zu Vorträgen und Radio-Essays, die Hans F. Geyer über Hohl halten wollte, die aber scheinbar allesamt nicht zur Publikation bzw. Ausstrahlung gekommen sind. [\[zurück\]](#)

<sup>128</sup> Diese finanzielle Unterstützung – Geyer sprach von Erträgen einer philosophischen "Spekulation", die er für Hohl angestellt habe – belief sich jährlich auf ungefähr 1'000 Schweizerfranken. Offenbar musste er diese Geldüberweisungen vor seiner Frau geheim halten. Mit folgender Erklärung hat er Hohl ausdrücklich darum gebeten, ihm niemals am Telefon für eine erhaltene Geldsendung zu danken (Brief vom 17. September 1959): "Meine Frau sitzt manchmal am (anderen) Telefon, und wie Sie wissen, besitzen Frauen die unerklärliche Fähigkeit, eine Gleichung mit mehreren Unbekannten mittels nur einer Angabe zu lösen. Denn, sehen Sie, unsere Interessen sind verschieden. Meine Frau möchte gern mehr Kleider, ich möchte gern mehr Ludwig Hohl." [\[zurück\]](#)

<sup>129</sup> An unzähligen weiteren Stellen unterstreicht Geyer die Einschätzung, Hohl sei im Grunde ein *Philosoph*, in seinen Briefen immer wieder. In einem Schreiben vom 19. Januar 1958 heisst es diesbezüglich z.B.: "Wir

Philosophen müssen zusammenhalten" und am 13. Juli 1963 schreibt er seinem Freund nach Genf: "Was Dürrenmatt fehlt, ist, was Sie und ich haben, nämlich ganz einfach Philosophie." Am 8. September 1967 findet sich dann sogar der Ausruf: "Welche Freude, welche Überraschung, unter der Maske das lebende Gesicht zu entdecken, im Gewand des Philosophen den Philosophen! Eine Freude, sehr verehrter lieber Herr Hohl, die ich ihrer Philosophie und Ihrer Person verdanke" in einem Brief. Aus dem Kontext geht hervor, dass Geyer, der Hohl unterdessen durch einige längere Besuche in Genf auch persönlich besser kennengelernt hat, offenbar nicht nur in seinen literarischen Erzeugnisse das genuin Philosophische in den Vordergrund gestellt hat, sondern auch im Menschen Hohl, in seiner Lebensweise den alles bestimmenden, philosophischen Grundzug erkannt hat. [\[zurück\]](#)

<sup>130</sup> Interessanterweise definiert Geyer in einem späteren Brief dann "den eigentlich schweizerischen Beitrag zur Philosophie" wie folgt (Brief vom 7. November 1959): "Gegenstand der Philosophie ist der Mensch, aber so, dass aus dem Subjekt des Philosophierenden das Objekt der Philosophie selbst wird. Rousseau, Pestalozzi, Jeremias Gotthelf haben in ihrem Werk und Leben nichts anderes getan oder zu tun versucht, sie wollten – was vielleicht für den Menschen das Höchste ist – für ihr Werk beispielhaft leben." Die Aufgabe einer "schweizerischen" Philosophie, für deren Inangriffnahme er Hohl feiert und um deren Fortsetzung er selber bemüht war, schilderte er etwas später in diesem Brief dann folgendermassen:

Wir müssen versuchen, den Quellgrund des wirklichen philosophischen Denkens, der verschüttet liegt unter so vielen pseudowissenschaftlichen philosophischen Ansprüchen, wieder freizulegen. Die Philosophie, die sich als Pseudowissenschaft aufspielt, wird nicht einmal für die Wissenschaft etwas bedeuten. Es wird deshalb die Aufgabe gerade künftiger Philosophen sein, die das Philosophieren im Nebenberuf betreiben, wieder mehr Wirklichkeitsgehalt in die Philosophie hineinzutragen. [...] Das „System“ würde sich nicht mehr von oben herab (...) sondern von innen heraus, aus dem Leben, dem Hauptberuf des Philosophierenden ergeben. Für die Berufsphilosophen würden die Anregungen der im Nebenberuf Philosophierenden von unschätzbarem Werte sein.

In der Folge identifiziert Geyer diese Forderung nach einer Einheit von Philosophie und Leben, die eine "schweizerische Philosophie" einzulösen hätte, mit den antiken Philosophen, bei denen er sie bereits verwirklicht sah. Gleichzeitig weist er auf einen Zusammenhang zwischen diesem lebendigen Denken und seinem unsystematischen, fragmentarischen Ausdruck hin.

Die nicht wieder erreichte Kraft des antiken Gedankens ging hervor aus der Einheit von Philosophie und Leben. [...] Der christliche Dualismus, die grosse Trennung des Christentums zwischen Trieb und Sittlichkeit, Körper und Geist, Leben und Gedanken war noch nicht ins Bewusstsein eingetreten. Wenn einer nun seine Gedanken erlebt, so verfolgt er seinen Weg mit einer ganz andern Sicherheit, als wenn ihm der Gedanke mehr Theorie, mehr ein äusserlich-logisches Spiel, ein Überwinden von begrifflichen Schwierigkeiten bedeutet. Das abgeklärte Denken der Moderne ist dem Willen fern, nicht es will, sondern die Religion. Lange Zeit war es als reine Intelligenz auf die Interpretation religiöser Dogmen angewiesen. [...] Es [...] verwies sich selbst auf den Boden der reinen Theorie. Als Intelligenz scheut es die Verantwortung und sucht durch logische Spitzfindigkeiten, durch unendliche Vermittlung, auch durch die Einheit des Systems, hinter welcher die Person des Philosophen verschwindet, den schwachen Willensakt zu verheimlichen.

Die Freiheit der antiken Denker. Der moralische Fanatismus des Christentums vernichtete das wissenschaftliche Ideal der Antike, und es ist bis heute nicht gelungen, eine Problemstellung von ähnlichem Umfang für die Gesamtheit der Wissensgebiete zurückzugewinnen. [...] Der antike Philosoph spricht seine Gedanken frei und kühn aus, ohne die Furcht des Systems, es ist ein naives Aufnehmen dessen, was er sieht. [...] Der antike Gedanke ist bei all seiner Lässigkeit und scheinbaren Zufälligkeit total, was dadurch zu erklären ist, dass die antiken Philosophen nicht nur theoretische, sondern vor allem auch Lebensphilosophen waren, d.h. Menschen, die ihre Philosophie lebten. Das Fragmentarische aller antiken Philosophie ist gerade dadurch bedingt. [...] Die Einfachheit des klassischen Ausdrucks ist nichts anderes als die Totalität des einzelnen Bewusstseins, das seine Sache und nur seine Sache kennt und sie mit selbstverständlicher Meisterschaft vorbringt. [...] In dieser Einseitigkeit sucht der klassische Mensch seinen Mitmenschen nicht zu verstehen, denn er sieht sich, er denkt sich nicht in ein System der Menschheit hinein. Vielmehr ist er gerade nur dieser Mensch hier und jetzt, gerade darum aber auch ist er der Mensch in seiner Totalität.

Den Unterschied zwischen antiker und moderner Philosophie möchte ich auf diese Formel bringen: gelebte gegen gelehrte Philosophie (und zwar im Doppelsinne des Wortes "gelehrt"). Die Extensität des Gedankens, welche die Standpunkte objektiv und gerecht gegeneinander abwägt, hat durch die moderne Philosophie sehr gewonnen: die neueren Philosophen sind sämtlich „vernünftig“ – die Intensität des Gedankens aber um ebensoviel verloren. [...]

Im weiteren Verlauf dieser Arbeit werden wir sehen, dass Geyer mit diesem Plädoyer für eine Wiedergeburt der Philosophie aus ihrem antiken Grundzug exakt die Stossrichtung bezeichnet, aus der heraus sich Ludwig Hohls Notizenwerk philosophisch produktiv aufschlüsseln lässt. Interessanterweise erachtet auch Hans F. Geyer Friedrich Nietzsche als den ersten, der in neuerer Zeit wieder versucht hat, von der gelebten Wirklichkeit zu einer lebendigen Philosophie hinzuführen, womit er zur "Nahtstelle von Geist und Leben" zurückgeführt habe. Wie wir eben festgestellt haben, hat auch Hohl Nietzsche heimlich dafür verehrt, eine (Wieder-)Geburt der Philosophie aus dem Geiste der Antike angebahnt zu haben. [\[zurück\]](#)

<sup>131</sup> Das Bild von den Früchten eines Baums ist freilich ein etwas unglückliches: aus Geyers Schriften geht nämlich ebenso klar hervor, wie es auch Ludwig Hohl selber immer wieder gesagt hat, dass ein Philosoph die reifen Früchte seiner Erkenntnis anderen niemals in ihrer verschriftlichten Form übermitteln und zur Aufbewahrung hinterlassen kann, sondern seinem Leser mit seinen Schriften höchstens die Sprossen einer Leiter bereitstellen kann, über die er zu diesen Früchten im Sinne eines eigenen, philosophischen Lebens selber emporsteigen kann. In dem oben bereits ausführlich zitierten Brief vom 7. November 1959 bringt Geyer das auch selber klar zum Ausdruck, indem er sich dort fragt: "Was ist eigentlich dieses ganze Werk? Oder was wird es sein, wenn es einmal gedruckt vorliegen sollte?" um diese Frage umgehend wie folgt zu beantworten: "Es ist die 'Publikation der literarischen Krücke', des Lehrgerüsts eines Lebens, das als solches auch andern dienen kann." [\[zurück\]](#)

<sup>132</sup> Hohl selber hat zu der Zeit, als es zu seiner Freundschaft mit Geyer gekommen ist, kaum mehr Briefe geschrieben. In Geyers Nachlass, der sich ebenfalls am SLA befindet, findet man den gewünschten Aufschluss zu unserer Frage darum nicht. [\[zurück\]](#)

<sup>133</sup> Wenn Hohl diesen Erkenntniswillen in den *Notizen* mit dem zum Philosophieren notwendigen Mut in Verbindung bringt (s. V, 21 und 25 sowie VII, 166), stimmt Geyer auch darin mit ihm absolut überein. In der Ausgabe vom 25. Juni 1976 schreibt er unter dem Titel "Über das Denken" in der Zeitschrift *Die Tat* nämlich:

Der Philosoph philosophiert auch mit seinem Bauch. Guts nennen es die Angelsachsen. Und das heisst auch: Mut. [\[zurück\]](#)

<sup>134</sup> An der fehlenden Wahrnehmung des philosophischen Werks von Hans F. Geyer konnte leider auch die 2006 aufgelöste Hans F. Geyer Stiftung mit der von ihr herausgegebenen, dreibändigen Werkausgabe bis heute nichts ändern. Sollte sein Werk jemals Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sein, wären die Spuren davon nicht leicht zu finden. Heute kennt ihn eigentlich niemand mehr. Wenn wir hiermit darum zur philosophischen Entdeckung Ludwig Hohls einen Beitrag leisten möchten, so wäre zu wünschen, jemand würde dasselbe mit Erfolg auch für Geyer unternehmen. Mit Sicherheit liesse sich sein Werk, das überall sein solides philosophisches Fachwissen aufscheinen lässt, mit weitaus weniger Widerständen wissenschaftlich analysieren, als das bei Hohls Notizenwerk der Fall ist. [\[zurück\]](#)

<sup>135</sup> In Nachlass findet man eine frühere Version dieser Widmung, in der diese doppelte Wertschätzung noch besser zum Ausdruck gekommen wäre, die Hohl aber dann verworfen hat (SLA, A-01-a-7a):

Hans F. Geyer in Verehrung  
und Hans Rütter in Dankbarkeit

In Schachtel 229 des Nachlasses existiert zudem noch ein weiterer Entwurf für eine Widmung an Geyer aus dem Jahre 1979:

Von den hereinbrechenden Rändern

Widmung ev.: ~~Hans F. Geyer~~  
~~und~~  
~~Hans Rütter~~ [\[zurück\]](#)



## Kapitel 4: Zur philosophischen Dimension der *Notizen*

Zu Beginn dieser Arbeit haben wir auf die Gefahr hingewiesen, dass beim Versuch, die philosophische Dimension der *Notizen* aufzuschliessen, ein äusserliches Verständnis von Philosophie an sie herangetragen werde. Im letzten Kapitel haben wir festgestellt, dass *in diesem Werk selber* von "Philosophie" in doppelter, sich scheinbar selbst widersprechender Weise die Rede ist. Würde man beim Versuch, Hohls *Notizen* philosophisch aufzuschliessen, von seinem negativen, (neu-)kantianisch-wissenschaftlichen Verständnis ausgehen – oder vom gegenwärtig hierzulande vorherrschenden Philosophieverständnis sprachanalytischer Provenienz –, dann müsste dieses Unterfangen nicht nur für Ludwig Hohls philosophischen Rang, sondern gewiss auch für den Versuch einer derartigen Interpretation die nachteiligsten Folgen haben. Umgekehrt sind wir in unseren Betrachtungen zu Hohls *positivem* Philosophieverständnis unterdessen schon auf zahlreiche Hinweise gestossen, die allesamt in *eine* Richtung weisen, in der das geeignete Philosophieverständnis für eine immanente Auseinandersetzung mit Hohls Denkprosa zu finden ist. Dabei wurde unser Blick in die philosophische Antike gelenkt. Der Begriff "Antike" blieb freilich bis jetzt äusserst vage. Tatsächlich gibt es so etwas wie *die* (philosophische) Antike gar nicht.

Wenn wir uns nur die von Hohl angegebenen Eckpfeiler Heraklit, Stoiker und Epikureer vor Augen halten, mit denen er den Denkraum bezeichnet hat, aus dem seiner Meinung nach die Philosophie neu zu begründen wäre, haben wir es bereits mit einem Zeitraum von fast sieben Jahrhunderten zu tun, in welchem eine Vielzahl von Denkern auf höchst unterschiedliche Weise philosophiert hat.<sup>1</sup> Wollten wir gar Montaigne, den Hohl im angegebenen Zusammenhang ebenfalls nennt, datumsmässig auch noch mit der philosophischen Antike in Verbindung bringen, gäben wir uns damit gewiss in vieler Augen vollends der Lächerlichkeit preis.<sup>2</sup> Grund genug, dass wir jetzt klären, in welchem Sinne bisher und im Weiteren von einem "antiken" Verständnis von Philosophie die Rede (gewesen) sein soll. Eines dürfte dabei jetzt schon klar geworden sein: als reiner historischer Epochenbegriff kann der Terminus hier nicht gemeint sein.

### I Ein "antiker" Begriff von Philosophie

Mit unserer Rede von einem "antiken" Verständnis wollen wir weder behaupten, dass die entsprechende Philosophieauffassung für irgendeinen Zeitraum einen Alleinvertretungsanspruch erheben könne, noch, dass wir es dabei mit einem Verständnis zu tun hätten, das nicht auch in neuerer und gerade auch in neuester Zeit diverse Neuauflagen erlebt hat. Das Gegenteil ist der Fall: Montaigne, Goethe, Schopenhauer, Nietzsche und – wie wir gleich sehen werden – auch Ludwig Hohl sind in dem Verständnis, das wir hier ausbreiten möchten, über gewisse Strecken als "antike" Philosophen zu begreifen.

Die vorsichtige Formulierung "über gewisse Strecken" weist auf eine weitere, wichtige Einschränkung in unserer unüblichen Verwendung der Bezeichnung hin. Weder die Denktätigkeit irgendeines Philosophen, den man gewöhnlich als einen "antiken" bezeichnet, noch ein neuerer Denker, auf den wir diese Bezeichnung anwenden möchten, lässt sich damit gesamthaft und erschöpfend bezeichnen. In unserer eigenwilligen Verwendung gewinnt der Begriff "antike Philosophie" – wir könnten auch sagen: sokratische Philosophie – seine Kontur in erster Linie durch die Vorherrschaft

eines selbst- und lebensgestalterischen Anspruchs *vor* und selbst noch *in* jeder theoretischen Anstrengung.

### **Philosophie als 'ethos' statt Moralphilosophie**

Das übergeordnete Ziel der lebenspraktischen Wirksamkeit seines Denkens bestimmt die Rangordnung, in welcher die mannigfaltigen Fragestellungen und Teilgebiete im Denkuniversum eines "antiken" Philosophen zueinander stehen. Dem Ethischen gebührt bei ihm überall der Vorrang. Auf ein ähnliches Verständnis von Philosophie als existenziell-praktischer Lebensanschauung statt einer reinen Verstandestätigkeit sind wir bereits in Hohls Jugendschriften gestossen. In der Identifikation von Philosophie, Kunst und Leben haben wir anschliessend klare Anzeichen des Vorwaltens der lebensgestalterischen Komponente auch im positiven Philosophie-verständnis der *Notizen* gefunden. Die offenkundige Vorrangstellung des Ethischen im Denken des Notizenschreibers zeigt sich u.a. in folgendem Stück aus seinen *Nachnotizen* (Nr. 495):

"Ethik" nannte Spinoza sein grösstes (und fast sein einziges) Werk. Aber eine wahre Philosophie kann doch nur eine Ethik sein.

Was man zu manchen Zeiten nicht verstanden hat, aber heute wieder besser zu verstehen vermag.

Wir werden auf diesen Primat der ethisch-selbstgestalterischen Funktionen in Hohls eigenem Denken und der Philosophie, die wir hier als "antike" bezeichnen, im Folgenden immer wieder zurückkommen. Einem Missverständnis in diesem Punkt wollen wir dabei im Voraus jeden möglichen Grund entziehen. Es entsteht, wenn man den gewichtigen Unterschied zwischen dem, was wir hier das Ethische nennen, und einer Moralphilosophie nicht im Blick behält. Während man unter Letzterer nämlich gewöhnlich eine wissenschaftliche Abhandlungen versteht, die sich auf das allgemeine Gebiet des menschlichen Handelns so bezieht, dass darin gewisse Verhaltensweisen als legitim oder gesollt und andere als verwerflich oder verboten bestimmt werden, steht "Ethik" hier nicht (nur) für eine begriffliche Anstrengung und ihren schriftlichen Niederschlag, sondern als umfassende Bezeichnung für eine menschliche Seinsweise in *allen* ihren Aspekten (von griech. *ethos* "Gewohnheit", "Sitte", "Brauch", zusammenhängend mit griech. *êthos* "Charakter", "Sinnesart", "Denkweise"). Das Feld dessen, was wir hier als das "Ethische" bezeichnen, beschränkt sich also nicht auf ein Set von logisch wohlgeformten und argumentativ auf einander abgestützten Propositionen. Es umfasst *die Totalität* der Lebensäusserungen eines Philosophen, auch wo diese *nicht* literarisch fixiert worden sind. Gegenüber dem Moralphilosophen weitet ein "Ethiker" in unserem Verständnis sein Arbeitsgebiet genauso über seine Limitierung auf das Literarische aus und schliesst gleichsam jede Lebensäusserung darin ein, wie wir das eingangs dieser Arbeit von Ludwig Hohls eigenwillig-werkbegriff festgestellt haben (vgl. S. 2f.). Mit unserer Bestimmung des "antiken" Philosophierens bewegen wir uns also in einer Richtung, die der Notizenschreiber selber vorgegeben und selber eingeschlagen hat.<sup>3</sup>

Eine ethische Erkenntnis im Sinne der "antiken" Philosophie besteht folglich immer aus einer Wechselwirkung zwischen einem theoretischen Erkennen und einer aktiven, philosophischen "Tat" (Ludwig Hohl). Diese konstitutive Wechselwirkung aus gedanklicher Anstrengung und praktischer Anwendung werden wir umgehend genauer betrachten.<sup>4</sup> Vorausweisend sei diesbezüglich schon einmal angezeigt, dass gerade die antikphilosophische Verbindung von "Erkennen" und "Tun" eines der Kernstücke von Ludwig Hohls Philosophie der *Notizen* ist (I,15):

Eins in Dreien, Drei in Einem habe ich nie gesehen, aber Zwei in Einem, Eins in Zweien oft. Von den zwei geheimnisvoll verbundenen Gesichtern dieser Dinge schaute fast jedes Mal,

wenn man das eine sehen wollte oder zu sehen erwartete, einen das andere an; und in Momenten des Überganges schimmerten beide durcheinander.  
Das waren: Tun und Erkennen. Erkennen und Tun, wie sie im Arbeiten vereinigt sind. [...]

### **Philosophische Selbstsorge**

Die wechselseitige Durchdringung von theoretischer Reflexion und reflektierter Lebensgestaltung im philosophischen Erkenntnisprozess hat weitreichende Auswirkungen. Ein Ethiker oder "antiker" Philosoph wird sich folglich nicht nur dadurch auszeichnen, dass bei ihm in der Ordnung seiner Gedanken ethische Probleme selbst dann noch an oberster Stelle stehen, wenn er sich um scheinbar logische, physikalische oder ontologische Fragestellungen kümmert; er reflektiert dabei vor allem immer auch sein *eigenes* Handeln und seine *eigene*, konkrete Lebenshaltung.<sup>5</sup> Weil die "antiken" Philosophen ihr eigenes Leben in Hinsicht auf seine reflektierte, philosophische (Um-) Gestaltung stets im Auge behalten, lässt sich bei ihnen ein Hang zu subjektiven Betrachtungen – oder sagen wir vielleicht besser jetzt schon präziser: zur philosophischen Selbstbetrachtung und Selbstsorge ausmachen. Auch in diesem Punkt springen uns die Parallelen zu Hohls *Notizen* sofort ins Auge. Wie wir gesehen haben, haben Wissenschaftler und Kommentatoren nämlich gerade gegen dieses Werk in der Vergangenheit immer wieder und mitunter vehement einen Subjektivismusvorwurf erhoben, dem wir im Verlauf der vorliegenden Arbeit bereits mehrfach und unter vielfältiger Perspektive widersprochen haben. Indem wir nun zum Abschluss unserer Arbeit aufzeigen werden, dass die vermeintlich monomanischen Tendenzen in Ludwig Hohls Denkprosa in Wahrheit der methodische Ausdruck einer philosophischen Selbstsorge nach "antikem" Vorbild sind, kommt zum negativen Resultat unserer bisherigen Widerlegung eine positive Erkenntnis dazu. Gleichzeitig schlägt ihr Subjektivismusvorwurf gegen Hohl als Psychologismus-Vorwurf auf seine Interpreten zurück (vgl. S. 358f.).

Mit welcher Vehemenz sich Ludwig Hohl in allen Denk- und Lebensphasen von allen, nicht mit ethischen Folgen verknüpften Spekulationen abgewendet und ganz dem gelebten Leben zugewendet hat, haben wir im Verlauf dieser Arbeit hinreichend gezeigt. Wenn wir dabei mitunter auch festgestellt haben, dass er sich immer viel stärker für die Biographien der "grossen Geister" und für die lebensgestalterische Kraft ihrer philosophischen Gedanken interessiert hat, als für deren formalargumentatorisches Gerüst, dann entsprach im Grunde auch diese Vorliebe schon ganz dem sokratischen Verständnis von Philosophie, dessen erste und letzte Absicht die rational angeleitete Gestaltung des (eigenen) Lebens ist. Auch diese frühe Interessenslage entspricht somit bereits dem "ethischen" Primat des Philosophierens im hier beschriebenen, "antiken" Sinn.<sup>6</sup>

### **Zur Gemeinschaft der "antiken" Geister**

Wir haben also gesagt, dass sich ein Philosoph, der nach unserem Verständnis ein "antiker" genannt werden kann, u.U. nur über gewisse Strecken als ein solcher bezeichnen lasse, und welche entscheidende Rolle dabei der "Ethik" im eben beschriebenen Sinn, zukommt. Nun wäre es gewiss verwerflich, irgendeinem der grossen Philosophen der Gegenwart oder Vergangenheit jede "ethische" Dimension rundherum absprechen zu wollen. Daraus folgt, dass je nach Perspektive, in welcher die Auseinandersetzung mit einem unter ihnen geführt wird, auch die Bedeutung des "ethischen" Aspekts in seinem Denken variieren kann. Die Zuordnung oder Opposition eines Denkers zur "antiken" Philosophie lässt sich darum niemals klar oder abschliessend feststellen.<sup>7</sup> Dies sei hier nur gesagt, um etwaige Missverständnisse im Vornherein auszuräumen: weder in Form einer historischen Epoche noch als Traditionslinie, die quer durch die Geschichte verläuft, lässt sich ein

Denker eindeutig und ausschliesslich dem antiken Geist des ethischen Philosophierens zuordnen, den wir hier bemüht sind, klarer zu umschreiben.<sup>8</sup>

Wenn wir mit Ludwig Hohl nun allerdings einen Denker des 20. Jahrhunderts als einen "antiken" bezeichnen, dann kann überhaupt kein Zweifel daran bestehen, dass diese Zuordnung eher im Sinne einer Traditionslinie als einer Zeitgenossenschaft zu verstehen ist. Dabei spielt keine Rolle, ob ihm seine Zugehörigkeit zu diese philosophische Tradition bewusst gewesen ist, und er sich aktiv in sie hineingestellt hat oder nicht. Nicht nur bei Hohl wird man aber wohl eher das letztere vermuten (vgl. auch S. 382, Anm. 27). Es liegt darin nämlich geradezu eine logische Konsequenz, dass die modernen "antiken" Philosophen für sich in Anspruch nehmen, ihre lebendigen Gedanken *selbstständig* aus ihrem *eigenen* Erleben und Denken zu gewinnen und nicht aus der Interpretation oder Inanspruchnahme der Autorität ihrer geistigen Vorfahren. Auch das gilt es zu bedenken, wenn Missverständnisse vermieden werden sollen: die geistige Zusammengehörigkeit der "antiken" Philosophen ist über weite Strecken eine Konstruktion, unter der wir sie rückblickend zusammenfassen. Dass wir sie aber zusammenfassen können, in welchen hauptsächlichen Punkten wir das können und wieso wir diese Zusammenfassung hier mit der Qualität "antik" bezeichnen, soll jetzt noch genauer aufgezeigt werden. Bevor wir dazu übergehen, wird es aber angebracht sein, dass wir – nach dem eben angestellten Versuch, unsere unübliche und womöglich irritierende Verwendung des Ausdrucks "antike Philosophie" zu klären – auch noch die Gründe angeben, die uns zu dieser seltsamen Ausdrucksweise bewegen.

### **Ein befreiendes Befremden**

Ein philosophisch gebildeter Leser wird sich nach den Ausführungen im vorangehenden Abschnitt gewiss die Frage stellen, wieso hier so viel Umstände gemacht werden, eine seltsame Verwendung des Begriffs "antike Philosophie" einzuführen, statt einfach von "sokratischer" oder "hellenistischer" Philosophie zu reden.<sup>9</sup> Die Frage ist natürlich berechtigt. Dennoch ist gerade das Irritierende an unserer Rede ihr erwünschter Effekt. Aufgrund ihres Gegenstandes besteht nämlich die Hoffnung, dass die vorliegende Arbeit nicht nur für *fachphilosophische* Leser, sondern auch für ein *literaturwissenschaftlich* ausgerichtetes Publikum von Interesse sein wird. Und gerade bei diesem – das hat die Erfahrung im Verlauf dieses Forschungsprojekts mehrfach gezeigt – stösst man mit derartigen Schlagworten viel leichter Tür und Tor zu mancherlei Missverständnissen auf, als zu einem gemeinsamen Verstehen... .

Was Philosophie sei und ob sie in Wissenschaft aufgehen könne, ist eine Frage, deren Fragwürdigkeit jedem Kenner ihrer bewegten Geschichte und ihres aktuell immer noch vielfältigen, möglichen Verständnisses klar vor Augen stehen muss. Insofern diese, für die Philosophie geradezu konstitutive *Fragwürdigkeit* im Selbstverständnis anderer Fachrichtungen – und gerade in der literaturwissenschaftlichen – weniger virulent ist, fehlt bei Vertretern dieser Disziplinen mitunter das notwendige Problembewusstsein, um die wissenschaftliche Relevanz und Berechtigung eines Philosophierens zu (an)erkennen, das in seinem hauptsächlichen Anliegen über eine wissenschaftlich-technische Bestrebung hinausreicht. Wissenschaftliche Philosophie, so lautet die vorherrschende Meinung offenbar nicht nur unter akademischen Fachvertretern des Fachs, sondern v.a. auch unter Lehrenden und Forschenden anderer Provenienz, habe sich auf logische und begriffliche Analyse zu beschränken oder um jene fundamentalen, wissenschaftlichen Probleme zu kümmern, die in den Spezialwissenschaften nicht in "philosophischer" Tiefe behandelt werden können. Jede Bestrebung, die darüber hinausführt, wird sofort als unwissenschaftliches Divagieren diffamiert. Unverhohlen kommt dieses Verständnis in der Bestrebung zum Ausdruck, Philosophie auf Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte zu reduzieren; allzu offensichtlich ist die Vorrangstellung um nicht zu sagen: das Monopol der analytischen Philosophie an unseren Universitäten.

Mögen die akademischen Philosophen zumindest die Fragwürdigkeit ihres fachlichen Selbstverständnisses noch anerkennen; in angrenzenden Fächern scheint die Sache gegessen: als ob nur die Philosophen noch nicht begriffen hätten, was Philosophie ist. –

Erschwerend käme dazu, dass es gerade im Zuge der äusserst kontrovers geführten Auseinandersetzungen zwischen den sokratischen Philosophen sowie im allgemeinen Rückzug der Philosophie aus dem öffentlichen Leben und ihrer damit einhergehenden, zunehmenden Abwendung von den politischen Angelegenheiten erstmals in der Geschichte der Philosophie zur Ausdifferenzierung einer üppigen Fachliteratur gekommen ist, in der fachinterne Dispute ausgetragen wurden, indem die unterschiedlichen zeitgenössischen Autoren stark aufeinander Bezug genommen haben. Da sich diese Streitschriften überdies teilweise um Fragen der Logik und der Physik drehen, könnte leicht der falsche Eindruck entstehen, es könne in dieser Zeit weder von einer grundsätzlichen Übereinstimmung unter den Philosophierenden die Rede sein noch hätte in den damaligen, hauptsächlich philosophischen Debatten Fragen der richtigen Lebensgestaltung überhaupt im Vordergrund gestanden. Um den Leser von dieser Fährte abzulenken und damit ein unreflektiertes Verharren in einem zwar möglichen, aber hier unpassenden Philosophieverständnis zu verhindern, wurde hier zum Mittel der bewussten Irritation gegriffen.

Doch nicht nur unter fachfremden Wissenschaftlern, auch innerhalb der philosophischen Zunft ist gegenwärtig eine Richtung vorherrschend, die Philosophie inhaltlich restlos auf wissenschaftliche Zielsetzungen limitiert, indem zu ihrem einzig legitimen Geschäft die analytische Klärung des philosophischen Sprachgebrauchs erhoben wird. Auch von dieser *fachinternen* Auffassungen von Philosophie liegt ihr Verständnis, auf das wir mit der Bezeichnung "antike Philosophie" hier verweisen möchten, so weit entfernt wie nur möglich. Auch das möchte mit unserer befremdlichen Rede von 'antiker Philosophie' angezeigt sein und auch hier ist ihr Zweck, einer voreiligen Übernahme vorgeprägter Urteile entgegenzuwirken.

### Ein neues Verständnis von antiker Philosophie

Letzten Endes exponieren wir uns mit dieser Rede aber vielleicht doch weniger als es bislang den Anschein erwecken mag. In seinem viel beachteten Werk *Que'est-ce que la philosophie antique* (Gallimard, Paris, 1995) hat Pierre Hadot nämlich bereits eine Wesensbestimmung der antiken Philosophie vorgelegt, der unsere Verwendung über weite Strecken entspricht. Im "Avant-propos" heisst es dort (S. 17): "J'ai l'intention de montrer dans mon livre la différence profonde qui existe entre la représentation que les Anciens se faisaient de la *philosophie* et la représentation que l'on se fait des nos jours, habituellement, de la philosophie, tout au moins dans l'image qui en est donnée aux étudiants à cause des nécessités de l'enseignement universitaire. Ils ont l'impression que tous les philosophes qu'ils étudient se sont tour à tour évertués à inventer, chacun d'une manière originale, une nouvelle construction systématique et abstraite [...]. De ces théories que l'on pourrait appeler de "philosophie générale", découlent, dans presque tous les systèmes, des doctrines ou des critiques de la morale qui tirent en quelque sorte les conséquences [...] et invitent ainsi à faire un certain choix de vie [...]. Le problème de savoir si ce choix de vie sera effectif est tout à fait secondaire et accessoire. Cela n'entre pas dans la perspective du discours philosophique. Je pense qu'une telle représentation est une erreur si on l'applique à la philosophie de l'Antiquité."

Hadot zufolge liegt die Schwierigkeit des heutigen Zugangs zur antiken Philosophie an einer grundlegenden Wandlung des abendländischen Philosophiebegriffs, den dieser im Zuge des Eindringens philosophischen Denkens ins Christentum und seiner späteren, neuerlichen Emanzipation aus den Fesseln dieser Religion durchgemacht hat. Einerseits haben antik-philosophische



Selbstsorgepraktiken über die frühen Mönchsorden in dem Masse Eingang ins Christentum gehalten, wie dieses darum bemüht war, sich selbst als "Philosophie" zu präsentieren;<sup>10</sup> andererseits hat sich die philosophische Selbstsorge innerhalb der christlichen Philosophie zunehmend von ihrem theoretischen Pendant abgelöst.<sup>11</sup> Als sich die Philosophie von der Renaissance an wieder verstärkt aus ihrer religiösen Fesseln ('ancilla theologiae') zu lösen begann, hat sie sich in der Folge nur noch in Form eines rein theoretischen Diskurses als akademische Disziplin etabliert. Indem sie dergestalt auf eine rein begriffliche Verstandestätigkeit reduziert wurde, ging sie ihrer lebenspraktischen Komponente verlustig und fristet als universitäre Wissenschaft seither ein gegenüber ihrem antiken Verständnis verstümmeltes Dasein. Das rationale Denken allein, nicht auch noch eine rationale Lebensgestaltung, gilt seither als ihr einziger legitimer Zuständigkeitsbereich. Auch Pierre Hadot hält allerdings klar fest, dass dieser Transformationsprozess nicht das gesamte abendländisch-philosophische Denken erfasst hat (a.a.O., S. 392): "Pourtant, cette transformation n'est pas aussi radicale qu'il pourrait paraître. On peut constater dans la philosophie occidentale une certaine permanence, une certaine survie de la conception antique. Parfois au sein même de l'institution universitaire, plus souvent en réaction contre elle et dans des milieux qui lui étaient étranges [...]."

Als Zeugen eines Fortlebens antiker Philosophie auch noch in neuerer Zeit erwähnt Hadot Montaigne (S. 395), Schopenhauer und Nietzsche (S. 407) und damit einige derjenigen Namen, die für Ludwig Hohl von herausragender Bedeutung waren; interessanterweise – und für manche vielleicht zu ihrem Erstaunen – hat Hadot kurz vor seinem Tod auch Goethe als prominenten Exponenten der antik-philosophischen Tradition entdeckt, deren höchstes Ziel die philosophische Selbsttransformation und rational abgeklärte Gestaltung des eigenen Lebens ist (Ders.: *N'oublie pas de vivre. Goethe et la tradition des exercices spirituels*, Éditions Michel 2008). Im Zusammenhang mit dieser lebenspraktischen Dimension des antiken Philosophierens hat Hadot einen Begriff geprägt, der seither aus dieser Debatte nicht mehr wegzudenken ist: die Rede ist von "exercices spirituels".<sup>12</sup> In *Qu'est-ce que la philosophie antique* heisst es dazu (S. 21f.): "Une notion apparaîtra souvent dans les pages qui suivent, celle d'exercices spirituels. Je désigne par ce terme des pratiques, qui pouvaient être d'ordre physique, comme le régime alimentaire, ou discursif, comme le dialogue et la méditation, ou intuitif, comme la contemplation, mais qui étaient toutes destinées à opérer une modification et une transformation dans le sujet qui les pratiquait."

Weil dieser Begriff auch im Zentrum unserer eigenen, weiteren philosophischen Betrachtungen zu Ludwig Hohl stehen wird, wollen wir ihn hier etwas eingehender betrachten. Zu diesem Zweck wenden wir uns einer früheren Schrift von Pierre Hadot zu mit dem Titel *Exercices spirituels et philosophie antique* (Paris, Études augustiniennes, 1981). Wenn wir uns dabei mit Hadot nun doch vorwiegend auf das Philosophieren in der griechischen Antike konzentrieren, dann nur, weil Hadot den Begriff der "exercices spirituels" ("geistige Übung") in diesem Kontext entwickelt, und nicht, weil dieser Begriff nur auf die griechisch-römische Philosophie anwendbar wäre.<sup>13</sup>

### **Exercices spirituels / geistige Übungen**

Wir haben eben das französische Wort "spirituel" schon mit "geistig" ins Deutsche übersetzt. Das ist nicht unproblematisch. Hadot selbst, den das Unzeitgemässe am französischen Ausdruck gestört hat, sucht nämlich bereits auf den ersten Seiten von *Exercices spirituels et philosophie antique* nach Alternativen für diese verstaubte Wendung, die er allerdings allesamt sofort wieder verwirft. Seine Vorschläge lauten (S. 13f.): "psychische" Übungen, "moralische", "ethische", "intellektuelle" Übungen, Übungen "des Denkens" und "Übungen der Seele".<sup>14</sup> Jeder Aspekt, den jedes einzelne dieser Wörter bezeichne, sagt Hadot, sei zwar *auch* eine Dimension der "exercices spirituels"; weil unter diesem Begriff aber *alle* diese Aspekte *zusammengedacht* werden müssten, sei jeder ein-

zelne ungeeignet, *das Ganze* des "geistigen Übens" zusammenfassend zu bezeichnen. Wenn wir im Weiteren also von "exercices spirituels" oder "geistigen Übungen" reden, sind darunter nicht nur "physische", "diskursive" und "intuitive" Praktiken zu verstehen, wie es im oben-stehenden Zitat schon gesagt wurde, sondern auch diese weiteren Facetten stets zu bedenken.

Das übergeordnete Ziel allen geistigen Übens formuliert Hadot wie folgt (a.a.O.): "Dank dieser Übungen schwingt sich das Individuum zum Leben des objektiven Geistes auf, das heisst, es stellt sich in die Perspektive des Ganzen. ('Sich verewigen, indem man über sich hinauswächst')". Damit ist bereits ein zentraler Punkt – oder besser: die wesentliche Spannkraft – des antiken Philosophierens bezeichnet, die wir leicht auch in Ludwig Hohls *Notizen* identifizieren können: in der Wendung auf sich selbst, in der meditativen Selbstbetrachtung handelt es sich nicht darum, sein eigens Selbst in seiner charakteristischen Eigenart zu erkennen – es geht dabei also um nichts weniger als um eine psychologische Selbstbespiegelung – sondern vielmehr darum, die Eingefügtsein alles Einzelnen in ein Ganzes zu reflektieren und durch diese Reflexion das eigene Eingefügtsein in den universellen Zusammenhang in den Grenzen unserer menschlichen Möglichkeiten bewusst zu gestalten.<sup>15</sup> Bei Hohl heisst es dazu im vorletzten Stück des zweiten Teils der *Notizen* mit dem Titel "Das Ewige" (II,332):

Das Leben hat wirklich viel von einem Traum (ich sehe wieder die Kaninchen, wohl neu herangewachsene, vom selben Platz aus, weiss, dass gleich wieder die Rhabarber hervorstossen werden, und sehe, wie die Jahre schwinden; man wird fast *plötzlich* alt; die Jahrzehnte *verfliegen*), der Tod ist eine unwesentliche Kleinigkeit, wie ein kleiner Krampf, ein Auffahren beim Erwachen. Und auch da wieder bricht es mit unwiderlegbarer Deutlichkeit – wie das Sonnenlicht auf eine nächtliche Stadt fällt – über mich herein, dass es nur *eines* gibt, ein Gutes für uns alle bei diesen ganzen Affären, diesen Flüchtigkeiten: selber bestimmend mitzuwirken, das eine bejahend, das andere verneinend, bei diesen Flüchtigkeiten, diesen vorüberjagenden farbigen Träumen.

Unser existenzielles Eingefügtsein in ein Ganzes, das uns übersteigt, wird vielleicht durch nichts deutlicher signalisiert als durch unsere Geburt und Endlichkeit. Es darf uns darum nicht erstaunen, dass der Tod – bzw. seine Überwindung oder zumindest die Überwindung unserer Furch vor ihm – bei den antiken Philosophen ein genauso zentrales Übungsfeld war wie bei Ludwig Hohl.<sup>16</sup> Schon im ersten Stück der *Notizen* macht der Notizenschreiber diesbezüglich klar, dass in seinem Werk ein Denken angepeilt und ein "Arbeiten" eingeübt werden soll, das "vom Betrachtungspunkt der Kürze unseres Lebens aus" handelt und also von seinem gedanklich vorweggenommen Ende aus zu operieren beginnt. Im Motto des 11. Teils der *Notizen* ("Vom Tod") akzentuiert er den Zusammenhang von "Arbeiten" und "Tod" aufs Neue, indem er den letzten Satz des ersten Teils wiederholt: "Arbeiten ist nichts anderes als aus dem Sterblichen übersetzen in das, was weitergeht". Das liest sich wie eine Paraphrase der Maxime: "sich verewigen, indem man über sich hinauswächst", die Pierre Hadot als übergeordnetes Ziel des geistigen Übens angegeben hat. Wir werden bald noch genauer zeigen, dass sich Ludwig Hohls Rede vom Tod im gesamten Notizenwerk eindeutig als ein philosophisches Üben im Sinne von "exercices spirituels" verstehen lässt. Bevor wir dazu übergehen, wollen wir nun aber diesen Begriff mit Hadot erst noch genauer bestimmen.

In Bezug auf eine mögliche Übertragung und Anwendung des "geistigen Übens" auf Ludwig Hohls *Notizen* ist schon das Vorwort zu Hadots *Philosophie als Lebensform, Geistige Übungen in der Antike* äusserst aufschlussreich. Wenn der Notizenschreiber nur verächtlich von den philosophischen Systembauern spricht, unter deren virtuosen Begriffskonstruktionen es allzu leicht zu einer Opposition von philosophischer, reiner Wissenschaft und Fragen der konkreten Lebensgestaltung

kommt, dann beklagt Hadot genau diese Gefahr als realen Missstand in der zeitgenössischen Beschäftigung mit den antiken Philosophen (a.a.O., S. 9):

Beim Studium der Werke der antiken Philosophen und der antiken christlichen Schriftsteller habe ich bemerkt, dass die von der Philosophiegeschichte angewandte traditionelle Methode, die darin besteht, die Aufmerksamkeit auf die systematische Kohärenz der philosophischen Werke zu konzentrieren, in grosse Schwierigkeiten gerät, wenn man sie auf die antiken Denker anwendet. Die Inkohärenzen sind in der Tat selbst bei Platon und Aristoteles zahlreich. Man hat auf verschiedenste Weisen versucht, sie zu erklären, aber man hat meines Erachtens das eigentliche Wesen der antiken Philosophie und den besonderen Charakter der von den Philosophen der Antike geschriebenen Werke missachtet. Diese nämlich sind weniger dazu bestimmt, Informationen über abstrakte Theorien zu vermitteln, als dazu, die Seelen der Schüler zu formen. Niemals sind sie von dem im Rahmen einer Schule geführten philosophischen Leben ablösbar. Sie besitzen daher zahlreiche schulische, pädagogische und methodologische Aspekte, die die erwähnten Inkohärenzen zu erklären vermögen.

[...] Ich habe erkannt, dass die Philosophie nicht nur eine bestimmte Art, die Welt zu sehen, ist, sondern eine Art zu leben und dass alle theoretischen Diskurse nichts sind im Vergleich mit dem konkreten gelebten philosophischen Leben.

Das "eigentliche Wesen" und der "besondere Charakter" der antiken Philosophie ist also gemäss Hadot nicht in inhaltlichen Positionen zu suchen, sondern in ihrer, dem modernen wissenschaftlichen Verständnis entgegengesetzten Auffassung von Philosophie als einer bestimmten *Weise zu leben*. Die antike Philosophie und das alle ihre unterschiedlichen, schulischen Ausprägungen Verbindende besteht darum in seinen Augen "nicht in der Lehre einer abstrakten Theorie, noch weniger in der Auslegung von Texten, sondern in einer Lebenskunst, einer konkreten Haltung, einem festgelegten Lebensstil, der sich auf die ganze Existenz auswirkt" (S. 15). Dass diese philosophische Zuwendung zum Leben auch im Zentrum von Ludwig Hohls positivem Philosophieverständnis steht, dürften wir inzwischen in unserer Arbeit schon klar genug gezeigt haben.

Die "geistigen Übungen" der antiken Philosophen dienen also der Verwirklichung "einer tiefgreifenden Umwandlung der Denk- und Seinsweise des Individuums" (a.a.O.). Durch die Praxis des "geistigen Übens" soll dieses zu einer Wachsamkeit (griech. *prosoché*) erzogen werden, die einerseits ganz dem jeweils gegenwärtigen Augenblick gelten und andererseits "ein stets waches Bewusstsein seiner selbst" zur Folge haben soll (S. 17). Das übergeordnete Ziel des antiken Philosophierens ist darum nicht einfach nur der Gewinn von gesichertem Wissen, sondern eine fundamentale Umformung der gesamten Persönlichkeit. Dieses, im Vergleich mit dem heutigen, wissenschaftlichen Philosophieren so unterschiedliche Hauptziel bleibt nicht ohne Folgen für die Wahl der geeigneten philosophischen Mittel. Dazu noch einmal Hadot (S. 18): "Alle psychagogischen Mittel der Rhetorik und alle Methoden der Steigerung sollen zu diesem Zweck mobilisiert werden. Es gilt, für sich selbst auf die lebendigste und konkreteste Weise die Lebensregel zu formulieren; man muss die Ereignisse des Lebens "vor Augen haben" und sie im Lichte der Grundregel betrachten. Solcherart ist die Übung des Memorierens (griech. *mnêmê*) und der Meditation beschaffen. Die Meditation (griech. *meletê*) ist entsprechend ihrer Etymologie eine Übung, die Bemühung, einer Idee, einem Begriff oder einem Prinzip in der Seele Leben zu verleihen. [...] Es handelt sich dabei um überzeugende Formulierungen oder Beweisführungen (griech. *epilogismoî*), die man sich selbst in schwierigen Situationen vorsagen kann, um einem Anfall von Furcht, Zorn oder Traurigkeit Einhalt zu gebieten."

Entsprechend ihrer Absicht, Seelen umzulenken und nicht nur stichhaltige Theorien zu entwerfen, erweitert sich hier offensichtlich die Palette an philosophischen Ausdrucksmitteln ganz beträchtlich.

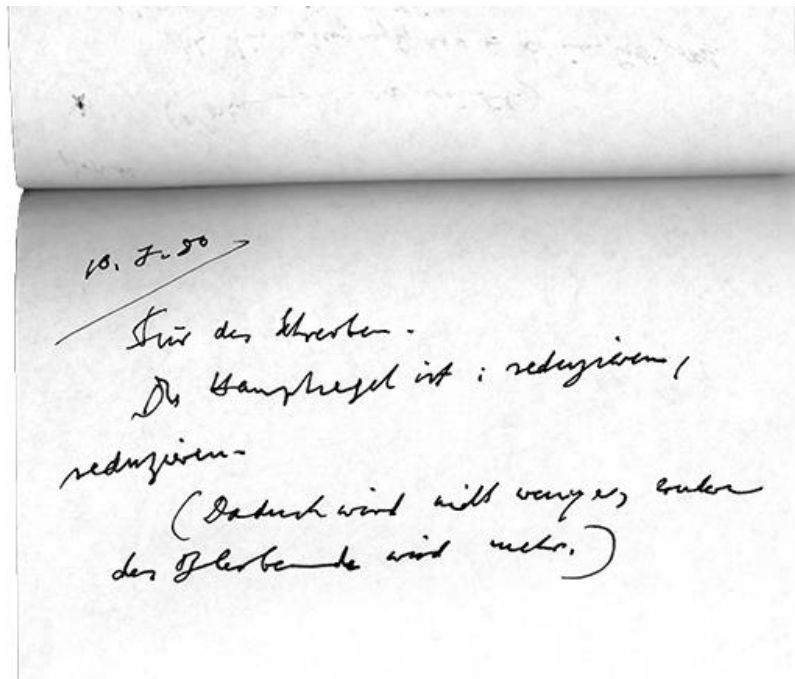
Oder sollten wir vielleicht besser von philosophischen Verführungstechniken sprechen? Denn eines ist klar: angesichts ihres höchsten Ziels einer persönlichkeitsverändernden Wirkung gerät sogar die philosophische Argumentationstechnik in den Verdacht, im Rahmen der antiken Philosophie weniger als eine Methode zum Erreichen von gesichertem Wissen weiterentwickelt und angewendet worden zu sein, als vielmehr zur Befestigung gewisser philosophischer Lebensweisheiten und zur wirkungsvollen Einpflanzung einer philosophischen Lebenshaltung in der Seele des Philosophie-  
renden. Wie dem auch sei, sicher ist, dass in Hinsicht auf eine philosophische Selbsttransformation noch ganz andere literarische Verführungstechniken wie das Verfassen von (gleichsam drama-  
tischen) Dialogen, tagebuchartigen Aufzeichnungen oder Briefen in der Antike eine weitaus grössere Bedeutung hatten und darum viel verbreiteter zur Anwendung gekommen sind, als das heute der Fall ist. Wer unter den Philosophen ausser Ludwig Hohl hat im 20. Jahrhundert noch Dinge geschrieben wie (VII, 131):

"Ich schreibe jetzt meinem Freund, dem Menschen, einen Brief; und er wird ihn lesen." Das ist alles.

Sie fragen mich, was ich tue. Ich soll Aufschluss geben über meinen Lebenslauf. Etc.

Oder sie fragen mich, *worüber* ich schreibe. ...

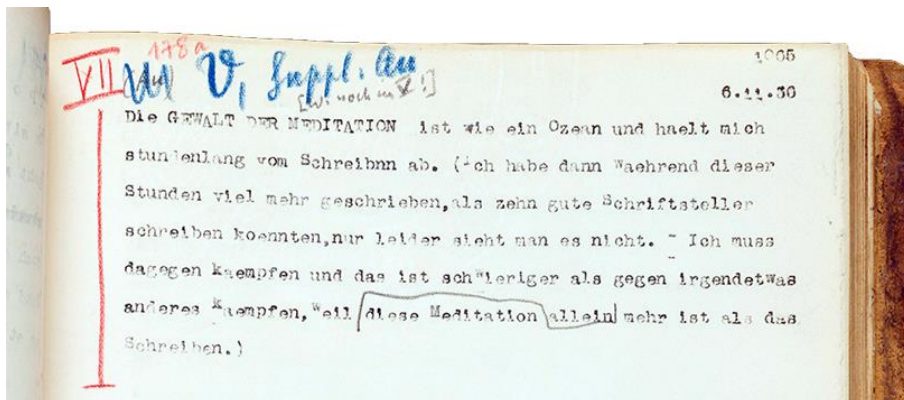
Dabei war gerade auch Hohls Anspruch mit seinen philosophischen "Briefen", den Notizenleser ganz persönlich zu erreichen, und zu einer Selbsttransformation zu provozieren, wie er es in der Notiz XII, 40 überaus deutlich sagt. Dieses Stück haben wir bereits zitiert (vgl. S. 78). Besonders beliebt und verbreitet waren unter den antiken Philosophen vor allem auch Sammlungen von kurzen, einprägsamen Sprüchen und Merksätzen. – Wir werden in diesem Kapitel auf diesen wichtigen, schrifttechnischen Aspekt der "exercices spirituels" noch ausführlich zurückkommen. Vorerst wollen wir es hier bei dem Hinweis belassen, dass im Vordergrund der antiken "geistigen Übungen" gemäss Hadot überall die Bestrebung gestanden hat, "einer Idee, einem Begriff oder einem Prinzip in der Seele Leben zu verleihen", also eher ein meditatives als ein argumentatives Prinzip.



(SLA, A-08-a-19) Notiz vom 10.7. 1980, die zeigt, dass Ludwig Hohl auch noch kurz vor seinem Tod nicht irgendeine neue Erkenntnis formulieren wollte, sondern das Bestehende weiter verdichten und reduzieren, damit seine Wirkung grösser werde: "Für das Schreiben. Die Hauptregel ist: reduzieren, reduzieren. (Dadurch wird nicht weniger, sondern das Bleibende wird mehr.)"

## Philosophie als Meditation und Kommunikation

Mit dem Wort "Meditation" (*meletê*) ist im Kontext der antiken Philosophie allerdings eine unter *rationaler* Kontrolle stehende geistige Tätigkeit gemeint. Hadot sagt ausdrücklich, dass "es sich bei den geistigen Übungen, von denen wir sprechen, um geistige Prozesse handelt, die einem starken Bedürfnis nach rationaler Kontrolle entsprechen und die nichts mit der kataleptischen Trance gemein haben" (S. 22). Wenn wir darum gleich sehen werden, dass auch Ludwig Hohls Philosophieren als eine Meditationspraxis zu verstehen ist, dann müssen wir dabei stets vor Augen behalten, was Hugo Sarbach – mit Sicherheit einer der intimsten Kenner seines Werks und langjähriger Freund des alten Hohl – über unseren Autor richtig gesagt hat ("Sinnen und Denken. Sieben dialektische Versuche zu Ludwig Hohl", in: *Alles ist Werk*, S. 139): "Dieser Mann war dauernd am Denken, allem gegenüber, auch dem Praktischen und dem Kleinen. Er lebte von und mit der Vernunft, entgegen dem Anschein, den er nach aussen erwecken mochte."



(SLA, ) Unveröffentlichte Notiz im *Grundmanuskript* vom 29.11.1936 über die stärkste Gewalt der Meditation

11. November 1975

Das Handeln und die Meditation. - Das Beste wäre, dass in beidem ein Ebenmass sich fände. (Nie erreichbar? Vielleicht bei Goethe am ehesten?)

(Und vielleicht ist doch nur etwas von Wert erreichbar, wenn einmal die beiden in Ebenmass sich finden?)

Da ist ein Mensch, bei dem das Handeln neun Zehntel des Lebens ausmacht, die Meditation höchstens ein Zehntel. Ein anderer, bei dem die Meditation mindestens neun Zehntel ausmacht, das Handeln höchstens ein Zehntel.

Wenn der erste mit dem zweiten zusammentrifft, erfüllen sich die Verse

"Du rüttelst an den Bäumen,  
Du lädst sie ein zum Tanz."

(SLA, E-06-a-10) Notiz vom 11. November 1975, in der Ludwig Hohl von der Wichtigkeit spricht, ein Ebenmass zu finden zwischen Meditation und Handlung.

In seinem zweiten Aufsatz in *Alles ist Werk* ("Ludwig Hohl: Leben, Nachlass und Werk") fasst Sarbach dieselbe Feststellung noch einmal in die prägnante Formulierung (a.a.O., S. 240): "sein [scil. Ludwig Hohls] grösster Glaube war der an die Vernunft". – Und noch einem anderen, möglichen



Missverständnis gilt es zuvorzukommen, das leicht entstehen könnte, wenn man fälschlicherweise den heute in allerlei Lebensbewältigungsseminaren verbreiteten Meditationsbegriff auf die antike Philosophie übertragen möchte. Zwar sagt Hadot zu Recht, dass es sich bei der Meditation im Rahmen der "exercices spirituels" durchaus "um eine Beziehung des Ich zum Ich handelt, welche die Grundlage jeder geistigen Übung bildet" (S. 25); er stellt aber ebenso zutreffend fest, dass "eine enge Verbindung zwischen dem Gespräch mit sich selbst und dem Gespräch mit einem anderen" besteht (S. 26): "Nur derjenige, der einer echten Begegnung mit dem anderen fähig ist, ist einer authentischen Begegnung mit sich selbst fähig, und das Umgekehrte ist gleichfalls wahr. Ein authentischer Dialog ist nur gegeben, wenn man für andere und für sich selbst präsent ist. So gesehen ist jede geistige Übung in dem Masse 'dialogisch', wie sie die Übung eines echten Gegenwärtigseins darstellt, eines Gegenwärtigseins für sich selbst und für andere."

Die permanente Vergegenwärtigung und höchste Bedeutung seines Lesers haben wir bei Ludwig Hohl im Zusammenhang mit unserer Kritik an der irrtümlichen Auffassung, er habe sich beim Notizenschreiben über seinen Leser hinweggesetzt und dessen Bedürfnisse ignoriert, schon ausführlich thematisiert. Auf diese Demonstration und Kritik zurückweisend, können wir uns nun mit der Feststellung begnügen, dass Ludwig Hohls *Notizen* gerade in diesem Punkt und unter dieser Perspektive in den antiken Kontext der philosophischen "exercices spirituels" sehr gut hineinpassen.<sup>17</sup>

Durch ihre Verankerung im Rahmen des "geistigen Übens" gewinnen unsere Beobachtungen zur zentralen Funktion des Lesers im Notizenwerk dadurch ihre nachträglich philosophische Fundierung. Nicht dass hier nun aber der Eindruck entstehe, dieses Fundament müsse Ludwig Hohls Werk von aussen hinzugefügt werden. In einem Brief an Konrad Bänninger vom 25.2.1942 formuliert Hohl denselben Sachverhalt nämlich auch selber überaus deutlich (SLA, B-01-a.1-2):

Aber dieselbe Frage kehrt, wenn man den Plan leicht ändert, noch einmal wieder als das Verhältnis von Schreibendem und Leser – als die Frage des LESERS. Und diese Erscheinung, oder diese Seite der Frage ist für mich weit mächtiger; sie rührt bei mir an das Zentralste ([...]). – Ich habe dann und wann jemanden sagen hören, er male – oder er schreibe – ganz allein für sich selber, er brauche nie und in keiner Weise dazu irgendwelche andern; ich war, soweit ich mich zurückerinnere, oder doch jedenfalls so lange wie ich eine feste Einstellung gewonnen habe, überzeugt, dass das durch und durch falsch ist. Der tiefste Grund der Kunst ist Kommunikation. [...] Es ist hier unnötig, meine Auffassung auszuführen, da ich es ziemlich gründlich getan habe in einem "Von einer Dissonanz" überschriebenen Stück meines Werks "Die Notizen" (III = Der Leser, 20) [...] Das Ende dieses Stücks ("Von einer Dissonanz") ist mir über alles wichtig. Das ZAUBERN des Du, des Lesers, als das eigentliche Zentrum des schöpferischen Vorgangs ... - Anderswo steht, ungefähr: "Lieber Leser! Du sollst der grösste Mensch werden! Das heisst: ich bemühe mich, so gut wie möglich zu schreiben." – Dabei will ich keineswegs die objektive Existenz des Lesers leugnen; sei es nun auf viele verteilt oder spät, er existiert irgendwo oder wird existieren (besonders dann, wenn man nicht mehr mit ihm zählt); aber die Frage ist das hier nicht, sondern die Frage ist, welches Du dem Schreibenden, während er schreibt, gegenübersteht. Somit habe ich das Hauptsächliche ausgesprochen [...]

Ludwig Hohl selber hat in unzähligen unveröffentlichten Notizen und Selbstaufzeichnungen immer wieder auf die für ihn zentrale Funktion der Meditation in seinem Denken hingewiesen. Da die betreffenden Stellen bis heute (fast) alle unpubliziert geblieben sind, seien die wichtigsten unter ihnen

nachfolgend kurz präsentiert.<sup>18</sup> In einer Eintragung im *Grundmanuskript*, die – wie eine entsprechende handschriftliche Anmerkungen zu diesem Stück belegt – ursprünglich als zweiter Teil des 178. Stück des autobiographischen Anhangs zu Teil VII. der *Notizen* vorgesehen war, letztlich aber doch nicht publiziert wurden, heisst es (S. 1109, vgl. Abbildung S. 334):

Die Gewalt der Meditation ist bei mir stärker als irgendeine andere Gewalt und ich kann davon keine Vorstellung geben.

(Zwei Stunden, am ehesten am Morgen, sitze ich – oder gehe, liege ich – in dichtester, durchdringendster Betätigung, sodass die 2 Stunden vergehen wie ein Moment, wie ein Schlaf, - "und es ist nichts geleistet".)

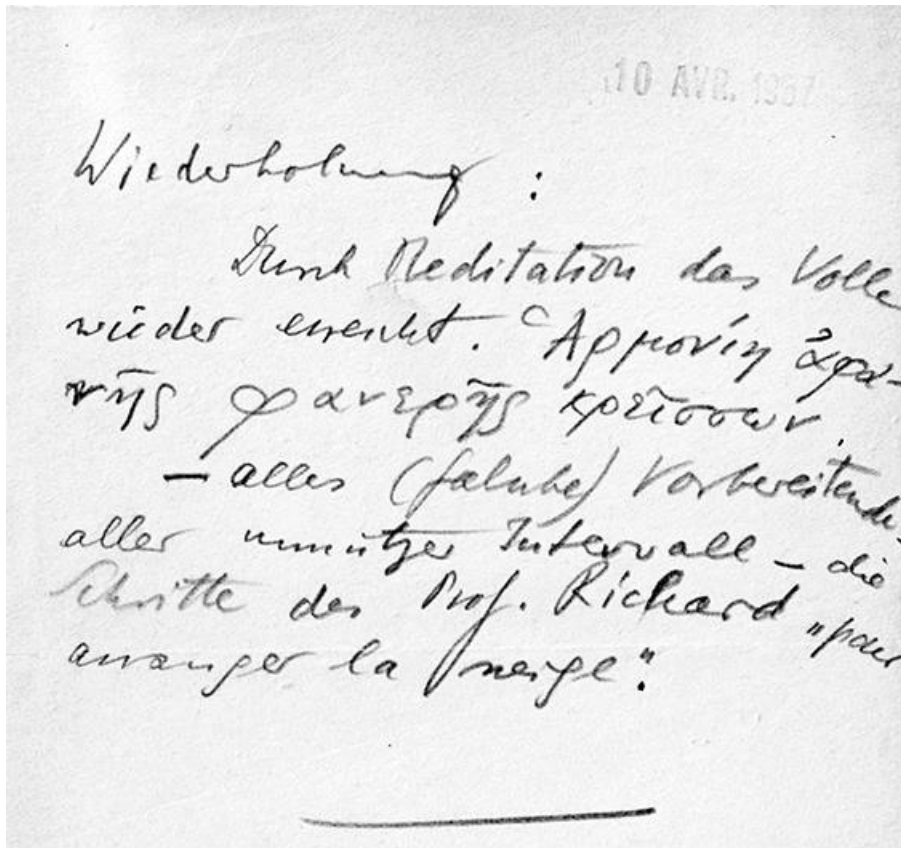
Aus dem Zusammenhang geht eindeutig hervor, dass die Bemerkung: "und es ist nichts geleistet" nicht Ludwig Hohls eigener Geringschätzung der Meditationsarbeit entspricht, sondern – wie es die Anführungszeichen im Text erneut klar signalisieren – die Rede eines unverständigen Schriftstellers imitieren sollen, für den nur das geschriebene Wort etwas zählt.<sup>19</sup> Wie hoch der Notizenschreiber selber die schöpferische Potenz der Meditation tatsächlich veranschlagt hat, kommt in folgendem, posthum veröffentlichten Stück 543 der *Nachnotizen* zum Ausdruck, in dem nun auch ein direkter Zusammenhang zwischen seinem (positiven) Philosophiebegriff und der Meditationspraxis aufscheint. In dieser längeren Notiz wird der Fall "des Menschen Z" erörtert, dem erst viel Ungemach widerfährt, bis ihm auf einmal – Hohls kryptischem "Gesetz der Serie" gemäss – in einem wesentlichen Bereich seines Lebens der Durchbruch gelingt. Seine Wandlung wird in folgenden Worten beschrieben:

[...] er steht arm, krank und verlassen da, und was geschieht? Dort, wo immer trübe Nacht geherrscht hat, wird es hell, geht die Sonne auf! Zum ersten Mal wird er im Geistigen stark. (Man stelle sich etwa vor, dass eine künstlerische Potenz in ihm erwacht; eine schöpferische Potenz, in weitestem Sinne: es kann auch eine des "Philosophierens", der Meditation sein, einer Meditation, die zur Abgeklärtheit führt [...]. Jedenfalls ist geistige Sicherheit eingetreten, eine *Einreihung*, Freude, die ihm erlaubt, dem Ganzen gegenüber, wo er früher immer nein sagen musste, zu *bejahen*.)

Abgesehen davon, dass die Meditation hier mit der "schöpferische Potenz" des Philosophierens schlechthin gleichgesetzt wird, treten auch in dieser Beschreibung drei charakteristische Elemente der antik-philosophischen "exercices spirituels" überaus klar hervor. Zunächst sagt Hohl, dass die geistige Sicherheit, die "Z" in seiner Umwandlung gewinnt, das Resultat seines Aufgebens einer subjektiv limitierten Perspektive sei, in der er sich bisher stets nur um sich selbst gedreht und dadurch absolut vereinzelt hatte. Aus dieser Fixierung tritt er nun hinaus, reiht sich ein in den grossen Zusammenhang und sieht sich dadurch aufgehoben *in der Perspektive auf ein Ganzes hin*.<sup>20</sup> Dadurch wird es ihm nun – zweitens – möglich, *das Leben zu bejahen*, worin Hadot ein weiteres Ziel des "geistigen Übens" gesehen hat (vgl. S. 378, Anm. 12); diese "Einreihung" *in den und Bejahung des* allumfassenden Zusammenhangs führt – drittens –, wie Hohl sagt, "zur Abgeklärtheit".<sup>21</sup> Auch mit seiner Charakterisierung des Philosophierens als einer Meditationspraxis knüpft Hohl also – bewusst oder unbewusst – an die Tradition des "antiken" Philosophierens an.

Nicht nur im *Grundmanuskript* und in anderen nachgelassenen Notizen liessen sich noch weitere deutliche Spuren aufzeigen, die auf Hohls höchste philosophische Wertschätzung der Meditation hinweisen; auch seine privaten Selbstaufzeichnungen verdeutlichen, dass er selber ein ganzes Leben lang aktiv (philosophisch) meditiert hat.<sup>22</sup> So stossen wir in seinem *Journal* des Jahres 1956 an manchen Tagen auf Eintragungen wie "meditationslos" oder "Meditation steigend", und auch

am Ende seines Lebens notiert er am 12. Mai 1979 noch einmal: "Sehr früh erw[acht]. Verschiedene Überlegungen (Meditationen). (Spinoza u.a.) [...]". Diese Belege sollten für unsere Behauptung, dass Ludwig Hohl sein eigenes Philosophieren ganz im Sinne des antiken Philosophieverständnisses als eine Meditationspraxis verstanden und betrieben hat, die erforderliche Evidenz liefern. Hohls diesbezügliche Aufzeichnungen enthalten deutliche Hinweise auf klare Analogien zwischen seiner eigenen Meditationstätigkeit und der antik-philosophischen *meletê*.



(SLA, A-8-a-10)

### Charakteristische Züge einer (antik-)philosophischen Lebensform

Dieses, nicht nur im Vergleich zu unserem heutigen, wissenschaftlichen Verständnis von Philosophie abweichende Verständnis des Philosophierens als Meditationspraxis und "geistiges Üben" stand schon in der Antike in scharfem Kontrast zur gewöhnlichen, bürgerlichen (Aus-) Bildung. Ab dem vierten 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, in das die Anfänge der "sokratischen Schulen" zurückreichen,<sup>23</sup> war es üblich geworden, dass junge Bürgersöhne sich rhetorisch ausbilden liessen, um sich ideal auf ihre zukünftige politische Karriere vorzubereiten. Reiche Eltern liessen sich diese Ausbildung bei einem Sophisten, die in der Regel ein paar Jahre dauerte, erhebliche Summen kosten; die Rhetoriklehrer standen denn auch in entsprechend hohem Ansehen. Wie anders nahmen sich gegen sie die (sokratischen) Philosophen aus! Sie verfolgten mit ihrer Tätigkeit keinen gesellschaftlichen Erfolg, sondern verschrieben sich einer *lebenslangen*, liebenden *Annäherung* an die Weisheit (*philosophos* von *philos*, der Freund, und *sophia*, die Weisheit), ohne dabei auf ihre Verwertbarkeit für Machtstreben und öffentliches Ansehens abzuschielen. Dementsprechend blieb den meisten von ihnen die gesellschaftliche Anerkennung auch verwehrt.<sup>24</sup>

Es ist im Rahmen des vorliegenden Versuchs der Eröffnung einer philosophischen Perspektive auf Ludwig Hohls *Notizen* weder angebracht noch möglich, das Verhältnis der Sophisten zu den

Philosophen, zu dem bereits eine ganze Flut von detaillierten Untersuchungen vorliegt, eingehend zu diskutieren.<sup>25</sup> Wir wollen uns lediglich darauf beschränken zu zeigen, dass die antik-philosophische Lebensweise und ihre öffentliche Wahrnehmung einige auffallende Gemeinsamkeiten mit der exzentrischen und von vielen Mitbürgern als anstössig empfundenen Lebensweise aufweisen, für die Ludwig Hohl im Genf der 1950er, 60er und 70er Jahre legendär geworden ist. Die erste Gemeinsamkeit ist damit schon genannt. Sie besteht im Legendenreichtum, der nicht nur im Fall von Ludwig Hohl die öffentliche Wahrnehmung seines Werks weit übertrifft, sondern sich auch bei den ersten Denkern der abendländischen Philosophiegeschichte schon als wirkungsmächtig und fast noch besser überliefert präsentiert, als ihre eigentliche philosophische Lehre.<sup>26</sup>

Eine weitere Parallele zwischen Hohls Lebensweise und den Lebensgemeinschaften in den sokratischen Philosophenschulen besteht in deren allmählichem Rückzug aus dem öffentlichen Leben, wie er in Epikurs Kepos besonders radikal vollzogen wurde. Wie die christlichen Mönche in ihrer Nachfolge haben sich die sokratischen Philosophen schon weitgehend aus dem politischen Leben zurückgezogen und sich dabei auch *räumlich* von der gesellschaftlichen Sphäre abgesondert.<sup>27</sup> In dieser Isolation scheinen die wenigsten von ihnen eine eigentliche Berufsarbeit ausgeübt zu haben. Stattdessen widmeten sie sich dem lebenslangen Lernen und nahmen dafür oftmals ein Leben in äusserlich bescheidenen Umständen in Kauf. Auch diese beiden Eigenschaften fallen an Ludwig Hohls Leben sofort auf. Auch er nahm seine Armut bewusst in Kauf und auch er widmete sich sein ganzes Leben lang der Kultivierung seines Geistes und einer ihm angepassten und durch ihn vorgegebenen Lebensführung. Dabei fand auch Ludwig Hohl seinen Platz in der Gesellschaft schliesslich durch einen Rückzug an ihre Ränder bzw. durch seine bedingt freiwillige Selbst-Isolation in einer Kellerklausur. Und wenn es sicher ist, dass in einigen philosophischen Lebensgemeinschaften ein im Vergleich zur damals herrschenden Sitte und Moral stark abweichendes Zusammenleben von Frauen und Männern und Sklaven und Freien möglich war, dann kann man auch darin eine gewisse Parallele zu Hohl ziehen, dessen unübliches Zusammenleben mit fünf Ehefrauen seinen Zeitgenossen gewiss als ebenso provokativ unangepasst und anstössig erschienen ist.<sup>28</sup> Dass die Herde den Unangepassten, der ihr 'eo ipso' verdächtig und gefährlich erscheinen muss, gerne als eine lächerliche und gescheiterte Figur stigmatisiert, ist eine Erfahrung, die Ludwig Hohl mit den antiken Philosophen ebenfalls geteilt hat, und gleichzeitig auch eine Erfahrung, die er selber im Schulaufsatz „Allerlei Käuze“ schon früh antizipierte.<sup>29</sup>

Ein Wort zu der selbstverschuldeten bzw. freiwilligen in Kauf genommenen Armut der Philosophen in den sokratischen Schulen sei hier noch angefügt. Es dient dem Hinweis, dass die äussere Form der Lebensführung dieser Philosophen eine direkte Folge ihrer philosophisch-inhaltlichen Anschauungen war. Wenn man sich Platons Kritik an der üppigen Entlohnung der Sophisten für ihren Unterricht genauer anschaut, sieht man nämlich, wie Niehues-Pröbsting richtig festgestellt hat, dass er "darin ein grundsätzliches und gefährliches Missverständnis über das Wesen des Wissens und der Wahrheit" moniert (S. 99): "Indem der Sophist sein Wissen verkauft, degradiert er es zur Ware. Nach platonischem Verständnis ist die Wahrheit der Erkenntnis kein beliebiges Handelsobjekt, das gegen Bezahlung von Hand zu Hand oder vielmehr von Kopf zu Kopf wandern kann, sondern eine Leistung und ein Gut, das letztlich jeder aus sich selbst heraus und für sich selbst erbringen muss. Was der Sophist anbietet, kann daher kein persönlich verbindliches Wissen sein, sondern nur etwas, das so unpersönlich ist wie eine Ware: eine beliebige Meinung."<sup>30</sup>

Das Verständnis von Platons Erkenntnis- und Wissensbegriff, auf das wir hier bei Niehues-Pröbsting stossen, und das den Akzent auf eine innere Verbindung des Philosophierenden mit seinem Wissen legt, entspricht voll und ganz Ludwig Hohls Position. So schreibt er in der Notiz II, 56: "Einer der wichtigsten Sätze von Karl Kraus lautet: 'Gute Ansichten sind wertlos. Es kommt darauf an, wer sie hat'", und im 22. Stück des ersten Teils der *Notizen* schildert er einen Apotheker, der

angibt, über eine Sache, die Hohl sich gerade auszuführen bemüht, schon längst Bescheid zu wissen, mit den Worten: "Warum bist du denn so ein Stümper geblieben?"<sup>31</sup> Beides weist klar darauf hin, dass auch der Notizenschreiber der Überzeugung war, das wahre Erkennen sei nicht nur eine technische Fertigkeit und wahres Wissen darum keine blosse Akkumulation von richtigen Ansichten, sondern bestehe wesentlicher Weise auch – oder eben *erst* – in der Realisierung und Wirksamkeit des Erkannten im eigenen Leben. Auch in diesem Punkt erscheint Hohl also als ein moderner Vertreter der antik-sokratischen Tradition des Philosophierens, die Niehues-Pröbsting gegen den sophistischen Unterricht mit Worten abgrenzt, die auch die Differenz von Ludwig Hohls Philosophie der *Notizen* zu ihrem akademisch-wissenschaftlichen Pendant markieren (S. 100): "Sie [scil. die antik-sokratische Weise des Philosophierens] trichtert nicht fertiges Wissen ein, sondern erzeugt Einsicht im Schüler und fördert seine selbsttätige Erkenntnis. Diese Einsicht schliesslich betrifft die richtige Lebensführung, die nicht, wie bei den Sophisten, am äusseren Erfolg bemessen wird, sondern am Zustand der Seele, an ihrem Heil. So vereint Sokrates in sich die Funktionen des Lehrers, des Erziehers und des Seelsorgers. Diese Verbindung kennzeichnet den antiken Philosophen, während mit dem Christentum die dritte Funktion sich mehr und mehr verselbständigt: Der Seelsorger tritt neben den Lehrer. In der Neuzeit beschränkt sich der professionelle Philosoph gewöhnlich darauf, theoretisch zu lehren; er hält sich weder verantwortlich dafür noch befugt dazu, den Bezug der abstrakten Lehre zur individuellen Lebenssituation des Schülers herzustellen."

### **Zu einigen antik-philosophischen Übungsfelder bei Ludwig Hohl**

In den bisherigen, überblicksartigen Bemerkungen zu den "exercices spirituels" haben wir neben unserer allgemeinen Charakterisierung der antik-philosophischen Lebensführung in der meditativen Auseinandersetzung mit dem Tod und der Überwindung der subjektiven Perspektive durch Einübung in eine (Selbst-)Betrachtung in universellem Zusammenhang auch bereits zwei konkrete geistige Übungsfelder identifiziert, von denen wir aufgezeigt haben, dass sie nicht nur in der philosophischen Antike sehr verbreitet waren, sondern auch in Ludwig Hohls *Notizen* deutliche Spuren hinterlassen haben.<sup>32</sup> Gleichzeitig haben wir eben auch schon erwähnt, dass die Beherrschung der Leidenschaften immer schon ein vordringliches Ziel des philosophischen Übens gewesen ist. Damit nun auch in diesem Punkt die klaren und weitreichenden Übereinstimmungen zwischen Hohls eigener Lebens- und Denkweise und dem "antiken" Philosophieren zum Vorschein kommen können, waren die Korrekturen an einigen Klischeevorstellungen nötig, die bis heute die Sicht auf seine tatsächliche Lebensführung verstellen und wir eingangs unserer Arbeit ansatzweise zu demonstrieren versucht haben. Solange man Hohl als einen zügellosen Säufer und launischen Exzentriker darstellt, wird man ihn als "antiken" Philosophen nur schwer in den Blick kriegen. Wir haben aber gezeigt, dass gerade Hohls Alkoholkonsum und diesbezügliche Selbstprotokollierung sowie eine strikt eingehaltene Tagesordnung Hinweise auf einen viel selbstdisziplinierteren Umgang mit seinen 'stimulantia' bereithalten, als man das bisher annehmen konnte. Die Parallelen zwischen Hohl und dem "antiken" Philosophieren reichen aber gerade im Aspekt der Selbstverschriftlichung noch sehr viel weiter.<sup>33</sup>

### **Selbstaufzeichnungspraxis**

Ein zentrales Moment der gesamten philosophischen Selbstsorge in der Praxis der "exercices spirituels" ist die Selbstprotokollierung.<sup>34</sup> Als prominentestes Beispiel der antiken Selbstaufzeichnungspraxis gelten die "Ermahnungen an sich selbst" des Marcus Antonius, besser bekannt als Marc Aurel.<sup>35</sup> In *Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike* diskutiert Pierre Hadot dieses antike Werk ausführlich, wobei er die zentrale Funktion der Selbstaufzeichnungspraxis in den "exercices spirituels" konkretisiert und präzisiert. Wir wollen darum einen längeren Ausschnitt aus



seinen Betrachtungen anfügen, die sich leicht auf den Notizenschreiber übertragen lassen. An der betreffenden Stelle artikuliert Hadot nämlich seine Kritik an dem weit verbreiteten "Interpretationsfehler [...] aufgrund dessen man aus der Lektüre der 'Ermahnungen an sich selbst' auf die Psychologie des stoischen Kaisers schliessen zu können glaubte" (S.71). – Er fährt fort (S.71ff.):



(SLA) Ludwig Hohls Selbstaufzeichnungen betreffen sowohl seine Schreibarbeiten (oben links), als auch seine Körpermasse (oben und unten rechts) und seine Übungen im Rahmen der 'culture physique' (unten links).

"Man meint, dieses Werk, dessen Titel "An sich selbst" für sich genommen vage ist, sei eine Art Tagebuch, in dem der Kaiser sein Herz ausschüttet. [...] So verhält es sich aber keineswegs. Um zu verstehen, was die "Ermahnungen an sich selbst" bedeuten, muss man die literarische Gattung, welcher sie angehören, genau kennen und sie in die allgemeine Perspektive von Lehre und philosophischem Leben in der hellenistischen Epoche einordnen. Die Philosophie ist zu dieser Zeit hauptsächlich Seelenleitung; sie zielt nicht auf abstrakten Unterricht ab, sondern jedes "Dogma" dient dazu, die Seele des Schülers umzuformen. Deshalb geht der Philosophieunterricht, auch wenn er sich in langen Forschungen und ausgedehnten Synthesen ergeht, stets Hand in Hand mit einer beständigen Rückkehr zu den Grunddogmen, die, nach Möglichkeit in kurze, prägnante

Formeln gekleidet, in Form einer Epitome oder eines Katechismus dargeboten werden, die der Schüler auswendig zu lernen hat, um sich unaufhörlich an sie zu erinnern. Einen wichtigen Augenblick im philosophischen Leben bildet demgemäss die Meditationsübung. "Tag und Nacht meditieren", wie der Brief Epikurs an Menoikeus sagt [Diogenes Laertios X, 135]. Mit Hilfe dieser Meditation gilt es, die Grunddogmen der Schule ständig "griffbereit", das heisst abrufbar zu haben, damit ihr starker psychologischer Effekt auf die Seele wirken kann. Die Meditation kann die Form einer schriftlichen Übung annehmen, die dann einen wirklichen Dialog mit sich selbst darstellt: *Eis heauton* (An sich selbst). Ein grosser Teil von Marc Aurels "Ermahnungen an sich selbst" entspricht dieser Übung: Es gilt, Grunddogmen des Stoizismus auf lebendige Weise geistig präsent zu haben. Marc Aurel sagt "sich selbst" Bruchstücke des stoischen Systems auf."

Blutdruck	Sintrom	Blutdruck
17. Febr. 14h. 10/6 amphel. 1/2h	16. Febr. 1	2. März amphel. 1
18. Febr. 14h. 110/70 amphel. 1/2h	17. Febr. 2	12h. 130/95(?)
19. Febr. 14h. 117/80 amphel. 0	18. Febr. 2	3. März amphel. 1 + 1
20. Febr. 20h. 11 1/2 amphel. 0	1. März: 1	amphel. 1 120/65
21. Febr. 14h. 127	2. März Test: 50 pro 100	amphel. 2
amphel. 1/2h	2. März: 2	4. März 10h. 135/100
22. Febr. 14h. 155/70	3. März: 2	amphel. 1
12h. 160/100	4. März: 2	5. März amphel. 1 140/90
0 amphel.	5. März: 2	6. März amphel. 1 123/70
23. Febr. 9h. 135/95	6. März: 2	7. März amphel. 1 130/75
1 amphel.	7. März: 2	8. März amphel. 1/2
10h. 135/90	8. März: 2	amphel. 1/2
22h. 155/95	9. März: 2	amphel. 1/2
24. Febr.	10. März: 2	amphel. 1/2
amphel. 1/2	11. März: 2	amphel. 1/2
19h. 150/95	12. März: 2	amphel. 1/2
25. Febr.	13. März: 2	amphel. 1/2
amphel. 1	14. März: 2	amphel. 1/2
20h. 140(?)	15. März: 2	amphel. 1/2
26. Febr.	16. März: 2	amphel. 1/2
amphel. 1 Vorm. 140	17. März: 2	amphel. 1/2
(19h. 110?)	18. März: 2	amphel. 1/2
27. Febr. 135/80	19. März: 2	amphel. 1/2
amphel. 1	20. März: 2	amphel. 1/2
28. Febr.	21. März: 3	amphel. 1/2
amphel. 1	22. März: 2	amphel. 1/2
1. März	23. März: 2	amphel. 1/2
amphel. 0	24. März: 2	amphel. 1/2
	25. März: 2	amphel. 1/2
	26. März: 2	amphel. 1/2
	27. März: 2	amphel. 1/2
	28. März: 2	amphel. 1/2
	29. März: 2	amphel. 1/2
	30. März: 2	amphel. 1/2
	31. März: 2	amphel. 1/2
	1. Apr.: 2	amphel. 1/2
	2. Apr.: 2	amphel. 1/2
	3. Apr.: 2	amphel. 1/2

(SLA) Während der Einnahme eines Blutverdünnungsmittels protokollierte Ludwig Hohl genau die veränderten Werte.



Hier wird deutlich, worin der Fehler einer psychologisierenden Interpretation von Hohls *Notizen* liegt, gegen die wir uns im Laufe dieser Arbeit immer wieder zur Wehr zu setzen genötigt sahen, weil sie in der bisherigen Hohl-Forschung derart weit verbreitet ist. Wie Aurels Aufzeichnungen sind auch Hohls *Notizen* keine Tagebuchaufzeichnungen, aus denen man auf seine Psychologie schliessen sollte, sondern gerade das Gegenteil: nicht um der Bespiegelung eines faktisch gegebenen Selbsts willen, sondern um dessen philosophischer Transformation in Richtung auf eine als erstrebt erkannte, andere Verfasstheit willen, werden diese philosophischen Schriftübungen angestellt. Zu Recht hat Hadot darum den irreführenden Titel "Selbstbetrachtungen", unter dem Aurels *eis heauton* auch schon ins Deutsche übersetzt worden sind, als unzutreffend zurückgewiesen;<sup>36</sup> zur Kontrolle der eigenen Selbsttransformation und also zur Selbst*gestaltung* ist die Selbstbetrachtung bloss ein nützliches *Mittel*, was Ludwig Hohl und Marc Aurel beide exemplarisch demonstrieren.

Dass es sich bei diesen schriftlichen Übungen um einen "Dialog mit sich selbst" handelt, bedeutet also keineswegs, dass in ihnen rein private Angelegenheiten verhandelt werden. Ihre Autoren wollen damit nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Leser zur Aufnahme eines Selbstgesprächs auffordern, zu dem das schriftlich Fixierte jeweils nur den Anlass und eine hilfreiche Übungsanleitung bieten soll. Die Meditationsübungen in Hohls *Notizen* haben dasselbe Ziel wie die "Er-mahnungen an sich selbst" des römischen Kaisers: einen "starke[n] psychologische[n] Effekt auf die Seele" auszuüben, diese umzulenken und zu einem besseren Leben zu befähigen. Auch in ihrem Fall befördert die Kürze und Prägnanz ihrer sprachlichen Form die Einprägsamkeit und permanente Verfügbarkeit entsprechender philosophischer Leitsätze. In einem eigenen Abschnitt werden wir die Frage der sprachlichen Form von Hohls Denkprosa darum vor dem Hintergrund eines Philosophieverständnisses als "geistige Übung" bald noch einmal gesondert und ausführlicher betrachten.

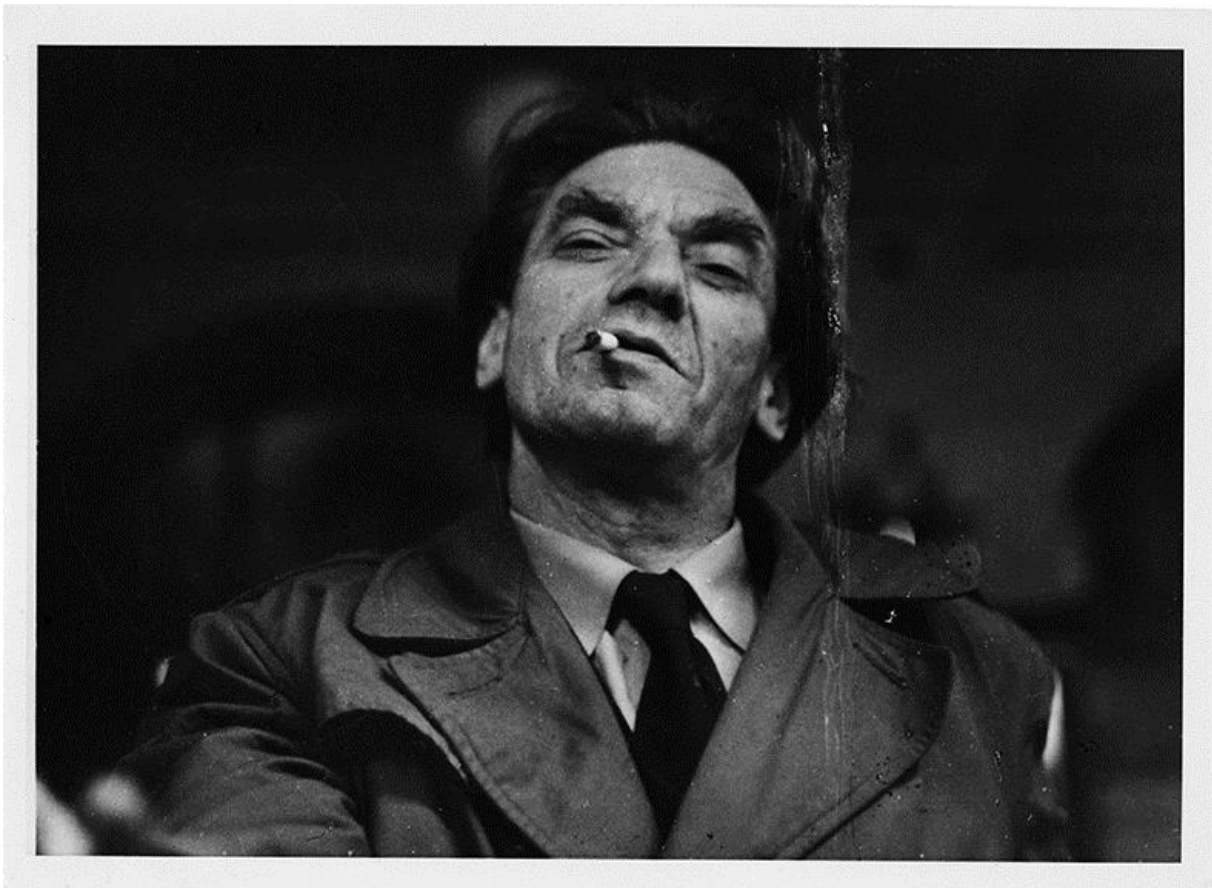
### ***Praemeditatio malorum – affirmatio vitae***

An dieser Stelle sei anhand von Hadots Interpretation von Marc Aurels "Aufforderungen an sich selbst" als "exercices spirituels" auf eine weitere Gemeinsamkeit zwischen dem Philosophenkaiser und Ludwig Hohl hingewiesen, die in beiden Fällen schon zu Fehldeutungen geführt hat. Unter den geistigen Übungen, die man in Aurels Werk findet, erwähnt Hadot auch die "*praemeditatio malorum* [...], die dazu führen soll, dass der Weise nicht unvorbereitet von einem Ereignis überrascht wird" (S.72). Dazu führt er weiter aus (S.72f.): "Man stellt sich folglich sehr lebhaft die misslichen Ereignisse vor, die eintreffen könnten, und beweist sich dabei gleichzeitig selbst, dass sie nichts Furchtbares an sich haben. [...] Wie wir gleich sehen werden, sind die pessimistischen Formulierungen Marc Aurels nicht Ausdruck der persönlichen Meinung des Kaisers, der alle seine Illusionen verloren hat, sondern geistige Übungen, die nach einer strengen Methodik ausgeführt wurden."

Tatsächlich kann einem bei der Lektüre der Aufzeichnungen von Marc Aurel und Ludwig Hohl leicht der falsche Eindruck beschleichen, man hätte es mit pessimistischen Abrechnungen mit ihren Zeitgenossen und ganz allgemein lebensverneinenden Äusserungen zu tun. Dabei mag bei Aurel ein pessimistischer Grundton überwiegen, wo man bei Hohl irrtümlicher Weise auf eine gehässige Verneinung des Lebens in der Gemeinschaft von "Apothekern", "Hunden", "Holländern" und "Herr und Frau Meyer" schliessen könnte. In Wahrheit sind aber gerade die ablehnend-kritischen und scheinbar resignativen Momente für beide Denker wichtige Etappen auf dem Weg zu einer nicht naiv-oberflächlichen, sondern reflektiert-tiefgründigen Lebensbejahung, die, wie wir bei Pierre Hadot bereits festgestellt haben, ein zentrales Anliegen aller "exercices spirituels" ist. Wo Hadot mit

Hinsicht auf den Philosophenkaiser diesbezüglich von "einer strengen Methodik" spricht, handelt es sich bei Ludwig Hohl um diejenige "geistige Übung", die man bis heute in der Diskussion seiner *Notizen* vielleicht am sträflichsten vernachlässigt hat, obschon ihr Autor alles daran gesetzt hat, dass gerade sie in den Vordergrund trete, indem er sie ihnen schon als programmatischen Untertitel mitgegeben hat: die "unvoreilige *Versöhnung*" (Hervorhebung MR).

Im Grunde hätte schon ein kurzes, gedankliches Verweilen beim Titel seines Hauptwerks genügen müssen, um über die grundsätzlich *optimistische* und *positive* philosophische Stossrichtung des Notizenwerks keinen Zweifel aufkommen zu lassen. "Versöhnung" ist das Ziel. Und Versöhnung heisst *Bejahung* – und zwar nicht nur eine teilweise, eine Affirmation mit Vorbehalten, sondern eine umfassende, absolute.<sup>37</sup> Nun fällt es uns gewöhnlich leicht und geschieht darum gleichsam automatisch, dass wir die Annehmlichkeiten des Lebens und seine Vorzüge bejahen. Mit ihnen entzweien wir uns gleichsam gar nicht erst, wodurch eine (Wieder)Versöhnung gar nicht erst nötig wird. Bei den immer wiederkehrenden Mühsalen und drückenden Lasten des Lebens ist das ganz anders. Wer seine Augen vor ihnen nicht willentlich verschliesst und sie rundherum ableugnet, oder, wie Hohl sagt, im "glatte[n] Apotheker-nicht-Widerstand" verharrt (VII,155), muss sich mit ihnen bewusst "versöhnen", wenn er das Leben als Ganzes und *vorbehaltlos* bejahen will. Und eben diese Versöhnung, wenn sie im klaren Bewusstsein um diese Widerwärtigkeiten vollzogen wird, hat Hohl als "unvoreilige" bezeichnet und zum philosophischen Programm seiner *Notizen* erhoben.<sup>38</sup>



(SLA, C-04-F-56) Schalkhafter Ludwig Hohl. Ein unter seinen Freunden sehr gut, heute aber kaum noch bekanntes Gesicht.

Was die Lebens- und Leidensbejahung angeht, wäre darum eine analoge Korrektur im vorherrschenden Bild unseres Autors erforderlich – und sehr leicht möglich –, wie wir sie zu Beginn

dieser Arbeit in Hinsicht auf andere Fehleinschätzungen seiner tatsächlichen Lebensführung schon angezeigt haben. Leider hat man nämlich bisher vor allem im alten Hohl, der – nachdem er einige Jahre sprichwörtlich in der Versenkung verschwunden war – wieder vermehrt an öffentlichen Lesungen und Ehrungen aufzutreten begann und im Filmporträt von A. J. Seiler sogar auf die Leinwand gekommen ist, immer nur einen verbitterten, frustrierten alten Mann sehen wollen, dessen Haltung dem Leben gegenüber durch Ablehnung geprägt gewesen sein soll. Ein Blick in sein Notizenwerk zeigt indes, dass der Notizenschreiber in Tat und Wahrheit dem Leben gegenüber eine fundamental nicht weniger bejahende Einstellung hatte als Nietzsche mit seinem "amor fati".

Bereits in *Nuancen und Details* führt Ludwig Hohl in einer "Novelle" einen Mann vor, an dem sich das Leben und Leiden bejahende Moment bei ihm klar ablesen lässt (II,52). Gemäss dem Untertitel der *Notizen*: "Von der *unvoreiligen* Versöhnung" (Hervorhebung MR) fällt diese Bejahung aber eben nicht blind und mit unreflektierter Leichtigkeit aus, sondern zeichnet sich durch eine Affirmation auch des Leidens und "unentrinnbar [damit] verbundene[n] Dunkel[s]" aus (a.a.O.).<sup>39</sup> Als geeignetes Mittel, um zu dieser bewussten Bejahung zu gelangen, erachtet Ludwig Hohl nun aber die Kunst: "Sie ist *Bejahung Gebende*" (*Die Notizen* II, 32; vgl. auch II,119; II,171 und VIII,28). Nach unseren Beobachtungen zu Hohls positivem Philosophiebegriff dürfen wir "Kunst" an dieser Stelle mit "Philosophie" gleichsetzen.

In den *Nachnotizen* finden wir ein Beispiel, das zeigt, dass Ludwig Hohl diese universelle, bewusste Bejahung nicht nur als theoretisches Ziel formuliert, sondern durchaus auch als eigene Überzeugung vertreten hat. Im Stück Nummer 21, in dem er von den "schrecklichen" Strassenfeierlichkeiten anlässlich einer königlichen Hochzeit in Holland berichtet, in die er unabsichtlich hineingeraten ist und sich darin so vollkommen verlassen fühlt, dass er sich zu fragen beginnt, ob es wohl in dieser ganzen Menschenmenge noch jemanden anders gebe, der sich in dieser Situation ebenso verlassen vorkommt wie er, notiert er sich:

[...] da sah ich mich genötigt, zu erkennen: dieser andere freilich, der einen ebenso hohen Grad von Verlassenheit erreichte, hat das nicht, was ich habe; diese grosse, dennoch immer bejahende, immer zu bejahende, einschränkungslos geliebte, allgemeine wunderbare Anwesenheit: die WELT.

Verwahrung gegen Missverständnis ist aber nötig, gegen Apothekerauslegung. – Nichts ist zu bejahen von diesen *sichtbaren* Erscheinungen! Sie sind hassenswürdig. Wohl gehören sie auch zur Welt; aber mit ihren Kausalitäten, mit ihren Gesichtswinkeln. Ein Satz von Spinoza, unendlich mehr sagend als was da an „Beweisen“ mitgegeben werden könnte, enthält das. ("... sondern nur, was wir unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit begreifen" oder "... insofern sie unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit begriffen sind." – Dergleichen.)

... Wie eine dunklere, schwächer leuchtende, arme Sonne; eine nicht in scharfem Kreis geschlossene, sondern etwas zerfahrene, eine unbestimmte dunkelrote, *verhängte* Sonne stand es da in den Lüften: die UNGENÜGENDE ERKENNTIS. Mich aber hatte Liebe erfasst und durchdrungen zu ihr, der Welt, mit ihrer ungenügenden Erkenntnis [...].

Die Lebensbejahung, die in Hohls Notizenwerk überall aufscheint, ist also eine Haltung, in die er sich willentlich einübt hat, wobei ihm diese Übung immer zugleich auch eine Übung des (richtigen und vollständigen) Erkennens ist. In dem Masse, in dem er sich die realen gesellschaftlichen Missstände und die existenziell abgründigen Seiten des Lebens konkret vor Augen führt, in genau dem Masse wächst in ihm die lebensbejahende Kraft und wird umso unerschütterlicher, je besser es ihm gelingt, seine (subjektiven) Einwände gegen das Leben nicht mehr aus seiner individuellen Position



eines an ihnen Leidenden heraus zu betrachten, sondern durch Erkenntnis in die Perspektive des Ganzen aufzulösen. Exakt diesen Prozess beobachtet Hadot in Aurels Aufzeichnungen (S. 77): "Die Dinge und Ereignisse werden schliesslich in die kosmische Perspektive der universellen Natur zurückgestellt. [...] Dieser Sichtwechsel, der durch die Ausübung der 'physikalischen'(d.h. auf die Allnatur bezogenen) Kenntnisse erworben wird, ist nichts anderes als die Seelengrösse. [...] 'Nichts vermag in dem Masse grossen Sinn (Seelengrösse) zu erzeugen wie das Vermögen, mit wahrer Methode zu prüfen, was immer dem Leben begegnet' (*Selbstbetrachtungen* III,2)."<sup>40</sup> Hiermit dürfte deutlich genug aufgezeigt sein, dass die 'praemeditatio malorum' und die 'affirmatio vitae' zwei geistige Übungsformen sind, die in Ludwig Hohls *Notizen* eindeutige Spuren hinterlassen haben. Wir wollen uns nun noch einem weiteren "exercice spirituel" zuwenden, das in der antik-philosophischen Selbstsorge genauso verbreitet war, und dem Ludwig Hohl in seinen *Notizen* einen noch prominenteren Platz eingeräumt hat: dem Aufzeichnen der Träume.

### **Vom Aufzeichnen der Träume**

Im letzten Band seines unvollendeten Spätwerks *Sexualität und Wahrheit* (Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1986) weist Michel Foucault auf eine "Selbsttechnik" hin, die im Rahmen der antiken Selbstsorge eine wichtige Stellung eingenommen und weite Verbreitung gefunden habe: die Aufzeichnung und Deutung von Träumen.<sup>41</sup> Foucault demonstriert die Bedeutung der Traumprotokolle anhand des *Traumbuchs* des Artemidor, von dem er sagt, dass sein Autor mit ihm "ein Lebenshandbuch bieten [wollte], ein im Lauf der Existenz und ihrer Wechselfälle brauchbares Instrument" (a.a.O., S. 13). Dabei weist Foucault darauf hin, dass nach antiker Überzeugung ein Traumgesicht in der Gestalt eines Gleichnisses "das Sein sagt" (S. 26). Dieses Sein, das im Traum ausgesagt wird, bezieht sich ihm zufolge allerdings nicht in erster Linie auf das, "was bereits in der Verkettung der Zeit ist und als Ereignis in einer mehr oder weniger nahen Zukunft eintreten wird" (S. 18); auf einer viel individuelleren Ebene handelt es vielmehr von dem, "was auf die Seele wirkt und sie erregt". Dergestalt diene der Traum dem Träumenden in seiner Aufzeichnung als Diagnoseinstrument zur Überprüfung des Zustands seiner Seele und der sie bestimmenden Affekte. Dabei *spiegelt* der Traum seine Seele nicht nur, er *formt* sie auch: "das Traumgesicht verändert die Seele, es formt und bildet sie" (a.a.O.).

Foucaults weitere Ausführungen zum *Traumbuch* des Artemidor bleiben zwar fast ausschliesslich auf sexuelle Traumphantasien und deren Analyse fokussiert. Auch dabei zeigt sich aber, dass diese sexuellen Traumgesichter zur richtigen Deutung manchmal 'per analogiam' auf andere Lebensbereiche übertragbar sind: "der Akteur, der auf der sexuellen Szene des Traumes ist, antizipiert die Rolle, die ihm auf der Szene der Familie, des Berufs, der Geschäfte und der Stadt zufallen wird" (S. 39). Wie Foucault feststellt, handelt es sich bei Artemidors *Traumbuch* darum nicht um "einen Code dessen, was man tun und lassen soll", sondern vielmehr um "die Anzeige einer Ethik des Subjekts, welche zur Zeit des Artemidor noch gang und gäbe war" (S. 27).

Vor diesem antik-philosophischen Hintergrund erhalten die Traumprotokolle in Ludwig Hohls *Notizen* ein neues Gesicht.<sup>42</sup> Wir erkennen hinter ihnen ein altbewährtes "exercice spirituel", das dem geistig Übenden einen Spiegel seines Affekt- und Seelenlebens vermitteln und gleichzeitig formend auf dieses einzuwirken in der Lage sein soll. Auf diese Wechselwirkung zwischen unserem Traum- und Wachleben weist Hohl mit dem Lichtenberg-Zitat hin, das er als Motto über den X. Teil der *Notizen* ("Traum und Träume") gesetzt hat: "Der Traum ist ein Leben, das mit unserem übrigen zusammengesetzt das ist, was wir menschliches Leben nennen."

(folgt der Traum)

(Mit schweren Krankheiten behaftet ging ich zum Arzt. Dort aber waren diese schweren Krankheiten, ohne dass das einen Stoss, einen Bruch, einen Ruck der Verwunderung gab - nichts anderes als Eingeseiftsein fuer das Rasieren; ich selbst hatte das Einseifen - wie ich jetzt, aus einer andern Spalte meines Wesens zurueckschauend mich erinnerte - lang und gruendlich geuebt ((worauf es doch ankommt fuer das Rasieren, besonders, wenn der Bart hart ist)) Ich hatte also - zur Konsultation ist es gar nicht gekommen; man musste warten - nichts zu tun als "ieder

549

nach Hause zu gehn und - die Seife erneuern, den Schaum nicht hart werden lassen - mich rasieren.)

Solche Traeume sind die Frucht einer langen Arbeit, langer Disziplinierung des Traumlebens, Beobachtung des Traumlebens. Der Ort, wo ich bisher am meisten gearbeitet habe, ist nicht am Schreibtisch, sondern das Bett. Dann folgt (erst noch) der Mondfeld, resp. die Strasse.

x x x

Das Zimmer ist am geeignetsten fuer das Reden, fuer das Arbeiten sind in erster Linie Bett und Strasse (ebene Waelder) da.

(SLA) Traumaufzeichnung von Ludwig Hohl vom 8. 12. 1935 im *Grundmanuskript* (S. 548f; vgl. *Die Notizen* X,21). Im letzten, unveröffentlichten Zusatz dieser Notiz spricht Hohl von Traum-"Arbeit", -"Disziplinierung" und "Beobachtung".

Weitere Hinweise auf diese produktive, gestalterische Verbindung findet man in den *Notizen* im 2. Stück des X. Teils, in welchem Hohl uns von einem "Experiment von ungeheurer (mir ungeheuer scheinender) Bedeutung" berichtet, mit dem er "an den Traumbildern, die [er] sah, zeichnen lernen [wollte]. Es gelang." Umgekehrt spricht der Notizenschreiber im 5. Stück dieses Teils dann auch davon, dass er sich einige Tage mit einem Satz von Goethe herumgetragen und anschliessend "wunderbar und reich davon geträumt" habe. Angesichts dieses diagnostischen und selbst-gestalterischen Zusammenhangs zwischen Wachen und Schlafen, auf den Ludwig Hohl sein Leben lang grosse Aufmerksamkeit verwendet hat, ist folgende Beobachtung, die er im 10. Stück von "Traum und Träume" anstellt, wenig erstaunlich:

Erstaunlich fand ich diese Beobachtung: dass, jedenfalls bei mir, der Geist der Träume stets mehrere Tage lang derselbe ist; anders gesagt: [/] Dass das, was bei aller Variation der Formen in meinen Träumen stets mehrere Tage lang bleibt, das Wichtigste ist.

Um dieses Wichtigste genau zu erfassen bzw. an sich selbst zu erfahren, hat Hohl zu der antik-philosophischen Selbstsorgepraxis der minutiösen Traumaufzeichnung gegriffen.<sup>43</sup> Damit haben wir in den *Notizen* nun bereits drei Formen "geistiger Übungen" identifiziert. Ihre Zahl reicht aber noch bedeutend weiter.

## **II Zur Interpretation der Struktur und Einheit der *Notizen* vor antik-philosophischem Hintergrund**

Bei genauerem Hinsehen lässt sich hinter jeder der zwölf Abteilungen der *Notizen* ein entsprechendes "exercice spirituel" oder zumindest ein zentrales Element des "antiken" Philosophierens erkennen. Aus philosophischer Perspektive eröffnet sich uns damit eine neue Möglichkeit zum Verständnis ihres strukturierenden Prinzips.

### **Strukturierung durch exercices spirituels / geistige Übungen**

#### ***Teile I: "Vom Arbeiten", VIII: "Apotheker", X: "Traum und Träume" und XI: "Vom Tod"***

Von den drei Teilen VIII, X und XI haben wir diesen Nachweis bereits erbracht. Dass der Prozess, den Ludwig Hohl im ersten Teil der *Notizen* als "Arbeiten" bezeichnet, einer geradezu paradigmatischen Formulierung des Grundprinzips allen geistigen Übens gleichkommt, ist evident. Indem er in seinen "definitions-mässigen" Ausführungen zu seinem eigenwilligen Verständnis vom "Arbeiten" den Akzent speziell darauf legt, dass sich beim "Arbeiten" immer ein Inneres nach Aussen richten müsse, beschreibt er einen geistigen Prozess, der weitgehend demjenigen entspricht, den wir als Grundbewegung aller "exercices spirituels" erkannt haben: der Überwindung der Fixierung auf sich selbst bzw. dem Einüben in die Perspektive des Ganzen.<sup>44</sup>

#### ***Teil II: "Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren"***

Der Titel des zweiten Teils erinnert ebenfalls an eine "geistige Übung", die vor allem bei den Stoikern von grösster Bedeutung war. Gemeint ist die fundamentale Unterscheidung, die sich ein Stoiker immer wieder vor Augen führen soll, zwischen dem, was in unserer Verfügung steht (*eph' hêmin*, in nostra potestate) und dem, was nicht an uns liegt bzw. sich unserem Machtbereich entzieht.<sup>45</sup> Die philosophische Weisheit besteht dementsprechend darin, erstens den einen vom anderen Bereich zu unterscheiden, und zweitens, das ausser unserer Gewalt Liegende gleichmütig hinzunehmen, das von uns Beeinflussbare hingegen so zu lenken, dass ein gutes Leben möglich wird.

In Analogie zu dieser antik-philosophischen Unterscheidung spricht der Notizenschreiber bereits im zweiten Stück dieses zweiten Teils von "zwei grossen Prinzipien": das erste, das er mit der "Einfalt der Jugend" identifiziert, besagt, "dass verändert werden muss"; das zweite, das er als "Einfalt des Alters" bezeichnet, lautet, "dass alles Ändernwollen eitel sei" und rückt das Unveränderliche in den Blick. "Der Geistesstarke aber", sagt Ludwig Hohl, "steht zwischen diesen beiden, er hat von je-

dem einen Teil". Im vierten Stück finden wir den nächsten starken Anklang an die stoische Unterscheidung des in unserer Gewalt und nicht in unserer Macht Liegenden, wenn es heisst: "Die Frage [sei] nicht so sehr, ob ein Mensch gesund oder krank sei, wie, was er mit seiner Gesundheit oder Krankheit mach[e]". Den Zuständen des Körpers, Gesundheit und Krankheit, liegen oftmals Dinge zu Grunde, über die wir nichts oder doch nur sehr wenig vermögen. Wie wir hingegen mit diesen Gegebenheiten umgehen, wie wir uns in ihnen und zu ihnen verhalten, unterliegt weitgehend unserer eigenen Verfügung (vgl. dazu auch II, 230 – 233). Dabei lässt Hohl keinen Zweifel daran aufkommen, unter welcher Leitung unser gestaltendes und verfügendes Eingreifen in den Lauf der Dinge zu geschehen hat (II,37):

Ich glaube, dass der Gedanke alles besiegt – der Gedanke ist der kleine Arbeiter: der Grösste unter ihnen. (Der Kleinste: aber deren Legion wird zur Verfügung über Weitestes.)

Stellvertretend für zahlreiche weitere Stücke, in denen Hohl in "Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren" zur Praktizierung der antik-philosophischen "geistigen Übung" des Unterscheidens zwischen dem, was innerhalb und ausserhalb unseres Machtbereichs liegt, eine Anleitung gibt – oder sagen wir es genauer: einen Aufruf macht –, sei hier der Beginn des 95. Stücks zitiert:

Der weise Mensch klagt oder schimpft nur über das, was zu ändern ist (wenn es, sei es auch noch so leise, von einer Möglichkeit des Änderns doch vordämmt), warum? – Denn sonst vergrössert er nur das Übel.<sup>46</sup>

### **Teil III: "Reden, Schwatzen, Schweigen"**

Dass die philosophische Rede, der philosophische Dialog als *die* antik-philosophische Übung schlechthin gelten kann, wird man kaum bezweifeln wollen.<sup>47</sup> Diese Übung steht im Hintergrund der Stücke, die Ludwig Hohl im dritten Teil seiner *Notizen* mit dem Titel "Reden, Schwatzen, Schweigen" versammelt hat. Dabei macht er sofort deutlich, dass Reden nur dann "Arbeit" ist, wenn es "das Leben fördert, ein Dunkles zur Klarheit führt" (III,1), wohingegen er im 17. Stück unter den Formen des "Schwatzens" explizit auch eine philosophisch-wissenschaftliche kritisiert. Im 21. Stück wird ersichtlich, worin der philosophisch relevante Unterschied zwischen genuiner Rede-Arbeit und reiner Schwatz-Tätigkeit liegt: in der Rede geht es nicht einfach nur darum, Dinge objektiv zu bezeichnen; der Sinn der Rede ist Klärung, "Formung" und Umformung seiner Selbst und der uns umgebenden Welt. Letztlich attestiert Hohl in diesem Stück aber auch dem "Schwatzen" gegenüber dem "Schweigen" einen Vorzug: "Das Schwatzen ist, im Gegensatz zum Schweigen, der Kritik zugänglich, somit indirekt produktiv."

Auch der dritte Teil entspricht somit in weiten Teilen dem vielleicht prominentesten antik-philosophischen Übungsfeld: dem (sokratischen) Dialog. Hohls *Notizen* sind nicht nur genauso provokativ wie dieser; in seinem Verständnis von "Reden" zeigt sich auch, dass sich darin die (begriffliche) "Klärung", die er als Ziel angibt, niemals vollständig von der Prüfung desjenigen ablösen lässt, der die noch dunklen Begriffe hält. Damit entspricht seine Konzeption der Rede exakt dem sokratischen 'elenchos'. Und wenn Hohl in der zweiten Hälfte dieses dritten Teils wiederholt auch auf das Reden im Sinne eines Rede-Haltens zu sprechen kommt, dann entspricht das derjenigen philosophischen Übung, von der Christian Moser überzeugend gezeigt hat, dass sie den Dialog als paradigmatische philosophische Ausdrucksform allmählich abgelöst hat.<sup>48</sup>

#### Teile IV: "Der Leser" und VI: "Vom Schreiben"

Die Teile IV und VI wollen wir gemeinsam behandeln. Der Grund dafür ist, dass sich nicht nur für Ludwig Hohl, sondern auch für die "antiken" Philosophen die Aktivitäten des Lesens und Schreibens kaum gesondert voneinander behandeln lassen.<sup>49</sup> Einen Hinweis auf die innere Verbindung von Lesen und Schreiben liefert uns bereits das letzte Stück des dritten Teils, in dem der Notizenschreiber "Von einem Wettkampf" berichtet. Zwei Menschen treten in einen fiktiven Redewettstreit: der eine von ihnen hat sich lange Jahre "in dauernder Übung" gehalten, indem er sich mit den grössten Rednern des Montparnasse – der hier mit "Athen" gleichgesetzt wird – gemessen und den Sieg über sie davongetragen hat. Der andere "hat in der Einsamkeit nie mit sichtbaren Menschen geredet, nur mit den Grössten der Vergangenheit, mit Montaigne und Spinoza und Goethe [...], und hat verloren". Für Ludwig Hohl steht ausser Zweifel, dass der Einsame in diesem Wettkampf obsiegen wird. Das kann gar nichts anderes heissen, als dass Lesen (und Schreiben) vollgültige Formen – wenn nicht sogar *höhere* Formen – des Gesprächs sind. Dass die wahre Befähigung zum einen aber nur derjenige besitzen kann, der auch die andere Form beherrscht, macht Hohl im allerersten Kurzprosatück deutlich, das er überhaupt je in Buchform veröffentlicht hat (*Nuancen und Details* I,1): "Soll einer, der selber nicht sprechen kann (unter keinen Umständen –), zuhören können?" fragt er dort. In den *Notizen* heisst es dann später noch einmal in Form einer rhetorischen Frage, dass "von der grossen Arbeit Lesen und Schreiben nur zwei – freilich potenziell verschiedene – Äusserungen sind" (IV,4).

Bei dem Lesen, das Hohl im vierten Teil der *Notizen* vor Augen hat, handelt es sich also nicht um das massenhafte, zerstreuend-zeitvertreibende Konsumieren von Unterhaltungsliteratur, sondern um ein meditatives, intensives Sich-immer-wieder-neu-Versenken in ausgewählte Texte (IV,1):

Der wirkliche Leser wird in dem gut Geschriebenen immer neue Seiten entdecken; in jeder Lage ergeben sich neue Wirkungen. Selbst wenn er das Stück "auswendig" weiss, wird es erst recht inwendig, ein Teil von ihm und erreicht kein Ende, da es fortzeugend ist wie das Leben – da es selber das Leben ist, ein realer Teil der Dinge und unabsehbar in den Folgen.

Das "wirkliche" Lesen erachtet Hohl nicht als ein äusseres Kenntnisnehmen eines Gegebenen, sondern als innere Auseinandersetzung und selbständige Produktion unter äusserer Anleitung, deren Wirkungen und Folgen unabsehbar bleiben und darum bei jeder weiteren meditativen Lektüre anders sein können (vgl. IV,6). Das entscheidende Beispiel einer solchen "wirklichen" philosophischen Lektüre in seinem eigenem Leben dürfte in Hohls frühen Bekanntschaft mit Nietzsche gelegen haben.

Die Wirkungsmacht der Lektüre hängt aber nicht allein vom Leser ab. Auch als Autor, sagt der Notizenschreiber, sei er sich seiner entsprechenden Aufgabe stets bewusst. Er hält sogar dafür, dass kein (künstlerisch-philosophisches) Schreiben jemals "ernst (echt) sein kann, ohne die Welt ändern zu wollen", und das kann nur heissen: *den Leser* verändern zu wollen (IV,20). Diese "Wirkungsversuche im Sinne der inneren Resultate des künstlerischen Arbeitens" vermag ein Autor allerdings nur als "Anforderungen" – man könnte hier wohl auch sagen: als Herausforderungen – an seinen Leser zu stellen (a.a.O.); ob dieser sie erfüllt und auf sie einsteigen wird, ist eine Frage, die nicht mehr in seiner Verfügung steht.<sup>50</sup>

Damit ein solcher innerer Kontakt zwischen Autor und Leser sich einstellen kann, darf der erste also gerade nicht "vom Volk fürs Volk" schreiben (vgl. S. 72), sondern muss er sich strikte an sich selbst halten und sich an seinen Leser immer als den Einzigen adressieren. Der Stoff zu dieser Art von Schreiben als "geistige Tat" wird darum nicht "in äussere[n] Begebenheiten" bestehen können, sondern nur in "vielfältigen Gedanke[n], Gedankenstufen, Denkgeschehnisse[n]" (VI,5). In exakt diesem Sinne hat sich Ludwig Hohl spätestens seit dem Herbst 1934 nicht mehr als "Dichter",



sondern als eine "geistige Macht" verstanden.<sup>51</sup> Und von hier aus lässt sich auch die Antwort verstehen, die er in der Notiz VI,15 auf die Frage: "Was ist schriftstellerische Dichtheit? Wo nimmt man die vielen Stoffmassen her [...]?" bereit hält: "Das sind keine Massen, es sind Verhaltensweisen". Diese Verhaltensweisen gilt es nicht einfach nur zu notieren und zu protokollieren; sie sollen sprachlich so aufgezeichnet werden, dass sie im Leser eine Reflexion auf sein eigenes Verhalten auslösen und ihn zu dessen philosophischer Transformation anstacheln. Von hierher rührt Hohls Anforderung an jeden "wirklichen" Schreiber (VI,28):

Du musst mit jener ätzenden Flüssigkeit schreiben, die Stein, Metall ätzt, die Leben nimmt, Leben verwandelt.<sup>52</sup>

Hohls Beschreibung der "wirklichen" Lese- und Schreibarbeit entspricht in geradezu idealer Weise dem, was wir heute über die antik-philosophischen Schrifttechniken wissen. Schon Hadot stellt diesbezüglich fest (S. 58): "Die Aufmerksamkeit auf sich selbst und die Wachsamkeit [...setzen] die Praktik der Gewissensforschung voraus [...] wie sie von Pythagoreern, Epikureern und Stoikern (vor allem von Seneca und Epiktet) und anderen Philosophen wie Plutarch von Chaironeia oder Galen empfohlen worden war. [...]. Es ist sehr wahrscheinlich, dass es schon in den heidnischen Philosophenschulen üblich war, die Gewissensforschung niederzuschreiben. Die schriftliche Niederlegung war auf jeden Fall nützlich, wenn nicht sogar notwendig, um die Gewissenprüfung gründlich zu gestalten." Was Hadot lediglich als "sehr wahrscheinlich" bezeichnet, hat Christian Moser in seiner Studie *Buchgestützte Subjektivität. Literarische Formen der Selbstsorge und der Selbstthermeneutik von Platon bis Montaigne* minutiös beschrieben und sehr überzeugend nachgewiesen (S. 1):<sup>53</sup> "Der Spiegel der Schrift führt dem Leser vor Augen, wie seine Seele eigentlich beschaffen sein sollte; er zeigt ihm aber zugleich auch auf, wie es tatsächlich um sie bestellt ist. Die heilsame Selbsterkenntnis [...] beruht auf der Einsicht in die Diskrepanz zwischen dem Soll- und dem Ist-Zustand seiner Seele."

Die ethopoetische Funktion der antik-philosophischen Schrifttechniken beruht also auf der Einsicht in eine Differenz. Damit diese sichtbar werde, müssen ihre beide Seiten: Sein und Sollen des seelischen Zustandes immer wieder vergegenwärtigt werden. Dieser Vergegenwärtigung dient das Schreiben im Rahmen der antik-philosophischen Übungen. Einerseits handelt es sich dabei um eine schriftliche Selbstbeobachtung, die rein dokumentarischen Wert hat, andererseits aber auch um die permanente schriftliche Vergegenwärtigung der seelischen Verfassung, die anzustreben ist. Zu Recht hält auch Christian Moser gleich zu Beginn seiner Arbeit fest, dass Selbstverschriftlichung und Selbstlektüre in der philosophischen Selbstformung eine unauflösbare Einheit bilden (S. 5-8). Folglich dient auch die Selbstlektüre nicht bloss der (psychologischen) Bespiegelung, sondern steht auch sie primär im Dienst der aktiven Selbst*gestaltung*. Wir können Moser durchaus zustimmen, wenn er sagt, dass sie die Konstitution eines philosophischen Selbst überhaupt erst ermögliche (S. 5): "Dass die Lektüre für das Selbst des Lesers in gewisser Weise konstitutiv ist, gehört zu den Grundannahmen des vor-cartesischen Denkens. Durch Lektüre gewinnt das Individuum Zugang zur Wahrheit seiner selbst. Die Lektüre stellt aber zudem einen privilegierten Modus der Selbstbearbeitung, der moralischen Formung der eigenen Persönlichkeit dar. Das Individuum liest nicht bloss, um intellektuelle Einsicht in sein eigenes Wesen zu gewinnen. Es liest auch, um dieser Einsicht zu praktischer Wirkung zu verhelfen. Das Selbst soll durch die Lektüre verändert werden. [...] Es gilt, den Leser nicht allein in seinem Verstand, sondern in seiner ganzen Persönlichkeit zu treffen und umzugestalten."

Wir haben bereits gesehen, dass Ludwig Hohl im Interview mit Alexander J. Seiler genau diese Absicht, "den Leser nicht allein in seinem Verstand, sondern in seiner ganzen Persönlichkeit zu

treffen", zum Ziel seines Schreibens erklärt hat (vgl. S. 92), und anhand einiger Auszüge aus seinen Jugendschriften auch schon gezeigt, dass er sich selber als Leser von seinen grossen Lektüren tatsächlich in seiner ganzen Persönlichkeit hat ergreifen lassen. Wenn Moser auf "die Existenz eines Zusammenhangs zwischen der Praxis des Lesens, der ethischen Formung des Subjekts und spezifischen Techniken des Schreibens" in der antik-philosophischen Schriftmeditation hinweist und damit "einen Zusammenhang zwischen Selbstkonstitution, Lektüre- und Schreibverfahren" postuliert (S. 9), dann findet dieser Zusammenhang in Ludwig Hohls Notizenwerk seine genaue Entsprechung. Damit ist klar genug angezeigt, dass auch den Teilen IV und VI seiner *Notizen* "geistige Übungen" zugrunde liegen.<sup>54</sup>

### **Teil VII: "Varia" mit "Anhang zu VII. Autobiographisches" und Teil IX: "Literatur"**

Bei Moser wird auch ersichtlich, inwiefern der VII. Teil der *Notizen* einen engen Bezug zur antik-philosophischen, schriftgestützten Selbstsorge aufweist. Wie er bemerkt (a.a.O.), stellt die "vor-moderne Autobiographik [...] die Lektüreaktivität des Individuums nicht bloss distanziert als ein Moment der Lebensgeschichte dar, sie geht vielmehr unmittelbar aus dem Vollzug dieser Aktivität hervor". Nicht nur die antike Lektüre- und Schrifttätigkeit, auch Lektüre und Autobiographie werden also von Moser in engen Zusammenhang gebracht. Diese Verbindung findet in den *Notizen* ebenfalls ihre Entsprechung, indem der Notizenschreiber im autobiographischen Anhang zu Teil VII neben zahlreichen Selbstbeobachtungen ("Tages-Chroniken") auch wichtige Lektüre-zitate, sogenannte "Tagesklänge" notiert. Somit zeigt sich auch hier rückblickend, was sich bereits in unseren Ausführungen zur Funktion des Autobiographischen zu Beginn dieser Arbeit abgezeichnet hat: der autobiographische Anhang des VII. Teils der *Notizen* ist ganz im Geist der antik-philosophischen Selbstsorge konzipiert.<sup>55</sup>

Noch deutlicher lässt sich hinter dem IX. Teil der *Notizen* ("Literatur") ein "exercice spirituel" erkennen. Schon aus Hohls Plagiats-Lehre im 30. Stück des VI. Teils geht hervor, dass für ihn das Abschreiben von fremden Texten durchaus auch als eine eigene Leistung des Kopisten gewertet werden kann:

Was ist Eigenes? Das voll, das in jedem Teil Verantwortete. [/] [...] Die ganze Kunst des Schreibens besteht darin, dass man kein Wort verwende ohne volle Verantwortung.

Wenn also Fremdes zitiert wird, wird es zu Eigenem, wenn man es selbst voll verantwortet. Dabei kann sich aus dem Abgeschriebenen, dadurch, dass es in einen neuen Zusammenhang gestellt oder anders akzentuiert wird, ein vollkommen *neues* Gebilde ergeben (VI,31):

Schon die Verbindung zweier Zitate stellt ein eigentliches Gebilde in den Raum. [/] [...] Schon allein Akzentverschiebungen, bei sonst gleichen Kenntnissen, geben verschiedene Wirkungen, Bedeutungen, Werte. Ja sogar nur die Intensitätsänderung im Betonen kann grosse Bedeutung haben.

Dementsprechend bekennt Hohl in der Vorbemerkung zum IX. Teil ("Literatur"), dass es ihm in diesem Teil nur darauf angekommen sei, "unter dem mir von Aussen Begegnenden das hervorzuheben, was mit meinem Geist in einer starken Beziehung stand", und dass alles darin von ihm Zitierte "in höherem oder geringerem Mass, viel mehr dem *Tagesklang* verwandt [sei], als dazu bestimmt, eine reiche und vielseitige Idee des [...] von mir Gelesenen zu geben": "Alles kam mir nur auf dieses Eine an: auch mit diesen Mitteln den Ausdruck meiner Sehweise zu verstärken, eine Richtung deutlicher zu machen" (a.a.O.).



(HFN) Von Hohl angelegte und eigenhändig gebundene Apophthegmata-Sammlung aus Goethes *West-östlichem Divan* und anderem

Was Hohl im IX. Teil vorlegt und über weite Strecken aus fremden Exzerpten mit eigenen Kommentaren besteht, wurde im Kontext der antik-philosophischen Selbstsorgepraxis "Apophthegma" oder *hypomnēma* genannt.<sup>56</sup> Das Anlegen solcher kommentierter und fortlaufend ergänzter Spruchsammlungen war, wie Hadot feststellt, eine unter den antiken Philosophen weit verbreitete schriftliche Selbsttechnik, die er als die eigentliche "Nahrung" aller intellektuellen Übungen bezeichnet (S. 19): Die Meditationsübung und das Memorieren brauchen Nahrung. Hier kommen nun die eigentlichen intellektuellen Übungen zum Zuge. [...] Die Meditation speist sich [...] von Apophthegmen" (Vgl. auch a.a.O. S. 56f.).<sup>57</sup> Und auch Christian Moser weist auf die zentrale Bedeutung des Anlegens solcher "Notizbücher" und Sammlungen von Lesefrüchten hin (S. 70): [Der] skripturale Charakter der Meditation tritt ganz konkret in Gestalt einer spezifischen Schreibpraxis in Erscheinung, welche die Aneignung und Verinnerlichung des Wissens befördern soll. Der Zögling der ethischen *paideia* wird dazu angehalten, Notizbücher, sogenannte *hypomnemata*, anzulegen und zu führen, die zur Aufnahme der Früchte seiner Lektüreaktivität – Exzerpte, Kernsätze, Lebensregeln und Sinnsprüche – bestimmt sind. Diese Notizen sollen ihrerseits den Gegenstand stets wiederholter Lektüre, Reflexion und Meditation bilden."

Indem im Kontext der philosophischen Selbstsorge ganz ausdrücklich von "Notizbüchern" die Rede ist, und deren analoge Funktion gerade zu diesem IX. Teil der *Notizen* in dieser Rede offensichtlich wird, ist damit ein "exercices spirituel" auch als strukturierendes Prinzip hinter den versammelten Notizen in diesem Teil kenntlich gemacht.





weniger auf ein Begreifen als auf ein "geistiges Sehen" (XII,125) und auf das Festhalten von "Bildern" ankommen muss, liegt auf der Hand. Im 34. Stück des XII. Teils ("Bild") sagt Hohl dazu:

*Schauen ist tatsächlich alles, Wissen geht immer fehl* (das heisst das Wissen, das dauern will; das *höchste* Wissen kann nur einen Moment bestehen, eben den Moment, da es entsteht, im Schauen enthalten ist).<sup>58</sup>

Die Momente des Wissens und philosophischen Erkennens sind für Hohl also immer nur flüchtig. Was er von ihnen zurückbehalten kann, sind nur Spuren der *Wege*, auf denen er einmal in die Nähe einer Wahrheit gekommen und für kurze Zeit einen Durchblick auf sie gewonnen hat. Das bekräftigt er im 48. Stück dieses XII. Teils der *Notizen*:

Die Idioten sagen: Es gibt keine Wahrheit! weil sie zu faul sind, sie zu erkämpfen.  
Das Geheimnis ist: es gibt wohl eine Wahrheit (eine ewige und einzige – nur werden meistens die *Wege* zu ihr für sie genommen), nur muss sie täglich neu erkämpft werden, nur lässt sie sich nicht aufbewahren, nicht in Büchsen in der Apotheke verkaufen.<sup>59</sup>

Das philosophische Wissen als Produkt des "geistigen Übens" besteht also nicht (nur) in einem Set von wahrheitsfähigen Propositionen, deren logische Gültigkeit zweifelsfrei erwiesen wurde, sondern in erster Linie in einem "Können", einer Tauglichkeit (Tugend), einer persönlichen, geistigen Einstellung, die durch unablässiges Weiterüben und stete Wiedervergegenwärtigung permanent aufrechterhalten werden muss. Daraus folgt, dass in einer "antik"-philosophischen schriftlichen Aufzeichnung philosophische Erkenntnisse ebenso wenig als ihr "Gehalt" gelten können, wie Musik in einer Partitur "enthalten" ist. Man kann Musiken wissenschaftlich so lange analysieren, wie man will, und dabei gewiss wertvolle Einsichten in die Kompositionstechnik hinter einem Stück gewinnen; *Musik* kommt dabei doch nie heraus. Man stelle sich einmal vor, Bizet, Berlioz und Bruckner würden nicht mehr als Konzerte aufgeführt, sondern nur noch als Gegenstand musikwissenschaftlicher Abhandlungen konserviert.<sup>60</sup> – Wie in der Musik selbst der grösste Virtuose auch noch die beste Nummer in seinem Repertoire immer wieder spielen muss, um nicht ausser Übung zu geraten, so muss ein "antiker" Philosoph seine "Erkenntnisse" – bzw. eben die *Wege*, die zu ihnen führen – immer wieder repetieren. Wer ihm solche Wiederholung als Redundanz auslegt, versteht das praktische Wesen der philosophischen Erkenntnis-Übung nicht.<sup>61</sup> Obschon wir also auch dem XII. Teil der *Notizen* kein eigenes "exercice spirituel" zuordnen können, lässt sich seine Funktion und die Bedeutung des Ausdrucks "Bild" auch hier erst richtig verstehen, wenn man sie vor antik-philosophischem Hintergrund betrachtet.

## **Fazit**

Unsere Beobachtungen zur Struktur der *Notizen* haben also in diesem letzten Kapitel zu folgendem positivem Resultat geführt: jeder der zwölf Abteilungen der *Notizen* entspricht entweder eine eigene "geistige Übung" oder dann ein zentraler Aspekt des antik-philosophischen Philosophieverständnisses, der von ihrem heute geläufigen Selbstverständnis weit entfernt liegt und darum isoliert hervorgehoben zu werden verdient.

Auf der einen Seite bestätigt diese Einsicht noch einmal die Angemessenheit und Notwendigkeit unseres antik-philosophischen Zugangs zum besseren Verständnis dieses Werks. Auf der anderen Seite verträgt sie sich aber auch sehr gut mit einer Feststellung, die wir in unserem ersten Exkurs "Zur Einheit und Struktur der *Notizen*" gemacht haben. Dort haben wir nämlich gesehen, dass die interne Organisation weiter Teile der *Notizen* eine chronologische ist. Unter zunehmendem Zeit-



druck ist Ludwig Hohl seine Notizensammlung im *Grundmanuskript* unter der Perspektive unterschiedlicher "exercices spirituels" durchgegangen und hat die entsprechenden Stücke, die ihm publikationswürdig erschienen, der Reihe nach heraus notiert. Auch von der endgültigen Abfolge der zwölf Teile hat sich uns an früherer Stelle gezeigt, dass sie mitunter das Produkt von rein äusserlichen Zwangsfaktoren ist. Die Aufteilung in einzelne Teile selbst hingegen, von denen wir nun festgestellt haben, dass sie "geistigen Übungen" entsprechen, war von Anfang an geplant und ist das sorgsame Produkt langjähriger Reflexion. Entgegen Hohls ursprünglicher Absicht ist das strukturierende Element hinter der Aufteilung der *Notizen* in zwölf Abteilungen also nicht ein thematisch-inhaltliches, sondern eher das Gegenteil geworden: dasselbe inhaltliche Programm – die philosophisch aktiv zu betreibende Selbstsorge und Selbstgestaltung – wird in unterschiedlichen "geistigen Übungen" in jedem Teil zu verwirklichen versucht, bzw. seine Verwirklichung dem Leser zur Aufgabe gestellt.<sup>62</sup>

Hier drängt sich natürlich nun die Frage auf, ob der Notizenschreiber selber diese Aufteilung ganz bewusst anhand antik-philosophischer Übungen gestaltet habe. Wir müssen diese Frage auch jetzt noch offen lassen. Im Nachlass haben wir nichts gefunden, was uns hierauf eine verbindliche Antwort geben könnte. Es erscheint uns aber immer noch als eher unwahrscheinlich, dass Hohl sich bei ihrer Aufteilung *wissentlich* an geistigen Übungen orientiert habe. Das tut unserer Interpretation nicht den geringsten Abbruch. Genauso wenig wie die Tatsache, dass Hohl seine eigene Philosophie nicht als "Philosophie", sondern als "Kunst" betrachtet hat, uns verbietet, sie trotzdem als Philosophie zu deuten, genauso wenig sind wir auf eine entsprechende Intention ihres Autors angewiesen, damit unsere philosophischen Betrachtungen zur Struktur der *Notizen* Gültigkeit beanspruchen können. Denn, wie Hohl selber sagt (II, 151): "Was ein Mensch aufzeigt, das weiss er nicht immer."

### **Zur Wechselwirkung zwischen der einheitsstiftenden Funktion des Notizenwerks und seinem Autor**

Aus philosophischer Sicht lässt sich somit durchaus ein strukturierendes Prinzip in den *Notizen* erkennen. Wie sieht das nun aber mit der Frage nach ihrer Einheit aus? Wir haben in unserem Exkurs "Zur Einheit und Struktur der Notizen" anhand vieler, bislang unbekannter Dokumente aus Hohls Nachlass gesehen, dass Hohl selber diese Einheit als eine "organische" bezeichnet und von einer "Einheitlichkeit des Werkes – im absolutesten Sinne: der Zeit des Entstehens, der Form, dem Geiste nach" gesprochen hat (vgl. S. 143). Gleichzeitig haben wir gezeigt, dass gerade diese Kriterien, die Hohl selber als Garanten der Einheitlichkeit seiner *Notizen* angeführt hat, weit mehr "beweisen", als er mit ihnen beabsichtigt. Wir haben gesehen, dass unter dieser Perspektive die *Notizen* in eine grössere Einheit hineingehören, zusammen mit *Nuancen und Details* und den *Von den hereinbrechenden Rändern. Nachnotizen* (vgl. S. 145). Unter antik-philosophischer Perspektive wird sich uns nun erweisen, dass zu dieser übergeordneten Einheit auch noch diverse Schriften aus Hohls Nachlass dazugehören, vor allem aber, dass die Einheit des Lebensvollzugs ihres Autors nicht nur die Einheit seines Notizenwerks garantiert, sondern dass dieses umgekehrt in seiner ethopoetischen Funktion eine konstituierende und damit einheitsstiftende Funktion für Ludwig Hohl selbst ausübt.

Wenden wir uns darum jetzt noch einmal auf den Anfang unserer Arbeit zurück. Dort haben wir festgestellt, dass Hohls Werkbegriff sich nicht auf die Produktion literarischer Erzeugnisse limitieren lässt, sondern in seiner Auffassung alle seine Lebensäusserungen mit einschliesst. Vor dem Hintergrund unserer eben angestellten Betrachtungen zur Selbstsorge der "antiken" Philosophie können wir diesen anfänglichen Befund nun zugespitzter formulieren: das *eigentliche* philosophische

"Werk" von Ludwig Hohl sind nicht die *Nuancen und Details*, die *Notizen* oder die *Nachnotizen*; sein eigentliches Werk ist sein philosophisch gestaltetes *Leben*, sein *Selbst*, als Produkt dieser aktiven philosophischen Selbstsorge.<sup>63</sup> Wir haben es bei Ludwig Hohl also mit einem Lebens-Werk im sprichwörtlichen Sinne zu tun. Die Einheit der *Notizen* oder irgendeines anderen Titels des Notizenwerks ist darum nicht in einem literarisch fixierten Text zu finden, sondern liegt in Hohls Leben bzw. in Ludwig Hohl selbst. Exemplarisch verkörpert er diese Einheit, welche für ihn gleichzeitig immer nur eine provisorische, durch permanente Übung weiter zu erarbeitende bleibt. Die Vorstellung von einer Einheit, die nicht in einem literarischen Erzeugnis, sondern in der Person seines Autors liegt, müssen wir nicht von aussen an Hohls *Notizen* herantragen. Er hat sie selbst ihn ihnen schon formuliert (VII,112):

Die Einheit kann gegeben werden allein durch die Bedeutung der *Person*, die alles ihr Begegnende auf ihre Art durchleuchtet, belebt; andernfalls sei im Aussen (im Nennbaren) konstruierter Plan da. (Ein Studium; das und das erreichen wollen; einem Bestimmten dienen.)

Das Fehlen eines "im Aussen [...] konstruierte[n] Plan[s]" in den *Notizen* haben wir hinreichend demonstriert. Wie abhold der Notizenschreiber jeder Art von "System" und "Konstruieren" war, haben wir ebenfalls schon wiederholt festgestellt (vgl. dazu auch V,17-20, VI,6 und VI,36). Einen aufmerksamen Leser der *Notizen* hätte also eigentlich diese Notiz allein schon auf die richtige Spur führen sollen, dass die Einheit der *Notizen* nur "durch die Bedeutung der *Person* [gegeben sein kann], die alles ihr Begegnende auf ihre Art durchleuchtet, belebt."

Wir tun allerdings gut daran, bei dieser Feststellung nicht stehen zu bleiben, damit nicht der falsche Eindruck entstehen kann, das literarische Erzeugnis der philosophischen Lebenskunst sei nur einseitig das Produkt seines Autors. In der Notiz II, 207 heisst es nämlich gleichsam das Gegenteil:

Die Persönlichkeit formt sich durch geistige Erlebnisse, genau wie sich die Macht des Papsttums durch die Kreuzzüge geformt hat.

Solche geistigen Erlebnisse – wie wir gesehen haben, spricht Hohl andernorts auch von "Denkgeschehnissen" – sind der "Stoff" der *Notizen*. Indem Hohl sie festgehalten und immer wieder über ihnen meditiert hat, haben sie sich ihm so weit eingeprägt und in seinem (Geistes-)Leben eine derartige Wirkung entfaltet, dass sie seine Persönlichkeit zu prägen begonnen haben. Nicht nur seine *Notizen* sind darum das Produkt von Ludwig Hohl, der ihre Einheit garantiert; Ludwig Hohl ist auch seinerseits das Produkt der *Notizen*, indem er durch sie und die in ihnen enthaltenen "geistigen Übungen" sein Selbst immer weiter geformt und philosophisch gefestigt hat. Seine *Notizen* sind also in genau dem Masse das einheitskonstituierende Element in Ludwig Hohls Lebensgestaltung, wie er selber als Verkörperung ihrer Einheit gelten kann.<sup>64</sup>

Dabei muss nun allerdings vor einem verhängnisvollen Fehlschluss ein letztes Mal gewarnt werden, auf den wir im Verlaufe unserer Arbeit schon mehrfach gestossen sind, und dessen Widersinn wir nun vor dem Hintergrund des antiken Philosophieverständnisses genau bezeichnen können.

Die Not. 1931

ausser den in N.&D. III  
gewendeten

auch vernichtet  
worden bis auf dieses

Die Notizen  
1933

welche nach Vernichtung der ca. 96 in  
"Nuancen u. Det. I" aufgenommenen  
Stücke geschrieben sind.

Sind auch vernichtet worden  
bis auf dieses

(dieses) zwei sind alle 3 Stücke nach gest. / apr. 50

(SLA) Ludwig Hohl hat seine Stücke zunächst nach Jahren gesammelt und aufbewahrt. Erst später wurden die chronologischen Stücke in "Stoffkreise" und einzelne Buchtitel aufgeteilt. Die hier abgebildeten Dokumente "beweisen", dass schon die drei Teile der *Nuancen und Details* aus "Notizen" bestehen, und liefern damit ein weiteres Argument für die Einheitlichkeit des gesamten Notizenwerks. In ihrem Referat an der Gedenktagung in Luzern hat Anna Stüssi 2010 auf das mögliche Wortspiel in der Formulierung: "Die Not. ausser den in N.&D. [...] gewendeten" hingewiesen, das eine "Not-Wendigkeit" eigener Art hinter Hohls Notizenschriften anzeigen könnte.

### Das Sonett

Die harte Form, im Glanz des Zwangs verklaert,  
Die Hochgeschick den Auserwählten leiht,  
Wie habe tief und lang ich sie begehrt,  
Wie viele Male bang um sie gefreit!

Doch sie ergab sich nie. Durch Not belehrt  
Kehrt ich zurueck zur Ruhelosigkeit  
Der Prosa, der kein Ende wird gewahrt,  
Wo Welle ewig sich an Welle reiht.

Ich blieb in Nacht und Nebel, blieb im Meer.  
Im Traum der Sehnsucht nur gruesst mich der Strahl  
Von klarer Goetterbilder Marmor her.

Bis, selber hart gemacht durch groessere Qual,  
Ich - Not erreicht, was keine Mueh vermag -  
Auf einmal doch am Ufer stand im Tag.

(HFN) Sonett von Ludwig Hohl. Wenn Stüssis Wortspiel-Verdacht zutrifft, kann das Wort "Not", das hier den Übergang von Lyrik zur Prosa markiert und letztlich in der neuen Form die verloren geglaubte Hoffnung auf ein Festes und Helles wie von selber erfüllt, als versteckter Hinweis auf "Die Not.[itzen]" gelesen werden.

### **Wider den Psychologismus: Philosophische Widerlegung des Subjektivismusvorwurfs**

Die Selbstsorge, der die "exercices spirituels" gelten, muss von einer psychologischen Introspektion scharf unterschieden werden. Für diese Differenz bzw. für das allmähliche Hervorgehen der zweiten aus der ersten, müssen wir unsere Aufmerksamkeit in die Anfänge des Christentums zurückrichten, genauer: auf die Zeit, in der sich dieses als "Philosophie" zu etablieren bemüht hat (vgl. S. 329). Niehues-Pröbsting hat diesen Prozess sorgsam analysiert und dabei die interessante Beobachtung gemacht, dass "am Untergang der antiken Philosophie [...] das Christentum als verdrängende und konkurrierende Kraft entscheidend beteiligt [war]", wobei er dieser Feststellung richtigerweise hinzufügt (S. 224): "Dazu musste es [scil. das Christentum] von der Philosophie sowohl prinzipiell verschieden als auch ihr ähnlich sein. Als etwas anderes verdrängte es die Philosophie; aber um das zu können, musste [...] [es] diese in wesentlichen Funktionen ersetzen."

Niehues-Pröbsting hat die vielen Gemeinsamkeiten gekonnt aufgezeigt, die das frühe Christentum mit dem Platonismus, den Stoikern, Epikureern und Kynikern aufweist (vgl. u.a. S. 232 und S. 247). Man wird seiner These zustimmen können, dass die Verbindung des antik-philosophischen Ziels der Autarkie mit der christlichen Gnadenlehre erst in der Erbsündenlehre Augustins verloren gegangen ist (S. 248). Galt die ganze Mühe der antik-philosophischen Lebenskunst nämlich stets der Absicht, in minutiöser Selbstbeobachtung das eigene Entwicklungspotential zur philosophischen Selbstvervollkommenung zu identifizieren, um sich mittels "geistiger Übungen" gezielt selber in dieser Richtung weiter voranzutreiben und aktiv umzugestalten, so verkommt die Selbstsorge unter der Erbsündenlehre des Augustin zunehmend zur reinen Introspektion eines reuigen Sünders, der Busse tun und Abbitte erleben muss.<sup>65</sup> Hat der antike Philosoph seine ethischen Schwächen oder moralische Verfehlung noch als bloße Irrtümer taxiert, die er auszumerzen sich bemühen wollte, um seine Glückseligkeit in diesem Leben selbständig zu befördern, so gelten diese Irrtümer der christlichen Lehre zufolge nun als "Sünden", deren Vergebung nicht mehr aus



eigener Kraft zu erwirken, sondern allein von der göttlichen Gnade abhängig ist; dem armen Sünder bleibt nur noch, sich dieser Gnade dadurch würdig zu erweisen, dass er sein Seelenleben gewissenhaft erforscht, um es vor Gott und seinen Priestern reuig auszubreiten.<sup>66</sup>

Unter dieser geänderten Perspektive verändert sich die Selbstsorge ganz grundlegend: ihr aktives Element, das in der antik-philosophischen Selbstgestaltung im Zentrum gestanden hat, verkommt zu einem passiven Ausgeliefertsein und Abhängig-Sein von einer höheren Macht. Damit degeneriert die philosophische Selbstsorge zur blossen Selbstbespiegelung. Diese Feststellung hat Christian Moser in seinen Betrachtungen zur "buchgestützten Subjektivität" auch schon gemacht (vgl. z.B. S. 26f.). Auch er sieht im Übergang der antiken Philosophie zum Christentum nicht einen eigentlichen Bruch, sondern eine Kontinuität, wobei auch er darauf hinweist, dass die "geistigen Übungen" aus der antiken Selbsterkenntnis als "geistliche" Übungen unter christlichen Vorzeichen *insgesamt* eine ganz andere Funktion erhalten haben (S. 32): "Antike Selbsterkenntnis unterscheidet sich in dreierlei Hinsicht von ihrem neuzeitlichen Pendant: Sie richtet sich erstens nicht auf die Individualität des erkennenden Subjekts, sondern sucht seine allgemeine Wesensart zu begreifen; sie verfährt zweitens nicht introspektiv, ermöglicht daher auch keine eindeutige Lokalisierung des Selbst in einem gegenüber der Aussenwelt abgegrenzten psychischen Innenraum; und sie vermeidet es drittens, das Selbst aus seiner Einbindung in überindividuelle Ordnungszusammenhänge herauszulösen. Der antiken Selbsterkenntnis fehlt somit das Moment der unmittelbaren Reflexivität."<sup>67</sup> Wir können also festhalten: die "geistigen Übungen" im Rahmen der antik-philosophischen Selbstsorge, als die wir auch Ludwig Hohls *Notizen* zu verstehen gelernt haben, sind ein Programm zur Selbst-Konstitution, zur philosophischen Selbst-Schaffung: die "exercitia" des Christentums hingegen dienen lediglich der passiven Introspektion eines von fremder Hand geschaffenen Seelenwesens und sündengeplagten Geschöpfes.<sup>68</sup> Diese grundlegende Differenz, auf die wir schon hingewiesen haben, kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden.

Im Unterschied zur christlichen Glaubensdoktrin hat die philosophische Aufklärung dann zwar dazu geführt, dass die Moral wieder in der puren Anstrengung des Gedankens und nicht weiter in einer Offenbarungsreligion zu begründen versucht wurde. Nach dem tausendjährigen Reich des Christentums hat sich dieser philosophische Diskurs aber einerseits, wie wir oben schon erwähnt haben, nur als rationaler Disput aus seiner "Zurückgebundenheit" (lat. religare) emanzipiert; die "geistigen Übungen" blieben in ihrer verdrehten Gestalt ganz in den Händen der Kirche zurück. Andererseits hat sich im weiteren Verlauf dieser Aufklärung dann noch einmal ein Spezialdiskurs von der Philosophie abgelöst, in dem die blosser Analyse des menschlichen Innenlebens nach christlichem Vorbild zur objektiven Wissenschaft geworden ist: Psychologie.

Wenn Moser von der antik-philosophischen Erziehung noch sagen konnte (S. 38): "Der als Einheit konzipierte Vorgang der ethischen *paideia* teilt sich auf in einen dogmatisch ausgerichteten Unterreich einerseits, eine Praxis asketischer Selbstformung andererseits", dann würde die moderne Psychologie aus ihrem wissenschaftlichen Verständnis zumindest diese zweite Komponente deziert ausschliessen. Gerade sie versteht sich ja als eine rein deskriptive Wissenschaft. Die aus ihrem Blickwinkel verdrängte, aktive Selbstgestaltung ist aber überall das eigentliche *Ziel* des antiken Philosophierens. Wenn man sich darum mit den Mitteln der Psychologie, in denen die "Perversion" (von lat. perversio, Umdrehung, Umkehrung) der antiken Selbstbeobachtung auf die Spitze getrieben wird, an die Deutung eines philosophischen Werks heranmacht, das voller "exercices spirituels" im antik-philosophischen Sinne ist, dann verkennt und verunstaltet man darin gerade das Wesentliche: dass der in der (philosophischen) Selbstsorge notwendigerweise vorwaltende Subjektivismus der Perspektive nicht der Ausdruck einer Monomanie oder ein Symptom einer irgendwie gekränkten Psyche ist, sondern von *methodischer* Bedeutung.<sup>69</sup> Der sich selbst Beobachtende gibt mit seinen Aufzeichnungen darum auch nicht sein intimes Innenleben preis, wie es



der arme Sünder in seinem Busseifer vor Gott und seinen Verwaltern ausbreitet oder der Patient in der Sprechstunde beim Psychiater. Als "geistig Übender" hat er lediglich eine *stellvertretende* Funktion und eine *exemplarische* Bedeutung für jeden, der seinen Aufruf zur aktiven philosophischen Selbstgestaltung ernsthaft übernimmt.<sup>70</sup>

Jene "Schulmeister" aller Art, die gegen Ludwig Hohls Philosophie in den *Notizen* nicht müde werden, einen Subjektivismusvorwurf zu erheben, beweisen damit also nur, dass sie ihr eigenes, neuzeitliches Verständnis von Wissenschaft als einer unbeteiligten Betrachtungsweise illegitimer Weise und unreflektiert auf dieses Werk übertragen. Der Vorwurf des Subjektivismus fällt damit auf sie selber zurück. In dem posthum veröffentlichten Werk *Mut und Wahl* ist ein Text von Hohl über Lichtenberg enthalten, in dem er diesen Umstand selber sehr schön veranschaulicht ("Über Lichtenberg", S. 33-38, hier S. 37f.):

Hartnäckig wird von Grenzmann immer wieder Lichtenbergs angebliche *Ich-gebundenheit* hervorgehoben. "... alles durch die verzerrende Linse des Ichs betrachtend" (S. 52) – "Bis dann der Individualismus sich sogar bis ins Paradoxe versteigt" (S. 70) usw. Und hatte ich Lichtenberg seit langem nicht gerade auch seiner grossen Losgelöstheit wegen verehrt, seiner von allem Affektiven in seltenem Masse freien Verteilungsfähigkeit der Blickkraft, seiner Gerechtigkeit im höchsten Sinne, – desselben kühlen, sicheren Lichtes wegen, das wir etwa in Burckhardts Darstellungsweise wiederfinden (um nur an das einzigartige Bild des Sokrates in der "Griechischen Kulturgeschichte" zu erinnern)? Ich staunte; denn, nachprüfend, musste ich Grenzmann so weit recht geben: Lichtenberg spricht tatsächlich sehr häufig von sich selbst! – Wie verhält sich das zusammen? – Siehe: es kommt ja gar nicht so sehr darauf an, mit was für Stoffen sich ein Geist beschäftigt, wie auf die Art und Weise dieser Beschäftigung.

Wenn die Beschäftigung mit Ludwig Hohl so ist, dass sie seinem Aufruf zur philosophischen Selbstsorge in den *Notizen* die Bedeutung zukommen lässt, die ihm in Wahrheit gebührt, eröffnet sich daraus auch ein neuartiges, *philosophisches* Verständnis der eigenwilligen sprachlichen Form der *Notizen*. Wie wir in Ansätzen bereits festgestellt haben, finden wir ihre Vorläufer erneut im antiken Kontext der schriftlichen Selbsttechniken.

### III Zur Interpretation der sprachlichen Form der *Notizen* vor antik-philosophischem Hintergrund

Bevor wir uns daran machen, die sprachliche Form der *Notizen* aus philosophischen Perspektive zu beleuchten, wollen wir kurz zusammenfassen, was wir bezüglich ihrer Gattungsthematik im Verlauf dieser Arbeit schon festgestellt, und wo wir an den vorangehenden Hohl-Arbeiten Kritik geübt und Anschlussmöglichkeiten gefunden haben. Diese Kritik soll umgehend ihre nachträgliche Begründung finden, indem sämtliche Kritikpunkte aus einer einheitlichen, philosophischen Konzeption heraus betrachtet werden, und die Interpretation der sprachlichen Form der *Notizen* dadurch auf ein philosophisches Fundament gestellt wird.

#### Kleine Rekapitulation

In unserer Betrachtung der Dissertation von Xaver Kronig haben wir darauf hingewiesen, dass er als erster – ohne dass seine Nachfolger seine Mahnung beachtet hätten – davor gewarnt hat, in

eine literaturwissenschaftliche Gattungsdiskussion der *Notizen* einzutreten, ohne dabei den Bezug auf das in ihnen zum Ausdruck kommende *Denken* immer im Blick zu behalten. In Kronigs Überlegungen zur Wechselwirkung zwischen Sprache und Denken haben wir einen Ansatzpunkt gefunden, von dem eine produktive Interpretation der sprachlichen Form der *Notizen* ausgehen kann (vgl. oben, S. 70).

Bei Adrian Ewald Bänninger und Werner Fuchs haben wir dann gesehen, wie beide Hohls Ablehnung der Bezeichnung "Aphorismus" für seine *Notizen* gedankenlos zustimmen. Dabei hat insbesondere Bänninger einen langen Katalog von "rhetorischen Figuren und Aufbauformen" erstellt, auf die man in Hohls Stücken stosse (Bänninger, S. 136).

Für ihre literaturwissenschaftliche Gattungsdiskussion wurden im Anschluss beide von Sabine Haupt scharf kritisiert. Dabei ist sie so weit gegangen, die gesamte gattungspoetische Diskussion um Hohls *Notizen* vor ihr als irrelevant bzw. inexistent zu bezeichnen, da sie schlicht auf zu tiefem Niveau erfolgt sei. In ihrer Kritik hat Haupt aber auch schon zu Recht darauf hingewiesen, dass Hohl es versäumt habe, "seine Abgrenzung [scil. von der Gattungsbezeichnung 'Aphorismus'] genauer zu begründen" (S. 206). Als letztes hat Sabine Haupt die Vermutung geäußert, dass sich – trotz dichterischem Verbot ihres Autors – die *Notizen* vielleicht doch am passendsten als (philosophische) "Aphorismen" bezeichnen liessen. In dieser Richtung, die Haupt angezeigt hat, wollen wir nun mit philosophischen Mitteln weiter voranschreiten. Ehe wir dazu übergehen, sei anhand eines unveröffentlichten Dokuments aus Hohls Nachlass aber erst einmal ein kleiner Hinweis darauf gegeben, was der Notizenschreiber selber unter einem "Aphorismus" oder einem "Aphoristiker" verstanden hat.<sup>71</sup>

### **"Ein Aphoristiker ist ein Vogelschütz"**

Bei dem Dokument, dem wir uns kurz zuwenden wollen, handelt es sich um folgende, handschriftliche Notiz aus dem Nachlass, datiert vom 17. Mai 1972 (vgl. Abbildung S. 362):

Ich bin niemals ein Aphoristiker gewesen. Ich habe mich niemals als einen Aphoristiker betrachtet.

Lichtenberg war ein Aphoristiker – vielleicht. Ich bin nicht ganz sicher. La Rochefoucauld war ein wirklicher Aphoristiker.

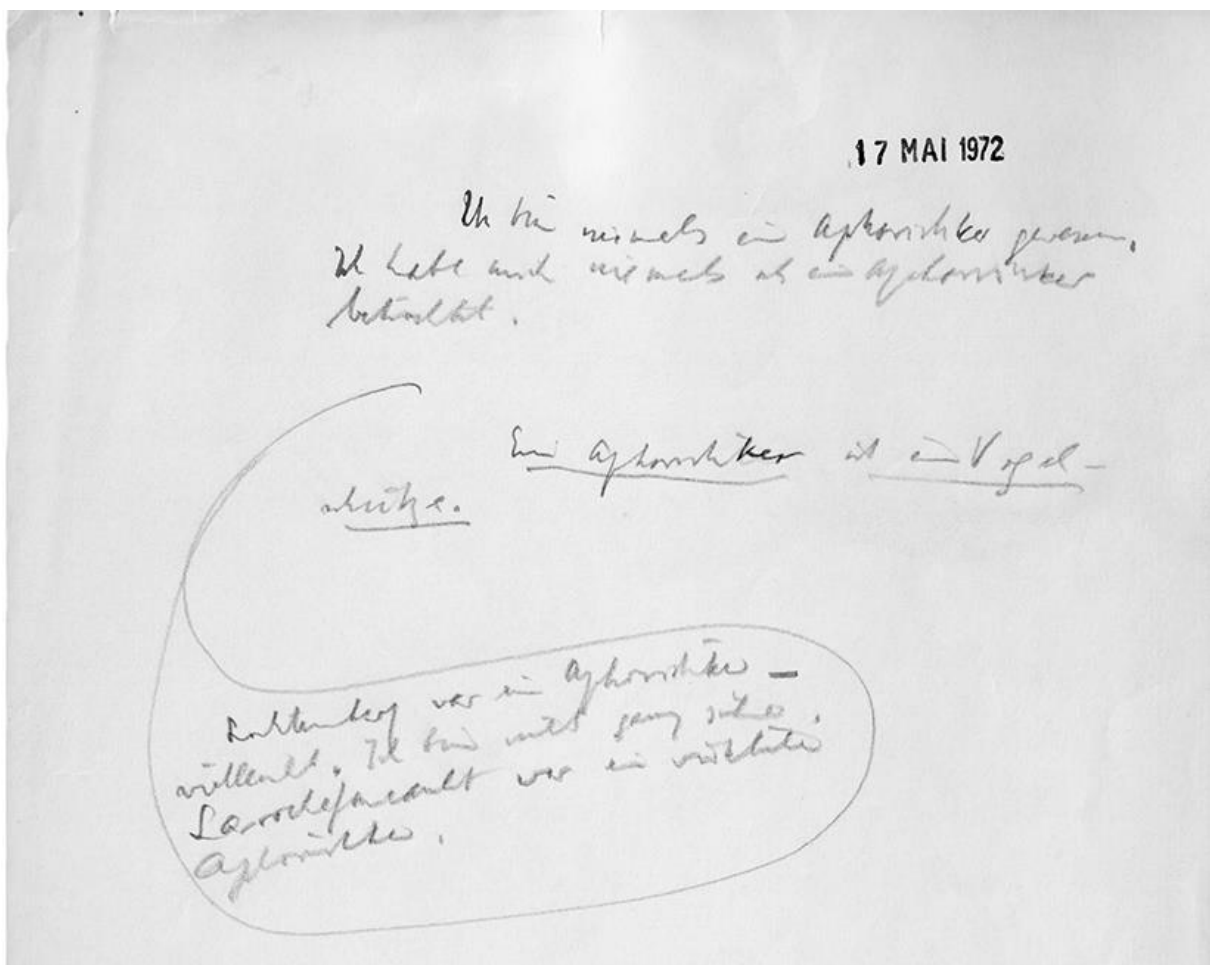
Ein Aphoristiker ist ein Vogelschütz.

Zum Schluss dieser Notiz liefert uns Ludwig Hohl also eine klare Definition dessen, was er unter einem Aphoristiker versteht: "ein[en] Vogelschütz". Was können wir mit dieser Definition anfangen? Was ist überhaupt ein "Vogelschütz"? Und im Blick auf welche seiner Eigenschaften könnte Hohl hier einen Aphoristiker mit ihm vergleichen?

Das Vogelschützentum ist ein Brauch, der weit in die Geschichte zurückreicht und teilweise auch heute noch praktiziert wird. An einer hohen Stange wird eine Scheibe in Form eines Vogels aufgehängt, welche die Besonderheit hat, dass einzelne Teile von ihr abfallen, wenn ein Schütze sie trifft. Dieser erhält dann einen Preis. Den höchsten Preis gewinnt, wer den letzten Teil der vogelförmigen Scheibe herunterholt und damit eben, wie es das Sprichwort heute noch sagt, "den Vogel abschießt". Dieser Glückliche wird dann zum "Vogelschützen" erklärt und bei Wein, Tanz und Gesang ausgiebig gefeiert. Wenn Hohl die Schreibweise eines Aphoristikers also mit der Schiess-tätigkeit eines Vogelschützen vergleicht, wird er zwischen ihnen vielleicht folgende Gemeinsamkeiten im Sinn gehabt haben: beide geben ihre Sprüche und Pfeile in einem zusammenhanglosen Staccato ab: jeder Schuss, jede Pointe knallt für sich selbst, trifft oder geht fehl, ohne dass dies für die anderen irgendwelche Bedeutung oder Konsequenzen hat. Das Ziel, auf das sie angelegt und abgegeben werden, ist lediglich eine Attrappe, ein blosser "schöner Schein", montiert zur Belustigung des Publikums und zur Selbstinszenierung der Akteure. Die Kunstfertigkeit der Apho-

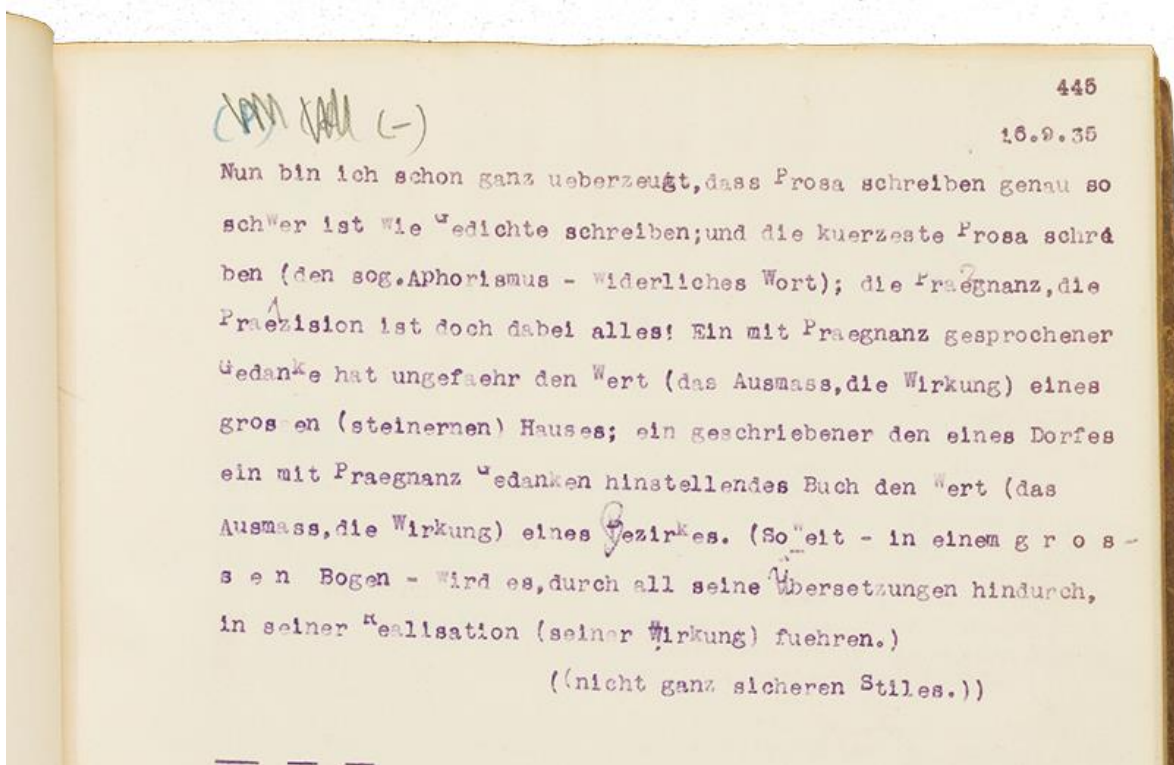
ristiker und Vogelschützen gleicht sich also in Hohls Augen wohl darin, dass sie zwar einen gefälligen Effekt erzielt, sich aber bei genauerem Hinschauen nur als ein geselliger Zeitvertrieb erweist ohne jeden Ernst oder höheren Zweck.

In Erweiterung des "vollkommenste[n] Vergleich[s]", den Ludwig Hohl am 19. Februar 1922 in sein *Jugendtagebuch* notiert hat, und der besagt, dass sich die Logik zur Philosophie verhalte wie das Turnen zum Bergsteigen, können wir vermuten, dass Hohl den vogelschützenhaften Aphoristiker im Vergleich mit dem ernsthaften Notizenschreiber in einem analogen Verhältnis gesehen hat: das Aphorismenschreiben erachtete er lediglich als ein turnerisch-sprachliches Training zum wahrhaften Schreibearbeiten in geistigen Höhen. Wie den Oberturner über dem Bergschrund leicht der Schwindel befällt, und seine ganze grosse Kraft und Gelenkigkeit ihn keinen Schritt mehr weiter bringt, wenn ihm erst einmal die nackte Angst im Nacken sitzt, als genauso ungewiss erachtet es Hohl, dass der Spasshafte, der auf dem Fest mit einem Glücksschuss den Vogel abschießt, im Ernstfall, wenn ihn *wirklich* der Hunger plagt oder er Auge in Auge mit dem Feinde steht, die Nerven und sein kaltes Blut bewahren wird, um auch dann noch so sicher und glücklich zu treffen. Wenn Ludwig Hohl also die Bezeichnung "Aphorismus" für seine Denkprosa so dezidiert zurückweist, dann weil er sich dagegen verwahren will, dass wir seine *Notizen* als hübsche Spass- und Augenblicksgeburten missverstehen, die von keiner gemeinsamen Geisteshaltung zusammengehalten und auf keine aufrichtige, ernsthafte Absicht hin angelegt worden sind. *Darum* hat sich Hohl, der Ernsthafte, gegen die Bezeichnung "Aphorismus" gewehrt: er verstand darunter einen schöngeistigen Jux.



(SLA, A-08-a-14) Hohls Vogelschützen-Notiz und Selbstverweigerung gegen die Bezeichnung "Aphoristiker"

Dazu passt auch, dass Hohl bezüglich Lichtenbergs Zuordnung zu den Aphoristikern – die, wenn überhaupt eine, völlig ausser Frage steht – auffallend zögert, um mit La Rochefoucauld sofort einen anderen Namen vorzuschieben, der Lichtenberg aus dem unmöglichen Verdacht entlassen soll, in seinen *Sudelbüchern* einen blossen Scherz mit der Sprache getrieben zu haben. Obwohl man auch La Rochefoucauld Unrecht täte, wenn man in ihm nur einen gewitzten Sprachkomiker und Glücksschützen sehen wollte, sei hier dennoch auf eine Feststellung von Harald Fricke hingewiesen, die in diese Richtung zielt. In seinem Standardwerk *Aphorismus* (Metzler, Stuttgart, 1984, S. 48) hat Fricke La Rochefoucaulds *Réflexions ou sentences et maximes morales* (1664, Den Haag) nämlich nicht nur als "die Geburtsstunde des literarischen Aphorismus" bezeichnet; gleichzeitig hat er auch auf einen wesentlichen Unterschied hingewiesen zwischen diesem ersten literarischen Aphoristiker und all jenen, die man fälschlicherweise schon vor ihm als Aphoristiker bezeichnet hat (a.a.O.): "Hier [scil. bei La Rochefoucauld] waltet nicht der Geist, hier blitzt der Esprit. [...] Denn anstelle von Ermahnungen zur Tugend setzt La Rochefoucauld die witzige Entlarvung der Tugend, das dann zum aphoristischen Topos aufsteigende süffisante Durchschauen vermeintlich edler Handlungen und Gesinnungen als bloss wechselnder Maskierungen der "amour-propre", der immer wieder ausdrücklich genannten oder umschriebenen Eigenliebe." Mit dieser Charakterisierung rückt auch Fricke den Aphoristiker aus der ernsthaften Ecke der Schwergeistigen als witzigen Verseschmied heraus und stellt ihn auf die gesellige Bühne eines Maskenballs, auf dem er seine amüsanten Entlarvungskunststücke aufführt. Dieses Bild entspricht ganz dem Porträt, das Hohl vom Aphoristiker als einem Vogelschützen gezeichnet hat. Schauen wir uns nun aber Harald Fricke's Aphorismus-Theorie noch etwas genauer an. Neben Friedemann Spicker, dem anderen grossen Aphorismus-Forscher der Gegenwart, hat sich Fricke nämlich in einem Referat an der Gedenktagung zum 30. Todestag von Ludwig Hohl in Luzern am 6. November 2010 ganz ausdrücklich der Frage gestellt: "Schrieb Ludwig Hohl Aphorismen?" (Referatstitel).<sup>72</sup>



(SLA) Unveröffentlichte Notiz vom 16.9.1935 aus dem *Grundmanuskript*. Hohl spricht vom "sog. Aphorismus – widerliches Wort", bezeichnet aber in der Folge genau die Stärken dieser Gattung.

### **Frickes Blick auf Hohls *Notizen***

Harald Frickes Referat besteht im Wesentlichen aus einer Anwendung seiner Aphorismus-Theorie auf die ersten paar Seiten von Ludwig Hohls *Notizen*. Nach seiner Definition ist ein Aphorismus "ein kotextuell isoliertes Element einer Kette von schriftlichen Sachprosatexten, das in einem verweisungs-fähigen[!] Einzelsatz bzw. in konziser Weise formuliert oder auch sprachlich bzw. sachlich pointiert ist" (*Aphorismus*, S. 18). Frickes Gattungsdefinition ist somit eine rein sprachlich-*formale*. Mit dieser bezieht er dezidiert Frontstellung gegen "die spekulative Psychologie", die er in der Aphorismus-Forschung vor ihm überall vorwalten sieht (S. 4). Fricke spricht diesbezüglich von einem "ubiquitäre[n] Psychologismus" in der bisherigen Forschung (S. 2). Dieses Psychologisieren hat seiner Ansicht nach zur Folge, dass sich einem Leser, der sich einen Überblick über die Forschungsliteratur zu dieser Gattung verschaffen möchte, leicht folgender, in Frickes Augen irre-führender Eindruck aufdrängen wird (S. 1): "Aphoristiker müssen irgendwie andere Menschen sein als wir normal Sterblichen; zumindest aber geht das Denken bei ihnen auf ganz andere Weise vor sich als bei allen übrigen Literaten und Wissenschaftlern. In Grundsatzarbeiten und -kapiteln zum Aphorismus ist statt von Aphorismus immer wieder die Rede von der 'aphoristischen Existenz' ([...] denn 'Aphoristisches Denken ist «existenzielles» Denken' [...]), von der 'aphoristischen Situation' [...], der 'aphoristischen Grundhaltung' [...] oder 'Einstellung' [...], allgemein von der 'aphoristischen Subjektivität'."

Wir zitieren Frickes Zusammenstellung der vermeintlichen, psychologischen Charakteristika eines Aphoristikers hier einerseits deshalb, weil wir gesehen haben, dass viele dieser Schlagworte ("Existenz", "'existenzielles' Denken", "Subjektivität") auch mit Bezug auf Ludwig Hohl und seine *Notizen* immer wieder vorgebracht werden; andererseits aber auch, weil wir im Verlauf dieses Kapitels sehen werden, dass die angegebenen typischen Eigenschaften eines Aphoristikers – wenn man sie nicht psychologistisch reduziert, sondern als Hinweis auf eine, vorwiegend in philosophischen Aphorismen sich äussernde "antike" Selbstorgeliteratur liest – tatsächlich auf Ludwig Hohl zutreffen.

Völlig zu Recht hat Fricke darauf hingewiesen, dass "der Aphorismus [...] keine Statue [ist], sondern ein künstlich gemachter Torso" (S. 8): "Ihm fehlt, was wir in normaler Kommunikation zum Verständnis einer Äusserung 'unbedingt brauchen': der äussere Zusammenhang mit der kommunikativen Situation (wer spricht wann und wo zu wem wozu über was?) und der innere Zusammenhang mit dem unmittelbar davor und danach Geäusserten. [...] Hierin liegt also die fühlbare Aussparung im Aphorismus, die poetische 'Leerstelle' ([Wolfgang] Iser [...]), die der Leser durch eigene geistige Tätigkeit zu füllen hat" (S. 8f.).<sup>73</sup> Durch dieses aphoristische Verfahren des bewussten Aussparens wichtiger Informationen wird der Leser eines Aphorismus mehr als bei anderen Textsorten selber in den Gedankengang hineingezogen, indem er ihn von sich aus selbständig ergänzen muss. Am Ende seines Standardwerks *Aphorismus* von 1984 hat Fricke mit der "Überspitzung", "Aussparung", "Überrumpelung" und "Verästelung" eine ganze Reihe solcher "Techniken der aphoristischen Motivierung zum 'Selberdenken' aufgeführt (S. 140), die auch ihn zum Schluss bewogen haben, dass "der Aphorismus geradezu die hohe Schule des aktiven Lesens dar[stellt]: man kann ihn gar nicht geistig passiv rezipieren" (a.a.O.).

Wenn wir dieses Fazit vor dem Hintergrund unserer Feststellung betrachten, dass die echten Kinder des Philosophen nicht ihre literarischen Erzeugnisse, sondern ihre durch ihr leuchtendes Beispiel zu eigenem Nachdenken bewogenen Schüler seien (vgl. S. 390, Anm. 63), dann zeigt sich, dass gerade die Aphorismus-Technik zum "antiken" Philosophieren wie geschaffen ist. In Bezug auf seine mögliche Verwendung in der Philosophie sieht Fricke nun allerdings genau in dieser Motivierung des Aphorismus zum "Selberdenken" ein Problem, das ihn seiner Meinung nach völlig ungeeignet machte.<sup>74</sup> Auf dieser Grundlage erscheint es nur logisch, dass sich Frickes historischer



Gang durch "die Beziehungen von Aphorismus und Philosophie" (S. 40-46) letztlich als eine "Kette von Fehlanzeigen" erweisen muss (S. 45).

Wie aber sieht Fricke's Fazit mit Hinsicht auf Ludwig Hohl aus? In seinem Referat von 2010 in Luzern ist der Anwendungsteil seiner Aphorismus-Theorie auf den Notizenschreiber leider viel kürzer ausgefallen als die Exposition seiner eigenen Theorie. Fricke hat lediglich anhand einiger Sätze aus dem ersten Teil der *Notizen* gezeigt, dass sie mit "textlinguistische[n] Junktoren (wie Pronomina, Konjunktionen, Querverweise, Anaphorische Wiederaufnahmen) und schließlich sogar durch eine Art explizite Thesen-Zählung 'Erstens' und 'Zweitens' mit dem Vorigen, und oft gleich mit dem Nachfolgenden, ausdrücklich verknüpft" sind. "Statt aphoristischer Isolation vom Ko-Text", lautete darum Fricke's Befund, "finden wir hier bei Hohl das Gegenteil: Eine stark hervorgehobene Kohärenz der argumentativen Gedankenführung".<sup>75</sup> Weil Fricke in einigen Notizen Hohls aber seine eigenen, formalen Kriterien auch erfüllt sieht, lautete sein Fazit, dass wir mit Hohls *Notizen* "kein 'Aphorismen-Buch' vor uns [haben], sondern eine vielfältige Mischung", in der auch einige Aphorismen vorkommen. Diese Mischung hat er als "Minimalprosa" bezeichnet (vgl. dazu *Aphorismus*, S. 68) und in einer "moderne[n] Eigentradition solcher gemischten Prosatexte [verortet], die nicht länger eine *Kompilation von Aphorismen* darstellen, sondern eine *Komposition mit Aphorismen*".<sup>76</sup> Mit diesem Fazit wollen wir uns nun dem zweiten grossen Aphorismus-Forscher der Gegenwart zuwenden, Friedemann Spicker, den auch Harald Fricke in seinem Luzerner Referat "de[n] unbestritten beste[n] historischen Kenner der Gattung" genannt hat.

### **Hohls Aufnahme in die Reihe der grossen Aphoristiker**

Es ist bezeichnend, dass der Aphorismustheoretiker Spicker, der – im Gegensatz zu Fricke's rein formalem Begriffsverständnis – die Gattung unter historisch-genetischer Perspektive betrachtet, Ludwig Hohl einen "höchst bemerkenswerte[n] Aphoristiker" nennt (*Der deutsche Aphorismus im 20. Jahrhundert. Spiel, Bild, Erkenntnis*, S. 559). Wie Fricke in seinem Referat festgestellt hat, hat Spicker "gleich vier volle Seiten von Hohl-Notizen [...] in seine [Aphorismen-]Sammlung aufgenommen", die er 2010 unter dem Titel *Es lebt der Mensch, solange er irrt. Deutsche Aphorismen* herausgegeben hat. "Unter seinen Zeitgenossen wird nur Elias Canetti und Elazar Benyoëtz, den Lord-Siegelbewahrern dieses Genres, noch mehr Platz eingeräumt", wie Fricke bemerkt hat. Bevor wir nun aber Spicker's konkrete Äusserungen zu Ludwig Hohl betrachten, wird es auch hier wiederum hilfreich sein, wenn wir erst einmal *seinen* Aphorismus-Begriff kurz skizzieren.

Wie Spicker selber sagt, geht es ihm in seinem Standardwerk *Der Aphorismus. Begriff und Gattung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1912* (1997) u.a. darum, "dem Systematischen das Begriffsgeschichtliche – ergänzend, fundierend – an die Seite zu stellen und [...] über das bisher als Gattung Gedachte hinaus die semantische Mitte des einen Begriffes zu beschreiben" (S. 371). Schon daraus wird deutlich, wie weit die Vorgehensweise und das Begriffsverständnis von Fricke und Spicker auseinander liegen. Die Beschreibung dieser "semantische[n] Mitte", auf die wir uns hier zunächst konzentrieren wollen, erfolgt auf den Seiten 349- 379 (a.a.O.). Als Erstes stellt Spicker im Zentrum der aphoristischen Literatur eine ausgeprägte Beschäftigung mit "Lebensweisheit und Menschenkenntnis" fest, in der die Menschen- und Selbstbeobachtung im Vordergrund stehen (S. 349ff.) Diese inhaltliche Bestimmung identifiziert Spicker bereits in der hippokratischen Tradition der Antike und verfolgt sie über die "science morale" der französischen Moralistik bis in die deutsche Aphoristik des 20. Jahrhunderts hinein. Dabei erwähnt er als weiteren "festen Bestandteil der [Aphorismus-]Produktion die Verbindung von Erfahrung und Beobachtung", wofür er Lichtenbergs "Selbstbeobachtung" als herausragendes Beispiel angibt (S. 350).

An dieser, historisch weit zurückreichenden, methodischen und thematischen Vorliebe des Aphorismus ist Spickers Beobachtung interessant, dass sie sich im 19. Jahrhundert in Opposition zur deutschen Schulphilosophie noch weiter verstärkt, die sich ihrerseits aus methodischen Gründen für die antik-philosophischen Bereiche der Lebensweisheit zunehmend als nicht mehr zuständig erklärte.<sup>77</sup> Darin, in der Loslösung des Denkens vom System, sieht Spicker einen zweiten Schwerpunkt in der "semantische[n] Mitte des Begriffs" ("Vereinzelung und System", S. 352ff.), zu dem er folgende, mit Bezug auf Hohl höchst aufschlussreiche Beobachtung anfügt (S. 353): "Das Anti-Systematische gehört [...] von Anfang an zum Kern der Semantik des 'Aphorismus'-Begriffes. [...] Wo die Frage ansteht, ob das Aphoristische [darum] als defizient gedacht werden müsse, oder nicht, ist eine Rechtfertigung die Regel, die es in extremer Form als das Lebendige und Natürliche verteidigt und hervorhebt."

An Hohls *Notizen* fällt nicht nur auf, dass ihr Autor eindeutig auf eine "Lebensweisheit und [bessere] Menschenkenntnis" abzielt; auch in seiner Kritik an allem "Zurechtheufeln" um des Systems willen insistiert der Notizenschreiber immer wieder auf diesem Punkt: dass das starr Gefügte tot, alles Lebendige aber immer nur perspektivisch, fragmentarisch und zeitgebunden sei und darum in Bewegung und bewegbar bleiben müsse. In diesem Zusammenhang ist eine weitere Entwicklung im literaturwissenschaftlichen Gattungsverständnis des "Aphorismus" bemerkenswert, die Spicker aufgezeigt hat. Er hat nachgewiesen, das anfänglich "die Vorstellung [herrschte], es handle sich beim 'Aphorismus' um eine Gegen-Methode" (a.a.O.): "Mehr und mehr stellt sich dann ein dialektisches Verhältnis zwischen dem verbindungslos Vereinzelteten und einem irgendwie gearteten, als 'System' verstandenen Zusammenhang heraus [...]. Damit ist in wachsendem Masse zwischen Verbindungslosigkeit und Zusammenhang(losigkeit) zu unterscheiden."

Diese Feststellung erlaubt es uns, Hohls *Notizen* als Aphorismen zu klassieren, ohne ihnen deswegen die Zusammenhangslosigkeit einer beliebigen "Sammlung" unterstellen zu müssen. Hätte Hohl Spickers Aphorismus-Studien gekannt, dann hätte seine These von der "Einheitlichkeit" der *Notizen* ihm nicht automatisch die Behauptung abverlangt, das Werk sei darum "keine Sammlung von Aphorismen". Zumal Spicker als Paradebeispiel für eine nur aus ihrer Einheitlichkeit heraus richtig zu verstehende Aphorismenkette auf "Lichtenbergs System-Begriff" hinweist, wie er im "Meinungs-System" seiner *Sudelbücher* zum Ausdruck gekommen ist.<sup>78</sup>

Als drittes Merkmal der semantischen Mitte des Aphorismus-Begriffs nennt Spicker das "Hypothetisch-Experimentelle", worunter er eine "paradoxe Integration des Vorläufigen und des für sich Gültigen der Skizze" versteht (S. 361). Hierfür hätte er Hohls *Notizen* als geradezu paradigmatisches Beispiel zur Veranschaulichung heranziehen können. Hohl schreibt seine Notizen in immer neuen Varianten und Variationen, leidet darunter, dass er so wenig Definitives geben kann, und wo er es doch einmal gibt, empfindet er dieses Abschliessen sogleich als etwas Gewalttames, Tötendes, vor dem er sich in Zukunft hüten will; gleichzeitig beansprucht er für alle seine Sätze aber mit äusserstem Nachdruck vollste Gültigkeit. Dieser scheinbare Widerspruch – Hohl würde sagen: diese "Dissonanz" – rührt daher, dass er, wie wir eben gesehen haben, Erkenntnisse nur als flüchtige und durch fortwährendes "Üben" und Bemühen immer wieder neu zu erlangende "Zustände" versteht (vgl. VII, 165).<sup>79</sup> Nun wollen wir schauen, wie Spicker seinen inhaltlichen und historisch verankerten Aphorismus-Begriff auf Hohls *Notizen* anwendet, den er in *Der deutsche Aphorismus im 20. Jahrhundert* ausdrücklich unter die drei "grosse[n] Schweizer Aphoristiker" dieses Jahrhunderts zählt (2004, S. 560).<sup>80</sup>

Als erstes beobachtet Spicker bei Hohl die typisch aphoristische "Haltung zwischen Fragment und Totalität, dieses Schwanken, das ursächlich mit dem Gattungsverständnis in Verbindung steht" (S. 561). Wie wir das auch selber schon festgestellt haben, weist er in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Hohl zur Begründung eines immer nur fragmentarisch möglichen Erkennens und damit

als Kritik an jedem Systemdenken auf ein traditionelles Argument zurückgreift, das – wie Spicker richtig bemerkt hat – insbesondere auch Nietzsche schon betont hat (S. 562):<sup>81</sup> "Das lebendige Denken ist mit dem System nicht vereinbar; und: das Denken bestätigt sich durch das Leben. Diese doppelte Verknüpfung nun ist genuin aphoristisch. Selten wird sie von den Aphoristikern aber in so unbedingter Weise wie bei Hohl ebenso gelebt wie gedacht. Das sind für ihn 'Die wahren Schriften. – Sie geben dem Leben nicht recht; aber das Leben wird ihnen recht geben' [*Nachnotizen*, Nr. 424]." Dann führt Spicker völlig zu Recht neben den von uns erwähnten Gründen noch einen weiteren Grund an, wieso Hohl seine *Notizen* nicht als Aphorismen verstanden haben wollte: in Hohls Augen, sagt Spicker, war der Aphorismus etwas Abgeschlossenes, Vollendetes, wohingegen wir gesehen haben, dass er sich mit seinem eigenwilligen, umfassenden Werkverständnis jede endgültige Fertigstellung geradezu kategorisch verboten hat. Die Frage, "ob Hohls Werk überhaupt der Gattung [scil. Aphorismus] zugeordnet werden kann" (S. 563), lässt Spicker darum zunächst offen, indem auch er feststellt: "Keine Frage ist, dass es sich bei Hohls Notizen um eine Gattungsvielfalt handelt: Beobachtung, Reflexion und Maxime neben Traumnotizen, die Parabel neben dem Kurzessay, "Kurz-" und Kürzestgeschichten neben *Erzählungen* und *Märchen*, auch Autobiographisches ist vertreten."

Im Unterschied zu Bänninger und Fricke, die bei einer blossen Aufzählung einer Vielfalt stehen geblieben sind, behauptet Spicker aber weiter (a.a.O.): "Ausschlaggebend sowie die Vielfalt verklammernd aber ist nichts anderes als der Aphorismus." Diese Aufhebung der sprachlich-formalen Vielfalt in einer einzigen Gattung ist tatsächlich erst möglich vor Spickers historisch-semanticem Aphorismus-Begriff.<sup>82</sup> Ein solches weiterreichendes und tiefgreifendes Aphorismus-Verständnis scheint Ludwig Hohl selber genauso abgegangen zu sein, wie seinen Interpreten Fuchs und Bänninger. Als einzige hat Sabine Haupt zumindest die Möglichkeit eines solchen Verständnisses in Betracht gezogen, wofür sie von Spicker ausdrücklich gelobt wird (a.a.O.).<sup>83</sup>

Als letztes Argument für seine Zuordnung von Hohls *Notizen* zum Aphorismus verweist Spicker schliesslich auf die Rezeption, die Hohl bezeuge, indem er "immer wieder auf Schriftsteller der Kleinen Formen rekurriert, auf Lichtenberg, Goethe, Nietzsche und Kraus ebenso wie auf Pascal, La Rochefoucauld und Valéry. So eigen er ist, so wenig steht er ausserhalb der Gattungstradition. Er spiegelt sich darin, und er führt sie bewusst" – man müsste hinzufügen: aber unwissentlich – "fort" (S. 566). Wenn Spicker in diesem Zusammenhang Hohls Bekenntnis zitiert: "Ich verwende da Sentenzen grosser Männer, indem ich sie ein bisschen umstelle und etwas zurechtflicke. Das gebe ich dann als Eigenes aus", so mag Hohl damit zwar übertreiben, dieses Vorgehen entspricht aber weitestgehend den antik-philosophischen Schrifttechniken, auf die wir im Kontext eines Philosophieverständnisses als "exercice spirituel" hingewiesen haben, und in denen wir nun umgehend die Wurzeln des Aphorismus-Begriffs noch genauer aufzeigen wollen. Zum Abschluss unserer Ausführungen zu Spickers Aufnahme von Ludwig Hohl in den Kreis der Aphoristiker wollen wir sein Fazit anfügen, das zusammenfassend noch einmal sehr schön auf den Punkt bringt, dass und *inwiefern* Hohls eigener und Harald Fricke zu kurz gegriffener Aphorismus-Begriff den *Notizen* eine Zuordnung zur aphoristischen Tradition zu Unrecht verweigert (S. 569): "Nicht Sprachkünstler ist er in erster Linie, sondern Arbeiter an einem konsequenten aphoristischen Lebens-'Werk'."

In Spickers Verständnis des Notizenschreibers als eines Arbeiters an einem "Lebens-'Werk'" zeigt sich ein letztes Mal dessen weitreichende Übereinstimmung mit unserem antik-philosophischen Zugang, in den wir die Gattungsfrage nun einbetten wollen.<sup>84</sup> Erstaunlicherweise wird uns dazu noch einmal Fricke's Aphorismus-Buch Hand bieten. Umso bedauerlicher ist es, dass Fricke aufgrund seines rein formalen Aphorismus-Begriffs die Früchte seiner für uns äusserst aufschlussreichen Überlegungen zu den "Entwicklungslinien des Aphorismus" (1984, S. 25-70) selber nicht ernten konnte.

Werfen wir zuerst einen kurzen Blick auf das "Corpus Hippocraticum", von dem Fricke und Spicker übereinstimmend sagen, die darin enthaltenen "hippokratischen Lehrsätze oder 'Aphorismoi' [hätten] der gesamten Gattungstradition den Namen gegeben haben" (Fricke, 1984, S. 25) und dass auch "noch Lichtenberg und Goethe das Wort "Aphorismus" stets in diesem Sinne [verwenden]" (a.a.O., S. 26). Da die beiden letztgenannten Autoren für Hohl wahrscheinlich die wichtigsten Bezugspersonen zur Kurzprosa-Literatur waren, wird es sich lohnen, wenn wir diese "Lehrsätze oder 'Aphorismoi'" etwas genauer anschauen.

Erklärung

Der Spezialist nicht nur den Körper. (Ich muss es durch ein wenig <sup>Antropologie</sup> ~~Anthropologie~~ nahe, etc.) Aber der gewöhnliche Arzt nicht mehr nur den Körper, sondern eine Person mit <sup>ihren</sup> ~~dem~~ Bedingungen <sup>des</sup> Lebens. Und da kann er sein, dass der Körper im des Zweiten ist. Wie in meinem Fall: da ist die Befehls zu vollenden wichtiger als ~~die~~ Rücksicht auf die Gesundheit. Und möge sie auch zum Teufel gehen. Denn ich weiß, dass, wenn ich mich den Behandlungen (wie sie der Spezialist will) unterziehen würde, ich die „Befehl“ nie mehr vollenden könnte.

Ich weiss also, was ich riskiere. (Im schlimmsten Fall den Tod.) Und entbehre mich ohne Zögern und feilscht für die „Befehl“.

Erklärung für  
Dr. Gaston Zahnd.  
zu Dankbarkeit für seine (hilfreichen)  
Verständnis.

Graf, den 9. Juli 75      Ludwig Jodel

368

### Der hippokratische Aphorismus

Wenn Fricke festgestellt hat, dass "bei Hippokrates selbst [...] die Lehrsätze meist gar nicht in [...] aphoristischer Isolation [stehen], sondern [...] klar aufeinander [folgen] nach Art von Thesen", dann ist das nur ein Einwand gegen sein eigenes, formales Aphorismus-Gerüst. Mit Blick auf Ludwig Hohls *Notizen* liegt schon darin eher eine – zumindest von Hohl angestrebte – Gemeinsamkeit. Gerade er hat ja immer wieder betont, wie viel Mühe er darauf verwendet habe, seine *Notizen* in eine (psychagogisch-didaktisch) "logische" Abfolge zu bringen. Diese wird – wie übrigens auch schon im *Corpus hippocraticum* – durch die Nummerierung der einzelnen Stücke angezeigt. Wenn man sich also von Fricke's Aphorismus-Begriff erst einmal löst, ist der offensichtliche Verweisungszusammenhang zwischen den einzelnen Stücken in Hohls *Notizen* weniger ein Hindernis als vielmehr ein erstes Argument dafür, sie in die aphoristische Tradition einzuordnen.

In Hinsicht auf Hippokrates und Francis Bacon, der mit seinem *Novum Organon* die antik-aphoristische Tradition wiederbelebt hat – und der die einzelnen Stücke dieses Werks ebenfalls durchgängig nummeriert –, hat Fricke ein "Bekenntnis zum erfahrungswissenschaftlichen Arbeiten" als Kritik an jeder spekulativen Theorie bemerkt, das sich in seinem Ausdruck auffallend oft beim Aphorismus bedient (S. 27).<sup>85</sup> Fricke zitiert Hippokrates: "Ich lobe also auch die Überlegung, wenn sie ihren Ausgang von einem (einzelnen) zufälligen Ereignis nimmt und wenn sie die Abstraktion auf Grund der sichtbaren Vorgänge regelrecht ausführt [...] Aus dem, was nur durch den Verstand zustande kommt, wird man keinen Nutzen ziehen, dagegen aus dem, was durch eine Tat bewiesen ist" (S. 28)

Im Urbild jedes aphoristischen Werks zeigen sich uns hier zwei weitere erkenntnistheoretische Prinzipien, die auch für Ludwig Hohls Philosophie in den *Notizen* von höchster Wichtigkeit sind: der Ausgang der Erkenntnis von "Nuancen und Details", von "Einzelnem" und ihre Bewährung und Bestätigung in der *Tat*, statt ihrer Begründung durch ein lückenlos-schlüssiges Argument. Hippokrates selbst haben seine Ansichten dazu bewogen, weniger die Krankheitsbilder als die sie zeigenden Patienten in den Vordergrund zu stellen. Diese wurden ermuntert, sich minutiös selbst zu beobachten, um sich und dem behandelnden Arzt möglichst klaren Aufschluss über ihre Lebensgewohnheiten zu geben, damit dieser durch Einwirkung auf deren gezielte Umgestaltung einen Heilungsprozess einleiten konnte. Der schriftgestützte Aspekt der hippokratischen Medizin geht also über die hippokratischen "Aphorismoi" hinaus: er erstreckt sich auf die Anweisung zur hypomnematischen Selbstaufzeichnung, wie wir sie mit Bezug auf Hohls *Notizen* eben vorgestellt haben.

### 'apophthegmata'

Am eben erwähnten Francis Bacon hat Fricke eine andere wichtige Beobachtung gemacht: Bacon hat nicht nur mit seinem *Novum Organon* an die antik-philosophische Tradition angeknüpft, sondern auch noch mit einem zweiten, weit weniger geläufigen Werk namens *Apophthegms New and Old*. Auch im Anlegen solcher kommentierter Spruchsammlungen haben wir bereits eine antik-philosophische "geistige Übung" zu erkennen gelernt, die sich insbesondere hinter dem IX. Teil der *Notizen* verbirgt. Aufgrund seines rein formalen, literarischen Aphorismus-Begriffs muss Fricke zwar zur Ansicht gelangen, dass "alle solche Sammlungen von Sprichwörtern, Zitaten und Apophthegmen durch grundlegende Gattungsunterschiede vom Aphorismus getrennt sind"; auch er muss allerdings anerkennen, dass man "ihrem Nachwirken [...] gerade in der literarischen Aphoristik auf Schritt und Tritt [begegnet]" (S. 32).

Wenn man nach Literatur zum antiken Apophthegma sucht, stellt man fest, dass sie nicht gerade zahlreich vorhanden ist. Eines der wenigen Bücher, die über diese Schriftform Aufschluss geben, ist Wilhelm Gemolls Buch *Das Apophthegma. Literaturhistorische Studien* (1924, 177 S.) Darin erklärt



er (S. 1): "In [scil. dem griechischen Verb] 'apophthegomai' bedeutet 'apo' «genügend, gehörig», [...]. 'Apophthegomai' bedeutet also «jemandem ordentlich, gehörig Bescheid sagen» und apophthegma «Ausspruch, Bescheid, Streitrede»". Seinen *vehementen* Charakter hat diese literarische Kurzform offensichtlich an den Aphorismus weitergegeben. Unter den Aphoristikern ist Ludwig Hohl wohl einer, der genau diesen, etwas "donnernden" Zug am stärksten verkörpert.

Als zweite Eigenschaft des antiken Apophthegmas hebt Gemoll seinen *dialogischen* Grundzug hervor. Dabei lesen sich seine Erklärungen wie eine Zusammenfassung des von uns in diesem Zusammenhang zu Ludwig Hohls *Notizen* Gesagten (S. 2): "Zum Apophthegma gehören also gewöhnlich zwei Personen, eine, die fragt, und eine, die antwortet, eine, die reizt, und eine, die gereizt wird. Doch kann die erste auch im Namen und Beisein vieler sprechen, die zweiten einen Monolog halten, wobei sie sich den abwesenden Gegner lebhaft vorstellt." Letzteres trifft auf Ludwig Hohl zu. Und schliesslich weist Gemoll noch auf ein drittes charakteristisches Merkmal hin, von dem wir eben festgestellt haben, dass es auch den hippokratischen Aphorismus schon auszeichnet und sich in Hohls *Notizen* fortgesetzt hat. Gemoll stellt fest, dass "ein Apophthegma öfter von einer entsprechenden Tat begleitet oder ersetzt [wird]" (S. 6): "Zusammenfassend würden wir also definieren: das Apophthegma ist eine kurze, ernste oder witzige, auf jeden Fall treffende Streitrede. Eine entsprechende Tat kann sie begleiten oder zum Ausdruck bringen" (a.a.O.).

Gemoll veranschaulicht diese Definition anhand vieler Beispiele aus der neueren und ältesten Literatur, wobei teilweise der Verdacht einer etwas strapazierten und alles vereinnahmenden Anwendung seines Apophthegma-Begriffs entsteht. Wenn wir aber das Apophthegma als eine der historischen Wurzeln des (philosophischen) Aphorismus verstehen (Fricke, 1984, S. 46f.), dann liefern Gemolls Beobachtungen uns weitere deutliche Indizien, die dafür sprechen, dass und *warum* wir Hohls *Notizen* als (philosophische) Aphorismen verstehen dürfen.<sup>86</sup> Mit der Feststellung, dass "die Verbreitung der Apophthegmen [...] zuerst mündlich [geschah]" (S. 17) und es erst allmählich zu schriftlichen Apophthegmen-Sammlungen gekommen ist, wobei diese "ihren Ausgang [...] von den Philosophenschulen genommen haben", lässt Gemoll schliesslich an der Verankerung dieser Schriftform im Kontext der antiken Philosophie keinen Zweifel.<sup>87</sup>

### **Philosophie in Briefform**

In den *Notizen* vergleicht Ludwig Hohl seine Schreibarbeit wiederholt auch mit dem Schreiben eines Briefs an einen Freund. Ausdrücklich fordert er seinen Leser in der Notiz XI,16 dazu auf, sein Verständnis der *Notizen* als Briefe in seiner Lektürehaltung bewusst zu übernehmen und sich von dem Titel "*Notizen*" nicht irreleiten zu lassen:

Ein Mann schreibt dir: dies ist kein Brief, sondern dies sind einige Notizen und Auszüge, zusammenhangslos aneinandergereiht.

Du aber, der Empfänger, fassest es doch als Brief auf (übersiehst jene Bemerkung, als ob es dem Schreibenden mit ihr nicht ernst gewesen sei). Sobald Distanz da ist, ist es ein Brief.

Und das, was ihn von einem "wirklichen" Brief unterscheidet, sind so minimale Unterschiede geworden! Es ist noch da: aber man muss die Augen des Lesenden erst eigentlich darauf hinlenken, bis er es wahrnimmt; während diese Augen andauernd und in voller Blickbreite auf dem ruhen, was des Geschriebenen Wert ist, Wirkung, Tiefe, Realität.<sup>88</sup>

Wenn Hohl seine *Notizen* als "Briefe" bezeichnete, dann also nicht als "wirkliche" Briefe, da ihnen die hauptsächlichen formalen Aspekte der Briefform eindeutig fehlen (Datum, Anrede, Grussworte etc.); der Vergleich mit einem Brief besteht darin, dass der Notizenleser die Lektüreeinstellung

eines Briefempfängers annehmen soll, wenn er der (Wirkungs-)Intention des Notizenschreibers entsprechen will.

Die lange Tradition des Briefeschreibens ist in jüngster Zeit offensichtlich ganz aus der Mode gekommen.<sup>89</sup> Daran mögen die modernen Echtzeit-Kommunikationstechnologien einen erheblichen Anteil haben; ersetzen können sie den Verlust, den sie bedeuten, aber nicht. Wer weiss heute noch aus eigener Erfahrung und regelmässiger Übung, was ein "wirklicher" Brief ist, wie man ihn schreiben muss und wie er wirkt? Es scheint darum angebracht, dass wir uns kurz klarlegen, was die wesentlichen, nicht-formalen Eigenschaften echter Briefe sind, die Ludwig Hohls *Notizen* mit ihnen teilen. Hohl selber spricht von "Wirkung, Tiefe, Realität". Was ist damit gemeint? Die Wirkung eines echten Briefs besteht darin, dass uns darin Mitgeteiltes oder zum Ausdruck Gebrachtes leicht tagelang tief beschäftigt. Meistens beruht diese tiefe und langanhaltende Wirkung nicht auf irgendwelchen 'news' und Aktualitäten, sondern auf persönlichen Stellungnahmen, Erfahrung, mitunter auch auf scheinbar ganz zufälligen und alltäglichen eigenen Beobachtungen, mit denen ein Freund uns in seinem Brief konfrontiert.<sup>90</sup> Hinter dem wahren Brief steht eine reale Person, an der wir persönlich Anteil nehmen und die uns in ihr Leben einen persönlichen Einblick gewährt, ein Mensch also, mit dem wir uns innerlich stark verbunden fühlen. Seine Wirkung geht darum über die blossse Kenntnissnahme von Fakten und allgemeinen Standpunkten weit hinaus.

Im Brief begegnen wir im Geiste nicht nur unserem Freund, sondern, indem wir uns innerlich mit ihm auseinandersetzen, immer auch uns selbst. Dadurch werden wir unweigerlich zum Antworten und damit selber zum Reden gezwungen. Dabei geben wir unsererseits Persönliches von uns selber preis und breiten es damit auch vor uns selber aus. Die Kommunikation "Von Einsamkeit zu Einsamkeit" ist darum eine, in der eine Verbindung entsteht, indem sich der Schreibende vor dem Lesenden immer auch auf und an sich selber wendet, und diese Wendung vom Leser als Wendung auf sich selbst nachvollzogen und übernommen wird.<sup>91</sup> In *diesem* Sinne kann man mit Ludwig Hohl sagen, die Wirkung eines Briefes sei darum tief, weil in ihm "Reales" zum Ausdruck kommt.<sup>92</sup> Auf genau *diese* Wirkung hat es Ludwig Hohl mit seinen Notizen abgesehen, die man darum nicht verstehen kann, wenn man sie nur als zusammenhangslos aneinandergereihte, private Aufzeichnungen liest, sondern im eben ausgeführten Sinn als einen Brief aufzufassen hat.

In der antiken Philosophie haben Briefe eine weitaus bedeutendere Rolle gespielt, als in der wissenschaftlichen Tradition der späteren Jahrhunderte. Natürlich wird man bei dieser Feststellung sofort an die 124 *Epistulae morales* des römischen Dichters und Philosophen Lucius Annaeus Seneca denken und an die Briefe Epikurs an Herodot, Menoikeus und seine "Freunde und Verwandte" (s. *Epikur. Briefe, Sprüche, Werkfragmente*, Hans-Wolfgang Krautz [Hg. und Übersetzer]; Reclam, Stuttgart, 1985). Diese antik-philosophische Tradition der Verwendung des literarischen Mediums des Briefs hat ihre Fortsetzung im frühen Christentum gefunden in den Briefen der Apostel Paulus, Jakobus, Petrus und Johannes.

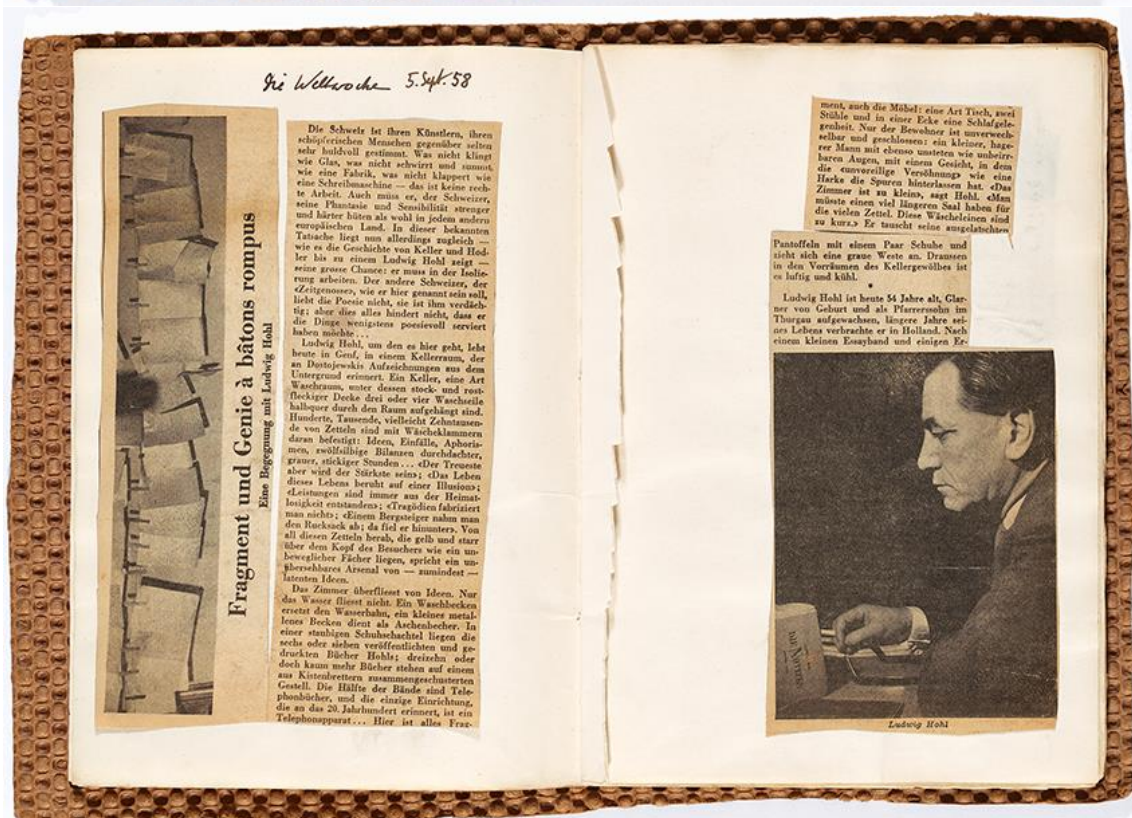
In seiner bereits mehrfach zitierten, ausgezeichneten Studie *Buchgestützte Subjektivität* hat Moser der antiken Philosophie in Briefform einen längeren Abschnitt gewidmet (S. 277-299). Wie bereits in der philosophischen "Rede" hat Moser auch in der Briefform deren bewusste Absicht erkannt, "als Anstoss zur Selbstbefragung und zur Selbstprüfung" zu dienen (S. 278). Im Unterschied zur "Rede" weist Moser aber darauf hin, dass "die in einer Folge von Briefen vorgetragene Unterweisung einen Diskurs dar[stellt], der sich selbst immer wieder unterbricht und dem Adressaten somit die Gelegenheit bietet, beim 'Hören' innezuhalten, das 'Gesagte' kritisch zu durchleuchten und auf seine eigene Person zu beziehen" (S. 279). Gleichzeitig zeigt Moser, dass die philosophische Briefform "einen weiteren Schritt auf dem Weg zur Internalisierung der dialektischen Struktur [markiert]" (a.a.O.). Tatsächlich bedarf weder das Lesen noch das Schreiben eines Briefes der physischen Anwesenheit der Korrespondierenden. Sie scheint sie vielmehr weitgehend auszu-

schliessen. Das befördert und begünstigt in der Antike den Rückzug der Philosophen aus der geschäftigen Welt der Politik. Dieser allmähliche Rückzug lässt sich denn auch an Senecas eigener Biographie ablesen. Er gelangt allmählich dazu, "die distanzierte Betrachtung der Welt [für] die korrekte Form sittlichen Handelns" schlechthin auszugeben, wie Moser richtig festgestellt hat (a.a.O.): in seiner Zurückgezogenheit kann sich der Philosophierende voll und ganz auf seine ethische Selbstformung konzentrieren. "Er studiert die Schriften der Philosophen und verfasst heilsame Ermahnungen ('salutares admonitiones') – er liest und schreibt" (a.a.O.).<sup>93</sup> In dieser neuen Zurückgezogenheit des Briefschreibers hat Moser überzeugend gezeigt, wie dessen eigene Person immer stärker ins Zentrum seiner philosophischen Ermahnung rückt (S. 294): "Der Briefschreiber richtet seine Aufmerksamkeit auf den Problemfall, mit dem er sich auseinandersetzt, oder auf seine eigene Person, nicht jedoch auf die Belange des Adressaten."

Auch diese Feststellung lässt sich mutatis mutandis auf Ludwig Hohl übertragen – vorausgesetzt, man versteht unter den "Belange[n] de[r] Adressaten" die Konsum- und Lebensgewohnheiten jener, die Nietzsche die "Viel-zu-Vielen" genannt hat, und missversteht die Aufmerksamkeit auf sich selbst weder bei Hohl noch bei Seneca in psychologischer Richtung: die Belange, um die es ihnen beim philosophischen Schreiben geht, halten beide für so zentral für *jede* philosophische Selbstsorge, dass sie der Überzeugung sind, jeder aktiv an sich selbst "Arbeitende" könne sie leicht zum Anlass *eigenen* Nachdenkens nehmen, indem er das beispielhaft Persönliche an ihnen durch Beispiele aus seinem eigenen Leben ersetzt.<sup>94</sup> Moser beobachtet, wie Seneca in der Absicht, diesen Selbst-Applikationseffekt an sich selbst und seitens seines Lesers zu fördern, auch seine Rede von allem hinderlichen Verweilen bei blossen Äusserlichkeiten entkleidet (S. 295): "Im Idealfall, so Seneca, streift sie [scil. seine Rede] alles Äusserliche ab, ist sie weniger Rede als schieres Nachdenken, weniger ein Abbild von Gedanken und Gegenständen als der aktive Vollzug der Denkbewegung selbst. Der Briefverfasser schreibt dann nicht, sondern er denkt oder fühlt, und er appliziert das Gedachte zugleich auf seine eigene Person." Gerade diese Teilnahme am Prozess der *Entstehung* von Gedanken, das Abbilden von Denkwegen und Erkenntnissen 'in statu nascendi', haben viele Kommentatoren auch an Ludwig Hohls *Notizen* hervorgehoben.<sup>95</sup>

Und noch eine weitere Parallele zwischen Hohl und Seneca lässt sich mit Bezug auf Mosers Betrachtungen klar erkennen: Seneca wendet sich genauso gegen das verderblich zerstreuernde Viellesen wie schon Heraklit vor ihm und Ludwig Hohl nach ihm. Sie alle plädieren entschieden dafür, die Lektüre auf einige wenige, ausgewählte Autoren oder Texte zu beschränken, um über diesen dafür umso länger und gründlicher zu meditieren. In Hinsicht auf Hohls *Notizen* wird schliesslich auch Mosers Beobachtung nicht unerwähnt bleiben dürfen, dass Seneca seinen frühen Briefen "als Zugabe eine Lesefrucht des Briefschreibers beigelegt" habe (S. 283). Analoge Beigaben haben wir auch in Ludwig Hohls grossem Notizen-"Brief" schon gefunden. Nicht nur damit hat Moser bei Seneca die wechselseitig konstitutive Verbindung von Lesen und Schreiben veranschaulicht; wie er berichtet, lässt Seneca seinem Schüler Lucilius auch "seine *comentarii* zukommen, die Exzerpte und Notizen, die er während seiner Lektürearbeit angefertigt hat" (S. 284). Auch dafür haben wir in Hohls *Notizen* klare Belege gefunden. Mosers Betrachtungen zur Philosophie in Briefform seien nachfolgend mit einem letzten Zitat zusammenfassen, in dem die ethopoetische Grundintention des "antiken" Philosophierens am Beispiel dieser spezifischen Schriftform noch einmal klar ersichtlich wird (S. 290f.): "Das Moralsubjekt macht sich das Wirken seines *iudicium* und somit seinen sittlichen Wert anhand des *opus*, das es produziert, bewusst." Diesen Prozess der Objektivierung eines "Inneren" durch eine "nach einem Aussen gerichtet[e]" Tätigkeit hat Ludwig Hohl in den *Notizen* "Arbeiten" genannt (I,1). Wenn er uns also dazu ermuntert, seine einzelnen Stücke zu lesen, als ob es Briefe an uns wären, dann erweist sich uns vor dem Hintergrund von Mosers scharfsinnigen Untersuchungen zur buchgestützten Subjektivität auch diese Anregung als eine Aufforderung zum "geistigen Üben" im Sinne der philosophischen Selbstsorge.





(HFN) Hohl hatte alle Presseberichte über sich und sein Werk geflissentlich gesammelt und eigenhändig gebunden. Hier der Keller-Besuchsbericht von Jürg Federspiel in der *Weltwoche* vom 5. September 1958. In den späten 1950er und den 1960er Jahren erschienen unzählige Pilgerberichte von Besuchen in Hohls Keller in vielen Schweizer Tages- und Wochenzeitungen. Sie waren ein hauptsächlichlicher Faktor in der Montage der verständnishemmenden Hohl-Klischees.

## Fazit

Wir haben in diesem Abschnitt zwei Gründe gefunden, die *gegen* eine Interpretation von Hohls *Notizen* als Aphorismen sprechen. Zunächst stand der Autor selbst dieser Klassierung entgegen. Ein kleiner Blick in seinen Nachlass hat uns aber gezeigt, dass Hohls vogelschützenartiges Aphorismus-Verständnis ein engeres und vielleicht auch ein einseitigeres war, als es auf dem Stand der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Aphorismus-Forschung angebracht erscheint. Indem Hohl in dieser Gattung nur einen Tummelplatz für unterhaltsame Spassvögel und literarische Turner gesehen hat, entspricht sein Aphorismus-Verständnis demjenigen, von dem sich auch schon Friedrich Nietzsche abgegrenzt hat, und von dem wir gesehen haben, dass es tatsächlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einer populärphilosophisch angehauchten Modeerscheinung geworden ist, mit der man seine *Notizen* nicht in Zusammenhang bringen möchte. In *diesem* historischen Kontext können wir Hohls vehemente Verweigerung gegen die Gattungsbezeichnung als legitim und verständlich erachten, ohne sie darum auch selbst übernehmen zu müssen. Zum andern steht Frickes Autorität als hochrangiger Aphorismusforscher gegen diese Zuordnung. Mit Blick auf ihn haben wir allerdings zeigen können, dass sein Widerstand auf rein sprachlich-*formalen* Kriterien beruht, die im Kontext unserer philosophischen Zugangsweise weniger schwer zu gewichten sind, als in einer literaturwissenschaftlichen Gattungsdiskussion. Zudem haben wir in Frickes eigenen "Entwicklungslinien des Aphorismus" auch schon klare Anzeichen dafür gesehen, dass ein Verständnis der *Notizen* als philosophische Aphorismen vor einem breiteren historischen Hintergrund durchaus gerechtfertigt sein könnte.

Anschliessend haben wir bei Friedemann Spicker ein Aphorismus-Verständnis gefunden, das in seiner semantischen Bestimmung mit unseren philosophischen Betrachtungen zu Ludwig Hohls *Notizen* durchwegs übereinstimmt. Steht Frickes Autorität also *gegen* ihre Bezeichnung als Aphorismen, steht Spicker ausdrücklich *für* sie, indem er Hohls *Notizen* in seiner Anthologie deutschsprachiger Aphoristiker des 20. Jahrhunderts (2010) einen auffallend breiten Platz eingeräumt hat. Spicker zeigt, dass sich im 19. Jahrhundert als Kritik an der fortschreitenden wissenschaftlichen Verengung des Bereichs legitimen philosophischen Fragens neben seiner eben erwähnten trivial-unterhaltsamen, literarischen Variante auch ein durchaus *ernsthafter, philosophischer* Aphorismus wieder zu etablieren beginnt, der in vielem an seine historischen Wurzeln im Kontext der schriftgestützten antiken Selbstsorge anschliesst. Auf eine analoge Frontstellung gegen die Schul- oder Systemphilosophie sind wir bereits in Ludwig Hohls negativem Philosophieverständnis gestossen. Wenn dieses zur Folge hatte, dass sich der Notizenschreiber nicht als "Philosoph", sondern als Künstler verstehen wollte, dann wird er mit seiner Ablehnung der Bezeichnung seiner Notizen als Aphorismen in erster Linie die literarische Aphoristik vor Augen gehabt haben, wofür die unveröffentlichte Vogelschützen-Notiz ein klarer Beleg ist.

Im Rückgriff auf die hippokratische Aphoristik haben wir weiter festgestellt, dass die Einheitlichkeit einer Sammlung von Kurzprosa nicht unbedingt ein Argument *gegen* ihre Klassierung als (philosophische) Aphorismen sein muss, sondern im Ursprung dieser Gattung neben der Kürze und Zugespitztheit ihrer Formulierung immer auch ein *Ordnungsprinzip* ein wichtiges mnemotechnisches Hilfsmittel war. Gleichzeitig haben wir gesehen, dass im Rahmen der antiken Schrifttechniken, aus denen der Aphorismus entstanden ist, auch die Selbstdokumentierung eine zentrale Rolle gespielt hat. Ein Verständnis von Ludwig Hohls *Notizen* als philosophische Aphorismen hat den unvergleichlichen Vorzug, dass es nicht nur ihre sprachliche *Form* und ihre hauptsächlichen, gedanklichen Kristallisationspunkte in eine lange Tradition einzuordnen und aus ihr heraus besser zu verstehen erlaubt; es allein vermag auch Hohls staunenerregende Selbstdokumentation zu erklären, wie sie in seinem Nachlass erhalten geblieben ist, die ohne diesen philosophischen Hintergrund immer nur als weiteres Kuriosum eines neurotisch-skurilen Aussenseiters registriert wird.



Abgesehen von der Frage, ob man Hohls *Notizen* zum Schluss als Aphorismen bezeichnen will oder nicht, wird man darum nicht in Abrede stellen können, dass ein adäquates Aphorismus-Verständnis von hohem heuristischem Wert sein kann, indem es uns zentrale Aspekte von Ludwig Hohls literarischem Sprachgebrauch in ihrer philosophischen Motivation und Funktion besser zu begreifen lernt. Daraus, dass diese Funktion kein bloss abbildendes, gehalttransportierendes Mitteilen von Erkenntnisinhalten ist, sondern ein aktives Selbstgestaltungsprogramm, das eine ebenso aktive und eigenständige ethische Selbstreflexion beim Leser auslösen möchte, erklärt sich der ausgeprägt appellative und provokative Zug der *Notizen*. Diesen Grundzug haben wir schon in den antiken 'apophthegmata' gefunden, mit denen Hohls *Notizen* auch ihre scharfe Akzentuierung der Realisierung des philosophischen Erkennens in einer entsprechenden Tat verbindet. Schliesslich sind wir in Christian Mosers Ausführungen zur antiken Form des Philosophierens in Briefen auf einen letzten Ansatz gestossen, der unsere Kritik am Subjektivismusvorwurf gegen Hohls *Notizen* philosophisch zu begründen vermag und gleichzeitig die wahre Natur der konstitutiven Verflechtung von Leben und Werk zu erkennen gibt: die Wendung auf sich selbst, deren Ausdruck und Anleitung Hohls Notizenwerk in einem ist, hat dieser zwar an sich selbst exemplarisch vorgeführt; durch ihre Verschriftlichung – und durch die *Art* ihrer Verschriftlichung – ist es einem Leser, der Hohls *Notizen* ihrer Bestimmung gemäss als Brief an ihn selbst liest, aber möglich und aufgetragen, eigene Erfahrungen und Erlebnisse an die Stelle alles scheinbar Biographischen treten zu lassen.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> In der von Wolfgang Röd herausgegebenen Reihe *Geschichte der Philosophie* werden drei dicke Bände der "Philosophie der Antike" gewidmet (Bde. 1-3; CH. Beck, München, 1988 bzw. 1993 und 1995). Wenn man, wie dort geschehen, die philosophische "Antike" schon mit Thales von Milet beginnen und, wie andere das vorgeschlagen haben, erst mit der Schliessung der platonischen Akademie um 529 n. Chr. enden lassen wollte, käme man sogar auf einen Zeitraum von über 1000 Jahren, den dieser Begriff umfasst. [\[zurück\]](#)

<sup>2</sup> Und doch stösst man gerade auf seinen Namen oftmals dann, wenn von einem sogenannten "Neostoizismus" im Denken seines Jahrhunderts die Rede ist. Vgl. z.B. Quentin Skinner: *The foundations of modern political thought* (Vol.2); Cambridge UP, 1978, S. 275ff.. [\[zurück\]](#)

<sup>3</sup> Alexander Nehamas hat die charakteristische Eigenart der antiken Philosophen, mit ihrem Denken eher ein Ethos verwirklichen zu wollen, als eine vollständige Moralphilosophie zu konstruieren, mit folgenden Worten beschrieben (*Die Kunst zu leben. Sokratische Reflexionen von Platon bis Foucault*, S. 14): "Von der griechischen Klassik bis zur heidnischen Spätantike war die Philosophie mehr als eine theoretische Disziplin. [...] Theorie und Praxis, Diskurs und Leben stehen miteinander in Wechselwirkung; man wird Philosoph, weil man willens und fähig ist, der beste Typus Mensch zu sein und ein möglichst gutes Leben zu führen. Die Überzeugungen, die man vertritt, hängen direkt mit dem Leben zusammen, das man führt." [\[zurück\]](#)

<sup>4</sup> Am klarsten hat Christian Moser den Tat-Aspekt des philosophisch-sokratischen Erkenntnisprozesses herausgearbeitet. In Anlehnung an und präziser Abgrenzung von Michel Foucault und Hans-Georg Gadamer spricht er in diesem Zusammenhang von "Applikation und Selbsttechnik" (in: *Buchgestützte Subjektivität. Literarische Formen der Selbstsorge und der Selbsthermeneutik von Platon bis Montaigne*, 2006, S.12-28). Moser zitiert aus dem Abschnitt "Applikation" im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* (Klaus Weimar et al. (Hgs.); de Gruyter, Berlin, 1997f., Bd. 1, S. 113): "Der hermeneutische Begriff der Applikation bezeichnet allgemein die 'in jedem Verstehen enthaltene Vermittlungsleistung, in der ein Textsinn auf eine aktuelle Situation bezogen/angewendet wird'". Hinsichtlich der *philosophischen* Applikation fügt Moser dieser Definition folgende Präzisierung hinzu (S.12): "Hier geht es nicht bloss darum, einen Text auf eine spezifische Lebenssituation anzuwenden. Gemeint ist vielmehr eine Applikation, die das Leben des Individuums in seiner Gesamtheit bestimmt, die seine Persönlichkeit verändert und prägt." [\[zurück\]](#)

<sup>5</sup> Man mag es für ein blosses literarisches Stilmittel halten, dass Eutyphron im gleichnamigen Dialog Platons vom unwissenden Sokrates just dann um allgemeine Aufklärung über "das Gottesfürchtige und das Gottlose" gebeten wird (5c), als er sich gerade auf dem Weg zum Gericht befindet, um dort seinen Vater wegen Todschlags anzuklagen, während Sokrates seinerseits von Melitos der Gottlosigkeit bzw. des "Erdichte[ns] neuer Götter" bezichtigt wird (3b); man kann es aber auch als anschauliches Beispiel dafür lesen, dass die (sokratisch-)philosophische Reflexion ihren Anlass und ihr Ziel immer in der Klärung und besseren Gestaltung der eigenen, konkret gegebenen Lebenslage findet. [\[zurück\]](#)

<sup>6</sup> Ein besonders deutliches Beispiel für diese einseitige Interessenslage liefert Hohls Referat "Der Standpunkt zu N[ietzsche]. u[nd]. unserer Religion" von 1921. Zu Beginn dieses Referats heisst es:

Wer [...] N[ietzsche]. näher kennt, wer auch etwas in die Welt seiner Anschauungen u[nd]. Ideen hineingeblickt – in der Tat in eine grosse Welt –, der weiss, dass dieser grosse Mann in seinem Leben, in seinen Ideen u[nd]. Anschauungen sich nicht nur stark unterscheidet von den Lehrern des Christentums, sondern in seinen wesentlichen Zügen manchmal gerade das vollständige Gegenteil von dem behauptet, was die christliche Religion sagt. So sagt z.B. N[ietzsche]. "Es ist kein Gott!" u[nd]. dass die Kirche behauptet, es gebe einen Gott, ist hinlänglich bekannt. Gänzlich unterscheiden sich die beiden Richtungen auch in dem, was sie als den Zweck des Lebens u[nd]. der Welt überhaupt ansehen u[nd]. dies scheint mir ein Unterschied zu sein, der noch viel wichtiger, grösser, vor allem folgenschwerer ist, weil er nämlich allem anderen zu Grunde gelegt ist, weil alle übrigen Gedanken, Meinungen, Ansichten natürlich auf dem einen Grundsatz Fussen, was überhaupt das letzte Ziel,

der Endzweck von all dem Treiben, Hasten u[nd]. Rennen, von all dem ungeheuren in ewiger Bewegung begriffenen Getriebe, das wir Welt nennen, sei. Und wir könnten noch vieles anführen – aber lassen wir dies jetzt bei Seite, es spielt hier keine Rolle worin gerade die beiden Grössen einander widersprechen, wichtig ist für uns jetzt einzig die Tatsache, dass sie sich widersprechen. Denn da meine ich, muss eine ernste Frage an uns herantreten; es mag sogar ein Konflikt in unserem Inneren entstehen; wir können nicht unberührt von diesen Dingen bleiben, denn beide Dinge stehen uns so nahe, dass sie auf uns einzuwirken im Stande sind.

Abgesehen davon, dass, wie wir oben schon erwähnt haben (vgl. S. 311), der Satz: "Es ist kein Gott!" unseres Wissens in Nietzsches Werk nirgendwo zu finden ist, geht aus diesem Abschnitt hervor, dass es dem Kantonschüler gar nicht auf eine philosophisch-*inhaltliche* Auseinandersetzung mit Nietzsches theoretischen Positionen ankommt, sondern nur darauf, seinen Mitschülern die Opposition zwischen "N[ietzsche] u[nd]. unserer Religion" vor Augen zu führen und sie dazu aufzurufen, in der grundlegenden Frage dieser Opposition selbst Stellung zu beziehen und also das "heilige Werk" in Angriff zu nehmen, sich ihre eigene Lebensanschauung zu zimmern und ihre Lebensgestaltung bewusst selbst an die Hand zu nehmen. In der Tat kann man darum sagen, dass seine frühe Nietzsche-Lektüre den jungen Hohl nicht (nur) zu einem theoretischen Umdenken bewogen hat, sondern ihn vor allem in seiner radikal eigenständigen Lebenswahl sehr bestärkt und damit gleichsam biographische Folgen nach sich gezogen hat. [\[zurück\]](#)

<sup>7</sup> So haben wir auch schon bei Immanuel Kant, der für Hohl als negativ-philosophisches Vorbild 'par excellence' gegolten hat, Passagen gefunden, in denen eine gewisse Affinität zu Hohls positivem ("antiken") Philosophieverständnis aufscheint (vgl. S. 320, Anm. 121). Es wäre also durchaus möglich, auch einen paradigmatischen Moralphilosophen wie Immanuel Kant als einen "Ethiker" im hier beschriebenen Sinn zu bezeichnen, wenngleich dazu eine gehörige Portion Mut zum Gegen-den-Strich-Lesen erforderlich sein dürfte. [\[zurück\]](#)

<sup>8</sup> Im *Grundmanuskript* finden wir Anzeichen dafür, dass auch Ludwig Hohl ein Bewusstsein dieser Unmöglichkeit gehabt habe. In einer unveröffentlichten Eintragung vom 8. November 1935 lesen wir dazu Folgendes (vgl. XI,10):

Es hat zwar kein Mensch gelebt, der ganz der einen oder anderen der beiden Philosophien angehört hätte; //(der nur der eine oder andere der zwei Menschen gewesen wäre)//; [...] Auch der starrste Todes-Mann (z.B. der Schöpfer der Kirchendogmen; die Hälfte von Kant; Schopenhauer) musste zu einem Teil wider seine Philosophie zeugen (leben), sonst wäre es nicht einmal zu seiner Philosophie gekommen, (denn das Leben ist universell).

Gut, man kann nicht aus dem Leben heraus, auch Kartesius und Kant als sie ihre Wahngelbte in die Welt setzten, zeugten zu einem Teil noch vom Leben, – aber warum einer Philosophie anhängen, die wider alles ist, was doch besteht (die wider sich selber ist), warum das Leben vermindern? (Der einzige Gültige unter diesen Spekulations- d.h. Todes-Philosophen war Schopenhauer, denn er ist bis zum richtigen Schluss vorgedrungen, er sagte es offen: Nichtsein wäre besser. [...])

Hohl spricht hier zwar nirgends von "antiker" Philosophie, es wird sich uns aber noch deutlicher erweisen, als wir das bisher schon gesehen haben, dass ihre Verankerung *im* Leben und ihr permanentes Ausgerichtet-Sein *auf* das Leben in philosophisch selbstgestalterischer Absicht der auffallendste gemeinsame Grundzug aller "antiken" Philosophen ist. [\[zurück\]](#)

<sup>9</sup> Dass unser hier beschriebenes "antikes" Philosophieverständnis durchaus als ein "sokratisches" bezeichnet werden könnte, zeigt stellvertretend ein Zitat von Nietzsche: "So ist die sokratische Philosophie absolut *praktisch*. sie ist feindselig gegen alles nicht mit ethischen Folgen verknüpfte Erkennen" ("Die vorplatonischen Philosophen", §17, in: *Nietzsches Gesammelte Werke* (Bd. 4), Musarion Verlag, München, 1921, S. 357). [\[zurück\]](#)

<sup>10</sup> "Si les chrétiens ont pu prendre le mot grec *philosophia*, pour désigner cette perfection de la vie chrétienne qu'est le monachisme, c'est que le mot *philosophia* désignait bien un mode de vie, en sorte qu'en reprenant le mot, les "philosophes chrétiens" ont été amenés à introduire dans le christianisme des pratiques et des attitudes héritées de la philosophie profane" (a.a.O. S. 371; vgl. auch S. 449f.). [\[zurück\]](#)

<sup>11</sup> "S'il est vraie que, jusqu'à un certain point, le mode de vie monastique s'est appelé "philosophie" au Moyen Âge, il n'en reste pas moins que ce mode de vie, bien qu'intégrant des exercices spirituels propre aux philosophies antiques, s'est trouvé séparé du discours philosophique auquel il était lié auparavant. [...] Les discours philosophiques [...], séparées des modes de vie qui les inspiraient, [...] ont été ramenés au rang d'un simple matériel conceptuel utilisable dans les controverses théologiques. [...] Et lorsque la philosophie moderne conquerra son autonomie, au xvii<sup>e</sup> siècle, et surtout au xiii<sup>e</sup> siècle, elle aura toujours tendance à se limiter à ce point de vue" (a.a.O. S. 380). Dieser Meinung ist auch Julius Domanski, der "une certaine désintégration de la notion de philosophie au Moyen Age" festgestellt und gezeigt hat, "comment et pourquoi la composante éthique de la philosophie – au sens de la morale pratiquée par les philosophes, et non au sens de la théorie éthique – était devenue toujours moins importante, et pourquoi cette composante avait été finalement éliminée de la notion de philosophie dans la plupart des courants scolastiques du XIII<sup>e</sup> siècle" (*La philosophie, théorie ou manière de vivre?*, 1996, S. 90). [\[zurück\]](#)

<sup>12</sup> In seinem Goethe-Buch konzentriert sich Hadot auf vier "geistige Übungsformen" ("exercices spirituels"), denen gemäss er seine Schrift in vier grosse Abteilungen unterteilt: (1) die Aufmerksamkeit auf den gegenwärtigen Augenblick, (2) den Blick von oben, (3) das menschliche Schicksal und seine (legitimen) Hoffnungen sowie (4) die Lebensbejahung. [\[zurück\]](#)

<sup>13</sup> So dürfte z.B. ein Kenner der östlichen Philosophie in unseren Ausführungen zur "antiken" Philosophie viele Übereinstimmungen mit ihm bekannten Denkern aus dieser Tradition erkennen. Man könnte aber durchaus auch auf kulturgeschichtliche Parallelen zwischen dem Hellenismus und der Gegenwart hinweisen. Wenn C. Hilty nämlich in seiner Einleitung zu *Epiktet. Dulde und Entbehre. Ein Handbüchlein der Moral* nicht ganz ohne Recht behauptet hat, "der Stoizismus [sei] ein Produkt ähnlicher Zeiten, wie sie gegenwärtig vorhanden sind, hervorgegangen aus notgedrungenem Nachdenken über die Quelle und Möglichkeit eines Glücks für dieses Leben und für alle, wie es auch jetzt wieder ungemein viele Gemüter bewegt", dann scheint seine Feststellung unterdessen nichts von ihrer Aktualität verloren zu haben (Rascher, Zürich, 1946, S. 6f.). Und auch Wilhelm Capelles Feststellung in der Einleitung zu seiner Übersetzung von Marc Aurels *Selbstbetrachtungen* (2001), dass das Denken des Philosophenkaisers das Produkt eines zerfallenden Imperiums sei, in dem sich auch "in sozialer Hinsicht ein bedenklicher Verfall" zu zeigen begonnen habe (S. XXIX), was sich u.a. in grosser Kinderlosigkeit und einem fast vollständigen Verschwinden des Mittelstandes geäussert habe, wird mancher Kulturkritiker gerade heute wieder als zutreffende Gegenwartsdiagnose lesen. Tatsächlich scheint es nicht abwegig, den gegenwärtigen Betrieb der Kulturindustrie mit dem desolaten Zustand von Prosa, Dichtung und Theater zu vergleichen, den Capelle in der Zeit von Marc Aurel moniert (S. XXXI), und könnte man das grosse Interesse der Massen an Hollywood-Klatsch und Mega-Events im 21. Jahrhundert in der Tat leicht mit dem antiken Interesse für Wagenrennen vergleichen, von dem Capelle sagt, es habe dem allgemeinen Interesse an den Künsten damals vollständig den Rang abgelassen (a.a.O.). Wenn er dann auch noch feststellt, dass es zur Zeit Aurels fast keine Geschichtswissenschaft mehr gegeben habe, und dafür die Begründung anfügt: "Es gibt keine mehr, weil die Zeit keine Geschichte mehr erlebt. Man interessiert sich nur noch für das Leben der Kaiser und für den Hofklatsch" (S. XXXII), dann wird man diese Parallele zur Gegenwart am wenigsten in Abrede stellen können.

In Hinsicht auf die These weitgehender kulturgeschichtlicher Parallelen zwischen hellenistischer Antike und philosophischer (Post-)Moderne ist eine Bemerkung interessant, die Martin Meyer in dem Aufsatz "Nietzsches Zukunftsmenschheit, das Wertproblem und die Rangordnungsidee" (1916) gemacht hat, den Ludwig Hohl während seiner grossen Nietzschebegeisterung in seiner Kantonsschulzeit gelesen hat. Meyer charakterisiert Nietzsches Gedankenwelt, von der er überzeugt ist, dass sie die damalige Epoche am entscheidendsten geprägt habe, wie folgt: "Als Ausdruck ganz unmittelbar von dem Ringen und Kämpfen der Zeit stellt diese Gedankenwelt sich dar [...] und rein in philosophischem Betracht muss seine Erscheinung uns zum wenigsten als ragendes Mahnzeichen gelten, dass das entwurzelte Denken des Zeitalters nach einem neuen Mittelpunkte sucht." Sicher war nicht nur das "Denken des [damaligen] Zeitalters" entwurzelt und hat nach "einem neuen Mittelpunkte [ge]sucht"; gewiss entsprach diese haltlose Verfassung auch der Geisteslage des damals knapp 20-jährigen Hohl, der diesen Aufsatz gelesen hat. Man mag von der damaligen oder der heutigen Zeit also halten, was man will: fest steht, dass Ludwig Hohl seine Hinwendung zur Philosophie in

einer Hoffnung bzw. aus einer geistigen Orientierungslosigkeit heraus und in einer Auflehnung gegen den zeitgenössischen Kultur- und Bildungsbetrieb gemacht und aufrecht erhalten hat, die in der Grundstimmung der Philosophen in der griechisch-römischen Antike ihre weitgehende Entsprechung finden. [\[zurück\]](#)

<sup>14</sup> In ihrer deutschen Übertragung von Hadots *Exercices spirituels et philosophie antique* haben auch Ilse-traut Hadot und Christiane Marsch den zentralen Begriff dieser Abhandlung mit "geistige Übungen" übersetzt. Wir zitieren hier und im Weiteren aus ihrer Übersetzung mit dem Titel *Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike* (Mathias Gatz, Berlin, 1991). [\[zurück\]](#)

<sup>15</sup> Hier gilt im Speziellen, was wir von der Funktion des Autobiographischen in Hohls *Notizen* schon eingangs dieser Arbeit festgestellt haben: das Idiosynkratische ist nur insofern von Bedeutung, als es durch seine Identifikation bewusst negiert werden kann, wodurch das Selbst des Autors als Selbst eines geistig Übenden seine philosophisch exemplarische Rolle einnehmen kann. Erst in dieser exemplarischen Vertretung kann Ludwig Hohl zu Recht die auffordernde Frage an uns stellen (*Nuancen und Details*, II,43): "Wann endlich wirst du beginnen, die andern verstehen zu lernen, indem du dich selber studierst, o Mensch?" Noch deutlicher benennt er diesen Zusammenhang in der Notiz II, 269 (vgl. auch II,270!):

Man muss nicht *auch noch* an andere denken. Das gute (richtige) Denken leitet automatisch zu den andern hinüber. [...]

Wenn man einmal sich zu sehen vermag, dann sieht man auch die andern.

Überraschend treffend hat Hans Saner dieses Zusammenspiel von Subjektivem und Objektivem bei Hohl in seiner "Rede am Tag der Beerdigung" schon auf den Punkt gebracht (in: Beringer, 1981, S. 158f): "Wer die *eigene* Arbeit will, muss sich zu seiner Subjektivität bekennen und vor allem: er muss eine Individualität *sein*. Wer aber in der eigenen Arbeit *genau* und *konkret* sein will, der muss in die Dinge eingehen und in ihnen *objektiv* werden. Diese Spannung von Subjektivität und Objektivität war ihn Hohls Leben vielleicht die *glückliche* Spannung. Denn sie hat in seinem Schaffen immer dann momentan eine Synthese gefunden, wenn es ihm gelang, das Objektive so zu sehen und zu sagen, wie es keine andere Subjektivität hätte sehen und sagen können. In ihr wurde sein Denken schöpferisch, ohne darin anarchisch und selbstherrlich zu sein. Das Neue *blieb* das Alte – scharf, aber *anders* gesehen. Diese Preisgabe der Selbstherrlichkeit, im objektiven Sein bei den Dingen, war für ihn die subjektive Überwindung des Todes." [\[zurück\]](#)

<sup>16</sup> Wie Heinrich Niehues-Pröbsting festgestellt hat, "[vergleicht] schon der platonische Sokrates [...] seine Unterredungen mit einem Pharmakon und sich selber mit einem Arzt; das therapeutische Verständnis der Philosophie ist also sokratisches Erbe" (*Die antike Philosophie, Schrift, Schule, Lebensform*, 2004, S. 86). Eine philosophische Lehre zur Überwindung der Furcht vor dem Tod hat aber fast jeder antike Denker aufgestellt, am prominentesten wohl Platon im Dialog *Phaidon*, in dem sich die geflügelte Definition der Philosophie als Einübung ins Sterben-Lernen findet. Dass man "dem Tod [...] nicht mit argwöhnischer Angst gegenüberstehen [soll]", war aber auch ein Teil des antik-epikureischen 'tetrastichos'. Die übrigen Ingredienzien dieser 'vierfachen Medizin' handeln ebenfalls allesamt von der Schnittstelle zwischen dem, was in der Mächtigkeit des Einzelnen liegt, und dem, was ihm vom übermächtigen Ganzen widerfahren kann, und zeigen ihm an, wie er sich selbst am besten aktiv in den grossen Zusammenhang hineinstellen kann: "Vor Gott braucht man sich nicht zu fürchten; [...] das Gute ist leicht zu beschaffen, das Schlimme jedoch leicht zu ertragen" (Hadot, S. 21). [\[zurück\]](#)

<sup>17</sup> Eben haben wir in Hohls brieflicher Anrede an seinen Leser und seinem Bekenntnis, ihn zum "beste[n] Mensche[n]" machen zu wollen, noch einmal ein Beispiel dafür gefunden, dass für den Notizenschreiber das permanente Vor-sich-hin-Zaubern seines Lesers genau die Bedeutung hat, die Hadot an dieser Stelle noch weiter ausführt (a.a.O): "Die Beziehung zum Gesprächspartner ist also von grösster Bedeutung. Sie verhindert, dass der Dialog zu einer theoretischen und dogmatischen Darlegung wird und macht aus ihm zwangsläufig eine konkrete, praktische Übung, eben weil es nicht darum geht, eine Lehre vorzutragen, sondern einen Gesprächspartner zu einer ganz bestimmten geistigen Haltung zu bringen." [\[zurück\]](#)



<sup>18</sup> Auch im veröffentlichten Werk finden sich Stellen, an denen die höchste Bedeutung der Meditation für den Notizenschreiber klar ersichtlich wird, von der er in der Notiz VII,174 sogar sagt, dass sie "mehr ist als alles Schreiben". [\[zurück\]](#)

<sup>19</sup> In den Gesprächen mit Alexander J. Seiler scheint Hohl sich dann allerdings am Ende seines Lebens doch auch vorwurfsvoll darüber zu äussern, dass er nur noch meditiere und nichts mehr schreibe (S. 12):

Ich mache mir auch Vorwürfe, aber ich schreibe nicht und mache nichts, und alles, was zu machen wäre, denn es wäre unendlich viel zu machen, das mache ich nicht. Ich hänge der Meditation nach, und dann ist genug da, um einen kleinen Schluss zu ziehen oder vielleicht eine Notiz oder zu einer Erkenntnis zu kommen. Plötzlich ist etwas da, was Erkenntnis ist, was gerade wie eine Lösung wirkt, und ... Ich kann es kaum jemand erklären.

Gleichzeitig erfahren wir hier, dass er durch diese langen Meditationsübungen offenbar immer wieder zu kleinen Schlüssen kommt, "zu einer Erkenntnis", die er dann in einer Notiz aufzeichnet. Damit stellt auch Ludwig Hohl selber das philosophisch-rationale Element seiner philosophischen Meditationen klar in den Vordergrund. [\[zurück\]](#)

<sup>20</sup> Es dürfte niemand diese Einreihung dahingehend missverstehen wollen, dass "Z" sich jetzt als Teil eines sozialen Kollektivs zu verstehen beginnt und irgendwie gesellig wird. Die Einreihung, um die es sich hier handelt, ist klarerweise die Einreihung in den universellen Zusammenhang der Sterne, Steine und der Seen, der Lebendigen, der Toten und der Ungeborenen, kurzum: des ewig wallenden Wandels allen Werdens und Vergehens. Ob und inwiefern dieser allumfassende und alles durchdringende Zusammenhang bei Hohl allenfalls mit Heraklits Logos-Lehre in Zusammenhang gebracht werden kann, wäre eine Frage, die noch weiterer sorgfältiger Untersuchung bedürfte. Unmöglich scheint es nicht.

An dieser Stelle ist der Hinweis auf eine oberflächliche Schwierigkeit im Versuch, Hohls Philosophie der *Notizen* mit dem lebenspraktischen Philosophieren der antiken Philosophen in Zusammenhang zu bringen, angebracht. Es herrscht nämlich Einigkeit darüber, dass alles Philosophieren der "Antiken" – dieser Begriff hier nun für einmal doch als Epochenbegriff gemeint – stets vor dem Hintergrund eines teleologisch strukturierten Universums und weise geordneten Kosmos' zu verstehen ist. Von einer solchen teleologischen Grundstruktur kann in Hohls Denken sicher nicht die Rede sein. Den Kosmos-Gedanken auf Ludwig Hohl zu übertragen, dürfte allein schon aufgrund der Tatsache unmöglich sein, dass er sich von den zu seiner Zeit neuesten Erkenntnissen der theoretischen Physik, wie sie Albert Einstein und Werner Heisenberg formuliert haben, sehr beeindruckt gezeigt hat. Eine gewisse Differenz gilt es hier also tatsächlich festzuhalten.

Allzu voreilig dürfte man zwischen Hohl und den Alten in diesem Punkt aber auch nicht eine fundamentale Opposition konstruieren. Wilhelm Capelle hat nämlich z.B. hinsichtlich des stoischen Gottesbegriffs zu Recht darauf hingewiesen, dass dieser eher in Richtung eines pantheistischen Monotheismus weise, als dass er sich mit der christlichen Vorstellung von einem Schöpfergott verbinden lasse (S. XXXVIII). Wie vehement sich diese beiden Auffassungen unterscheiden, hat der Spinozismus- bzw. Atheismustreit klar gezeigt. Dabei hat sich auch Ludwig Hohl an Spinozas Gott nicht sonderlich gestört, sondern in den *Nachnotizen* sogar ausdrücklich erklärt, dass es sinnvoll wäre, "einen Aufsatz zu schreiben: "Gott" bei Spinoza"; oder: 'Warum Spinoza Gott – dem Namen nach – nicht geleugnet hat' (Nr. 45). Vgl. auch S. 296, Anm. 44. [\[zurück\]](#)

<sup>21</sup> Diese Abgeklärtheit, eine Therapie und Beherrschung der Leidenschaften durch ihre rationale Kontrolle, die zur Unerschütterlichkeit des seelisch-psychischen Gemütsgleichgewichts führen soll – die antiken Philosophen sprachen von *ataraxia* (Seelenruhe) –, war seit jeher eines der wichtigsten Ziele des geistigen Übens. Hadot sagt dazu (S. 40): "Jede geistige Übung ist [...] in der Hauptsache eine Rückkehr zu sich selbst, die das Ich von der Selbstentfremdung befreit, zu der die Sorgen, Leidenschaften und Begierden es gebracht haben. Das auf diese Art befreite Ich ist nicht mehr unsere egoistische und den Leidenschaften unterworfenen Individualität, sondern unsere moralische Person, die für Universalität und Objektivität offen ist und an der universalen Natur und dem universalen Denken teilhat." [\[zurück\]](#)

<sup>22</sup> Weitere Belege liessen sich in den *Nachnotizen* und den zahlreichen verstreuten Zetteln des Nachlasses finden. So verdeutlicht die Nummer 402 der *Nachnotizen* z.B. eindrücklich, dass Ludwig Hohls eigenes "Arbeiten" immer schon in weit grösserem Ausmass aus Meditationsübungen als aus einer Schreibtätigkeit

bestanden hat: "Zwischen den zwei Ewigkeiten: dem Meditieren und dem Korrigieren (dem Eliminieren), ist für mich der winzige Teil, der für die meisten fast alles ist: das Niederschreiben des Textes."

Dieses Verhältnis zugunsten des philosophischen Übens kann man gewiss als weiteren Hinweis darauf lesen, dass Hohls tatsächliche Lebens- und Arbeitsweise ihn viel eher als einen (antiken) Philosophen denn als einen modernen Schriftsteller auszeichnen. Ein Beispiel für seine Überzeugung von der grossen Kraft der Meditation und von ihrer vordringlichen Funktion einer gedanklichen Öffnung auf ein "Volle[s]" oder "Ganzes" hin, findet sich auch in folgendem, nachgelassenem Zettel, datiert vom 10. April 1957, überschrieben mit "Wiederholung":

Durch Meditation das Volle wieder erreichen. *harmonia aphanês phanerês kreittôn* – alles (falsche) Vorbereitende – aller unnützer Intervall – die Schritte des Prof. Richard "pour arranger la neige".

[\[zurück\]](#)

<sup>23</sup> Die erste "Philosophenschule" gründete Platon "wenige Jahre nachdem Isokrates um 390 v. Chr. in Athen eine orstansässige Schule der Rhetorik eröffnet hatte" (Niehues-Pröbsting, S. 115). Ihm folgte Aristoteles, der mit Theophrast zusammen die peripatetische Schule gegründet hat. Um die Wende zum 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, eröffneten Epikur und Zenon schliesslich mit der epikureischen und der stoischen Schule die letzten der vier grossen, antiken Philosophenschulen, die sich alle in irgendeiner Weise auf Sokrates als ihren geistigen Gründervater berufen haben. [\[zurück\]](#)

<sup>24</sup> Das "erotische" Verständnis des Philosophen als eines ewig strebend sich um Weisheit Bemühenden, sie liebend Suchenden, der sie aber doch nie ganz zu erreichen vermag – der also "als philosophisch[er] zwischen den Weisen und Unverständigen mitten inne steht" –, ist dasjenige des platonischen Sokrates im *Symposion* bzw. der Lehre der "Mantineerin Namens Diotima", von der ihn Platon sagen lässt, dass sie ihn "in Liebessachen unterrichtet hat" (202d, zitiert nach: *Sämtliche Werke in 10 Bänden*, Karlheinz Hülser (Hg.); Insel, Frankfurt a.M., 1991, S. 131). [\[zurück\]](#)

<sup>25</sup> Bei Niehues-Pröbsting findet man dazu einen kurzen, überaus aufschlussreichen Überblick (S. 97-106). [\[zurück\]](#)

<sup>26</sup> Dass die Philosophen in der Antike als komische Käuze und reichlich skurrile Gestalten aufgefallen sind, haben wir bereits erwähnt (s. oben, S. 309f.). Wie wir bemerkt haben und Werner Jaeger festgestellt hat, lag der Ursprung der zahlreichen Legenden, die sich um die frühesten Philosophen gewunden haben, im "Befremden des Volkes über den neuen weltfremden, lebensabgewandten Menschentypus" des Philosophen-Forschers ("Über Ursprung und Kreislauf des philosophischen Lebensideals" (1928), in: *Scripta minora*; Edizioni di storia e letteratura, Roma, 1960, S. 348). Diese Feststellung dürfte insbesondere auf die Kyniker zutreffen. Obschon es unter ihnen in der Nachfolge von Antisthenes und Diogenes zu keiner eigentlichen Schulgründung gekommen ist, wird man doch auch sie – und gerade sie – neben den vier sokratischen Schulen auch zu den sokratischen Philosophen zählen dürfen. Dass die anekdotische Form der Überlieferung gerade in ihrem Fall nicht zufällig zustande gekommen ist, hat Niehues-Pröbsting bemerkt (a.a.O., S. 74):

Die anekdotische Form entspricht einem Philosophieverständnis, das vom Philosophen nicht bloss die Theorie, sondern damit in Einklang stehende Handlungen und eine exemplarische Lebensweise verlangt und nach dem wohl die Theorie zugunsten der Lebensweise wie im Kynismus, nicht aber umgekehrt diese für jene preisgegeben werden darf. Weil das das Philosophieverständnis der Antike war und nicht so sehr weil die antiken Historiographen so klatschsüchtig waren, besteht die antike Philosophiegeschichte in einem Ausmass aus Anekdoten, für das der Neuzeit der Sinn abhanden gekommen ist [...].

Darum ist es gewiss kein Zufall, dass gerade ein moderner "antiker" Philosoph wie Friedrich Nietzsche den Wert dieser Anekdoten und Legenden neu entdeckt hat: "Aus drei Anekdoten", lehrt er in seiner nachgelassenen Schrift *Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen* (KSA, Bd.1, S. 803), "ist es möglich, das Bild eines Menschen zu geben". [\[zurück\]](#)

<sup>27</sup> Von der Stoa abgesehen, siedelten sich alle Schulen ausserhalb der Mauern und an den Rändern von Athen an. Diese Rückzugsbewegung lässt sich vor ihnen bereits an der Lebensgemeinschaft der Jünger des

Pythagoras beobachten. Dass diese Isolierung weder bei Hohl noch bei den Gründern der Philosophenschulen freiwillig erfolgt ist, sondern auch ein Element des Zwangs an sich hatte, spielt dabei keine Rolle. Interessant ist hingegen, was Hohl an einem 21. Februar handschriftlich auf einen Zettel notiert hat, der im Nachlass erhalten geblieben ist (Jahrzahl fehlt leider):

Pro me

Nun: Kein Satz für mich so wichtig wie:

"Wer sucht, findet nicht, aber wer nicht sucht, wird gefunden."

Mich [unleserlich: "durchdringen"?] muss ich mit dem Wissen, dass es für mich keine Menschen – solche wie solche wie solche – mehr gibt. – Das aber zu erreichen muss ich mir geradezu eine alltägliche Disziplin auferlegen – wie culture physique oder Übungen der Mönche: (Denn die Augen, ganz so schlecht, suchen immer weiter ... Lass sie aber. Überzeuge dich innen.)

Die Gesichtsstudien [sic!] sind immer, sehr, fruchtbar; und jetzt im besonderen dringend zu pflegen. Hier zeigt sich, dass der Notizenschreiber zumindest von den Exerzitien der Mönche her eine gewisse Kenntnis von den antik-philosophischen Übungen gehabt haben muss, und dass er seine "culture physique" und seine "Gesichtsstudien" doch auch selber in diese Tradition hineingestellt hat. [\[zurück\]](#)

<sup>28</sup> Ludwig Hohl behielt insbesondere zu seinen beiden ersten beiden Frauen Charlotte ("Lotte") von Mayenburg und Hanny Fries einen ausgezeichneten Kontakt, der bis zum Tod von innerster Anteilnahme geprägt war. Hingegen scheint er mit Erna Tschanz nach vollzogener Scheidung kaum mehr und mit Heidi Antoine nur noch widerwillig in Verbindung getreten zu sein (mit letzterer meist nur um das gemeinsame Kind zu sehen). Reichlich unüblich für die damalige Zeit war auch, dass nie eine Frau bei ihm im Keller gewohnt hat. Erna Tschanz wohnte in der Parterrewohnung im gleichen Haus. Einige erhalten gebliebene Nachrichtenzettel in Hohls Nachlass scheinen darauf hinzudeuten, dass sie jeweils nur ausnahmsweise und auf schriftliche Bitte hin bei ihm im Keller übernachteten durften. [\[zurück\]](#)

<sup>29</sup> Wir haben in diesem Zusammenhang bisher nur auf Thales und Diogenes hingewiesen; zu erwähnen wäre freilich auch noch Heraklit. Pierre Hadot hat das auffallend Andere, Ungewöhnliche an der Lebensweise der frühen Philosophen ebenfalls schon als weiteres besonderes Charakteristikum gewertet (S. 40f.): „Ebenso wie das philosophische Leben ein Praktizieren der geistigen Übungen, ist, ist es ein Sichlosreißen vom Alltagsleben: Es bedeutet Umkehr, radikale Änderung der Weise, die Dinge zu sehen, des Lebensstils, des Verhaltens. Bei den Kynikern, den Meistern in der *akseis*, stellte die Entscheidung, sein Leben der Philosophie zu weihen, einen vollständigen Bruch mit der profanen Umgebung dar, ähnlich dem Ablegen der Mönchsgelübde im Christentum. Der Bruch fand seinen Ausdruck in einer Weise zu leben, ja sogar sich zu kleiden, die dem gewöhnlichen Menschen gänzlich fremd war. Deshalb wird der Kynismus manchmal nicht als Philosophie im eigentlichen Sinne bezeichnet, sondern als Lebensweise. Aber auch alle anderen Philosophenschulen leiten ihre Schüler zu einer neuen Lebensweise an, wenn auch in gemässigerer Form.“ Auch der Legendenreichtum, der sich um Ludwig Hohls sagenhaft antibürgerliche "Schriftstellerexistenz" gerankt hat und sein Werk immer noch überwuchert, lässt sich also – wenn man seine Existenz erst einmal als eine philosophische nach antikem Vorbild in den Blick nimmt – zumindest einordnen und verstehen. [\[zurück\]](#)

<sup>30</sup> Neben dieser "kulturkritisch motivierten Ablehnung des Geldes" interpretiert Niehues-Pröbsting das "sokratische Vorbild der Bedürfnislosigkeit" und seine Übernahme in den sokratischen Philosophenschulen auch als ein geeignetes Mittel zur Erlangung einer weitestmöglichen, philosophischen "Autarkie, die einzuüben Sinn der Askese ist" (a.a.O., S. 104). [\[zurück\]](#)

<sup>31</sup> Auf den ersten Blick scheint der von Hohl als wichtig zitierte Satz von Karl Kraus den Subjektivismusverdacht krass zu bestätigen, dem wir in dieser Arbeit schon so oft begegnet sind und den wir ebenso oft auch schon zurückgewiesen haben. Es gilt hier aber einen gewichtigen Unterschied vor Augen zu führen zwischen dem Subjektivismusvorwurf der Literaturwissenschaftler und einem philosophischen Subjektivismus. Der Subjektivismusvorwurf gegen Hohl unterstellt ihm, Dinge an die Öffentlichkeit gebracht zu haben, die diese eigentlich gar nichts angeht bzw. nur, wenn sie sich speziell für das Subjekt Hohl interessiert. Man müsste also eigentlich richtigerweise von einem Privatismus-Vorwurf reden, der Ludwig Hohl des Breittretens seiner ganz persönlichen Weltanschauungen und des Zurschaustellens seiner idiosynkratischen psychischen Symptome

unter aller Augen bezichtigt. Dieser (literaturwissenschaftliche) Subjektivismusverdacht gegen Hohl wird nun aber durch den Satz von Kraus in keiner Weise bestätigt. Wenn Kraus nämlich von "guten Ansichten" spricht, sind es nicht jene, die diese haben, die sie gut nennen, und auch nicht Kraus persönlich. Ihre Qualität scheint vielmehr eine objektiv "gute" zu sein, welche den einzelnen, die sie auch subjektiv hegen, aber womöglich nichts nützt, weil sie selber nicht auf der Höhe dieser Ansichten sind, weil sie sie nur vertreten und im Grunde gar nicht ernsthaft übernehmen.

Die Frage des philosophischen Subjektivismus ist eine ganz andere. Hier gilt es freilich genauer zu unterscheiden zwischen einem sophistischen Subjektivismus, der den Menschen zum Mass aller Dinge erklärt, einem Berkeley'schen (ontologischen) Subjektivismus, der das Bewusstsein zur einzigen Realität erklärt, dem (erkenntnistheoretischen) Subjektivismus bei Descartes und einem ganz andersartigen in der Fundierung der Erkenntnis in den subjektiven Formen der Anschauung und Verstandesbedingungen in der kritischen Philosophie Kants, der phänomenologisch-intentionalen Bewusstseinsanalyse bei Husserl und vielen anderen Formen des Subjektivismus mehr. In diesem vielfältigen *philosophischen* Sinn ist das Verdikt "Subjektivismus" dann allerdings nicht mehr automatisch der vernichtende Einwand, als der es gegen Hohl immer wieder ins Feld geführt wurde. So gesehen wird man mit Blick auf seine Philosophie der *Notizen* gewiss von einem erkenntnistheoretischen Subjektivismus sprechen dürfen, von Bewusstseinsphilosophie hingegen sicher nicht. [\[zurück\]](#)

<sup>32</sup> Ein weiteres "exercice spirituel", das Hadot "de[n] Blick von Oben" nennt (vgl. S. 123-135), liesse sich bei Hohl ebenfalls leicht identifizieren, soll hier aber nicht auch noch weiter ausgeführt werden. [\[zurück\]](#)

<sup>33</sup> Redundanz ist hier – und war es in unserer Arbeit an vielen anderen Stellen schon – unvermeidlich. Sie ist indes für uns nicht ohne eigenen Wert. Indem wir erkennen, dass sich uns, was wir eben als "antike" Philosophie" eingeführt haben, unter verschiedenster Perspektive und im Zusammenhang mit den unterschiedlichsten Forschungsfragen in Hohls *Notizen* immer schon abgezeichnet hat, steigern diese Wiederholungen jedes Mal die Plausibilität des von uns eingeschlagenen "antiken" Zugangs zu seiner Philosophie, wobei bereits Gesagtes nachträglich sich bestätigt und in einen einheitlichen, philosophischen Zusammenhang einfügt. [\[zurück\]](#)

<sup>34</sup> Wie ausgiebig Ludwig Hohl diese Selbstaufzeichnung betreiben hat, haben andere schon klar genug gezeigt. Auch wir sind in unserer Arbeit wiederholt auf beeindruckende Beispiele von Hohls Selbstaufzeichnungspraxis gestossen. Hugo Sarbach hat darauf hingewiesen, dass Hohl bereits im jugendlichen Alter damit begonnen hat, seine geistigen und körperlichen Leistungen minutiös zu protokollieren. Sein *Jugendtagebuch* und seine *Bergtourenhefte* sind deutliche Belege dafür. Anhand vieler Materialien aus dem Nachlass hat Sarbach zu Recht darauf insistiert, dass Hohl diese Selbstprotokollierungspraxis in späteren Jahren weiter betrieben, ja bisweilen sogar ins manisch Anmutende ausgeweitet hat ("Ludwig Hohls Lebensspuren" in: *Quarto* Nr. 36/2013, S. 20-24). Tatsächlich findet man in Hohls Nachlass unzählige Tabellen, auf denen er seinen eigenen körperlichen Zustand, aber auch denjenigen seiner Frauen vermisst und aufzeichnet. Diese wahrhafte Aufzeichnungswut korreliert mitunter mit körperlichen Übungen, die er in einer geradezu experimentell zu nennenden Versuchsanordnung serienmässig angestellt hat. So macht er wiederholt dieselbe Fahrradtour und zeichnet dabei seine körperliche Verfasstheit (Puls, Blutdruck, Körpertemperatur) genauso sorgsam auf, wie die meteorologischen Bedingungen (vgl. Abbildung S. 22).

Obschon wir auf diesen Zusammenhang im Rahmen dieser Arbeit nicht mehr weiter eingehen werden, darf an dieser Stelle zumindest der Hinweis darauf nicht fehlen, dass auch Ludwig Hohls "culture physique" vor dem Hintergrund der antik-philosophischen Diätetik zu interpretieren ist. Dabei wäre unter 'Diätetik' allerdings nicht eine reine Ernährungslehre zu verstehen, sondern eine umfassende Lehre von einer durch genaue körperliche und geistige Selbstbeobachtung und entsprechende, individuell angepasste Masshaltung in allen Lebensbereichen zu verwirklichende, ideale Lebensweise (griech. *diätia*). Wenn bei dieser Selbstbeobachtung und -therapie in der antiken Diätetik die 'sex res non naturales' im Vordergrund standen – d.h. Luft und Licht, Speis und Trank, Arbeit und Ruhe, Wachen und Schlafen, sowie die Ausscheidungen des Körpers und die Zustände des Gemüts –, dann finden wir zu *allen* diesen Bereichen in Hohls Selbstaufzeichnungen auffallend viele Einträge. Gerade in Bezug auf seine "culture physique" würde sich darum

ein antik-philosophischer Zugang zu Ludwig Hohl in Zukunft noch als sehr fruchtbar erweisen können. [\[zurück\]](#)

<sup>35</sup> "Die 'Ermahnungen an sich selbst' des Marc Aurel stellen [...] ein äusserst wertvolles Dokument dar. Mit ihnen blieb uns ein bemerkenswertes Beispiel für eine schriftliche Gattung bewahrt, die in der Antike sehr häufig vertreten gewesen sein muss, aber schon allein durch ihren Charakter dazu prädestiniert war, nicht aufbewahrt zu werden: Die der Schrift anvertrauten Meditationsübungen" (Hadot, S. 72). Ob Hohl das Werk von Marc Aurel gekannt hat, lässt sich nicht mehr feststellen. Da es sich bei dieser Schrift aber um einen der bekanntesten Texte der gesamten stoischen Literatur handelt, und der Notizenschreiber ja u.a. gerade auf diese Philosophie rekurriert, wenn er den Punkt bezeichnet, aus dem die Philosophie nach antikem Vorbild neu zu beginnen wäre (vgl. S. 280), dürfen wir durchaus davon ausgehen. In diesem Zusammenhang ist auch die Feststellung interessant, dass Friedrich Nietzsche, von dem wir gezeigt haben, dass sein Einfluss auf Hohl ebenso wegweisend wie nachhaltig war, in einem Brief an seinen Freund Erwin Rohde bekennt, dass auch er dieses Werk sehr geschätzt hat. Dabei scheint Nietzsches Wertschätzung ganz der ethisch-praktischen Absicht des antiken Philosophierens gegolten zu haben, wenn er Rohde im Jahre 1873 vor dessen Abreise nach Italien schreibt (*Gesammelte Briefe II*, E. Förster-Nietzsche et al. (Hgs.) ; Insel, Leipzig, 1903, S. 404): "Ich wünsche Dir reinen Himmel, heiteres Gemüt und empfehle als mein Stärkungsmittel Dir den Marcus Antonius, man wird so ruhig dabei." [\[zurück\]](#)

<sup>36</sup> Wilhelm Capelle übersetzte den Titel *eis heuaton* mit "Selbstbetrachtungen". Dieselbe Kritik an seiner Übersetzung hat auch Niehues-Pröbsting angemeldet, indem er feststellt, dass "der Titel 'eis heuaton' [...] mit 'Selbstbetrachtungen' [...] irreführend wiedergegeben ist. Denn Marc Aurel redet weniger über als vielmehr mit sich selbst, oder besser noch: er redet zu sich selbst und sich selbst an; er ermahnt nur sich selbst" (S. 92). [\[zurück\]](#)

<sup>37</sup> Anzeichen für Hohls "grosses Ja" zur Welt und zum Leben (XII,61) findet man über die gesamten *Notizen* hinweg verstreut. Das beginnt schon im 38. Stück ihres ersten Teils, in dem es heisst: "Und zuletzt glaube ich immer noch an eines: an die Welt. DIE WELT IST DIE GRÖSSTE ALLER PERSÖNLICHKEITEN", und setzt sich fort bis zum 148. Stück des letzten Teils, in dem von einem "Vertrauen zu der Welt" die Rede ist, "– wie zu einem Bruder". Dazwischen zeigt sich aber auch, dass dieses "Ja", dieser Glaube und das Vertrauen keineswegs eine einfache Gegebenheit sind, gleichsam eine angeborene Haltung, sondern eine methodisch gegen alle offenkundigen Widerwärtigkeiten immer wieder neu zu erringende. Das sieht man etwa im 111. Stück des zweiten Teils mit dem Titel "Zur Überwindung des Leidens", in dem der Notizenschreiber von einem "mörderisch, in grauenhafter Freche zu schreien" beginnenden Vogel spricht, der ihm nach einer schlaflosen Nacht fast den Verstand raubt:

[...] es stürzt wie eine See in die Ohren [scil. das Vogelgeschrei], es könnte wahnsinnig machen. Ich bin kein Kind mehr und in meiner Verzweiflung (Notlage) weiss ich: es gibt nur *ein* Mittel, und greife darnach: so schnell wie möglich akzeptieren, völlig bejahen, und schon fühle ich: die Wirkung vergeht; schon wird der Ton nur noch wie der Boden meines Zimmers, den ich auch nicht beachte, wie meine Füsse, die mich auch nicht im Denken stören.

Im 89. Stück des letzten Teils schliesslich schilt Hohl Pascal gar einen "Krüppel", weil er "nicht imstande [war], das Leben zu wollen", und zählt anschliessend "all die anderen *bejahenden* Geister [auf], von Heraklit bis Goethe, mögen sie so gross sein wie Spinoza und Montaigne oder so einfach selbst wie dieser kindliche Voltaire!" [\[zurück\]](#)

<sup>38</sup> Auf die Bedeutung der "geistigen Übung" der "Prämeditation" im Kontext der antiken Philosophie hat auch Paul Rabbow hingewiesen (*Antike Schriften über Seelenheilung und Seelenleitung, auf ihre Quellen untersucht. Band I: Die Therapie des Zorns*, S. 155): "Von der Wirkung der Prämeditation begegnen wir in der psychotherapeutischen Literatur im wesentlichen drei verschiedenen Auffassungen. Die andauernde Übung, in der man die möglichen Übel 'vordenkt', bewirkt allmählich – rein psychologisch – eine Gewöhnung an sie und ein Gefasstsein auf sie; oder man gewinnt in währendem Vordenken die Erkenntnis, dass die Übel Menschenlos sind, und den Entschluss der Ergebung in das Schicksal; oder die lange Zeit des Vordenkens ermöglicht die allmähliche Erkenntnis, dass die Übel keine Bedeutung haben, und damit die Sicher-



heit gegen Affekt. Die Auffassungen, die natürlich vielfach ineinanderlaufen, bezeichnen drei verschiedene Stufen vom rein Psychologischen und Irrationalen bis zum rein Intellektuellen." [\[zurück\]](#)

<sup>39</sup> In dieser Novelle tritt ein Mensch auf – "erfüllt von namenloser Traurigkeit". Anschliessend wird eine zweite Figur eingeführt, eine regelrechte Verkörperung der allgemeinen Leichtfertigkeit. Von dieser heisst es: "Dieser Mensch nahm die Dunkelheiten, die wirklichen Verhältnisse (die bei ihm, wie bei jedem, so und so dunkel *werden* mussten) nicht an, er umging alle Auseinandersetzungen, er wandte sich überall, alltäglich dem Leichten zu, wo es nur sich finden liess, gleichviel, wem, wohin es gehörte [...]" Von diesem Sorglosen sagt nun der namenlos Traurige, dass er nur glücklich *scheine*, sein ignorant-fröhliches Dasein jedoch in Wahrheit weder "Gewicht" noch Bedeutung habe. Dass *er selber* hingegen "Gewicht besass", davon war der Traurige überzeugt. Und auch die Gründe dafür sind ihm wohl bekannt:

[...] sein Gewicht rührte eben daher, dass er den Dingen nicht davonlief, sondern an seinem Orte blieb, um sie weiterzubringen (was nichts anderes heisst als – im höchsten Sinne – arbeiten: jener andere floh auch, wie es sein musste, jede gewöhnliche Arbeit); dass er die Dinge, das seinige *bejahte*, somit auch das unentrinnbar verbundene Dunkel bejahte ... Davon kam sein Gewicht.

"Das Dunkel bejahte"? Das hiess, dass man das Dunkel also auch bejahen konnte? – Er staunte; was er anderswo längst gekannt hatte, sah er auf einmal an einer neuen Stelle; übte er sich, als möglich auch an dieser Stelle zu erkennen; er mühte sich, es auch dahin als ein Mögliches zu tragen, riss die Augen auf, hob die Augen; *wagte*. [...]

Mit dem Versuch, den er wagte, geschah Seltsamstes: Das Dunkel war nun, als er es bejahte, geringer als beim vorherigen Leben mittels einer Gegenmassnahme, – es ist einer der seltsamsten Vorgänge, den vielleicht weniger als irgend etwas anderes derjenige, der ihn nicht erlebt hat, versteht.

Durch das Hinschauen mit voller Aufmerksamkeit war der Mann gerettet, ja, er spürte, dass er wuchs durch es. Seine Tränen sind versiegt, ohne dass er lustig wurde, er ist deutlich zwei und doch einer – einer hier und einer über und fern von ihm –; zwei? – doch nicht getrennt und kalt: denn er erkennt sich nun in jedem andern.

In dieser "Novelle" sieht man nicht nur, dass Ludwig Hohl in der Lebensbejahung, vollzogen als eine "unvor-eilige Versöhnung", eine rettende Kraft erkennt, sondern auch, dass diese Erkenntnis zur Rettung noch nicht ausreicht: der Versuch muss *gewagt werden*, der Mann beginnt sich *zu üben* in der neuen Sichtweise und *müht* sich unablässig. Nicht nur in seinem theoretischen Inhalt, auch in seinem praktischen Vollzug erinnert dieser Erkenntnisprozess an ein "exercice spirituel". (Zur "Kraft des *Bejahenkönnens*" als Inbegriff jeder Geisteskraft und mit Hinsicht auf den Untertitel der *Notizen* vgl. weiter die Nummer 281 der *Nachnotizen*.) [\[zurück\]](#)

<sup>40</sup> Später kommt Pierre Hadot mit folgenden Worten noch einmal auf diesen Perspektivenwandel im geistigen Üben zurück (S. 81): "Der veränderte Blick bringt also eine Versöhnung zwischen Mensch und Dingen mit sich. In den Augen des mit der Natur vertrauten Menschen findet alles eine neue Schönheit." [\[zurück\]](#)

<sup>41</sup> "Man darf nicht vergessen, dass die Analyse der Träume zu den Existenztechniken gehörte. Denn die Bilder des Schlafes, oder zumindest einige von ihnen, galten als Realitätszeichen oder Botschaften von Künftigem; sie zu entziffern war von hohem Wert: ein verständiges Leben konnte dieser Aufgabe nicht entraten" (a.a.O., S. 11). Wie Hadot bemerkt, waren "Platon und Zenon [...schon] der Meinung, dass es nützlich sei, seine Träume zu durchforschen, um sich über den Zustand der eigenen Seele Klarheit zu verschaffen" (S. 59). [\[zurück\]](#)

<sup>42</sup> Von jenen Forschern, die sich bisher zu der Bedeutung dieses X. Teils der *Notizen* nicht einfach ausgesprochen haben, wurde noch keine brauchbare Interpretation seiner Funktion in ihrem Gesamtzusammenhang geliefert. Natürlich musste sich Bänninger bei dem Versuch, sein lineares Strukturmodell der *Notizen* plausibel zu machen, zu diesem Teil dennoch äussern. Er tut das folgendermassen (S. 66): "Hohl begreift den Traum als einen Bestandteil seines idealistischen Lebens. [...] Träume, die uns das Unterbewusste zuführt, sind in der Auffassung Hohls Sinnbilder [des] eigenen, unverfälschten Lebens und [der] 'inneren' Wahrheit; [...] Der Mittelbarkeit der Literatur folgt im thematischen Aufbau des Werks die Unmittelbarkeit des Traums,

der sich bereits nahe beim Ideal des Realen aufhält. Der Traum ist Symbol innerster Anschauung in der Verarbeitung eines irgendwann Empfangenen.“

Dieser psychologistischen Auffassung muss klar widersprochen werden. Träume sind für Ludwig Hohl eben gerade nicht "Sinnbilder" eines "unverfälschten Lebens" oder einer "'inneren' Wahrheit". Sie sind vielmehr Indikatoren dafür, wie es um unser reales Leben steht. Um als solche Indikatoren funktionieren zu können, bedürfen sie aber gerade auch die ihrer Transformation in die *Mittelbarkeit* der schriftlichen Protokollierung. Und schon gar nicht zeichnet sich in ihnen eine irgendwie geartete innere Wahrheit unserer selbst ab, auf die wir festzulegen wären. Ganz im Gegenteil dienen die Träume dazu, unser Selbst, von dem es keine Wahrheit, sondern immer nur einen momentanen Zustand und eine Geschichte vergangener Zustände geben kann, so weiter zu gestalten, dass es sich in Richtung auf seine niemals abzuschliessende philosophische Vervollkommenheit entwickelt.

Weit weniger breit und verbindlich, dafür umso treffender hat sich Kronig zur Funktion des Traums bei Hohl geäussert (S. 64): "Er [scil. Hohl] stellt mit seinen Träumen gewissermassen Experimente an; die Schlussfolgerungen, die er daraus zieht, [...] zeugen von einem hohen Mass an Selbstbeobachtung. Hohl weiss nämlich, dass jede wahre Beobachtung beim eigenen Ich beginnen muss. Wie kann einer die Welt sehen und würdigen, wenn er sie da, wo sie ihm am nächsten ist, beim eigenen Selbst, nicht sehen und würdigen will?" [\[zurück\]](#)

<sup>43</sup> Die ersten Traumaufzeichnungen von Ludwig Hohl finden wir bereits in den Aufzeichnungen aus seiner Jugendzeit. Im *Jugendtagebuch* verzeichnet er am Montag, den 6. Februar 1922, z.B. einen "merkwürdigen Traum vom Piz Aul" und knapp zwei Wochen später erneut einen "leuchtenden Traum". Wohl nicht ganz zufällig fallen diese frühen Aufzeichnungen just in die Zeit, in der Ernst Aeppli, der spätere Jung-Forscher, die Stellvertretung für Hohls verhassten Deutschlehrer von Greyerz übernommen hat. [\[zurück\]](#)

<sup>44</sup> Natürlich wird genau diese Bewegung des sich Einfügens in die Gesamtheit des uns Umgebenden nicht nur im ersten Teil der *Notizen* thematisiert; eine der Passagen, in denen Hohl diesen Prozess am klarsten beschreibt, finden wir im 133 Stück des zweiten Teils:

Aber die Menschen bekommen ihren Wert in der Masse, wie es ihnen gelingt, sich in das All einzufügen, genauer, an ihrer Eingefügtheit bewusst teilzunehmen.

Es sei darum von Beginn weg gesagt, dass wir nicht behaupten wollen, es handle sich bei den zwölf Abteilungen um thematisch-inhaltlich abgeschlossene Blöcke. Das gerade nicht. Nicht ihr "Inhalt" oder irgendein philosophischer "Gehalt" ist es, der die zwölf Teile unterscheidet, sondern ihr jeweiliger Blickwinkel, unter dem das immer gleiche philosophische Programm der "Umlenkung der Seele" in den *Notizen* angegangen wird. [\[zurück\]](#)

<sup>45</sup> Bei Hadot heisst es dazu (S. 19): "Wie man sieht, ist die Meditationsübung darauf angelegt, das in unserem Innern geführte Gespräch zu meistern, um ihm Zusammenhang zu verleihen und es nach jenem einfachen und allgemeingültigen Prinzip zu ordnen, das darin besteht, zwischen dem, was in unserer Macht steht, und dem, was nicht in unserer Macht steht, zwischen Freiheit und Natur, zu unterscheiden." Bei Epiktet selber lautet diese Unterscheidung wie folgt (*Dulde und Entbehre. Ein Handbüchlein der Moral*, S. 17): "Einige Dinge stehen in unserer Macht, andere hingegen nicht. In unserer Macht sind Urteil, Bestrebung, Begierde und Abneigung, mit einem Worte alles das, was Produkt unseres Willens ist. Nicht in unserer Macht sind unser Leib, Besitz, Ehre, Amt, alles, was nicht unser Werk ist." [\[zurück\]](#)

<sup>46</sup> Weitere Stücke liessen sich wie gesagt leicht finden. So z.B. in II, 104, wo gesagt wird, dass "die Grösse des Menschen [...] *nicht in der Beherrschung des Ganzen* [liegt], sondern in der Sauberkeit seiner eigenen Linienführung, in der Klarheit *seines* Getriebes", und in dem Hohl wohl zu Recht darauf hinweist, dass "dieses Fundamentalste unserer Bedingungen zu wissen, erstens schwieriger und zweitens nötiger [geworden ist] als vorher, denn die grossen wissenschaftlichen Entdeckungen, angewendet in der Technik, blenden stark." Für weitere klare Beispiele s. u.a. II, 173, 174 und 333. [\[zurück\]](#)

<sup>47</sup> Auch Pierre Hadot widmet der Übung "mit andern reden lernen" in *Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike* ein eigenes Unterkapitel (S. 23-29). [\[zurück\]](#)

<sup>48</sup> Schon in Epiktets *Diatriben* hat Moser einen zunehmenden Abstand zwischen Lehrer und Schüler im antik-philosophischen Unterricht festgestellt (S.263): "Der Dialog [steht] nicht mehr im Mittelpunkt der philosophischen Unterweisung. Die Hauptrolle spielt vielmehr der systematische Lehrvortrag [...] Dem Vortrag wird gegenüber dem Gespräch, dem Hören gegenüber dem Diskutieren eine Priorität eingeräumt." Am Beispiel von Plutarch zeigt Moser auf, dass in diesem neuen Abstand "einige wichtige Elemente der dialektischen Struktur" beibehalten werden (S. 270): "Insbesondere ist er [scil. Plutarch in seiner Abhandlung über das Hören] bestrebt, jene Einheit von Wahrheits- und Selbstprüfung zu etablieren, die auch Sokrates in seinem elenchos herzustellen suchte." Wie Moser im Anschluss weiter ausführt, kommt es im Übergang vom Dialog zur Rede zwar zu einer neuen Rollenverteilung zwischen Lehrer und Schüler, indem nun nicht mehr jener diesen prüft, sondern dieser sich jetzt vor allem selbst zu prüfen hat. In unserem Zusammenhang kommt es aber nur darauf an, dass beide philosophischen "Übungen", die Hohl im dritten Teil der *Notizen* thematisiert: die Rede *und* der Dialog, wichtige Elemente der antik-philosophischen Selbstsorge waren und in genau dieser Funktion auch in seinen *Notizen* aufscheinen. [\[zurück\]](#)

<sup>49</sup> Dies entspricht der Position von Christian Moser, wie er sie im Abschnitt "Kein Lesen ohne Schreiben" in seiner grossen Studie zur buchgestützten Subjektivität dargestellt hat (S. 289ff.). [\[zurück\]](#)

<sup>50</sup> Wie es der Titel dieser Notiz (IV,20) sagt, haben wir es hier mit einer "Dissonanz" zu tun. Einerseits muss der Autor, um ernsthaft zu bleiben, seine Nächsten verändern wollen; andererseits darf er sie nicht ändern wollen, da der Erfolg dieser Unternehmung nicht 'in sua potestate' steht, und er also ob seinem allfälligen Misserfolg leicht verzweifeln könnte. Was Hohl eine "Dissonanz" nennt, hat Kant im Antinomien-Teil der Transzendentalen Dialektik der *Kritik der reinen Vernunft* einen "Widerstreit" genannt. Er besteht aus zwei Thesen, die beide als wahr erkannt werden, sich in ihrer Gültigkeit aber wechselseitig widersprechen. [\[zurück\]](#)

<sup>51</sup> Der Beleg für diese Einschätzung findet sich in einem Eintrag Hohls in ein Notiz-Heft, den Rudolf von Bitter im Nachwort zu seinem Briefband *Ludwig Hohl. 'Es ist schwer, so ins Dunkle zu reden'. Briefe an Isak Grünberg 1930-1937* zitiert (S. 119): Während ich früher[...] geglaubt habe, dass ich ein Dichter sei, d.h. ein Mann, der unter günstigen Umständen halb unnütze halb prachtvolle Gebilde in die Welt stellt ([...]), so weiss ich jetzt (33/34) immerwährend, dass ich unter allen Umständen eine geistige Macht bin [...].  
Nur nebenbei sei bemerkt, dass ohne Kenntnis dieser bis vor kurzem unveröffentlicht gebliebenen Passage eine Notiz wie das Stück VII, 173 nur halbwegs verständlich gewesen ist. Wenn Hohl in dieser Notiz aber darauf insistiert: "Aber man muss die Umstände kennen", dann liegt darin ein neuerlicher Hinweis darauf, dass für eine philosophische Interpretation der *Notizen* die Kenntnis seiner Lebensumstände bzw. wie er sich darin gehalten hat, erforderlich ist. Dafür haben wir im ersten Kapitel schon ausführlich argumentiert. Weitere, immer noch unveröffentlichte Belege für Hohls Selbstverständnis als "geistige Macht" findet man auch im *Grundmanuskript*, so z.B. zu Beginn des Eintrags zum Jahresende 1934 mit dem Titel "Von mir. Von Kunstformen" (S. 103, vgl. Abbildung oben, S. 329). [\[zurück\]](#)

<sup>52</sup> In der gesamten Geschichte der Philosophie hat vielleicht kein Denker nach ihm dieses anstachelnde, aufreizende, provokative Element in der Rede besser beherrscht als Sokrates. In der *Apologie* lässt ihn Platon zu seinen Anklägern sagen (36c), er habe sich sein Leben lang darum bemüht, "jeden von euch zu bewegen, dass er weder für irgend etwas von dem seinigen eher Sorge bis er für sich selbst gesorgt habe wie er immer besser und vernünftiger wo möglich werden konnte, noch auch für die Angelegenheiten des Staates [...]". Für diese "grösste Wohltat" an seinen Mitbürgern hat er freilich gerade er teuer bezahlt. – [\[zurück\]](#)

<sup>53</sup> Unsere Bemerkungen zur antik-philosophischen Lektüre- und Schrifttechnik folgen über weite Strecken dieser überragenden Studie von Christian Moser. [\[zurück\]](#)

<sup>54</sup> "Das Lesen findet seine Ergänzung im Schreiben, ja das Schreiben ist notwendiger Bestandteil eines Lektürevorgangs, der mehr sein will als ein kognitiver Akt. Schreibend macht sich der Leser das Gelesene ganz zu eigen; schreibend festigt er die Überzeugungen, die er durch Lektüre gewonnen hat; schreibend legt er davon Zeugnis ab, dass er sich mit den aufgenommenen Wahrheiten identifiziert und sie als identitäts-

stiftende Elemente verinnerlicht hat. Zwischen der Lektüretätigkeit und dem autobiographischen Schreiben besteht mithin eine enge Beziehung. [...] Auf der einen Seite steht das Lesen nicht nur im Zeichen der Selbst-erkenntnis, sondern auch der Selbstformung. Auf der anderen Seite beschränkt sich die Aufgabe des Schreibens nicht auf die bloße Darstellung des Selbst, sondern erfüllt eine ethopoetische Funktion – es dient der Umgestaltung und der Disziplinierung des schreibenden Subjekts“ (Moser, S. 9). [\[zurück\]](#)

<sup>55</sup> Dass sich ansonsten der VII. Teil der *Notizen* am schwersten und zugegebenermaßen auch am schlechtesten in das Schema der Strukturierung ihrer zwölf Teile anhand von "exercices spirituels" einordnen lässt, ist eine Schwierigkeit, die unsere Strukturanalyse mit jeder anderen möglichen teilt. Offensichtlich handelt es sich bei diesem Auszug weitgehend um eine Sammlung von Stücken, die Ludwig Hohl in keine der übrigen Betrachtungsweisen einzuordnen vermochte und dennoch nicht unpubliziert lassen wollte. Auch unter diesen nicht eindeutig zuordenbaren Stücken findet man aber viele, die "Regeln" und "Maximen" im Sinne von philosophischen Selbstgestaltungsanweisungen beinhalten (z.B. in den Stücken 140, 141 und 150). [\[zurück\]](#)

<sup>56</sup> Zum 'Apophthegma' vgl. S. 369f. Zum 'Hypomnema' erklärt Moser (S. 301f.): "Die etymologische Bedeutung des Nomens *to hypomnema* lautet: das Denkmal, die Erinnerungshilfe. *Hypomnemata* sind also Notizbücher, die als Gedächtnisstütze fungieren. Sie enthalten Lese Früchte und Zitate, Gedanken, die man in Vorträgen oder im Gespräch gehört hat, Überlegungen, die man selbst angestellt hat, Entwürfe und Ideen für künftige Arbeiten, kurz: eine Sammlung von Gehörtem, Gelesenem und selbst Erdachtem, das für künftigen Gebrauch – sei es im Kontext literarischer Komposition, sei es im Rahmen der Arbeit ethischer Selbstdisziplinierung – aufbewahrt und bereit gehalten werden soll." [\[zurück\]](#)

<sup>57</sup> Später fügt Hadot noch hinzu (S. 57f.): "In der antiken Philosophie setzte die *prosoche* die Meditation und das unaufhörliche Memorieren der Lebensregel (*kanon*), der Prinzipien voraus, die auf jede einzelne Situation und auf jeden Augenblick des Lebens angewandt werden sollen. Ständig muss man die Prinzipien des Lebens, die Grunddogmen, "griffbereit" haben. [...] Diesem Bedürfnis, eine bestimmte Anzahl kurzer und prägnanter Formulierungen zur Hand zu haben, entsprachen die zahlreichen Sammlungen von Apophthegmen und die sogenannten *Kephalaia*, denen wir in der monchischen Literatur begegnen. Die Apophthegmen sind berühmte Aussprüche der Alten, der "Väter der Wüste" [...]. Diese literarische Gattung war ebenfalls in der philosophischen Tradition vertreten: zahlreiche Beispiele dafür finden sich im Werk des Diogenes Laertios. Die *Kephalaia* dagegen sind eine Folge von relativ kurzen Sentenzen, zumeist in Gruppen von je hundert, den sogenannten *Centuria*, zusammengefasst. Auch diese literarische Gattung (Gruppierung von kurzen Sentenzen) wurde in der traditionellen philosophischen Literatur hoch geschätzt, wovon die „Ermahnungen an sich selbst“ des Marc Aurel und die „Sentenzen“ des Neuplatonikers Porphyrios Zeugnis ablegen. Diese Art von Schriften dient dazu, die heilsamen, den verschiedenen Lebenssituationen angepassten Formulierungen zu memorieren." [\[zurück\]](#)

<sup>58</sup> Interessanterweise hat Ludwig Hohl über die ursprünglichen Version dieser Notiz im *Grundmanuskript* vom 24. Februar 1935 folgenden Titel gesetzt: "Höchste Wissenschaft". An dieser Stelle zeigt sich, dass Hohls Wissenschaftsverständnis ebenso ambivalent einmal positiv und einmal negativ besetzt sein kann, wie wir das von seinem Philosophieverständnis gezeigt haben. Bei dieser Gelegenheit gilt es darum noch einmal zu betonen, dass der Notizenschreiber in keiner Weise wissenschaftsfeindlich ist, sondern im Gegenteil am hohen Wert und Rang ernsthafter Wissenschaftlichkeit nie gezweifelt hat. Ein anschauliches Beispiel für diese doppelte Verwendung des Begriffs bietet die Notiz III,17, in der von einer typisch *wissenschaftlichen* Form der "Geschwätzigkeit" die Rede ist, die ein "Fliehen vor der höheren Arbeit: vor *wissenschaftlichem* Entdecken [ist]" (Hervorhebung MR). Eine Erklärung dessen, was Hohl unter Wissenschaft im *positiven* Sinne verstanden hat, die gleichzeitig die ungeheure Distanz zu dem anzeigt, was man gewöhnlich unter einem wissenschaftlichen Vorgehen oder einem wissenschaftlichen Produkt versteht, findet sich im 372. Stück der *Nachnotizen*. Wenn in dieser Erklärung "Wissenschaftlichkeit" im Kontext der Kunst vorgeführt wird, können wir das entsprechende Verständnis wie gesagt ganz analog auf die Wissenschaftlichkeit der Philosophie übertragen:

Was ich mit "Wissenschaftlichkeit" meine, möge man nicht falsch verstehen. Ich meine damit eben jene "Dreidimensionalität" in der Kunst, im Geist [...]; dasjenige Element, welches bei Stendhal, bei Proust überdeutlich da ist, aber auch bei vielen anderen, und auch Frühern; also eine Haltung des Geistes. Jene Haltung und Art des Geistes, welche das tiefste Staunen bringt, die wunderbarsten, die *reichsten* Farbigkeiten in der Kunst ermöglicht [...]; jene Art und Haltung des Geistes, welche so deutlich Valéry, anhand von Leonardo, uns vor Augen führt; diese Geistes*höhe* [...].

Nachdem Hohl in dieser Passage sein Verständnis von "Wissenschaftlichkeit" in einem *literarischen* Erzeugnis demonstriert hat, veranschaulicht er das Gesagte durch ein Beispiel aus der bildenden Kunst (a.a.O.):

[...] ein viel deutlicheres Beispiel für das, was ich mit "Wissenschaftlichkeit" meine, ist mir eingefallen: Cézanne! Das fortwährend in höchstem Masse in Cézannes Bildern Vorhandene, das uns so überaus entzückt. Was ist es? Fortwährendes Bewusstsein, Leuchten des Bewusstseins ins *Einzelne*, Lebendigmachen alles Einzelnen!

Den entscheidenden Aufschluss über die genaue Bestimmung dieses "fortwährende[n] Bewusstseins" haben wir bereits gefunden auf jenem unveröffentlichten Notizzettel im Nachlass, datiert vom 1. Februar 1952, auf dessen Rückseite das Schlagwort "Wissenschaft" angegeben wird (vgl. Abbildung S.126). [\[zurück\]](#)

<sup>59</sup> Im 103. Stück dieses letzten Teils wiederholt der Notizenschreiber seine grundlegende Auffassung von der Flüchtigkeit jeder Erkenntnis noch einmal:

Man kann die Wahrheiten wie die Gesichter nicht aufbewahren. Was sind Worte? Nicht viel mehr als ein Gesicht.

Und bereits in den *Nuancen und Details* hatte Hohl festgestellt (III,1):

Kein Wissen wird es hinausbringen über das, was ein edles Bild auch erreicht: eine momentane Rettung und ein Gleichnis.

Wenn Hohl in einer Fussnote zu diesem Stück nicht ohne Stolz zugibt, seine Auffassung von einem nur momentanen Wissen hätte schon Goethe vertreten, dann können wir ihren Ursprung nun noch viel weiter zurückverfolgen bis hinein in die "exercices spirituels" der antiken Philosophen. [\[zurück\]](#)

<sup>60</sup> Oder anders gesagt: wer einen philosophischen "Gehalt" aus den *Notizen* oder sonst einem antik-philosophischen Schriftstück herauszudestillieren versucht, gleicht dem Narren, der den Nährstoffgehalt eines Kochbuchs untersuchen wollte: dass ihm dieser "Gehalt" äusserst dürftig erscheinen muss, liegt nicht an der Qualität des Untersuchungsgegenstands, sondern an der Sinnlosigkeit seines Ansinnens. [\[zurück\]](#)

<sup>61</sup> Jean-Paul Sartre bemerkt in *L'être et le néant* (1943) in Hinsicht auf unsere vergangenen Entschlüsse und ihre "totale Unwirksamkeit" ("la totale inefficience de la résolution passée", S. 70) etwas ganz Analoges zu dem, worauf es uns in diesen Erklärungen zu Hohls Konzeption der (philosophischen) Erkenntnis ankommt: ein Entschluss, den wir einmal gefällt haben, sagt Sartre, bleibt damit – auch wenn ihm eine klare Einsicht zugrundeliegt – nicht von sich aus für immer wirksam; er verkommt zur blossen "Gefühlserinnerung" ("un souvenir d'idée, un souvenir de sentiment", a.a.O.). Wir müssen ihn in der Zukunft immer wieder neu fällen, uns immer wieder neu ihm fügen, wenn er nicht zum blossen edlen Vorsatz verkommen soll. Dasselbe sagt Hohl in der Notiz VII,165, in der er Erkenntnisse als einen "Zustand" bezeichnet, und in der Notiz II,263, in der es dann heisst:

Erkenntnis kann sich nicht lange erhalten. Es sinkt dann zurück in die dauerhaftere Form des Glaubens. (Natürlich des neuen, des auf der neuen Erkenntnis ruhenden Glaubens. Dennoch kann von einem "Zurück" geredet werden; das "Zurück" gilt hier nicht horizontal, sondern vertikal: – erdwärts.) (Man beachte, dass ich sage "es"; ich will nichts anderes sagen.) [\[zurück\]](#)

<sup>62</sup> Hohls eigene Rede von den zwölf "Stoffkreisen" der *Notizen* scheint indessen gerade das Gegenteil zu behaupten, indem man meinen könnte, hier sei von einer thematischen Gliederung die Rede. Wenn man jedoch Hohls Ausführungen zum "Stoff" der Dichtung liest, den nicht irgendwelche inhaltlichen "Stoffe" liefern können, sondern nur "Denkgeschehnisse" und "Verhaltensweisen" (vgl. S. 349f.), dann verfliegt dieser Anschein. Die Denkgeschehnisse, die in den einzelnen "Stoffkreisen" zusammengefasst werden, sind allesamt Erfahrungen und Einsichten, die in den Umkreis des jeweiligen "exercice spirituel" gehören. [\[zurück\]](#)



<sup>63</sup> Diese Sicht auf das Leben als das eigentlich zentrale Werk eines Philosophen findet sich teilweise bereits bei Platon, wenn dieser im Phaidros (278a) schreibt, die "echten Kinder" des Philosophen seien nicht seine Schriften, sondern die Seelen seiner Schüler, die er auf den Weg zu wahrer Erkenntnis gebracht habe, und er darum als die vordringlichste Aufgabe eines Philosophen nicht das Schreiben von Büchern, sondern die Erzeugung des lebendigen *logos* erachtet, der "mit Einsicht geschrieben wird in des Lernenden Seele" (a.a.O. 276a). [\[zurück\]](#)

<sup>64</sup> Nehamas hat diesen Zusammenhang auf die vielleicht kürzeste und darum klarste mögliche Formel gebracht (S. 21): "Das Werk, das dem Problem des philosophischen Lebens nachgeht, ist der Inhalt des Lebens, das aus ihm sich bildet." [\[zurück\]](#)

<sup>65</sup> Niehues-Pröbsting sagt es so (S. 249): "Für den Christen ist die Abkehr von Gott durch Hinwendung zur Welt, die Beruhigung und Zerstreuung in der Welt, schlimm, Sünde. Aber noch schlimmer ist die Beruhigung in und durch sich selbst: das Bewusstsein moralischer Autarkie. Das ist die Todsünde des Hochmuts, des Tugendstolzes; denn dadurch wird die Erfahrung der Heilsbedürftigkeit noch viel mehr als durch die Flucht in die Welt blockiert. So kann die philosophische Ethik nicht mehr Vorbereitung der christlichen Lebensform sein [...]; die Erbsündenlehre bedeutet den Bruch mit der antiken philosophischen Ethik insgesamt."

Galt der antiken Philosophie also die 'akrasia' (Willensschwäche) als eine der grössten Untugenden und war überall 'autonomia' und 'enkrateia' ihr oberstes praktisches Ziel (Eigengesetzlichkeit, Selbstbestimmung bzw. Selbstkontrolle, Selbstlenkung), so verkehrt sich diese Wertordnung nun unter dem Einfluss des Christentums in ihr Gegenteil. Mit der Erbsündenlehre wird der freie Wille, der letztlich und paradoxerweise die Frucht einer ursprünglichen Übertretung des göttlichen Gebots durch die Verführung des Bösen ist, zu einem höchst ambivalenten Gut. Die (übermässige) eigene Willenskraft erscheint unter christlicher Perspektive geradezu als ein Laster: "Nicht wie ich will, sondern wie Du <willst>", lautet hinfort die Losung und fremder Gehorsam wird zum obersten Gebot (Matthäus 26, 38; vgl. auch Joh. 5, 30; 6, 38). Zu der fundamentalen Transformation, welche die antike "Methodik der Exerzitien" erfahren hat, als sie ins Christentum einging, vgl. auch Paul Rabbows Grundlagenwerk *Seelenführung* (1954, v.a. S. 151ff.), das in mancher anderen Hinsicht unsere Ansichten zur antiken Selbstsorge ebenfalls bestätigt. [\[zurück\]](#)

<sup>66</sup> Die stoische Philosophie sieht den Einzelnen zwar in einer ähnlich weitgehenden Abhängigkeit vom 'fatum'; dieses waltet aber weitgehend blind und ist niemals in vergleichbarer Masse als *moralische* Instanz zu denken wie der christliche Gott, der Erniedrigung verlangt, damit man "erhöht" werde: "Wer sich [...] selbst erhöhen wird, wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigen wird, wird erhöht werden", so lauten die Worte des Herrn (Matthäus 23,12). [\[zurück\]](#)

<sup>67</sup> Und auch Hadot ist schon zu dieser Einsicht gekommen (S. 64): "Die christlichen geistigen Übungen setzen stets die Hilfe der Gnade Gottes voraus und machen die Demut zur höchsten aller Tugenden. [...] Andere christliche Grundtugenden sind die Bussfertigkeit und der Gehorsam. [...] Der Gehorsam stellt den Verzicht auf den eigenen Willen dar und äussert sich in der bedingungslosen Unterwerfung unter die Gebote des Superiors. Besonders durch diese Tugend erfährt die philosophische Praxis der Seelenleitung einen tiefgreifenden Wandel." Am schärfsten hat aber wohl Michel Foucault in Sexualität und Wahrheit diese Verkehrung in ihr Gegenteil, welche die "geistigen Übungen" der Antike durch ihre Integration in den christlichen Kontext erfahren haben, akzentuiert und v.a. auch kritisiert. Christian Moser hat Foucaults Position auf folgende drei Punkte zusammengefasst (S.319f.): Während die antike Ethik das Begehren durch die Vernunft soweit kontrollieren zu können glaubte, dass schädliche Exzesse verhindert werden konnten, gilt das starke Begehren der christlichen Moral zufolge grundsätzlich als verdächtig und wird seine Beherrschbarkeit (ohne Gnadenhilfe der höheren Macht) in Frage gestellt. Darum bildet die christliche Kultur zweitens starke Autoritäts- und Strafinstanzen aus, um das Individuum, das in diesem Punkt zur Selbstkontrolle unfähig erachtet wird, zu seinem "Glück" zu zwingen, indem die Disziplinierung seines bedrohlichen Begehrens mittels heteronomer Mechanismen gewährleistet wird. Die ethische Arbeit an sich selbst verliert darum drittens jeden selbstgestalterischen Aspekt und wird zur reinen Seelendurchleuchtung. Moser fasst zusammen (S. 321): "Die im monastischen Kontext zur Anwendung gelangenden asketischen Praktiken haben laut Foucault nicht mehr den Zweck, dem Individuum zur Herrschaft über sich selbst zu verhelfen. Sie

zielen vielmehr darauf ab, es der pastoralen Autorität zu unterwerfen. Sie sind Instrumente einer neuen Form von Macht, der Pastormacht, welche die Individuen beherrscht, indem sie sie an die Wahrheit ihrer selbst fesselt. Foucault sieht in dieser Machttechnologie einen Vorläufer jener alle Lebensbereiche infiltrierenden Disziplinarmacht, die der neuzeitliche Staat schliesslich in eine politische Form giesst." [\[zurück\]](#)

<sup>68</sup> Auf einen weiteren, fundamentalen Unterschied zwischen den Erkenntnisbemühungen im Rahmen der "exercices spirituels" der antiken Philosophie und ihren Ablegern in der christlichen Heils- und Seelenlehre hat Moser detailliert hingewiesen. Während es nach christlicher Auffassung durch den Sündenfall zu einem radikalen Bruch zwischen der Welt und dem Gottesreich gekommen ist, indem hinfort der Satan als "Fürst dieser Welt" amtet (Joh. 12,31) und der erwählte, wiedergeborene Gläubige "nicht [mehr] von dieser Welt" ist (Joh. 15,18), hat Moser darauf hingewiesen, dass in der "antiken Philosophie das Selbst und die Welt auf ein und derselben ontischen Ebene" liegen (S. 35f.): "Sie [scil. die antike Philosophie] propagiert eine Form der Erkenntnis, die den Erkennenden in die Weltordnung integriert. Das Selbst und die Welt sollen nicht als getrennte Subjekt- und Objektsphären auseinandertreten. [...] Durch den Erkenntnisakt bindet sich das Individuum in die umfassende Seinsordnung ein." Wenn Moser im Anschluss feststellt, dass "diese Zielrichtung der Integration [...] durch die neuzeitliche Erkenntnistheorie invertiert [wird]", dann erweist sie sich eben in dieser Inversion und der daraus resultierenden "disengaged reason" (Charles Taylor) als eine christlich geprägte bzw. christlich umgeprägte antike Erkenntnislehre. [\[zurück\]](#)

<sup>69</sup> Zur Illustration einer derart verfehlten Interpretation sei hier ein schlagendes Beispiel angefügt. In *Dichter im Abseits. Schweizer Autoren von Glauser bis Hohl* sagt Dieter Fringeli von *Hohls Nuancen und Details, Notizen* und *Dass fast alles anders ist* [beim letzten Titel handelt es sich um eine Vorauspublikation ausgewählter Erzählungen aus den *Hereinbrechenden Rändern. Nachnotizen*] (Artemis, 1974, S. 92f.): "Diese stammen von einem krankhaft subjektiven Polyhistor, der um jeden Preis objektiv sein möchte. Die Spannung zwischen einer oft ärgerlichen und gehässigen Subjektivität und einem krampfhaften, fast sturen Suchen nach einer vollkommenen Objektivität kennzeichnet das Werk Ludwig Hohls. [...] In diesen (aphoristischen) Büchern spricht er gewissermassen 'ex cathedra'. Seinen unwiderruflichen Definitionen liegt sein subjektives 'inneres Wissen' zugrunde. [...] Diese Bücher vereinigen die Summe seiner ganz privaten Wahrnehmungen und Einsichten. [...] Die meisten kritischen Passagen in diesen 'Notizen' sind von einer überspitzen Subjektivität."

An diesem Kommentar von Fringeli lässt sich ein Folgefehler beobachten, der aus der Missachtung der methodischen Verankerung von Hohls "Subjektivismus" im Kontext der aktiven antik-philosophischen Selbstsorge in der Vergangenheit immer wieder hervorgegangen ist: indem man den (selbst-)erzieherischen Impetus und Appell zur philosophischen Selbstgestaltung in den "Geistigen Übungen" von Hohls *Notizen* in seiner Natur zwar erkennt, in seiner Omnipräsenz in diesem Werk aber nicht ignorieren kann, interpretiert man ihn schliesslich genau vor dem Hintergrund, der ihm diametral entgegengesetzt ist: als reichlich antiquierte Moralpredigt eines verkappten Pastorensohns. Der Fehler in diesem Ansatz liegt aber in Wahrheit darin, dass er den ethisch-appellativen Duktus bei Hohl nicht "antiquiert" genug denkt, indem er just jenem christlich-autoritären Disziplinierungsdiskurs verhaftet bleibt, gegen den Hohl mit seinem Arbeits-Begriff angeschrieben hat (*Notizen* I,1.): "eigenes Tun, zu dem dich nicht fremde, äussere, sondern innere Gewalten nötigen –, [ist] das einzige, was Leben gibt, was retten kann." [\[zurück\]](#)

<sup>70</sup> Auf diesem philosophischen Fundament lässt sich die Behauptung, die wir am Anfang unserer Arbeit schon bei Xaver Kronig und Helmut Heissenbüttel gefunden haben, nun als These klar begründen (vgl. S. 70 und S. 57): "Die Rolle eines solchen Schriftstellers begründet sich in der erleidenden Beispielhaftigkeit seiner subjektiven Erfahrung. [...] Indem die beispielhafte und vermittelte sprachliche Realisierung der Subjektivität ihren höchsten Grad erreicht, zersetzt sich die der realen Person des Autors" (zitiert aus Heissenbüttel). Oder, wie Alexander Nehamas denselben Sachverhalt formuliert (S. 15): "Das von den [...] antiken] Philosophen präsentierte Selbst lässt sich in ihren Schriften finden. Es kann als Beispiel dienen, das andere aufgrund ihrer eigenen Anschauungen und Neigungen nachahmen oder verwerfen können. Es ist ein Entwurf, den andere, die ähnliche Ziele verfolgen, bei der Konstruktion ihres eigenen Selbst verwenden, ignorieren oder leugnen können. Es ist eine philosophische Errungenschaft, weil [...] nach 'antiker' Auffassung das Selbst seinem Wesen und seinem Inhalt nach nicht von etwas Beliebigem, sondern von Ansichten

über Themen abhängt, die traditionellerweise als philosophisch gelten. Es ist literarisch, weil diese philosophischen Ansichten nicht nur systematisch-logisch, sondern auch und vor allem stilistisch miteinander verknüpft werden“. [\[zurück\]](#)

<sup>71</sup> Unveröffentlichte Notizen aus dem *Grundmanuskript* könnten in dieser Frage noch weiteren Aufschluss bringen. So spricht Hohl z.B. in der Eintragung vom 16.9.1935 von der überaus grossen Wirkung "ein[es] mit Prägnanz Gedanken hinstellende[n] Buch[es]" (vgl. Abbildung S. 363). Auf genau diese Wirkungsmacht wird es auch in unseren philosophischen Betrachtungen der sprachlichen Form der *Notizen* im Folgenden in erster Linie ankommen. (Interessant ist zudem zu bemerken, dass die beiden im *Grundmanuskript* unmittelbar an diesen Eintrag anschliessenden Stücke als Beispiele dafür gelten können, dass man in Hohls Notaten teilweise auf offenkundige Aphorismen trifft. Diese Stücke wurden als III,9 und VIII,94 publiziert). An anderer Stelle finden wir einen unveröffentlichten Zusatz zu der Notiz XI,23, in der vom Aphoristischen ganz eindeutig in positivem Sinne die Rede ist. Dort schreibt Hohl zu diesem Stück (S. 526):

In früher Morgenst[unde]. geschr[ieben]. – Wie immer, scheint mir jetzt, ist der Anfang stark (das Aphoristische. En bloc.), dann wird es dünner in Detailausführungen, die vielleicht eben nicht nötig sind.

Weitere Eintragungen im *Grundmanuskript*, die man unbedingt berücksichtigen müsste, wenn man Hohls Aphorismus-Verständnis genau erfassen wollte, wären u.a. auf den Seiten 521f., 674f. und 742 zu finden. [\[zurück\]](#)

<sup>72</sup> Frickes Referat hätte eigentlich in schriftlicher Überarbeitung als Beitrag zu der Hohl-Nummer von *Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* (36/2013) erscheinen sollen. Sein unerwarteter Tod hat diese Absicht leider vereitelt. Der Verfasser hat aber Videoaufzeichnungen der Luzerner Tagung in den erweiterten Nachlass von Ludwig Hohl gegeben, auf denen Frickes Referat erhalten geblieben ist. Im Weiteren zitieren wir aus dem schriftlichen Referatstext, den Prof. Fricke, als seine Kräfte schon nachgelassen hatten, dem Verfasser und Mitherausgeber der Hohl-Nummer von *Quarto* in Hinsicht auf eine Publikation zugestellt hat. Wir dürfen darum davon ausgehen, dass er einer Veröffentlichung in Zitatform zugestimmt hätte. [\[zurück\]](#)

<sup>73</sup> In seiner Antrittsvorlesung *Die Appellstruktur der Texte, Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa* (1971) geht Iser der Frage nach, "wie [...] das Verhältnis von Text und Leser beschreibbar zu machen ist", wobei seine These lautet (S. 8f.): "Je mehr die Texte an Determiniertheit verlieren, desto stärker ist der Leser in den Mitvollzug ihrer möglichen Intentionen eingeschaltet. [...] Er kann gegebenenfalls Reaktionen zeigen, die zu einer ungewollten Diagnose seiner Einstellung führen. An diesem Punkt ergibt sich dann die Frage, welche Einsichten die Literatur in die menschliche Situation zu eröffnen vermag."

Diese Absicht wird mit ein Grund gewesen sein, wieso Ludwig Hohl zum Notizenschreiber geworden ist: "Einsichten [...] in die menschliche Situation zu eröffnen", und dies nicht in allgemein theoretischer Weise, sondern auf eine Art, die jeden seiner Leser in seiner *eigenen* Art auf seine *eigenen* Möglichkeiten reflektieren lassen würde, um sich in dieser *allgemeinen* Situation konkret selbst zu gestalten. Weil sich diese Möglichkeiten stetig verändern, hat ein "wirklicher" Leser der *Notizen* dieses Werk nie ausgelesen, sondern wird dazu angehalten, das Werk immer wieder neu zu meditieren, wie wir das im "exercice spirituel" der philosophischen Lektüretechnik gesehen haben. Was Iser dazu mit Blick auf Fielding, Thackeray und Joyce sagt, trifft darum genauso gut auf Ludwig Hohl, den Notizenschreiber, zu (S. 26): "Ihr Ort [scil. der Ort der Intention des Autors] ist die Einbildungskraft des Lesers, denn erst dort entsteht der Sinn des entworfenen Zusammenspiels der Positionen. Als virtueller Sinn bleibt er der verschiedenartigsten Nuancierung bei erneuter Lektüre fähig. [...] Die dem Leser [...] zuge dachte Rolle ist durch eine Aufgabe bestimmt: der Leser soll entdecken. Diese Aufforderung lässt sich sowohl historisch als auch strukturell verstehen. Historisch würde sie bedeuten, dass der Leser, indem er den Sinn selbst entdeckt, in ein Prinzip der Aufklärung eingeübt wird. Strukturell würde sie bedeuten, dass der [Text] seine Wirkung erhöht, wenn er den Konvergenzpunkt seiner Positionen und Schemata nicht formuliert und diese Unbestimmtheit durch den Leser beseitigen lässt."

Wie Iser feststellt, wird ein Leser, der sich dieser Aufgabe stellt, in einem scheinbar gesellschaftskritischen Text darum immer "sich [...] selbst als Gegenstand der Kritik [entdecken]" (S. 27). Von hier aus wird verständlich, inwiefern die Destillation eines philosophischen "Gehalts" der *Notizen* oder der Versuch ihrer analytisch scharfsinnigen "Klärung" und systematischen Übersetzung in die entsprechende wissenschaftliche Formel-

sprache der Intention dieses Werks diametral zuwiderlaufen und seiner Wirkung totalen Abbruch tun müsste. Dazu ein letztes Mal Iser (S. 34): "Wenn [...] ein Text das Gelesenwerden als wichtigstes Element seiner Struktur besitzt, so muss er selbst dort, wo er Bedeutung und Wahrheit intendiert, diese der Realisierung durch den Leser überantworten. Nun ist zwar die in der Lektüre sich einstellende Bedeutung vom Text koordiniert, allerdings in einer Form, die es erlaubt, dass sie der Leser selbst erzeugt. [...] Für diesen Vorgang bilden die Leerstellen des Textes die zentrale Voraussetzung. [...] Die Leerstellen machen den Text adaptierfähig und ermöglichen es dem Leser, die Fremderfahrung der Texte im Lesen zu einer privaten zu machen. Privatisierung von Fremderfahrung heisst, dass es die Textbeschaffenheit erlaubt, bisher Unbekanntes an die eigene 'Erfahrungsgeschichte' (S.J. Schmidt) anzuschliessen." [\[zurück\]](#)

<sup>74</sup> Diese Behauptung gilt freilich nur vor dem Hintergrund von Fricke's sprachanalytischen Verständnis von Philosophie (S. 40): "Die Philosophie behandelt Probleme zweiter Stufe: sie gibt keine Theorie der Welt, sondern eine 'Metatheorie' unseres sprechenden, erkennenden, handelnden, moralisch oder ästhetisch urteilenden Verhaltens zur Welt. In diesem Sinne ist Philosophie zunächst von Platon und Aristoteles als ontologische Wesensreflexion in bezug auf die Prinzipien möglicher Gegenstände entwickelt und von den mittelalterlichen Scholastikern [...] relativ unbeschädigt, an die Neuzeit überliefert worden; sie ist dann von mit der modernen Naturwissenschaft vertrauten Denkern wie Leibniz, Locke, Hume und Kant weiterentwickelt worden zur Selbstreflexion in bezug auf die Prinzipien menschlicher Gewissheit; und sie ist schliesslich von logisch geschulten Philosophen wie Frege, Russell und Wittgenstein geklärt worden zur Sprachreflexion in bezug auf die Prinzipien vernünftigen Redens."

Genauso deutlich scheint Fricke's analytisches Philosophieverständnis in seinem Aufsatz "Kann man poetisch philosophieren? Literaturtheoretische Thesen zum Verhältnis von Dichtung und Reflexion am Beispiel philosophischer Aphoristiker" auf (in: *Literarische Formen der Philosophie*, 1990, S. 26-39). Wie weit dieses Verständnis von dem von uns ausgebreiteten "antiken" Verständnis entfernt liegt, geht allein schon aus der Tatsache hervor, dass Fricke von einer "relativ unbeschädigt[en]" Überlieferung spricht, wohingegen wir eben gesehen haben, wie massiv diese Beschädigung mit Blick auf die philosophische Selbstsorge in Wirklichkeit ausgefallen ist. Wenn uns darum im Unterschied zu Fricke und aufgrund unserer eigenen Betrachtungen zu den "geistigen Übungen" die aphoristische Sprache zum Philosophieren geradezu prädestiniert erscheint, dann werden wir im Folgenden in der Tat noch darauf stossen, dass einige der historischen Wurzeln des Aphorismus tief in der antik-philosophischen Selbstsorge verankert sind. [\[zurück\]](#)

<sup>75</sup> Wenn man allerdings genau hinschaut, sieht man, dass Fricke die 15 Beispielsätze, an denen er diese Einleitung durch Junktoren aufgezeigt hat, allesamt den ersten drei Stücken des ersten Teils der *Notizen* entnommen hat (5 Sätze aus der Notiz 1, 2 Sätze aus der Notiz 2 und 8 Sätze aus der Notiz 3). Der Eindruck, den er damit erweckt, die überwiegende Mehrzahl von Hohls Notizen würde durch Junktoren eingeführt, ist also erschlichen. Das ist umso bedauerlicher, als Fricke als Beleg für eine, auch seiner Meinung nach in den *Notizen* streckenweise durchaus vorhandene, "typisch aphoristische 'Verknüpfung durch Isolation'" dann die tatsächliche Notizenfolge 3 bis 6 aufführt, welche in seiner Darstellung im Vergleich zu den 15 vorangehenden Beispielsätzen völlig untervertreten ist. [\[zurück\]](#)

<sup>76</sup> Fricke's SchlussThese, die besagt, Hohl habe "seine Neigung zu dieser Kunstform gemischter Minimalprosa [...] von einem seiner allerhöchsten literarischen Vorbilder [bezogen]: von Paul Valéry" haben wir sinngemäss widerlegt, indem wir gezeigt haben, dass Hohl seine *Notizen* höchst wahrscheinlich nach noch ohne tiefere Kenntnis von Valéry's Oeuvre verfasst hat, mit Sicherheit aber noch ohne grosse Begeisterung für ihn (vgl. S. 109ff.). [\[zurück\]](#)

<sup>77</sup> Zur Thematik des "Spannungsfeld[s] von Erkenntnis zwischen Wissenschaft und Literatur" schreibt Spicker ein ganzes Kapitel, das für eine sorgfältige Darlegung der Möglichkeit, Ludwig Hohls *Notizen* als Aphorismen zu klassieren, die vielfältigsten Anhaltspunkte bereit hält. Dabei geht es Spicker um "die Frage, von welcher Seite her Anspruch auf Erkenntnis über den Menschen erhoben wird, ob also diese Erkenntnis in den Bereich der Wissenschaft oder den der Literatur gehört, und damit auch darum, wie solche 'Erkenntnis' verstanden wird" (S. 380). Spicker zitiert Helmich, der der Auffassung ist, dass die Stellung des Aphorismus zwischen Wissenschaft und Literatur dadurch zustande gekommen sei, dass der literarische Aphorismus in

Reaktion auf ein sich technizistisch zunehmend verengendes Wissenschaftsverständnis auf jene Erkenntnisgebiete ausgewichen sei, die diesem aufgrund seiner methodischen Zurichtung neuerdings versperrt waren. Dass die gesamte Lebenskunst in diesen Bereich fällt, wird zwar nicht explizit gesagt, lässt sich aus dem Dargelegten aber leicht erschliessen. Diese gegenläufige Tendenz des Aphorismus zur positivistischen Entwicklung des Wissenschaftsbegriffs führte gemäss Spicker aber Ende des 19. Jahrhunderts auch dazu, dass "der [scil. Aphorismus-]Begriff im Blick auf eine gemeinsame Menschenerkenntnis den Lehrbuch-Kontext in Richtung einer populärwissenschaftlichen Lebensphilosophie und weiter in die Literatur hinein" immer weiter zu überschreiten begann (S. 383). In dieser Form verlor der literarische Aphorismus allmählich "jeden ernsthaften normativen Anspruch" (S. 388): "Er geht in die Breite und verliert sich gleichzeitig innerhalb einer [...] Art, 'sich das Leben zurecht zu legen und über das Widerwärtige zu beruhigen' [...]. Ziel ist nicht die Kenntnis einer sich verändernden Welt und der Veränderung wie Beharrung des Menschen darin in selbstreflektierter, gewandter Form, Ziel ist es, 'sich das Leben zurecht zu legen', dieser 'Aphorismus' ist nicht Medium einer den Wissenschaften gegenüber aufregend eigenständiger Erkenntnis, sondern Sedativum in einem Reliktgebiet, in dem sich der Bürger 'über das Widerwärtige zu beruhigen' wünscht."

Der Versuch könnte nicht vergebens unternommen werden, einen ausgeprägt "quietiven" Aspekt schon in der französischen Moralistik zu diagnostizieren, die ja von Herzogen und Grafen und also von Vertretern eines Standes geprägt wurde, dessen Bedeutungsverlust sich immer deutlicher abzuzeichnen begann. Auch gegen dieses selbstberuhigende und beschönigende Element hinter den spitzen Formulierungen der Aphoristiker hat sich Ludwig Hohl vielleicht mit seiner Verweigerung gegenüber diesem Begriff verwehrt. Mit Sicherheit trifft es aber zu, dass Nietzsche, wie Spicker feststellt, genau diesen Substanzverlust im modernen, literarischen Aphorismus vor Augen hat, wenn er sich in der *Genealogie der Moral* darüber beklagt, dass man "diese Form heute *nicht schwer genug* nimmt" (KSA, Bd.5, S. 255) und in der *Götzen-Dämmerung* behauptet, eigentlich "als der Erste unter Deutschen Meister" des nicht zum unterhaltsamen Schmunzelwort verkommenen Aphorismus zu sein (KSA, Bd.6, S.153). "Er [scil. Nietzsche] verteidigt den Anspruch, darin [scil. in seinen Aphorismen] Erkenntnis zu vermitteln, gerade indem er ihn 'in den höchsten ästhetischen Rang' ([...]) erhebt. Aus der 'Einheit von Erleben und Denken' ([...]) erinnert er sich 'wieder der ursprünglichen Einheit von Wahrheit und Dichtung in der lehrhaften Sprache des philosophischen Weisheitsspruchs' ([...]). Wie dieses Erlebnis-Denken *vom* Leben ausgeht, so ist es *auf* das ganze Leben gerichtet. Diese doppelte Einheit hat die Opposition von Metapher und Begriff logisch im Gefolge" (S. 388).

Was hier von Nietzsches aphoristischer Philosophie gesagt wird, ist eine Zusammenfassung dessen, was wir im vorangehenden Absatz über Ludwig Hohl als "antiken" Philosophen festgestellt haben. [\[zurück\]](#)

<sup>78</sup> An dieser Stelle verweist Spicker auf Paul Requadt (S. 358), der diesen, uns von Hohl selber bereits bestens bekannten Sachverhalt in seinem *Lichtenberg*-Buch mit folgenden Worten geschildert hat (Kohlhammer, Stuttgart, 1964, S. 154): "Die Einheit der Gedankenbücher besteht weder in der Geschlossenheit eines objektiven Systems noch eigentlich in dem stofflichen Zusammenhang [...], sondern in dem Ich des Schreibenden." [\[zurück\]](#)

<sup>79</sup> In seinen Erklärungen zum vierten und fünften Merkmal: "Konzentrat und Konzentration" bzw. "Rezeptionsverwiesenheit", schliesst Spicker an Beobachtungen an, auf die wir schon bei Fricke gestossen sind (S. 370): "Das bündig Kernige, gedrängte Eindringliche in der semantischen Mitte des „Aphorismus“-Begriffs setzt ein bestimmtes Leseverhalten voraus und bewirkt es seinerseits gleichzeitig. Konzentration in der Form und Konzentration im Rezeptionsverhalten stehen in diesem Wechselverhältnis." [\[zurück\]](#)

<sup>80</sup> Neben Hohl (S. 559-572) behandelt Spicker im Kapitel "Der Schweizer Aphorismus: Vom Einzelgängertum zu Politisierung und Postmoderne" auch Hans Albrecht Moser (1892-1978) ausführlich (S. 572-590), etwas knapper Erich Brock (1889-1976), Max Rychner (1897-1965), Charles Tschopp (1899-1982) u.a.m.. [\[zurück\]](#)

<sup>81</sup> "Nietzsche will 'die Tatsache, wie uns unsere Gedanken gekommen sind, nicht verhehlen und verderben'. Ein mechanisches 'Machen' und ein lebendiges 'Werden' stehen einander gegenüber", heisst es bei Spicker (1997, S.360), und später noch einmal (S.364): "Der Rekurs auf das unmittelbar Lebendige [...] steht für Nietzsche im Zusammenhang lebendigen Werdens im Gegensatz zu einem gemachten, toten System". [\[zurück\]](#)



<sup>82</sup> Wobei Spicker ebenfalls betont, dass sich in Hohls *Notizen* auch zahlreiche aphoristische *Formelemente* finden. S. S. 565f. [\[zurück\]](#)

<sup>83</sup> Unter seinen Kommentatoren finden sich natürlich auch noch andere, die Hohl längst ausdrücklich zu den "Aphoristikern" gezählt haben. So z.B. Hans Walter (im *Luzerner Tagblatt* vom 18.12.1943) und Dieter Fringeli in seinem Aufsatz "Noch kann ich da nur Leiden sehen', Ludwig Hohl – genialer Aphoristiker und unterschätzter Erzähler?" (in der *Weltwoche* vom 16. April, 1971), am vehementesten aber wohl Werner Weber, der von Ludwig Hohl in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 27.11.1954 sagte: "in ihm hat die jüngere Schweizer Literatur einen grundsätzlichen Aphoristiker". Weber ist darin zwar gerade eine Ausnahme, in den meisten anderen Fällen wird die Etikettierung "Aphoristiker" Hohl aber ohne jede weitere Begründung umgehängt. (Ganz besonders dürfte sich Ludwig Hohl über die Bezeichnung seiner *Notizen* als "Aphorismen" im Klappentext der Originalausgabe des ersten Bands der *Notizen* bei *Artemis* geärgert haben.)

Am bemerkenswertesten in puncto Hohls Zuordnung zu den Aphoristikern ist aber mit Sicherheit die Begründung des Urteils des Zürcher Handelsgerichts vom 4. Mai 1950 (HG Nr. 257/1949) im Zusammenhang mit Hohls Klage gegen den *Artemis* Verlag wegen Verweigerung der Herausgabe des zweiten Bands der *Notizen* (s. dazu auch die Dissertation von Jürg Zbinden, S. 189-204). Wie beeindruckt Hohl selbst von dieser Urteilsbegründung war, geht aus einem Brief hervor, den er am 3. November 1950 an Armin Mohler geschickt hat, und von dem ein Durchschlag im Nachlass erhalten geblieben ist (SLA, B-01-a.1-45). Diesem Brief hat Hohl eine Abschrift der Urteilsbegründung beigelegt, die er mit den Worten kommentiert: "Ich halte diese Schrift für eine in Gründlichkeit bewunderungswürdige Arbeit." Was steht in dieser Schrift? Neben allerlei Juristischem und vielen höchst verunglimpfenden Zitaten aus der Beklagten über den krankhaften Geisteszustand von Ludwig Hohl ist in unserem Kontext vor allem der zehnte Absatz der Begründung interessant. Dort heisst es (Hervorhebungen und Zeilenumbrüche MR):

Sodann rügt die Beklagte, der Kläger habe sich in den streitigen Teilen seiner aufgestauten Ressentiments entladen. Es trifft zu, dass die von der Beklagten als Beweis dafür angeführten Stücke (vgl. act. 78) Ausfälle gegen die Geistlichkeit, gegen Zeitungsredaktionen, gegen Holland, gegen Hunde, gegen die Schweizer und die Schweiz, gegen Apotheker, Lehrer und Ärzte enthalten. Dabei lässt die Beklagte ausser Acht, dass der Kläger in seinen "Notizen" neben dem Essay den *aphoristischen* Stil pflegt, dessen Wesen gerade darin besteht, angriffig zu sein.

Der Aphorismus will *anregen*, zum Aufschauen zwingen oder durch die geschliffene Form glänzen und überraschen. Darin besteht sein Reiz und das Gefährliche seines Reizes. "Auch begrüßen wir es als eine richtige Selbsterkenntnis, dass ein so willkürlicher Denker schliesslich den Aphorismus zu seinem Lieblingsausdruck gewählt hat. Wenn einer der Welt feindliche Behauptungen ins Gesicht schleudern will, die Begründung verschmähend, so hat er auch die zusammenhängende Rede nicht nötig." (Spitteler, über Nietzsche, in *Gesammelte Werke*, 9. Bd. 377/8).

Der Kläger kann nie etwas "piano" sondern muss überall ein Äusserstes sagen; daher die überspitzten Formulierungen. *Die Isolierung eines Gedankens im Aphorismus führt zu Übertreibungen*, zu Halbwahrheiten; ein isolierter Gedanke ist in den meisten Fällen zugleich ein einseitiger, durch die Loslösung vom Ganzen, wozu er gehört, halbwahr gewordener Gedanke. *Das alles gilt aber schon von den klassischen Aphoristikern der neuern deutschen Literatur*, wie z.B. Nietzsche, Karl Kraus, Peter Altenberg, oder dem Essayisten Kurt Tucholsky; gleiches ist zu sagen von den unter dem Titel "Bausteine" erschienenen Tagebuchnotizen Jakob Bossharts. Der Kläger gibt übrigens im ersten Band (VI 45) selber eine Begründung dafür, warum er "so dick auftrage, so stark rede, so unstill, mit so viel Donner". [...] Der Kläger macht also kein Geheimnis daraus, dass er den Leser *mit massiven Mitteln wachrütteln will*. Und die Beklagte selber hebt auf der Umschlagklappe des ersten Bandes hervor, dass der Kläger oft zu ketzerischen Schlussfolgerungen gelange. [...]

Diese Gerichtsbegründung und die übrigen Prozessakten würden ein weitergehendes Studium nicht nur darum verdienen, weil Hohl sie selber so gelobt hat, sondern vor allem auch, weil in ihnen weitere Hinweise zur Genese des zweiten Bands der *Notizen* zu finden sind (vgl. S. 172ff.), zu ihrer Einheit und Struktur (vgl. S. 141ff.) sowie zur Funktion des Autobiographischen. Der Zürcher *Tagesanzeiger* hat am 10. November 1950 einen Beitrag zu diesem spektakulären Gerichtsurteil nicht zu Unrecht unter dem Titel "Ein Dichter klagt. Eine 'literarische' Urteilsbegründung" publiziert. [\[zurück\]](#)

<sup>84</sup> Die Kongruenz zwischen Spickers aufschlussreichen Bemerkungen zur Gattung der *Notizen* und unserem eigenen philosophischen Zugang zu diesem Werk tritt noch offener zutage, wenn auch er festhält, dass bei Hohl das Ethische im Vordergrund steht, und diese Feststellung wie folgt präzisiert (a.a.O.): "ethische Fragen beziehen sich zu allererst auf die eigene Person, Aspekte wie Mut, Widerstand und Reinheit fließen in das aphoristische Werk ein und prägen es zum guten Teil." In diesem Zusammenhang spricht Spicker sogar explizit von Hohls "künstlerische[m] Selbstethos" (S. 570). [\[zurück\]](#)

<sup>85</sup> Wir haben gesehen, dass auch Friedemann Spicker "die Verbindung von Erfahrung und Beobachtung" als typisches (semantisches) Merkmal des Aphorismus' ausweist. [\[zurück\]](#)

<sup>86</sup> Aufgrund seines rein formalen (literarischen) Aphorismus-Begriffs konnte Fricke diesem Urteil wie gesagt nicht zustimmen. Seine eigenen Erklärungen dafür, wieso es sich gerade bei der Bezeichnung der von Ludwig Hohl so überaus geschätzten *Maximen und Reflexionen* von Goethe als "Aphorismen" um ein "Fehlurteil der Gattungsgeschichte" handle, können uns trotzdem als weiteres Indiz für die besonders nahe Verwandtschaft von Apophthegma und Aphorismus gelten (a.a.O., S. 105-113, hier S. 106f.): "Das Spektrum der MuR [scil. *Maximen und Reflexionen*] reicht von [...] Einzelfunden bis zu ganzen Exzerpt-Serien z.B. aus Hippokrates (621-632), Plotin (633-641) [...]. Mit diesem Verfahren steht Goethe nicht in der modernen Tradition des selbstverfassten literarischen Aphorismus, sondern in der uralten des Sammelns fremder Sentenzen und Apophthegmata. Und darauf weist der von Goethe mehrfach für Teilsammlungen verwendete Titel 'Eigenes und Angeeignetes' mit seinem zweiten Stichwort schon hin."

Die Thematik "Eigenes und Angeeignetes" bei Ludwig Hohl haben wir schon ausführlich besprochen. Falls diese Indizien immer noch nicht ausreichen sollten, um die klare Verbindung zwischen den 'apophthegmata' und Hohls *Notizen* deutlich vor Augen zu führen, seien hier noch zwei weitere hinzugefügt. Zum einen unterstreicht Wilhelm Gemoll in seiner literaturhistorischen Apophthegma-Studie auch die bedeutende Rolle von *Träumen* (und Traumanalysen) und *Visionen* (Hohl würde wohl sagen: "Gesichten"), die für diese Gattung typisch sei (S. 70f.); zum anderen demonstriert er, wie Apophthegmen allmählich auch anwachsen können, indem immer neue Motive hinzutreten, sodass zum Schluss eine vollständige Erzählung entsteht (S. 86): "Wie wir sahen, hat das Apophthegma an sich schon die Neigung, zu wachsen und sich zu dehnen; kein Wunder, dass nach Zutritt der Motive reicher ausgestattete, mit satteren Farben ausgeführte Einzelerzählungen aus ihm herauswachsen. Diese treten entweder mitten im Zusammenhang eines Werks gewissermassen als aufgesetzte Lichter oder selbständig auf oder reihen sich wie die Glieder einer Kette aneinander." Als Beispiel einer solchen Geschichte nennt Gemoll den Gyges-Mythos in Platons *Politeia* (359d-360b). In Hohls *Notizen* liessen sich dafür ebenfalls unzählige Beispiele finden, z.B. in den zahlreichen "Märchen", die darin eingearbeitet sind. Die Einheit einer Apophthegmensammlung, sagt Gemoll, kann darum zum Schluss auch mehrere scheinbar selbständige Prosatexte eines Autors unter sich begreifen, indem diese durch die Gleichartigkeit ihres Inhalts, Einheit der Person oder eine gemeinsame zugrundeliegende Idee zusammengehalten werden. Genau diese einheitsstiftenden Momente hat Ludwig Hohl in seiner Rede von der Einheitlichkeit seiner *Notizen* "im absoluten Sinn" auch selber in den Vordergrund gerückt. Was man hingegen an solchen Sammlungen "gewöhnlich vermisst", sagt Gemoll, "ist eine systematische Ordnung, aber die liegt nicht im Wesen einer solchen Sammlung. Da ist die ideelle Ordnung durch die Einheit der Person, die in ihrer Totalität erfasst werden soll, gegeben" (S. 130). [\[zurück\]](#)

<sup>87</sup> Dazu merkt er an, dass "die Griechen [...] in dieser Literaturgattung den Römern weit voran[gestanden haben]" und dass ihre "Verfasser [...] meistens Philosophen [gewesen sind]" (S. 40). Dabei habe man im Nachhinein oft "mehrere Einzelsammlungen aneinandergeschoben ([...]) oder es [wurde] die ganze Masse der Apophthegmen unter bestimmte Gesichtspunkte gebracht [...]. Dabei konnte es nicht ausbleiben, dass sich Wiederholungen, ([...]) und einzelne Widersprüche einstellten" (a.a.O.) Exakt diese Technik der Zusammenfassung "unter bestimmte Gesichtspunkte" haben wir in der vorliegenden Arbeit als strukturierendes Prinzip der *Notizen* herausgearbeitet; Wiederholung als ihre unvermeidliche Konsequenz ist uns dabei ebenfalls überall begegnet. [\[zurück\]](#)

<sup>88</sup> Weitere Beispiele für Ludwig Hohls Verständnis seiner Notizen als Briefe findet man im Stück V,13, in dem er sagt: "Alles Kunstwerk ist nichts als im weiteren Sinne nur ein Brief. (Man schreibt dem Partner, mit dem man sich zu verbinden vermag [...])", sowie in der Notiz VII,102, in der "Von den Briefen" im Allgemeinen die Rede ist. Wie wir gezeigt haben hat Hohl sowohl ins Grundmanuskript der *Notizen* als auch in jenes der *Nachnotizen* auch "wirkliche" Briefe eingeklebt, auf die er in einigen Notizen klar Bezug nimmt. (Vgl. z.B. die Nachnotiz Nummer 243 und die entsprechenden Briefe von Hohl und Humm im Nachlass [A-1-c-01-c-3]). Für inhaltlich relevante Passagen zum Thema "Brief" vgl. weiter Hohls Register im *Grundmanuskript*, in dem zwölf entsprechende Stellen aufgelistet sind (vgl. Abbildung S. 66). [\[zurück\]](#)

<sup>89</sup> Damit ist das Schreiben von regelmässigen Briefen in einer sogenannten "Brieffreundschaft" gemeint, also ein reger Briefwechsel, und nicht der einmalige Massenversand von Werbeprospekt-Begleitbriefen oder Geschäftssendungen zur sogenannten "Kundenpflege", die unsere "Brief"-Kästen täglich mit nichtssagendem Material überschwemmen. [\[zurück\]](#)

<sup>90</sup> Den Wert gerade solcher, scheinbar alltäglich-nebensächlicher Beobachtungen hat Ludwig Hohl im 23. Stück des zweiten Teils von *Nuancen und Details* hervorgehoben, das den bezeichnenden Titel "Neutralität oder von den unwichtigen Briefen" führt. Darin heisst es u.a.:

Du sagst, du habest nichts Wichtiges zu schreiben – also unterlässest du es. So schreibe das Unwichtige; es wird vielleicht bedeutender sein als da Wichtige, das du schreiben würdest – und in mehr als einem Sinne bedeutender. [...] Das, was du das Wichtigste nennst, ist vielleicht gar nicht das Wichtige. Haben doch die meisten Leute eine seltsam falsche, eine verwirnte und zumindest unvollständige Vorstellung von dem, was der menschliche Geist ist. Wenn er so wäre, wie sie meinen, würde Goethe den Faust nicht haben schreiben müssen, sondern hätte er sich mit einer Quintessenz – das widerliche Wort wird hier trefflich –, einer Quintessenz von drei Zeilen begnügen können. [\[zurück\]](#)

<sup>91</sup> "Von Einsamkeit zu Einsamkeit" lautet die Wendung, mit der Albin Zollinger am 23. Oktober 1941 seinen letzten Brief an Ludwig Hohl beendet hat, ehe er zwei Wochen später verstarb (in: *Briefe von Albin Zollinger an Ludwig Hohl* 1965, S. 55). Man findet diese Formel auch schon bei Rudolf Borchardt in seinem Text *Max Reinhardt und das Theater* (1919). [\[zurück\]](#)

<sup>92</sup> Der "Begriff" des "Realen" bei Ludwig Hohl und seine Unterscheidung vom "Wirklichen" gehören zu den Themen, die am meisten nach weiterer philosophischer Untersuchung verlangen. Vor welchem Hintergrund diese in Zukunft zu geschehen hat, haben wir in der vorliegenden Arbeit aufgezeigt. Das war unser Anspruch und weiter reichte dieser nicht. Dennoch sei hier schon kurz skizziert, in welcher Richtung ein mögliches, philosophisches Verständnis von Hohls Rede vom "Realen" liegen könnte. Mit Sicherheit ist darunter nicht ein Set von objektiv feststellbaren und intersubjektiv nachprüfbaren Fakten zu begreifen, sondern – gleichsam in phänomenologischer Manier – das Gegebenensein einer perspektivischen Beobachtung in unserer alltäglichen Erfahrung. Das "Reale" eröffnet sich uns in einem spezifischen, erkennenden bzw. sehend-aufschliessenden Ausgerichtetsein auf die (Tatsachen-)Wirklichkeit. In der Erfahrung des "Realen" erschliesst sich uns die Welt somit immer vor dem Hintergrund eines existenziellen "Entwurfs" (Sartre). Die Erfahrung des "Realen" hat darum weit mehr mit dem hermeneutischen Konzept des "Verstehens" (Gadamer) gemein als mit dem positivistischen Erkenntnisbegriff. Mit Heidegger könnte man auch sagen: das Reale waltet im "Ereignis". – In Hinsicht auf ein Verständnis des nicht-formalen Wesens des Briefes bedeutet das, dass sich auch in ihm das "Reale" wesentlicher Weise in einer Begegnung manifestiert, welche in diesem Fall nicht in der Beziehung von Mensch und Welt stattfindet, sondern eben: "von Einsamkeit zu Einsamkeit". [\[zurück\]](#)

<sup>93</sup> Wir haben die sich wechselseitig bedingende Funktion von Lesen und Schreiben im Kontext der "exercices spirituels" schon erwähnt. Am Beispiel von Seneca hat Christian Moser diese Wechselwirkung trefflich veranschaulicht und gezeigt, dass "Seneca [...] eine spezifisch philosophische Ethik des Lesens und Schreibens entwickelt, die er in seinen *Epistulae morales* umzusetzen versucht" (S. 281): "Er will Lucilius richtig handeln lehren, indem er ihn richtig lesen lehrt." [\[zurück\]](#)

<sup>94</sup> Mit Bezug auf Seneca hat Moser auch das schon klar formuliert (S. 297f.): "Das Gespräch, das Seneca mit Lucilius führt, ist also eigentlich ein Selbstgespräch. Der Freund, mit dem er sich in seinen Briefen unterhält, ist eine fiktive Figur, eine imaginäre Projektion. [...] Lucilius wird dazu angewiesen, die Briefe seines Lehrers so zu lesen, als gewähre ihm dieser Zutritt zu seinem *secretum* seiner Seele und als werde er dort Zeuge einer Unterredung, die der Briefschreiber mit sich selbst führt. Der Briefleser soll die distanzierte Position des Zuhörers übernehmen, doch das bedeutet nicht, dass er sich mit der Rolle des passiven Konsumenten bescheiden darf. Vielmehr hat er den unmittelbaren Bezug der Rede auf seine Person, den ihm der Briefftext vorenthält, von sich aus herzustellen. Die Rede richtet sich zwar nicht direkt an ihn, aber er wird dazu aufgerufen, sie auf sich selbst zu applizieren. Was der Briefschreiber im Selbstgespräch äussert, das soll der Leser in einem Akt der Reflexion auf seine Person übertragen. "Haec mecum loquor [...], sed tecum quoque me locutum puta." [Ich spreche dies zu mir selbst, Du sollst aber denken, dass ich mich dabei immer auch mit Dir unterhalte. (Frei übersetzt von MR)]. Lucilius soll sich *denken*, dass das, was Seneca in meditativer Einkehr artikuliert, auch zu ihm gesprochen sei. Der Akzent liegt auf dem Wörtchen "puta". Lucilius wird dazu aufgefordert, eigenständige Denkarbeit zu leisten: Er soll das Gesagte zu sich selbst sagen und somit das Selbstgespräch des Briefschreibers in ein Selbstgespräch des Lesers transformieren." [\[zurück\]](#)

<sup>95</sup> Z.B. Jürg Federspiel in "Fragment und Genie à bâtons rompus" (in der *Weltwoche* vom 5.9.1958), um nur ein prominentes Beispiel zu nennen (vgl. Abbildung S. 373). [\[zurück\]](#)

<sup>96</sup> Beatrice Sandberg hat den Zeitraum der "geistigen Landesverteidigung" wie folgt angegeben (in: *Schweizer Literaturgeschichte*, Rusterholz / Solbach (Hgs.); Metzler, Stuttgart, 2007, S. 208): "Die geistige Landesverteidigung als eine Art Vorgabe von Wertvorstellungen für vaterländisches Verhalten trug von ihren Anfängen in den späten 1920er Jahren den Kern zu Widersprüchen in sich, bis sie 1962 mit der Auflösung der 'Arbeitsgemeinschaft für Geistige Landesverteidigung'(AGGLV) aus dem politischen Alltag der Schweiz verschwand. Die entscheidende Rolle als aktivierende Kraft spielte die GLV von 1933 bis 1945. Der Versuch bestimmter Kreise, sie in den 1950er Jahren als antikommunistische Abwehrorganisation noch einmal zum Leben zu erwecken, scheiterte nach wenigen Jahren, da sich die 1956 neu errichtete Abteilung 'Heer und Haus' in Richtung Überwachungsorgan entwickelte und ihr die Gefolgschaft versagt wurde". [\[zurück\]](#)

<sup>97</sup> In diesem Sinne können wir uns Alexander Nehamas Bemerkung über die antik-philosophische Lebenskunst anschliessen (S. 23): "Die eigene Lebenskunst [kann] auf längere Sicht nur dann zum Vorbild (model) für andere werden, wenn man ihr eine schriftliche Form verleiht. Und in dem Moment stellt sich für andere nicht die Frage, ob der Theoretiker seinen Entwurf in die Praxis umsetzen konnte, sondern ob sie selbst in der Lage sind, dem schriftlich fixierten Beispiel zu folgen." [\[zurück\]](#)

## Schluss

Wir haben uns mit dieser Arbeit zum Ziel gesetzt, einen philosophisch immanenten Zugang zu Hohls *Notizen* zu eröffnen. Ob und inwiefern das gelungen ist, überlassen wir andern zur Diskussion. Dabei ging es uns nicht darum, Ludwig Hohl aus der Ecke der Literaten, in die er sich vordergründig selber gestellt hat, in jene der "Philosophen" hinüber zu zerren. Unser Ziel und Anspruch war es, dass im philosophischen Blick auf seine *Notizen* ein besseres Verständnis seines Hauptwerks aufscheinen werde, insbesondere was die zentralen Fragen der bisherigen Hohl-Forschung anbelangt.

In dieser Hinsicht haben wir die wichtigsten Forschungsarbeiten vorgestellt und anschliessend sowohl was die Problematik ihrer Einheit und Struktur angeht, als auch bezüglich eines besseren Verständnisses der sprachlichen Form der *Notizen* neue Wege aufgezeigt oder bestehende Vermutungen philosophisch begründet. Die Frage nach einem philosophischen "Gehalt" der *Notizen* und jeder Versuch seiner philosophischen Analyse hat sich uns dabei als vollkommen widersinnig, unangemessen und falsch erwiesen. Statt ihr weiter nachzuspüren, haben wir unsererseits in Hohls eigenen Schriften ein (positives) Philosophieverständnis aufgespürt, das der weiteren Erforschung von Ludwig Hohls Notizenwerk in Zukunft als Grundlage dienen kann. Dieses Verständnis haben wir ein "antikes" genannt und auf vielfältige Weise demonstriert, dass und inwiefern Hohls Philosophieren in seinen Notizen als ein "geistiges Üben" zu verstehen ist. Wenn es erlaubt ist, am Schluss dieser Arbeit einen Wunsch für die zukünftige Auseinandersetzung mit Ludwig Hohl zu äussern, dann wäre es dieser: dass endlich die Zeit gekommen sein möge, sein Werk "sine ira et studio" zu betrachten.

Die Zeit der "geistigen Landesverteidigung" und ihrer lückenlosen Fortsetzung in der Ideologie des Anti-Kommunismus im Kalten Krieg der Nachkriegsjahre ist Vergangenheit. Ob wir gegenwärtig dabei sind, in eine neue geistige Heimatsverteidigung einzutreten, die an Geist kaum mehr aufzubieten haben könnte, als ihre historische Vorläuferin, ist eine Frage, die wir vielleicht an anderer Stelle weiter verfolgen werden. In diesem Zusammenhang dürfte uns Hohls Werk unter geänderter Perspektive als Diagnoseinstrument erneut einigen Aufschluss bieten. Unbezweifelbar ist aber, dass Hohls Rezeption und Konstruktion als 'enfant terrible' der Schweizer Literatur im Zeichen dieser "geistigen Landesverteidigung" verstanden werden muss.<sup>96</sup> Seine Attacken gegen Staat und Kirche sind unterdessen – würde man sie nur aufmerksam lesen statt immerfort ihr legendär antibürgerliches Pathos zu beschwören – längst salonfähig geworden. Sogar auf den Teppichetagen der bürgerlichen Gesellschaft würden sie heute wohl nur noch mit einem müden Lächeln quittiert. Das *wahrhaft* Revolutionäre an seinem Notizenwerk, dessen Sprengkraft an keine politischen Tagesaktualitäten gebunden ist, hat man bisher aber noch zu wenig gesehen. Wir haben es durch die Verortung seines Werks als schriftgestütztes "exercice spirituel" im Kontext der antik-philosophischen Selbstsorge anzuzeigen versucht. (Mit Foucault wäre zu zeigen, dass gerade diese scheinbar private Praxis der eigentliche Ort des Politischen ist.)

Wenn Hohls Werk in der Vergangenheit bei einigen wenigen höchste Bewunderung und bei vielen anderen vehement Ablehnung erfahren hat, dann wurde das Urteil seiner Jünger dabei vielleicht nicht weniger von ihrem persönlichem Geschmacksurteil und Selbstverständnis diktiert, als seine Geringschätzung und Missachtung durch seine Gegner. Es besteht der Verdacht, der unerbittliche Hohl habe unter seinen Verehrern gerade jenen als Projektionsfläche ihres überzogenen künstlerischen Selbstbildes gedient, die sich über ihr eigenes latentes Spiessertum nicht ganz hinwegzutäuschen vermochten. Auf der anderen Seite wurde Hohl vielleicht vor allem von jenen erfolgreich zur idealtypischen Verkörperung des Zerfalls der bürgerlichen Ordnung stilisiert, welche die



herrschende Moral umso aggressiver verteidigen zu müssen glaubten, als es ihnen immer schlechter gelang, angesichts der realen Umstände ihre offensichtliche Verlogenheit weiter zu verschleiern. In der Konstruktion und Propagierung der unsäglichen Legenden vom halb wahnsinnigen, halb versoffenen Genie in einem Kellerloch, dessen skandalös-zügellose Lebensweise ihn sofort ins Gefängnis oder ins Sanatorium bringen musste, wenn er nur einen Fuss vor die Tür setzte, reichten sich beide Seiten die Hände und konstruierten mit vereinten Kräften: "Ludwig Hohl".

Hinter diesem Projektionskonstrukt aus Sagen und Legenden die tatsächliche Lebensweise des Notizenschreibers in ihrer ausgeprägt selbstdisziplinierenden Dimension aufzuzeigen, wäre aus philosophischer Sicht das vordringlichste Desiderat der weiteren Hohl-Forschung. Bei dieser biographischen Arbeit wird alles davon abhängen, dass der so verlockenden Versuchung, das legendäre Phänomen "Hohl" zu psychologisieren, widerstanden wird. Wie schädlich sich diese unheilvolle Tendenz in der bisherigen wissenschaftlichen Forschung ausgewirkt hat, haben wir an mehreren Stellen in dieser Arbeit kritisiert und aufgezeigt. Wie diametral ihr christlich-theoretisches Fundament dem Anlass und Zweck von Hohls "antikem" Philosophieren zuwiderläuft, hat sich uns in der Betrachtung der einschlägigen Forschungsliteratur ebenfalls klar genug gezeigt. Ob die Biographie von Anna Stüssi in ihrer endgültigen Form dieses Desiderat wird einlösen können, wird man sehen müssen. Ein erster Einblick in ihr Arbeitsmanuskript hat leider gezeigt, dass diesbezüglich grosse Zweifel angebracht sind. Somit steht zu befürchten, dass nicht nur ihrer Halbheit wegen auch nach der Hohl-Biographie von Stüssi das meiste noch – oder erst recht – zu tun bleiben wird. Wir haben darum zu Beginn dieser Arbeit den dringenden Korrekturbedarf am Klischee-Hohl schon ansatzweise angezeigt.

Was man aus unserer Arbeit schliessen darf, ist u.a. auch, dass nur das Werk des *Schriftstellers* Hohl nach der ersten Hälfte seines Lebens als weitgehend abgeschlossen gelten kann, und die zweite Lebenshälfte folglich als unproduktiv zu bezeichnen ist. Sein *philosophisches* "Werk" war gerade auch die zweite Hälfte seines Lebens. Dieses, *Hohls* "ungeschriebene Lehre", ist mit seinem Lebensende auch zu keinem endgültigen Abschluss gekommen. Genauso wie die vermeintlich dunklen Sprüche Heraklits: "Ich erforsche mich selbst" (Fragment 101) und "Man soll nicht [handeln und denken] als Kinder seiner Eltern" (zitiert nach Ferber) durch die Jahrtausende hell bis zu Ludwig Hohl geleuchtet haben, werden auch seine *Notizen* noch auf lange Sicht jeden, der den Mut dazu aufbringt, zur philosophischen Selbstgestaltung ermuntern und ihm dabei womöglich eine hilfreiche Anleitung sein. Als Schriftsteller mag Ludwig Hohl sich also schon selbst überlebt haben; als Philosoph lebt er weiter.

Inwiefern Hohls tatsächliche Lebensgestaltung unter ihrem philosophischen Anspruch betrachtet als gelungen zu bewerten ist, wollen wir uns nicht anmassen zu beurteilen.<sup>97</sup> Wenn wir ihm aber *ein* unbestreitbares Verdienst anrechnen *müssen*, dann dieses: die ethische "Arbeit" an sich selbst aufgenommen, für sich selbst und für uns heutigen aufgezeichnet und selber nie mehr aufgegeben zu haben. Sollte seine Behauptung darum zutreffen, dass "das Glückliche ist, wenn man, wie Pascal die *Pensées*, ohne ein Ende schreibt" (VI,49), dann werden wir den oft als tragische Figur inszenierten Hohl einen Glücklichen unter den Menschen nennen dürfen. Hat er nämlich in seiner zweiten Lebenshälfte auch kaum mehr etwas publiziert, so zeigt sein Nachlass doch unwiderlegbar, dass auch er seine philosophischen *Notizen* "ohne eine Ende" weitergeschrieben, wiedergelesen und unablässig über ihnen meditiert hat. Oder, wie es der grosse Arbeiter in den *Notizen* selber sagt (II,281):

## *Die vergoldende Ferne*

Wer hörte nicht gerne die Geschichte von jenem Manne, der unbesieglischen Glaubens fuhr und fuhr, über das Weltmeer fuhr, wo noch keiner gefahren war, bis er auf Land stiess, Amerika. Aber als man ihn stündlich zu ermorden drohte, wo blieb da das Schöne?<sup>1</sup>

Was das Ärgste war: Es stand gegen das grosse nicht ein grosses Ding; hundert kleine Dinge standen dagegen, zum Beispiel in verborgenster Stunde mit dem Dolche durchstossen zu werden oder ganz verschollen zu sein.

Siehe, wenn es etwas anderes gäbe, uns zu stützen, als den Glanz unserer Tätigkeit! Wenn Tätigkeit nicht zugleich selber Genugtuung, positiver Genuss wäre – –

Wer rettete uns?

Nicht *dieser* Kolumbus, welcher ankam, ist uns der wichtigste, sondern die hundert andern Kolumbusse, von denen wir nichts wissen, weil sie ermordet *wurden*.

Denn die Natur, physikalisch begriffen, vergeudet zwar nichts, aber die organische Natur (am Sinne – der Linie – ihrer Entwicklung gemessen) vergeudet ungeheuer viel und die menschliche Natur vielleicht am meisten.

---

---

<sup>1</sup> Vgl. V,27

## Literaturverzeichnis

### Ludwig Hohl

#### Werke (chronologisch nach Erstpublikation)

- "Gedichte"; Selbstverlag (Oskar Wöhrle), Konstanz, 1925
- "Nuancen und Details"; (I-II) Oprecht, Zürich, 1939; (III) Selbstverlag (Albert Kundig), Genf, 1943; (I-III) Walter, Olten, 1964 sowie Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1975
- "Nächtlicher Weg"; Morgarten, Zürich, 1943 sowie (vom Autor gekürzt) Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1971
- "Die Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung"; (I-VI) Artemis, Zürich, 1944; (VII-XII) Artemis, Zürich, 1954; (I-XII) Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1981 (sowie 1986 als Suhrkamp Taschenbuch Nr. 1000)
- "Wirklichkeiten", Heinz Weder (Hg.); Tschudy-Verlag, St. Gallen, 1963
- "Dass fast alles anders ist"; Walter, Olten, 1967 sowie Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1984
- "Bergfahrt"; Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1975
- "Von den hereinbrechenden Rändern. Nachnotizen" (2 Bde.), Johannes Beringer / Hugo Sarbach (Hgs.); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1986
- "Und eine neue Erde", Johannes Beringer (Hg.); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1990
- "Mut und Wahl, Aufsätze zur Literatur", Johannes Beringer (Hg.); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1992
- "Jugendtagebuch", Hugo Sarbach (Hg.); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1998
- "Aus der Tiefsee. Paris 1926", Ulrich Stadler (Hg.); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 2004

#### Dokumentarische Publikationen und Sekundärliteratur (chronologisch)

- "Briefe von Albin Zollinger an Ludwig Hohl", Heinz Weder (Hg.); Hans Huber, Bern, 1965
- "Ludwig Hohl. La Revue de Belles-Lettres", 94. Jg., Nr.3, Rainer Michael Mason (Hg.); Genève, 1969
- Fringeli, Dieter: "Dichter im Abseits. Schweizer Autoren von Glauser bis Hohl"; Artemis, Zürich, 1974

- "Profile und Gestalten der deutschen Literatur nach 1914 / Ernst Alker; mit einem Kapitel über den Expressionismus", Zoran Konstantinović (Hg.); Kröner, Stuttgart, 1977
- "Ludwig Hohl", Johannes Beringer (Hg.); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1981
- Seiler, Alexander J.: "Ein Film in Fragmenten und vier Texte von Alexander J. Seiler. Vorwort von Adolf Muschg"; Edition Zyklop, Zürich, 1982
- Kauer, Marthe: "Die Katakombe. Zürchs Literatenkeller 1940-1973"; Pendo, Zürich, 1991
- Lafond, Barbara: "Ludwig Hohl – Jugendtagebuch [Recension]" in: "Études Germaniques" (55e année, Numéro 1, Janvier-Mars), Jean-Marie Valentin (Hg.); Klincksieck, Paris, 2000, S. 135f.
- Morlang, Werner: "Die verlässlichste meiner Freuden. Hanny Fries und Ludwig Hohl: Gespräche, Briefe, Zeichnungen und Dokumente"; Nagel & Kimche im Hanser Verlag, München, 2003
- "Ludwig Hohl. Text & Kritik", No.161, Heinz Ludwig Arnold (Hg.); Boorberg, München, 2004
- "Ludwig Hohl. 'Alles ist Werk.'", Erismann / Probst / Sarbach (Hgs.); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 2004
- "Ludwig Hohl. Drehpunkt. Die Schweizer Literaturzeitschrift", Heft Nr. 118, Rudolf Bussmann / Martin Zingg (Hgs.); Lenos, Basel, 2004
- Dies.: Heft Nr.86; Lenos, Basel, 1993
- "Ai margini del vuoto. Ludwig Hohl e l'evocazione delle cose", Peter Erismann / Anna Ruchat (Hgs.); Effigie, Milano, 2007
- "Ludwig Hohl. 'Es ist schwer, so ins Dunkel zu reden'. Briefe an Isak Grünberg 1930-1937", Rudolf von Bitter (Hg.); Nimbus, Wädenswil, 2011
- "Ludwig Hohl. Quarto, Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs", Nr. 36, Martin Raaflaub / Magnus Wieland (Hgs.); Slatkine, Genf, 2013

### **Wissenschaftliche Literatur (chronologisch)**

- Kronig, Xaver: "Ludwig Hohl: Seine Erzählprosa mit einer Einführung in das Gesamtwerk" (Diss. Fribourg); Lang, Bern, 1972
- Bänninger, Adrian Ewald: "Fragment und Weltbild in Ludwig Hohls Notizen. Einführung und Deutung eines Werks am Rande der schweizerischen Gegenwartsliteratur" (Diss. Zürich); Juris, Zürich, 1973
- Scobel, Gert: "Einführung in die philosophische Prosa Ludwig Hohls" (unveröffentlichte philosophische Freiarbeit, Hochschule Sankt Georgen, 1979, [SLA, E-04-c-2])

- Fuchs, Werner: "'Möglichkeitswelt'. Zu Ludwig Hohls Dichtung und Denkformen" (Diss. Zürich); Lang, Bern, 1980
- Ferber, Rafael: "Bemerkungen zu Ludwig Hohl als Philosophen", in: "Schweizerische Monatshefte", 1992/5, S.405-411
- Valentin, Jean-Marie (Hg.): "Ludwig Hohl (1904-1980). Akten des Pariser Kolloquiums / Actes du Colloque de Paris 14.-16.1.1993"; Lang, Bern, 1994
- Zbinden, Jürg: "Sternstunden oder verpasste Chancen. Zur Geschichte des Schweizer Buchhandels 1943-1952" (Diss. Zürich); Chronos, Zürich, 1995
- Haupt, Sabine: "'Schwer wie ein weisser Stein'. Ludwig Hohls ambivalente Bewältigung der Melancholie" (Diss. Genf); Lang, Bern, 1996
- Schwarz, Robert: "Vom Nutzen und Nachteil der Arbeit. Eine Kritik der Arbeit hinsichtlich ihrer Bedeutung, ihres Werts, ihres Begriffs und ihres realen Einsatzes"; Wien, 2000
- Urben, Simone: "'Was hier steht, das Sichtbare, das sind ja nur die Gipfel oder die Gräte – ich aber ging durch das Gebirge, erstieg die ganzen Berge, war in den Bergen, schaue durch die ganzen Berge hindurch.' Schreiben als Lebensweg – Das Moment der Körperlichkeit in der Poetik Ludwig Hohls" (unveröffentlichte Lizentiatsarbeit, Basel, 2006, [SLA, E-12-b-4])
- Pellin, Elio: "'Mit dampfendem Leib': Sportliche Körper bei Ludwig Hohl, Annemarie Schwarzenbach, Walther Kauer und Lorenz Lotmar" (Diss. Bern); Chronos, Zürich, 2007

## Allgemeine Literatur (alphabetisch)

- Adorno, Theodor W.: "Negative Dialektik"; Suhrkamp, Frankfurt, 1970
  - Ders. "Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben"; Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1976
  - Ders.: "Vorlesung über Negative Dialektik. Fragmente zur Vorlesung 1965/66"; Suhrkamp, Frankfurt am Main 2007
- Aristoteles: "Metaphysik" (2 Bde.), W. Christ (Hg.); Meiner, Hamburg, 1989
- Aurel, Marc: "Selbstbetrachtungen", Wilhelm Capelle (Übers.); Kröner, Stuttgart, 2001
- "Bibel. Revidierte Elberfelder Übersetzung", C.I. Scofield, D.D. (Hg.); R. Brockhaus, Wuppertal, 1992
- Bourriot, Félix: "Kalos Kagathos – Kalokagathía. D'un terme de propagande des Sophistes à une notion sociale et politique", in: "Étude d'Histoire athénienne" (2 Bde.), Ders. (Hg.); Olms, Hildesheim, 1995



- Bruno, Giordano: "Heroische Leidenschaften und individuelles Leben – Eine Auswahl und Interpretation von Ernesto Grassi"; Francke, Bern, 1947
- Coronel, Samuel Senior: "Baruch Spinoza im Rahmen seiner Zeit"; H. Richter, Basel, 1873
- Dahn, Felix: "Ein Kampf um Rom"; Breitkopf und Härtel, Leipzig, 1906
  - Ders.: "Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. Nach der Erstausgabe (Leipzig 1876) abgedruckt mit einem Nachwort von Hans-Rüdiger Schwab"; Deutscher Taschenbuchverlag, München, 2003
- Dehrmann, Mark-Georg: "Das 'Orakel der Deisten'. Shaftesbury und die deutsche Aufklärung"; Wallstein, 2008
- "Der Kleine Stowasser"; München, Freytag, 1979
- Descartes, René: "Discours de la méthode (Französisch-Deutsch), C. Wohlers (Hg.); Meiner, Hamburg, 2011
- "Die französischen Moralisten: La Rochefoucauld; Vauvenargues; Montesquieu; Chamfort; Rivarol. Die Aphorismenbücher in vollständiger Gestalt, Band 1", Fritz Schalk (Hg.); Dieterich, Leipzig, 1938
- "Die Vorsokratiker", Wilhelm Capelle (Hg.); Kröner, Stuttgart, 1968
- Domanski, Juliusz: "La philosophie, théorie ou manière de vivre? Les controverses de l'Antiquité à la Renaissance"; Éditions Universitaires Fribourg Suisse, 1996
- Durant, Will [William James]: "Die grossen Denker", A. Hecht (Übers.); Orell Füssli, Zürich, 1930
- Emmelius, Johann-Christoph: "'Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt.' [...]" in: "Nietzsche-Studien", Bd. 33; de Gruyter, Berlin, 2004
- "Epiktet. Dulde und Entbehre. Ein Handbüchlein der Moral", C. Hilty (Hg.); Rascher, Zürich, 1946
- Erdmann, Johann E.: "Grundriss der Geschichte der Philosophie" (2 Bde.); W. Hertz, Berlin 1866
- "Erinnerungen von Frau Ida Overbeck" in: Carl Albrecht Bernoulli: "Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche – eine Freundschaft" (2 Bde.); Diederichs, Jena, 1908, S. I/234-251
- Fischer, Kuno: "Geschichte der neueren Philosophie" (Bde. 1 und 2); C. Winter, Heidelberg, 1897
  - Ders. "Baruch Spinoza's Leben und Charakter"; Wassermann, Mannheim, 1865
- Foucault, Michel: "Sexualität und Wahrheit" (3 Bde.); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1986
- Fricke, Harald: "Aphorismus"; Metzler, Stuttgart, 1984
  - Ders.: "Kann man poetisch philosophieren? Literaturtheoretische Thesen zum Verhältnis von Dichtung und Reflexion am Beispiel philosophischer Aphoristiker" in: "Literarische Formen der Philosophie", Gottfried Gabriel / Christiane Schildknecht (Hgs.); Metzler, Stuttgart, 1990
- Gemoll, Wilhelm: "Das Apophthegma. Literaturhistorische Studien"; Hölder-Pichler-Tempsky, Wien, 1924

- "Geschichte der Philosophie" (Bde. 1 – 3), Wolfgang Röd (Hg.); C.H. Beck, München, 1988, 1993, 1995
- Goethe, Johann Wolfgang von: "Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden"; Deutscher Taschenbuchverlag, München, 1998
- Hadot, Pierre: "Exercices spirituels et philosophie antique"; Études augustinienes, Paris, 1981 (auf Deutsch: "Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike", Ilsetraut Hadot und Christiane Marsch [Übers.]; Mathias Gatz, Berlin, 1991)
  - Ders.: "Que'est-ce que la philosophie antique"; Gallimard, Paris, 1995
  - Ders.: "N'oublie pas de vivre. Goethe et la tradition des exercices spirituels"; Éditions Michel, 2008
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: "Phänomenologie des Geistes" (Werke 3); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1970
- Heidegger, Martin: "Die Zeit des Weltbildes", in: "Gesamtausgabe. Band 5: Holzwege", F.-W. v. Hermann (Hg.); Klostermann, Frankfurt a.M., 2003
  - Ders. "Sein und Zeit"; Max Niemeyer, Tübingen, 2001
  - Ders. "Was ist das – die Philosophie"; Günter Neske, Pfullingen, 1956
- Horn, Christoph: "Antike Lebenskunst. Glück und Moral von Sokrates bis zu den Neuplatonikern"; C.H. Beck, München, 2010
- Humm, Rudolf Jakob: "Bei uns im Rabenhaus"; Fretz & Wasmuth, Zürich, 1963
  - Ders.: "Unsere Meinung" XII/4; Selbstverlag, 1965
- "Internationales Germanistenlexikon: 1800-1950", Christof König (Hg.); de Gruyter, Berlin, 2003
- Iser, Wolfgang: "Die Appellstruktur der Texte, Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa"; Universitätsverlag, Konstanz, 1971
- Jaeger, Werner: "Über Ursprung und Kreislauf des philosophischen Lebensideals", in: "Scripta minora"; Edizioni di storia e letteratura, Roma, 1960
- Janz, Curt Paul: "Friedrich Nietzsche, Biographie. Kindheit – Jugend – Die Baseler Jahre"; Zweitausendeins, Frankfurt a.M., 1999
- Kant, Immanuel: "Kritik der reinen Vernunft" (2 Bde.); Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1976
  - Ders. "Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?", in: "Kants Werke. Akademie Textausgabe. Band VIII: Abhandlungen nach 1781"; de Gruyter, Berlin, 1968, S. 33-42
  - Ders. "Logik", in: "Kants Werke. Akademie Textausgabe. Band IX: Logik, Physische Geographie, Pädagogik"; de Gruyter, Berlin, 1968
- Kayser, Rudolf: "Spinoza, Bildnis eines geistigen Helden"; Phaidon, Leipzig, 1932
- Laertius, Diogenes: "Leben und Meinungen berühmter Philosophen" (2 Bde.), Klaus Reich (Hg.); Meiner, Hamburg, 2008

- Meyer, Martin: "Nietzsches Zukunftsmenschheit, das Wertproblem und die Rangordnungsidee", in: "Bibliothek für Philosophie" (Bd.13), Ludwig Stein (Hg.); L. Simion, Berlin, 1916
- Moser, Christian: "Buchgestützte Subjektivität. Literarische Formen der Selbstsorge und der Selbstthermeneutik von Platon bis Montaigne"; Niemeyer, Tübingen, 2006
- Moser, Hans Albrecht: "Erinnerungen eines Reaktionärs"; Artemis, Zürich, 1965
- Nehamas, Alexander: "Die Kunst zu leben. Sokratische Reflexionen von Platon bis Foucault"; Rotbuch, Hamburg, 2000
- Niehues-Pröbsting, Heinrich: "Die antike Philosophie, Schrift, Schule, Lebensform"; Fischer, Frankfurt a.M., 2004
- Nietzsche, Friedrich: "Kritische Studienausgabe", G. Colli / M. Montinari (Hgs.); W. de Gruyter, Berlin 1999
  - Ders.: "Gesammelte Briefe II", E. Förster-Nietzsche et al. (Hgs.); Insel, Leipzig, 1903
  - Ders.: "Nietzsches Gesammelte Werke" (Bd. 4); Musarion, München, 1921
- Patt, Walter: "Formen des Anti-Platonismus bei Kant, Nietzsche und Heidegger"; Klostermann, Frankfurt a.M., 1997
- Paulsen, Friedrich: "Einleitung in die Philosophie"; Cotta, Berlin, 1892
- Platon: "Sämtliche Werke in 10 Bänden", Karlheinz Hülser (Hg.); Insel, Frankfurt a.M., 1991
- Rabbow, Paul: "Seelenführung. Methodik der Exerzitien in der Antike"; Kössler, München, 1954
  - Ders.: "Antike Schriften über Seelenheilung und Seelenleitung auf ihre Quellen untersucht. Band I: Die Therapie des Zorns"; Teubner, Leipzig, 1914
- Sandberg, Beatrice: "Geistige Landesverteidigung (1933-1945)", in: "Schweizer Literaturgeschichte", Peter Rusterholz et al. (Hgs.); Metzler, Stuttgart, 2007
- Sartre, Jean-Paul: "L'être et le néant. Essai d'ontologie phénoménologique"; Gallimard, Paris, 1943
  - Ders.: "Plaidoyer pour les intellectuels", in: "Sartre. Situations philosophiques"; Gallimard, Paris, 1990
- Scheler, Max: "Philosophische Weltanschauung"; Francke, Bern, 1954
- Skinner, Quentin: "The foundations of modern political thought" (Vol.2); Cambridge UP, 1978
- Spicker, Friedemann: "Der deutsche Aphorismus im 20. Jahrhundert. Spiel, Bild, Erkenntnis"; Niemeyer, Tübingen, 2004
  - Ders.: "Der Aphorismus. Begriff und Gattung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1912"; de Gruyter, Berlin, 1997
  - Ders. (Hg.): "Es lebt der Mensch, solange er irrt. Deutsche Aphorismen"; Reclam, Stuttgart, 2010

- Spinoza, Baruch de: "Ethik in geometrischer Ordnung dargestellt. Lateinisch-Deutsch" (Sämtliche Werke Bd.2); Meiner, Hamburg, 1999
- Ders. "Sämtliche Werke Band III. Briefwechsel – Die Lebensbeschreibungen", Carl Gebhardt et. al. (Hg.); Meiner, Leipzig, 1914
- Strobel, Eva: "Das 'Pathos der Distanz'. Nietzsches Entscheidung für den Aphorismenstil"; Königshausen und Neumann, Würzburg, 1998
- Vorländer, Karl: "Geschichte der Philosophie" (Bd.1); Meiner, Leipzig 1919
- Windelband, Wilhelm: "Präludien, Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie"; J. C. B. Mohr (Paul Siebeck); Freiburg i.B., 1884

## Editorisches Nachwort

Die vorliegende Dissertationsschrift erscheint – von unerheblichen sprachlichen Korrekturen und geringfügigen inhaltlichen Anpassungen abgesehen – so, wie ich sie vor drei Jahren eingereicht habe. Um die Lesbarkeit des Texts auch in der elektronischen Publikation zu garantieren, habe ich in aufwändiger Arbeit sämtliche Endnoten mit den Verweiszahlen im Lauftext verlinkt. Wer die Gedanken und Argumente in dieser Schrift verstehen und genau prüfen möchte, wird diese Anmerkungen bei der Lektüre nicht auslassen.

Die Mängel und Schwächen meiner Arbeit sind mir selber nur allzu bewusst und wurden von meinen Gutachtern zum Teil treffend bemerkt. Einiges habe ich bei der Überarbeitung zur Publikation beheben können; anderes, was bei der fachwissenschaftlichen Begutachtung einer Promotionschrift kritisch angemerkt werden musste, wird einen interessierten Hohl-Leser oder -Forscher weniger stören und wurde darum unverändert gelassen.

Erfreulicherweise erfordern es einige, durchwegs positive Entwicklungen rund um Ludwig Hohl, dass ich sie hier mit Bezug auf meine, vor dreieinhalb Jahren abgeschlossene Arbeit kurz erwähne. Im Vorwort schreibe ich, dass sich an Ludwig Hohls „verlegerische[m] Missgeschick [...] bis heute nichts geändert [habe]“. Diese Aussage ist in der Zwischenzeit falsch geworden, seit es bei Suhrkamp zu Neuauflagen einiger – wenn auch noch nicht aller – Werke von Ludwig Hohl gekommen ist. Aufgrund der aktuellen Verkaufszahlen und der immer zahlreicheren Übertragungen seiner Werke in andere Sprachen könnte sogar schon fast der Eindruck entstehen, Ludwig Hohl nähme auf dem Büchermarkt doch noch Fahrt auf und erreiche am Ende die grosse Masse der Lesenden trotz allem. Ich bezweifle das immer noch.

Auch aus dem Bereich der Hohl-Forschung gibt es heute Erfreuliches zu berichten. Während Barbara Lafonds Hohl-Habilitation an der Université de Lorraine, Nancy unterdessen zum erfolgreichen Abschluss gekommen ist, hat Bettina Mosca-Rau an der Universität Zürich bereits die nächste Hohl-Dissertation in Angriff genommen. Neue Stimmen zu Ludwig Hohl konnte man auch schon in der Doppelnummer der Literaturzeitschrift *europe* vernehmen, die Hohl und Max Frisch gewidmet war (no. 1029-1030). Als grösster Meilenstein unter den jüngsten Publikationen ist aber ohne Zweifel Anna Stüssis Biographie "Ludwig Hohl. Unterwegs zum Werk. Eine Biographie der Jahre 1904-1937" hervorzuheben (Wallstein Verlag, Göttingen, 2014).

Nicht weniger wichtig erscheint mir, dass die Hohliana aus dem Nachlass Fries, von denen in der vorliegenden Dissertationsschrift bereits einige Abbildungen enthalten sind, unterdessen – wie erhofft – ans Schweizerische Literaturarchiv nach Bern gekommen sind.

Die Edition dieser Arbeit zur elektronischen Publikation wäre nie rechtzeitig und in der erforderlichen Qualität fertiggestellt worden, wenn mir nicht auch noch in allerletzter Minute Pascale Gerstmayer mit grafischer Unterstützung und Magnus Wieland mit fachkundiger Auskunft tatkräftig zur Seite gestanden hätten. Ihnen gilt darum mein letzter, herzlicher Dank.



